WURM-
RELIG
GESCH

M · B L U M

GIONS-

HICHTE


Crescat Scientia
Vita Excolatur

WURM-BLUM
RELIGIONSGESCHICHTE

Wurms Handbuch der Religionsgeschichte

in durchgreifender Neubearbeitung

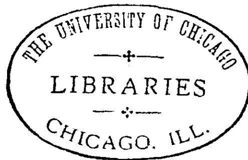
von Alfred Blum-Ernst

Herausgegeben vom Calwer Verlagsverein



1929

CALWER VEREINSBUCHHANDLUNG STUTTGART



Druck: Stuttgarter Vereinsbuchdruckerei AG

„Die Offenbarung steht zu allen Religionen nicht bloss im negativen Verhältnis von Wahrheit und Irrtum, sondern zugleich im positiven Verhältnis der Erfüllung.“ Emil Brunner

„Religionsgeschichte ist eine Geschichte Gottes mit den Menschen, eine Erlösungsgeschichte, die die Menschheit und den einzelnen Menschen aus der Gebundenheit an die blosse sinnliche Natur, an sein bloss naturhaftes Bedürfen und Streben erhebt in die Gemeinschaft mit Gott und zur Freiheit des Geistes über die Welt und über die blosse, stumpfe Tatsächlichkeit des Daseins.“

Ernst Troeltsch

Vorwort

Infolge der stets enger werdenden Verbindung zwischen den verschiedenen Völkern der Erde und des damit zusammenhängenden regen geistigen Verkehrs sind auch die Religionen der Bewohner Asiens und Afrikas in den Gesichtskreis des gebildeten Europäers getreten, und durch die Mission hat das Interesse an den Gedanken und Vorstellungen fremder Völker bedeutend zugenommen. Wir alle fühlen etwas von ernsten Entscheidungen im Geisteskampf der Menschheit, lautet doch die Losung für China und Japan: „Buddha oder Christus", für Indien „Krischna oder Christus" und für Afrika „Christentum oder Islam". Das Erwachen des nahen Orients aber stellt uns vor ganz neue Probleme.

Die Literatur über die Religionen der Erde ist nahezu unübersehbar geworden und vermehrt sich täglich durch die Arbeit von Fachgelehrten, Philosophen, Forschern, Reisenden und Missionaren. Da ist das Bedürfnis nach einer zusammenfassenden Darstellung verständlich. Es war keine leichte Aufgabe, das einst geschätzte Wurmsche Handbuch der Religionsgeschichte neu herauszugeben. Und doch wollte ich den Namen des Verfassers und viel wertvolles Gut, vereinigt mit seinem klaren, weitblickenden Urteil der Nachwelt erhalten wissen. Das Werk wurde zum großen Teil ganz neu geschrieben, nur an den Religionen des klassischen Altertums und an der germanischen Religion wurde wenig verändert. Die heute noch lebenden Religionen nehmen einen breiteren Raum ein als die bereits vergangenen. Wenn die indische Religion eine besonders weitgehende Berücksichtigung erfahren

hat, so möge man es dem Verfasser zugute halten, da er mehrere Jahre in Indien zugebracht hat und so das indische Geistesleben seine Anziehungskraft auf ihn ausübte. Eine ausführliche Darstellung der indischen Religion hat aber auch ihr Recht in sich selbst, da keine andere heidnische Religion die religiösen Probleme so mannigfaltig verarbeitet und eine so umfangreiche religiöse Literatur bis auf unsere Zeit überliefert hat. Für Missionare und Missionsfreunde braucht ohnedies die Bedeutung der indischen Religion nicht erst hervorgehoben zu werden.

Möge diese Schrift unter Gottes Segen manche Leser in der Überzeugung befestigen, daß auch die Wissenschaft der Religionsgeschichte zur Förderung des Reiches Gottes dienen muß!

Schiers, den 15. Februar 1929

A. Blum-Ernst, Pfarrer,
Direktor der Evangelischen Lehranstalt

Statt y wurde meistens das deutsche j wie in jagen, statt j dagegen dsch gesetzt, also radscha statt raja.

Inhaltsübersicht

Einleitung

Das Wurmsche Handbuch der Religionsgeschichte erstrebt eine möglichst objektive und gerechte Darstellung der nichtchristlichen Religionen. Auf eine Erörterung über das Wesen der Religion wird hier verzichtet. Wir verweisen auf die umfangreicheren Darstellungen der Religionsgeschichte, die christliche Dogmatik und Apologetik und im besonderen auf die Darlegungen von Friedrich Brunstäd: „Die Idee der Religion", von Emil Brunner: „Die Absolutheit Jesu" und etwa die Aufsätze von Ernst Troeltsch. Auch eine Definition des Wortes „Religion" gibt uns wenig Aufschluß. Sie wird heutzutage von Religionspsychologen viel zu weit gefaßt, oder beschränkt sich ausschließlich auf „den christlichen Glauben" im Sinne des Urchristentums. Weder die Bezeichnung der Religion als „Ehrfurcht vor dem Göttlichen", noch als „Darbietung einer Gemeinschaft mit einer höheren unsichtbaren Macht" trifft auf alle Religionen zu, denken wir dabei nur an primitive Vorstellungen oder an den Buddhismus. Ebenso verhält es sich mit Religion als „ein schlechtliniges Abhängigkeitsgefühl" oder der bekannten Erklärung von Wundt: „Religion ist das Gefühl der Zugehörigkeit des Menschen und der ihn umgebenden Welt zu einer übersinnlichen Welt, in der er sich die Ideale verwirklicht denkt, die ihm als höchste Ziele menschlichen Strebens erscheinen." Wer die nichtchristlichen Religionen unbefangen auf sein Gemüt einwirken läßt, wird bald erkennen, daß die unendliche Mannigfältigkeit an religiösen Vorstellungen und Gebilden eine eindeutige Definition nicht zuläßt.

Was die Entwicklungsgeschichte der Religionen anbelangt, so ist man in vergangenen Jahrzehnten allzu leichthin bereit gewesen, die Entwicklungshypothesen der Naturwissenschaft

auch auf die religiösen Erscheinungen der Menschheit anzuwenden; aber es hat sich deutlich gezeigt, daß sich die religiösen Gebilde nicht in ein Entwicklungsschema einspannen lassen. Die Entartung der Religionen, besonders bei den Primitiven, darf in mancher Hinsicht als erwiesen betrachtet werden. Nehmen wir auch hier die einzelnen Religionen so hin, wie sie sich darbieten, und lassen wir uns den Blick nicht trüben durch Vorurteile, die doch zuletzt irgendwie in unserer Weltanschauung begründet sind.

Sehr viel wichtiger ist die Auseinandersetzung der nichtchristlichen Religionen mit dem christlichen Glauben. Aber dies ist Sache der Apologetik und der praktischen Missionslehre und nicht die Aufgabe einer Religionsgeschichte, die gerade dadurch ihren Wert behält, daß sie die Religionen möglichst unbefangen darstellt. Wir verleugnen damit unsere Stellung zur Sache nicht. Es ist unsere Überzeugung, daß die nichtchristlichen Religionen einen Vergleich mit dem christlichen Glauben nicht auszuhalten vermögen, von welcher Seite man immer die Gesichtspunkte hervorhebt und betrachtet. *Der christliche Glaube steht dem Heidentum als die absolute Wahrheit gegenüber.* Damit sollen die in den nichtchristlichen Religionen vorhandenen Wahrheitselemente nicht geleugnet werden. Gerade die feste Überzeugung des christlichen Glaubens vermag auch den außerchristlichen Religionserscheinungen am meisten gerecht zu werden, da sie um die ewige Wahrheit nicht besorgt zu sein braucht, wenn sie das hohe und edle Geistesgut fremder Überzeugung anerkennen muß. Der Christ wird sich vielmehr freuen, auch im Heidentum die Spuren des lebendigen Gottes zu entdecken. Für den Missionar bildet die Kenntnis der Religionsgeschichte die notwendige Voraussetzung. Erst auf ihrem Grunde kann eine gerechte Auseinandersetzung und Überwindung erfolgen. Anleitung dazu geben ihm apologetische Werke wie „Die Weltreligionen und das Christentum von D. Martin Schlunk, die stets eine Darstellung der Religionen zur Voraussetzung haben. Eine Hervorhebung der wichtigsten Unterscheidungsmerkmale und ihre wissenschaftliche Begründung würde in unserm Falle viel zu weit führen.

Es hat zwar an sich einen besonderen Reiz, zu zeigen, wie der Monotheismus gegenüber dem beängstigenden Polytheismus eine wahre Erlösung für das Menschenherz bedeutet, wie im Pantheismus der sittliche Begriff der Persönlichkeit verloren geht, der Mensch im Atheismus (Buddhismus) auf die Dauer keine Befriedigung findet, oder wie andererseits monotheistische Vorstellungen, die in heidnischen Religionen die Oberhand gewinnen oder aus dem Christentum entlehnt sind, diesen Religionen ihre besondere Macht verleihen, wie etwa die Hoheit und Einzigkeit des e i n e n Gottes im Islam. Wie grundverschieden vom Christentum ist doch in den nichtchristlichen Religionen der Erlösungsgedanke gefaßt und wie tief und neugestaltend muß die sittliche Kraft des Christenglaubens auf die primitiven Völker wirken, ganz abgesehen von den Weltanschauungsfragen und der Stellung des Menschen. Am eindrücklichsten aber wird der Vergleich, wenn der Offenbarungscharakter des christlichen Glaubens ins helle Licht gestellt wird.

Eine volkstümliche Darstellung der Religionen, wie sie hier im bescheidenen Bewußtsein ihrer Mängel und Gebrechen auf kleinem Raum versucht wurde, hat ihren Wert auch für die Aufklärung über allerlei unzutreffende Darbietungen der nichtchristlichen Religionen, die in den modernen orientalischen Sekten und Systemen mitten in der Christenheit ihr Wesen treiben. Wir erinnern nur an die theosophische Gesellschaft und ihren Krischnamurtikult, an den Neubuddhismus und die Lehre des Mazdaznan. Es ist da so viel hinzugedichtet und entstellt worden, daß auch die kürzeste Darstellung der heidnischen Systeme eine Art Ehrenrettung bedeutet.

Was die überaus schwierige Frage der Einteilung der Religionen anbelangt, so haben wir die bisherige von Dekan Wurm als einfach und gut im allgemeinen beibehalten und verweisen auf die Inhaltsangabe. Die Offenbarungsreligionen, das Judentum und die christliche Religion, wurden ganz weggelassen, weil es uns unmöglich erschien, dem christlichen Glauben in der uns zugemessenen Kürze auch nur einigermaßen gerecht zu werden, und weil das Buch für den christlichen Leserkreis bestimmt ist, der in unserer Zeit hervor-

ragende Darstellungen des christlichen Glaubens genug und unmittelbar zur Hand hat. Dafür wurde ein weiteres Kapitel über die Westsemiten und über den Manichäismus hinzugetan. Von einer zusammenhängenden Geschichte aller Religionen zu reden, ist uns heute noch nicht möglich. Der innere Zusammenhang der einzelnen Religionen der primitiven Völker in den verschiedenen Weltteilen ist außerordentlich lose und erfordert eine tiefgrabende und umfassende Forscherarbeit, die wir vielleicht in der Zukunft erwarten dürfen. Enger berühren sich gewisse Nationalreligionen, wie die semitische, ägyptische und babylonische, während die beiden Universalreligionen, der Buddhismus und der Islam, höchstens in ihrer Mystik gegenseitige Berührungen aufweisen.

Wichtiger ist es, ein Wort zu sagen über die Allgemeinheit der Religion. Die Religion ist so alt wie das Menschengeschlecht, und es ist bis jetzt kein Volk bekannt, das völlig religionslos wäre. Wenn es überhaupt religionslose Menschen gibt, so ist dies höchstens in ganz mit weltlicher Kultur gesättigten Kreisen der Fall und stets ein Zeichen des beginnenden Verfalls. Überall aber, wo die Religion Höhepunkte erreicht und zu Macht und Einfluß auf die Volksseele gelangt, beobachten wir Aufstieg und Weckung der edelsten Kräfte. Und selbst da, wo die Religion ein Volk mit fast unumschränkter magischer Gewalt in ihren Bann zog, hat sie dennoch viel geleistet zur freien Entfaltung der Menschenkräfte und zur Beherrschung des menschlichen Trieblebens und so zur Erhaltung des Menschengeschlechtes beigetragen. Wie viel wertvolle Anregungen verdanken Handel und Gewerbe, Kunst und Wissenschaft dem frisch pulsierenden religiösen Leben, das über die sinnliche Welt hinausweist auf ein übersinnliches Dasein. Nicht umsonst finden wir im Orient Philosophie und Religion auf das innigste miteinander verbunden. Und die bange Frage über den Ursprung des Leidens und die Erlösung vom Leiden ist ein Grundproblem der ganzen Menschheit. Die größte Gefahr aber für alles religiöse Leben bildet die Vermischung der Religionen, der Synkretismus. In ihm ruht das Verderben, die Zerstörung des Wahrheitsgehaltes der Religionen. Gerade in der radikalen Tren-

nung und Scheidung der nichtchristlichen und der geoffenbarten Religionen, wie sie der christliche Glaube vollzieht, liegt beides beschlossen: Die Möglichkeit der vollen Anerkennung des wahren Wesens der heidnischen Religionen und die Rettung der Menschheit durch das Evangelium von Jesus Christus. Das Christentum bietet dem Gläubigen jeder andern Religion etwas unerhört Neues dar: eine neue Anschauung über den Menschen, der ein Sünder ist, über die Erlösung des Menschen durch den Glauben an Christus, über das neue sittliche Leben des Erlösten durch die Kraft des göttlichen Geistes, über die neue menschliche Gemeinschaft des Gottesreiches, über die Hoffnung des Lebens nach dem Tode und die persönliche Lebensgemeinschaft mit Gott, mit einem Wort: die Vollendung der menschlichen Persönlichkeit und die Vollendung der christlichen Gemeinde, einer christlichen Menschheit, ist in Aussicht gestellt durch Gott selbst. Damit hat jeder Versuch der Selbsterlösung ein Ende erreicht und die innere Überwindung der nichtchristlichen Religionen durch den christlichen Glauben bleibt Gottes Tat.

Erster Teil

Die Religionen der primitiven Völker

I. Die religiöse Weltanschauung des primitiven Menschen

1. Verbreitung und Eigenart der religiösen Vorstellung

Soweit unser Blick in die Vergangenheit zurückreicht, beobachten wir tiefes religiöses Leben und Erleben. Wertvolle Funde in den Höhlen der alten Steinzeit, eigenartige Handabdrücke, umgeben von Bildern verschiedener Insekten, stilisierte Hände, Pfeil und Bumerang deuten auf geheimnisvollen Jagdzauber. Tief in Felsplatten eingegrabene geschlechtliche Symbole erlauben die Vermutung religiöser Gebräuche zur Erlangung der Fruchtbarkeit; Götterbilder und Fresken lassen auf heilige Tänze und Fruchtbarkeitsfeste schließen. Deutliche Skulpturen auf Steinen und Renntierknochen weisen auf den Geburtszauber, und es sind Anzeichen vorhanden, daß derHöhlenmensch der alten Steinzeit an ein Weiterleben nach dem Tode glaubte. So finden sich häufig in Reihen aufgestellte Tier- und Menschenschädel, oft mit Ocker, der roten Farbe des Lebens gefüllt, die alle in eine bestimmte Richtung, etwa nach Westen schauen. Ja der Gedanke, daß die primitiven Völker der Altsteinzeit besondere Höhlenheiligtümer mit Opferaltären besaßen, in welchen ein höchstes Wesen verehrt wurde, hat viel Wahrscheinlichkeit für sich.

Von fernen Eiszeiten bis in unsere Tage erhält die Forschung sichere Kunde, daß die Erde kein einziges Volk, keinen noch so verwilderten Stamm beherbergt, bei dem nicht primitive Mysterien, religiöse Symbole, Sitten und Gebräuche

oder die Vorstellung eines höchsten Wesens eine gewichtige Rolle spielen. Die Tatsache aber, daß bestimmte religiöse Anschauungen über die ganze Erde verbreitet und allen Menschen gemeinsam sind, rückt den Gedanken an die Einheit des Menschengeschlechts nach Wesen und Abstammung in unmittelbare Nähe. Diesen gemeinsamen religiösen Besitz, der gerade bei den primitiven Völkern am deutlichsten zutage tritt, sorgfältig und deutlich herauszuschälen, soll unsere erste Aufgabe sein.

Im religiösen Verkehr mit dem primitiven Menschen gewinnen wir den Eindruck, er stehe unter einem geheimnisvollen Bann. Seine Seele ist gehalten und erweckt die Überzeugung, es sei im Interesse eines tieferen gegenseitigen Verständnisses vor allem nötig, das Geistesleben des Naturmenschen zum Erwachen zu bringen. So ganz anders mutet uns seine Vorstellungsweise an, daß die Kluft, die uns von ihm trennt, unüberbrückbar erscheint. Nur jahrelanger Aufenthalt im Lande des Eingeborenen, genaue Kenntnis der Sprache, der Sitten und Gebräuche seines Stammes, liebevolles Einfühlen in das Seelenleben, Einblick in die sorgsam gehüteten Mysterien des primitiven Freundes führt zum Ziele.

Abstraktes Denken in unserem Sinne, aber auch jedes sophistische Jonglieren mit Begriffen liegt der primitiven Seele durchaus fern. Alle ihre Vorstellungen sind konkret, leben gleichsam in Fleisch und Blut. Auch logisches Folgern unserer Art ist dem Primitiven selten eigen, kann jedoch leicht geweckt werden. Kinder der Wildnis sind durch gewissenhafte Schulung sehr weit gekommen, doch rein begriffliches Denken ist ihnen zeitlebens fern geblieben. Obwohl sie zwar zwischen sichtbaren und unsichtbaren Dingen scharf unterscheiden, schauen sie auch die geistige Welt in lebendigen Bildern, die ganz dem sichtbaren Dasein entsprechen. Alles Lebendige, Menschen, Tiere und Pflanzen sind an sich durchaus ebenbürtig, nur ihre jeweiligen Zustände werden unterschieden. Aber auch das Anorganische besitzt Leben und geheime Kraft, die plötzlich offenbar werden kann. Obgleich der Primitive das Einzelne überaus scharf beobachtet und hierin dem wahrnehmenden Kinde gleicht, das unbe-

fangen sieht, fehlt ihm die Schlußfolgerung auf die Allgemeinheit. Die Gestalten, mit welchen seine rege Einbildungskraft die unsichtbare und sichtbare Welt bevölkert, enthüllen eine so ganz andersartige Verknüpfung der Beziehungen, daß der fremde Beobachter an der geistigen Zurechnungsfähigkeit der primitiven Seele irre werden möchte. Dringt er jedoch tiefer ein, so wird er zu seiner Verwunderung erkennen, wie allen diesen bildhaften Vorstellungen ein inhaltreicher Sinn zugrunde liegt. Als geübter Beobachter der Wirklichkeit hält er auch in der Einbildungskraft die feinen und haarscharfen Unterscheidungen fest, die immerwährende Wachsamkeit in der Not des Daseins ihm aufdrängt. Die Trennung und Abgrenzung von Wirklichkeit, Wesen, Bild und Vorstellung ist noch nicht vollzogen. Er schaut im Namen die Person, im Abbild das Wesen und im Teil die innewohnende Kraft des Ganzen. Die ganze Natur ist für ihn lebendig und beseelt. Er fühlt unmittelbar, bald stärker, bald schwächer, die ausströmende Kraft der Gegenstände, als ob sie mit elektrischem Strome geladen wären, und die in vielen Fällen sogar tödlich wirkt. Auch der Name ist kein leerer Schall; er birgt ein Stück des benannten Wesens. Die Teile des Menschen-, Tier- und Pflanzenleibes enthalten die Kräfte des Körpers, von dem sie stammen. Sorgfältig verscharrt der Primitive die Abfälle und Ausscheidungen seines Körpers in die Erde, streut sie in den Fluß oder verbirgt sie in Höhlen, damit Niemand sie finden und sich seines Wesens bemächtigen kann. Er selbst aber bringt den Feind in seine Gewalt, indem er ein Haar, einen Zahn oder sonst einen Gebrauchsgegenstand desselben in Besitz nimmt. Der Schaden, den er dem Teile zufügt, trifft das Ganze. Diese fremdartige Auffassung ist uns nicht ganz unverständlich. Sie spielt auch bei uns eine wichtige Rolle in der Zauberei und Magie und wir wissen, daß ähnliche Vorstellungen aus heidnischer Zeit sich bei uns bis auf den heutigen Tag erhalten haben.

Das stets konkrete, paralogische Denken des primitiven Menschen, das weder streng logisch noch auch unlogisch genannt werden kann, verknüpft gewisse Naturerscheinungen

in eigenartiger Weise und hält dabei Gedanken fest, die tief im religiösen Empfinden der primitiven Seele eingewurzelt sind. Etwa im Sinne unserer Sprichwörter und Märchen, oder als überwucherte Reste uralter Mythologie, bringt das naive Denken allerlei Naturbeobachtungen in einen unvollkommenen inneren Zusammenhang durch unzutreffende Verknüpfungen. Weil zur Zeit der Bohnenreife die Heuschrecke unaufhörlich zirpt, hält es der Indianer für durchaus selbstverständlich, daß die Heuschrecken seine Bohnen reif zirpen. Hinter allen Wesen und Gegenständen gewahrt seine Phantasie eine Art Urbild in der unsichtbaren Welt, das als Schutzgeist über seine Gattung wacht und vom Jäger, der ein Wild erlegt, um Verzeihung gebeten wird, damit er seiner Rache entrinne. Wolken bringen Regen, der das Wasser trübt. Darum müssen Rauchwolken und Wassertrübung auch notwendig Regen zur Folge haben und die Sonne geht unter in den Rauchwolken des Sonnengottes, der seine Pfeife raucht. Es fehlt dem Primitiven die Gabe, Dinge und Ereignisse richtig abzugrenzen. Im Bild, in der Photographie, im Schatten, in den Fußspuren und Handabdrücken, im Spiegelbild des Wassers bleibt stets ein Teil des Wesens zurück. Mit wachsender Angst und Sorge um sein Leben beobachtet der Wilde den Photographen, der mit seinen Künsten ein Stück seiner Seele fängt.

Die für uns so befremdlichen Verknüpfungen und Verwandlungen, die der primitive Mensch in seinem Denken vollzieht, führen unbewußt zu schwerwiegenden Verwickelungen und verursachen dauernd eine ängstliche Erregung seiner Seele. Sein ganzes Dasein ist mit unheimlichen Mächten verflochten und er mag die Furcht vor dem Leben ebensowenig loszuwerden wie die Schrecken des Todes. Speise und Trank, Wachen und Schlaf, der Hauch des Atems und jedes gesprochene Wort kann ihm Unheil bringen. Von dem vielgepriesenen Glück des unberührten Naturmenschen kann keine Rede sein. Überall ahnt seine Seele lauerndes Verderben. Er kennt kein Vertrauen auf einen alles durchwaltenden ewigen Willen; die Gesetzmäßigkeit des Naturgeschehens ist seinem Geiste völlig fremd.

Wer nur flüchtig mit dem primitiven Menschen in Berührung kommt, ihn beim Tanze sieht oder eine Niederlassung aus dem Flugzeuge beobachtet, mag darüber empört sein, daß der Kulturmensch das harmlose idyllische Dasein des Wilden stört. Der gewissenhafte Forscher und Kenner weiß, wie Furcht und Schrecken des Todes ihn allenthalben umgeben. Alle seine Mienen und Bewegungen verraten ein gedrücktes und geängstetes Wesen, das er jedoch vor dem Fremden, in dem er eine gefährliche höhere Macht vermutet, sorgfältig verbirgt. Aus Furcht lügt er ihm allerlei vor, stellt sich namenlos unwissend oder führt ihn geflissentlich hinters Licht, bringt ihn auf eine falsche Fährte und wer den weißen Mann am geschicktesten täuscht, wird als kluger Held gepriesen. Es ist keineswegs eine frivole Gesinnung, die ihn so handeln läßt, sondern Mißtrauen und Furcht einem höheren machtbegabten Wesen gegenüber, das gefährlich werden kann und vor dem man sich in jedem Fall in acht nehmen muß. Vollends undenkbar aber ist dem primitiven Bewohner die Preisgabe seiner tiefsten religiösen Geheimnisse. Am besten glaubt er noch zu fahren, wenn er dem Besucher in allen Dingen recht gibt und gerade das trifft, was er am liebsten hört. Eher noch traut er dem Missionar ein Verständnis für sein religiöses Empfinden zu. Doch geschieht dies meist erst nach jahrelanger Bekanntschaft und im Einverständnis mit seinen Stammesgenossen. Vorsichtig, Schritt für Schritt gewährt er ihm einen Einblick in die religiösen Gebräuche und Gewohnheiten. Oft tut er es mit Zittern und es wundert uns nicht, wenn der Primitive die Wirkung seiner Geständnisse abwarten will, ist doch auf Preisgabe religiöser Geheimnisse vielfach der Tod gesetzt. Nur selten läßt er den weißen Bekannten teilhaben an seinem innersten religiösen Empfinden. Meistens sind es die zur christlichen Gemeinde übergetretenen Führer, Priester und Zauberer, die es wagen, die verborgene schauerliche Welt aufzudecken und bisher unausgesprochene Geheimnisse zu enthüllen. Wie oft hat ein Afrikareisender oder ein Pflanzer allen Ernstes

oder die Vorstellung eines höchsten Wesens eine gewichtige Rolle spielen. Die Tatsache aber, daß bestimmte religiöse Anschauungen über die ganze Erde verbreitet und allen Menschen gemeinsam sind, rückt den Gedanken an die Einheit des Menschengeschlechts nach Wesen und Abstammung in unmittelbare Nähe. Diesen gemeinsamen religiösen Besitz, der gerade bei den primitiven Völkern am deutlichsten zutage tritt, sorgfältig und deutlich herauszuschälen, soll unsere erste Aufgabe sein.

Im religiösen Verkehr mit dem primitiven Menschen gewinnen wir den Eindruck, er stehe unter einem geheimnisvollen Bann. Seine Seele ist gehalten und erweckt die Überzeugung, es sei im Interesse eines tieferen gegenseitigen Verständnisses vor allem nötig, das Geistesleben des Naturmenschen zum Erwachen zu bringen. So ganz anders mutet uns seine Vorstellungsweise an, daß die Kluft, die uns von ihm trennt, unüberbrückbar erscheint. Nur jahrelanger Aufenthalt im Lande des Eingeborenen, genaue Kenntnis der Sprache, der Sitten und Gebräuche seines Stammes, liebevolles Einfühlen in das Seelenleben, Einblick in die sorgsam gehüteten Mysterien des primitiven Freundes führt zum Ziele.

Abstraktes Denken in unserem Sinne, aber auch jedes sophistische Jonglieren mit Begriffen liegt der primitiven Seele durchaus fern. Alle ihre Vorstellungen sind konkret, leben gleichsam in Fleisch und Blut. Auch logisches Folgern unserer Art ist dem Primitiven selten eigen, kann jedoch leicht geweckt werden. Kinder der Wildnis sind durch gewissenhafte Schulung sehr weit gekommen, doch rein begriffliches Denken ist ihnen zeitlebens fern geblieben. Obwohl sie zwar zwischen sichtbaren und unsichtbaren Dingen scharf unterscheiden, schauen sie auch die geistige Welt in lebendigen Bildern, die ganz dem sichtbaren Dasein entsprechen. Alles Lebendige, Menschen, Tiere und Pflanzen sind an sich durchaus ebenbürtig, nur ihre jeweiligen Zustände werden unterschieden. Aber auch das Anorganische besitzt Leben und geheime Kraft, die plötzlich offenbar werden kann. Obgleich der Primitive das Einzelne überaus scharf beobachtet und hierin dem wahrnehmenden Kinde gleicht, das unbe-

fangen sieht, fehlt ihm die Schlußfolgerung auf die Allgemeinheit. Die Gestalten, mit welchen seine rege Einbildungskraft die unsichtbare und sichtbare Welt bevölkert, enthüllen eine so ganz andersartige Verknüpfung der Beziehungen, daß der fremde Beobachter an der geistigen Zurechnungsfähigkeit der primitiven Seele irre werden möchte. Dringt er jedoch tiefer ein, so wird er zu seiner Verwunderung erkennen, wie allen diesen bildhaften Vorstellungen ein inhaltreicher Sinn zugrunde liegt. Als geübter Beobachter der Wirklichkeit hält er auch in der Einbildungskraft die feinen und haarscharfen Unterscheidungen fest, die immerwährende Wachsamkeit in der Not des Daseins ihm aufdrängt. Die Trennung und Abgrenzung von Wirklichkeit, Wesen, Bild und Vorstellung ist noch nicht vollzogen. Er schaut im Namen die Person, im Abbild das Wesen und im Teil die innewohnende Kraft des Ganzen. Die ganze Natur ist für ihn lebendig und beseelt. Er fühlt unmittelbar, bald stärker, bald schwächer, die ausströmende Kraft der Gegenstände, als ob sie mit elektrischem Strome geladen wären, und die in vielen Fällen sogar tödlich wirkt. Auch der Name ist kein leerer Schall; er birgt ein Stück des benannten Wesens. Die Teile des Menschen-, Tier- und Pflanzenleibes enthalten die Kräfte des Körpers, von dem sie stammen. Sorgfältig verscharrt der Primitive die Abfälle und Ausscheidungen seines Körpers in die Erde, streut sie in den Fluß oder verbirgt sie in Höhlen, damit Niemand sie finden und sich seines Wesens bemächtigen kann. Er selbst aber bringt den Feind in seine Gewalt, indem er ein Haar, einen Zahn oder sonst einen Gebrauchsgegenstand desselben in Besitz nimmt. Der Schaden, den er dem Teile zufügt, trifft das Ganze. Diese fremdartige Auffassung ist uns nicht ganz unverständlich. Sie spielt auch bei uns eine wichtige Rolle in der Zauberei und Magie und wir wissen, daß ähnliche Vorstellungen aus heidnischer Zeit sich bei uns bis auf den heutigen Tag erhalten haben.

Das stets konkrete, paralogische Denken des primitiven Menschen, das weder streng logisch noch auch unlogisch genannt werden kann, verknüpft gewisse Naturerscheinungen

in eigenartiger Weise und hält dabei Gedanken fest, die tief im religiösen Empfinden der primitiven Seele eingewurzelt sind. Etwa im Sinne unserer Sprichwörter und Märchen, oder als überwucherte Reste uralter Mythologie, bringt das naive Denken allerlei Naturbeobachtungen in einen unvollkommenen inneren Zusammenhang durch unzutreffende Verknüpfungen. Weil zur Zeit der Bohnenreife die Heuschrecke unaufhörlich zirpt, hält es der Indianer für durchaus selbstverständlich, daß die Heuschrecken seine Bohnen reif zirpen. Hinter allen Wesen und Gegenständen gewahrt seine Phantasie eine Art Urbild in der unsichtbaren Welt, das als Schutzgeist über seine Gattung wacht und vom Jäger, der ein Wild erlegt, um Verzeihung gebeten wird, damit er seiner Rache entrinne. Wolken bringen Regen, der das Wasser trübt. Darum müssen Rauchwolken und Wassertrübung auch notwendig Regen zur Folge haben und die Sonne geht unter in den Rauchwolken des Sonnengottes, der seine Pfeife raucht. Es fehlt dem Primitiven die Gabe, Dinge und Ereignisse richtig abzugrenzen. Im Bild, in der Photographie, im Schatten, in den Fußspuren und Handabdrücken, im Spiegelbild des Wassers bleibt stets ein Teil des Wesens zurück. Mit wachsender Angst und Sorge um sein Leben beobachtet der Wilde den Photographen, der mit seinen Künsten ein Stück seiner Seele fängt.

Die für uns so befremdlichen Verknüpfungen und Verwandlungen, die der primitive Mensch in seinem Denken vollzieht, führen unbewußt zu schwerwiegenden Verwickelungen und verursachen dauernd eine ängstliche Erregung seiner Seele. Sein ganzes Dasein ist mit unheimlichen Mächten verflochten und er mag die Furcht vor dem Leben ebensowenig loszuwerden wie die Schrecken des Todes. Speise und Trank, Wachen und Schlaf, der Hauch des Atems und jedes gesprochene Wort kann ihm Unheil bringen. Von dem vielgepriesenen Glück des unberührten Naturmenschen kann keine Rede sein. Überall ahnt seine Seele lauerndes Verderben. Er kennt kein Vertrauen auf einen alles durchwaltenden ewigen Willen; die Gesetzmäßigkeit des Naturgeschehens ist seinem Geiste völlig fremd.

Die religiöse Zurückhaltung der Eingeborenen

Wer nur flüchtig mit dem primitiven Menschen in Berührung kommt, ihn beim Tanze sieht oder eine Niederlassung aus dem Flugzeuge beobachtet, mag darüber empört sein, daß der Kulturmensch das harmlose idyllische Dasein des Wilden stört. Der gewissenhafte Forscher und Kenner weiß, wie Furcht und Schrecken des Todes ihn allenthalben umgeben. Alle seine Mienen und Bewegungen verraten ein gedrücktes und geängstetes Wesen, das er jedoch vor dem Fremden, in dem er eine gefährliche höhere Macht vermutet, sorgfältig verbirgt. Aus Furcht lügt er ihm allerlei vor, stellt sich namenlos unwissend oder führt ihn geflissentlich hinters Licht, bringt ihn auf eine falsche Fährte und wer den weißen Mann am geschicktesten täuscht, wird als kluger Held gepriesen. Es ist keineswegs eine frivole Gesinnung, die ihn so handeln läßt, sondern Mißtrauen und Furcht einem höheren machtbegabten Wesen gegenüber, das gefährlich werden kann und vor dem man sich in jedem Fall in acht nehmen muß. Vollends undenkbar aber ist dem primitiven Bewohner die Preisgabe seiner tiefsten religiösen Geheimnisse. Am besten glaubt er noch zu fahren, wenn er dem Besucher in allen Dingen recht gibt und gerade das trifft, was er am liebsten hört. Eher noch traut er dem Missionar ein Verständnis für sein religiöses Empfinden zu. Doch geschieht dies meist erst nach jahrelanger Bekanntschaft und im Einverständnis mit seinen Stammesgenossen. Vorsichtig, Schritt für Schritt gewährt er ihm einen Einblick in die religiösen Gebräuche und Gewohnheiten. Oft tut er es mit Zittern und es wundert uns nicht, wenn der Primitive die Wirkung seiner Geständnisse abwarten will, ist doch auf Preisgabe religiöser Geheimnisse vielfach der Tod gesetzt. Nur selten läßt er den weißen Bekannten teilhaben an seinem innersten religiösen Empfinden. Meistens sind es die zur christlichen Gemeinde übergetretenen Führer, Priester und Zauberer, die es wagen, die verborgene schauerliche Welt aufzudecken und bisher unausgesprochene Geheimnisse zu enthüllen. Wie oft hat ein Afrikareisender oder ein Pflanzer allen Ernstes

versichert, affenähnliche völlig behaarte Wesen ohne jegliche Religion entdeckt zu haben. Gar bald aber stellte sich heraus, daß gerade in diesem Urwaldstamm reiches religiöses Leben pulsierte, ja sogar eine fast unerschöpfliche Überlieferung religiöser Vorstellungen und Gebräuche vorhanden war. Ist doch das ganze Leben des Primitiven von religiösen Elementen geradezu durchtränkt und sein Tun und Lassen von religiösen Vorstellungen beherrscht.

Mag uns die religiöse Vorstellungswelt des Primitiven noch so eigenartig erscheinen, so steht doch sein konkretes Denken der höchsten Wahrheit offen und birgt auch seine Seele einen unendlichen gottgeschaffenen Reichtum. Muß auch das Denken des Primitiven sich in lauter konkreten Bildern vollziehen, wobei ihm die Bewegung der Hände, die Finger, kleine Steinchen oder Muscheln, Holzsplitter, kurz was er gerade zur Hand hat, als Konzentrationspunkte dienen, mag das Gesetz des Widerspruchs einigen Negerstämmen überhaupt fehlen, mag einem Eskimo das Denken überaus langweilig vorkommen und absolute geistige Interesselosigkeit vorhanden sein, so kommt er dafür durch den Reichtum konkreter Sinneseindrücke der Natur vielleicht näher als die theoretische Wissenschaft, und ein Wort seiner Sprache kann für uns Geheimnisse bergen, die wir nie ergründen können. Wenn eine Negersprache siebenunddreißig Tempora unterscheidet, für die Bezeichnungen „groß" hundert und „klein" sechzig Wörter besitzt oder den Unterschied von Gut und Böse in so feiner Weise zum Ausdruck bringt, wie sie ein Gelehrter überhaupt feststellen kann, so ist das ein Beweis wenn auch andersartiger, so doch hoher geistiger Fähigkeit. Wer längere Zeit mit Urwaldbewohnern zusammenlebt, den stört die nackte Haut und dunkle Farbe nicht mehr. Man fühlt sich innerlich zusammen und findet einen echten Menschen mit allen seinen Vorzügen und Schwächen, teilt Kummer und Sorge mit dem Vater, empfindet die Bewegung zärtlichster Mutterliebe in der Seele der Frau und freut sich mit am Frohsinn und Lachen der Kinder. Hüten wir uns vor Verallgemeinerung und voreiligen Schlüssen. Wir sehen, wie rasch

sich unter Naturvölkern Wandlungen vollziehen, Volksstämme auf- und niedersteigen und in Verfall geraten; wir ermessen, wie bedeutungsvoll auch unter Primitiven gerade in religiöser Hinsicht der Einfluß hoher Führerpersönlichkeiten werden kann und wollen inmitten soziologischer Lebensstruktur den bleibenden Wert des einzelnen hervorragenden Menschen nicht verkennen. Es waren primitive Völker- und Beduinenstämme, denen Mohammed in wenigen Jahren seine Offenbarungen aufnötigte. Auch die Schlußfolgerungen auf die Anfänge der Religion und die Anwendung des Entwicklungsgedankens auf die religiösen Anschauungen von der Eiszeit bis zur Gegenwart erheischen äußerste Vorsicht. Wie gewaltig waren in ferner Vergangenheit die Naturkatastrophen und mitfolgende Völkerverschiebungen, und die Jahrtausende alte Geschichte der primitiven Völker ist uns noch völlig unbekannt. Einst glaubte man in den Wedda auf Ceylon die Urmenschen gefunden zu haben und heute ist allgemein bekannt, daß sie vor etwa 400 Jahren politisch organisiert waren und „einer ihrer bedeutendsten Häuptlinge, der jetzt göttlich verehrte Panikhi, seinerzeit ein hohes Staatsamt inne hatte". Es ist für uns wenig gewonnen, wenn wir im Interesse einer Entwicklungshypothese den Zustand des primitiven Menschen möglichst armselig schildern oder das religiöse Leben abschwächen zugunsten christlicher Missionsarbeit und das Heidentum möglichst schwarz malen. Gerade in seiner Fülle und seinem Reichtum zeigt der religiöse Besitz der primitiven Völker die unsägliche Not ihres Daseins und die entsetzliche Furcht vor dem Schicksal, das Kennzeichen echten Heidentums.

Ehe wir dazu übergehen, die religiöse Vorstellungswelt des Primitiven näher zu schildern, soll uns das Traumleben, diese für den Naturmenschen so wichtige Erscheinung, noch näher beschäftigen. Religionspsychologische Forscher wie Hauer und Allier weisen darauf hin, daß die psychoanalytische Auffassung, alle Träume seien Wunschträume und Ausfluß geschlechtlicher Verdrängungen, nicht zutrifft, es sich vielmehr auch beim Primitiven in den Traum-

gebilden um ein neugeahntes Ideal handeln kann, das einmal Wirklichkeit werden soll, wie sich auch das eigentümlich religiöse Erleben vom geschlechtlichen in seinem innersten Wesen durchaus unterscheidet. Der Primitive glaubt an einen Doppelgänger, ein feinmaterielles Wesen, das ihn überall im irdischen Leben begleitet und in der andern Welt dieselbe Stellung einnimmt, die der Mensch in diesem Leben inne hatte. Im Traume, vor allem im Tiefschlaf verläßt dieses sein anderes Ich den Körper und wandert in ferne Welten. Alles, was dieses Wesen erlebt, tut und schaut, hat durchaus Wirklichkeitscharakter, doch werden auch vom Primitiven die Träume je nach ihrem Wert verschieden beurteilt. Aber es läßt sich nicht leugnen, daß Träume auf die Gestaltung des religiösen Lebens einen tiefen Einfluß ausgeübt haben und ihre hohe Bedeutung nicht leicht überschätzt werden kann. Im Traume wandelt das Doppelwesen in das Schattenland der Abgeschiedenen und verkehrt mit den freundlichen Geistern in den Gefilden des Lichts. Was der Seele im Traume zugefügt wird, nimmt der Primitive für reine Wirklichkeit und rächt sich dafür im Wachzustande. Die Verstorbenen, die er im Traume begegnet, tragen alle den gleichen feinmateriellen Leib wie sein Doppelwesen. Dann ist auch seine Seele befreit von den Fesseln und Banden des irdischen Daseins. Die übernatürlichen Wesen des Traumlandes sorgen um sein Wohl und Wehe, erteilen ihm guten Rat, warnen vor Unglück und Gefahr, vermitteln Zauberkräfte und geben allerlei religiöse Vorschriften und wichtige Unterweisungen, die sein religiöses Verhalten erfrischen und neu beleben, ja in Kultus, Sitten und Gebräuche zu ganz neuen Gestaltungen Anlaß geben. Bei gewissen Negerstämmen hat jeder Traum seine Bedeutung. Auch die Geister der Vorfahren begegnen dem Träumenden, um ihn zu trösten oder Vergangenes zu offenbaren. Eine ähnliche Rolle spielen die Visionen oder Wachsuggestionen. Und doch gibt es auch Volksstämme, bei welchen Träume keine besondere Bedeutung haben und es geht nicht wohl an, die animistische Theorie ganz nur auf Traumerscheinungen zurückzuführen.

Das Wort Animismus (anima, animus, Seele, Geist), bedeutet die Beseelung im eigentlichen Sinne im Unterschied vom Animatismus (animatus, belebt), was hier Allbelebung bezeichnen soll. Dieser vielgenannte Animismus oder Seelenglaube des Primitiven ist außerordentlich verwickelt, denn lebendig sein und eine Seele haben, sei es hier oder in der Schattenwelt, ist für die Vorstellung des Primitiven nicht ein und dasselbe. Söderblom unterscheidet vier Möglichkeiten: 1. Das Naturding kann als lebendig aufgefaßt werden, ohne daß man ihm eine Seele zuschreibt; 2. man kann in den Naturdingen eine Seele vom Körper unterscheiden, wie jeder Mensch eine oder mehrere Seelen besitzt. Oft ist es die Seele eines mächtigen Verstorbenen oder ein unbekannter Totengeist. 3. Der voll ausgebildete Animismus, der sich in Wirklichkeit wohl selten findet, schreibt jedem göttlichen Wesen, jedem Menschen und jeder Sache eine Seele zu. 4. Dieser Geist oder die Seele kann ein Wachstumsdämon oder ein freischwebender Waldgeist sein. Ursprünglich dachte man nach der animistischen Theorie nur an die Beseelung der Natur und sprach von „der Gegenwart unzähliger geistiger Wesen" in der Natur.

Es gibt primitive Völker, die dem Menschen eine, zwei und mehrere Seelen mit speziellen Funktionen zuschreiben. Warneck unterscheidet bei den Batak eine Körperseele und eine Schattenseele. Auch die Tschi-Neger kennen eine Seele, die von der Geburt bis zum Tode den Menschen belebt und eine andere, die ihn im Lande der Schatten begleitet. Mary Kingsley nennt vier Seelen der Kongoneger: 1. Die Seele, die nach dem Tode; 2. die Seele, die in einem Tier im Walde lebt; 3. die Schattenseele; 4. die im Traum erscheinende und wandernde Seele. Alle Anschauungen, die Allbelebung, die Beseelung, der Glaube an freischwebende Geister, an die Seele in Vogelgestalt, als kleines männliches Wesen oder Däumling, sind bei den Primitiven vertreten. Die Seele durchdringt alle Teile des Körpers, aber nicht alle Seelen verlassen den Menschen zu gleicher Zeit. Die Traumseele verschwindet im Wachzustand, die Bewegungsseele in Krankheit und Ohnmacht und auch im Tode lebt die eine oder andere Seele

weiter und verleiht dem Toten Macht über die Lebenden. Der Tod spielt im Leben des Primitiven eine entscheidende Rolle gerade auch im Blick auf die Seele und ihr Schicksal. Einfach und klar ist die Vorstellung von einem feinmateriellen Doppelwesen, der Schattenseele. Da der Tote dem Primitiven im Traume als Schattenwesen begegnet, so findet er es selbstverständlich, daß auch der Verstorbene eine Seele hat. Es liegt nahe, zu vermuten, der naive Mensch halte unentwegt fest an einem Urbild der Seele, wie er auch nur ein bestimmtes Wort für Seele schlechthin hat, und sehe die verschiedenen Funktionen und Erscheinungen dieser einen Seele verkörpert in Teilseelen. Doch ist diese Frage noch nicht abgeklärt.

2. *Jenseitsglaube, Totenverehrung und Geisterdienst*

Die Vorstellung von Leben und Tod ist bei den Primitiven eine ganz andere als bei uns. Lebendig ist ihm schließlich alles, was nicht gänzlich zerschlagen, zerbrochen oder unbrauchbar ist. Nicht nur die Geister, Menschen, Tiere und Pflanzen haben Leben, sondern auch die nach unseren Begriffen toten Gegenstände. Ein Gifttrank oder ein vergifteter Pfeil hat mehr lebendige Kraft als gewöhnliche Dinge; denn sie töten den Menschen. Die Knochen sind lebendiger als das Fleisch, die Haare und Nägel lebendiger als die Haut; denn sie haben eine längere Lebensdauer. Der Schädel besitzt mehr Leben; er ist der Sitz der Gedanken. Das erklärt die Bedeutung des Menschen- und Tierschädelkultus. Nahrhafte Speisen und wertvolle Teile der Menschen- und Tierleiber bergen besondere Lebenskräfte, so das seelenerfüllte Blut, die Leber, das Gehirn und das Herz. Sie werden mit Vorliebe verspeist, da sie besonders viel Lebenskraft enthalten. Das Gehirn eines intelligenten Zauberpriesters ist ein besonders begehrter Leckerbissen, da es die Denkkraft steigert, wie auch das Herz des tapferen Häuptlings, wenn es frisch gegessen wird, den Mut und die Tapferkeit erhöht. Besondere Lebenskraft birgt das Brot und der Primitive unterscheidet nicht zwischen Nährkraft und Leben. Kräftige Nahrung spendet

Leben, darum muß dieses Leben auch in der Speise enthalten sein. Ein brauchbares Instrument, ein Beil, eine Säge tötet den Baum, also ist es lebendiger als weniger effektive Gegenstände. Der schwere Stein übt eine furchtbare Gewalt aus und zerschmettert das Leben, darum hat er auch mehr Lebenskraft als der Strohhalm oder das Blatt des Baumes. Von Schwerkraft besitzt der Naturmensch keine Vorstellung. In solchen Anschauungen und Kraftübertragungen haben zahlreiche religiöse Gebräuche ihren Ursprung. Der verstorbene Mensch ist nie ganz tot, seine Gebeine leben länger als die Weichteile, seine Asche länger als der Körper.

Am längsten aber lebt die Schattenseele, jener feinmaterielle Leib, der als Doppelwesen im Traume den Körper verläßt und in die Traumwelt wandert. Nach dem Tode des sichtbaren Menschen begibt sich sein anderes unsichtbares Ich in die Schattenwelt. In vielen Fällen denkt man sich den Begrabenen, so wie er leibte und lebte im Jenseits, immer aber ist die Schattenseele oder der feinmaterielle Leib ganz analog dem Erdenleibe gedacht. Eine Vorstellung vom ewigen Leben kennen die Primitiven nicht. Wer viel Lebenskraft sein eigen nennt, lebt auch in der andern Welt länger, zuletzt vergehen alle oder sie kehren wieder ins irdische Dasein. Doch können wir streng genommen nicht von Seelenwanderung reden; denn eine Seele ohne Leib ist dem Primitiven unvorstellbar. Er schaut auch im Jenseits immer den ganzen Menschen, das Individuum. Nur selten nimmt dieses Wesen eine andere Gestalt an und verflüchtigt sich in die Vorstellung eines Geistes, einer schemenhaften Erscheinung. Davor bewahrt den Naturmenschen sein Wirklichkeitssinn, sein durchaus konkretes Denken.

In der Regel denkt sich der primitive Mensch das Jenseits genau so wie das Stück der diesseitigen Welt, das er nach eigener Anschauung kennt, die Geister und Menschen, alt und jung, die Helden, Krieger, Weiber und Kinder, die Berge, Täler und Ströme, das Meer, die Inseln, die Fruchtbäume, den Wald und seine Tiere. Nur daß alles viel schöner und

herrlicher ist. Die Früchte sind edler und schmackhafter. Dazu kommen die phantasiereichen Ausschmückungen, die Schilderungen derer, die in jene Welt entrückt wurden, sei es im Traum oder in Gesichten, die Sagen und Märchen alter Zeit, ja schließlich alle jene Hoffnungen und Erwartungen, mit welchen sich die Sehnsucht der primitven Seele trägt. Ohne Zweifel spielen auch Erzählungen und Gerüchte aus fernen Gegenden dabei eine Rolle, etwa von Inseln, dahin einige Stammesangehörige einst verschlagen wurden, von Schluchten und Bergen, dahin sie sich verirrt hatten. Dann gab es zu allen Zeiten auch unter den Primitiven dichterisch veranlagte Naturen und Männer, die eine Art „prophetische Schau" besaßen. Sie haben die jenseitige Welt in ihren eigenen Phantasien wiedergegeben und mit neuen Bildern und Vorstellungen ausgestattet, die von ihren Landsleuten als Wirklichkeit übernommen und weiter überliefert worden sind. Daher die reiche Mannigfaltigkeit und immerwährende Veränderlichkeit, wenn dabei auch die ursprünglichen Schilderungen nicht verleugnet werden. Vielfach wird der Ort der Dahingeschiedenen in der Erde, auf einer fernen Insel, aber auch in der Sonne, in der Milchstraße und im Himmel gedacht. Die Phantasie trägt an der „übersinnlichen Verwandlung" des diesseitigen Lebens und seine Verlegung in jene Welten reichlich Anteil.[1] Bei den Odschibwä begegnen wir einer Schilderung des Weges zum Jenseits, wo die Erdbeere die als Versuchung auf dem Pfade liegt, mächtige Ausmaße hat, eine schwingende Schlange den Fluß überbrückt, die Kluft zwischen dem Ufer und dem Kopf der Schlange muß übersprungen werden. Bei geistesarmen und abgestumpften Negerstämmen trägt auch die Jenseitshoffnung einen armseligen und trostlosen Charakter und es darf uns nicht wundern, wenn in den Gedanken an das jenseitige Leben sich das Diesseits, das freudige oder gedrückte Dasein des Primitiven widerspiegelt, ja wenn überhaupt nur die Reichen und Tüchtigen sich in der andern Welt des Paradieses mit seinen Freuden und köstlichen Erquickungen getrösten dürfen. Andere werden hoffnungslos zurückgewiesen, weil sie das Eintrittsgeld nicht bezahlen können. Das Para-

dies der Patagonier befindet sich in unterirdischen Höhlen, wo sie reich an Vieh in Gemeinschaft mit den Göttern ihr Dasein im seligen Rausche verbringen.[2]

Bei den Ot-Danum auf Borneo liegt das Paradies jenseits des Stromes, nahe beim Wohnsitz des höchsten Gottes Pâhâtara. Da die Seele, darüber erzürnt, daß sie den Leib verlassen muß, zu gerne einen Verwandten mit ins Totenreich nehmen würde, werden mit Hilfe der Kesselpauke Familienglieder aus dem Jenseits herbeigerufen, um sie abzuholen, man zieht Wasser zwischen sich und die Leiche und fleht sie in der Totenklage um Schonung an. Auf ihrem Wege ins Wohngebiet der Seligen kommt die abgeschiedene Seele zum schwankenden Rambutan-Baum. Dort wird der Böse niedergedrückt, der nur Scheintote läuft vor Schreck wieder zurück, der wirklich Tote springt über ihn hinweg. Vom Wackelbaum führt der Weg zum Ort „Erdmangel“, wo der Schwerbeschuldete nicht Raum zum Stehen findet. Dann geht es über die Eisenholzbrücke ins „Fruchtbaumwäldchen zur erfrischenden Labung“. Jetzt trifft die Seele auf die zwei Meter dicke „große schöngetüpfelte Raupe“, deren Anblick sie zum Lachen reizt, so daß sie alle ihre lebenden Verwandten vor Freude vergißt.

Dann erfolgt bei der „abgeschiedenen Seele der Mutter vom Gelbwurzelsteckling“ der schwere Aufstieg auf den „abbrockelnden Berg“, auf dessen Gipfel der mit einem mächtigen Speere bewaffnete schreckliche „Duhan“ ihr mit der Frage entgegentritt, wie viele Mordtaten und sittliche Vergehen sie auf dem Konto habe. Wehe, wenn sie sittlich rein geblieben ist, dann wird sie aufgespießt. Aber an den Schlechtigkeiten hat Duhan seine Freude und kneift vor Lachen die Augen zu, so daß die Seele ihm entlaufen kann. Er spendet Augenbutter und wer nicht ißt, wird sofort umgebracht. Er untersucht die Handflächen nach Spuren von Tabak oder Betel, den leichtfertige Frauen gespendet. Wenn er so etwas entdeckt, muß er lachen. Weiter geht die Reise zum „Kasanabaum“ und zum „Seelenspiegelstein“. Dort erkennt die Seele am Leichenschmuck, daß sie gestorben ist und fängt zu weinen an. Dann gehts durch den „Feuer-Wasserfall“ zur

„Tapu-Hütte", wo alle Seelen, für die kein Totenfest gemacht wird, an Pfeilern kleben. Hat sie durch die Totenopfer alles Nötige erhalten, so führt ein schöngebahnter Weg zum Himmelsdorf, wo mächtige Häuptlinge herrschen. Nachts kommt der Gott der Seelen, der im Monde, der Sonne der Abgeschiedenen, wohnt. Unsere Sonne aber wird ihr Mond und unser Tag ihre Nacht. Im Himmel ist alles schöner und man lebt dort länger als hier. Eine Hölle gibt es im Jenseits der Ot-Danum nicht.

Oft wird in Borneo das Seelendorf im Schlepptau des „Nashornvogelschiffes" hinübergebracht von kühnen Luftgeistern. Ihm wird im „Dolchschwertschiff" die Schattenseele entgegengefahren, wo sie durchs „Nebelmeer" gelangen. Diese „Luftschiffe" sind mit Gewehren und Kanonen ausgerüstet.

Hier einige Proben aus dem Luftschifferlied, übersetzt von Dr. Hordeland:

„Weich aus, Seele des Toten, lauf auf dem Nebel;
Eile, Seele des Umgefallenen, Verlorenen,
Bewandle das Wasser, das fangende!
Schweig, Trommel des Waldteufels, des kühnen,
Der niedrig wohnt im Waringin-Baum!
Bleibt, ihr Seeschlangen, ihr reichen,
Unter dem Kielwasser der Flöße des Königs! ...
Auf, auf, Bemannung des Schwertgriffschiffes!
Wohlan, wohlan, ihr Luftgeister im Schiffe des Schwertgriffs! ...
Fahret hin zur Mündung des Flusses,
Des Stromes des Tempon Telon (Charon),
Durchsegelt die Wogen des Nebels,
Durcheilet die Stätte des Rollens des Donners,
Durchsegelt den Ort des unaufhörlichen Blitzens ...
Was fragst du, o Mond, nach dem Schiffe des Königs? ...
Was forschest du, Stern, nach dem Schiffe des Oheims von Luhing?"[3]

Seltsam mutet es uns an, wenn sogar Boten ins Jenseits abgeordnet werden, die über das Leben und Treiben der dortigen Bewohner Kunde bringen sollen. In Togo müssen die Auserwählten zuerst fasten, dann werden sie mit Zauberschnüren umwunden vom Zauberer unter Trommelklang zur Begräbnisstätte geleitet, wo der Bote wie tot zur Erde fällt. Nach längerer Zeit wieder zu sich gekommen, erzählt er seine Erlebnisse in der anderen Welt, wie er einen Bekannten unter einem Baume sitzen sah, andere auf dem Felde arbeiteten, wieder andere sich seiner Ankunft gefreut hätten.[4] Es

kommt auch vor, daß die Überlebenden Besuch aus der anderen Welt erhalten. So kehrt der tote Gatte nachts in sein Haus zurück, bittet die Frau, ihm die Flöhe abzusuchen und wie sie zugreift, sind es lauter Leichenwürmer. Die Toten, die von den Toradja auf Celebes gesehen werden, laufen ohne Köpfe herum, da ihnen der Kopfjäger denselben geraubt hat. Auch fehlt ihnen der Schatten, der ja zur Schattenseele selbst geworden ist, weshalb der Schatten der Lebenden mit großer Ehrfurcht behandelt und geschont wird. Immer haben die Erscheinenden deutliche Ähnlichkeit in ihren Zügen und Gebärden mit den Verstorbenen, selbst wenn sie die Farbe der Geister an sich tragen und ganz weiß sind.

Uralt und weithin ist der Brauch, dem Toten in der anderen Welt für genügende und befriedigende Gesellschaft zu sorgen. So wurden von jeher beim Tode mächtiger Häuptlinge eine Menge Sklaven und Frauen geopfert, die ihn mit allem, was er im andern Leben nötig hatte, mit Waffen und Kleidern, seinen Lieblingstieren und reichlicher Nahrung in die jenseitigen Gefilde begleiten mußten. Als die Königin-Mutter von Bamum gestorben war, wurde sie „zuerst in ein kostbares Tuch gehüllt, dann warf man ihr ein weißes Kleid über, und ihr Sohn band sie eigenhändig in lange weiße Tücher ein. Sie sah nun aus wie eine Mumie. Alle Gelenke waren ihr gleich nach Eintritt des Todes gebrochen worden, somit fiel es nicht schwer, ihr im Grabe eine sitzende Stellung zu geben. Von den drei ersten Ministern, die im Grabe standen, wurde sie dem König und einigen Großen abgenommen und auf den Königsstuhl gesetzt, nachdem zuerst noch ein kostbarer Teppich über den Thron gebreitet worden war.

Nun galt es, die Herrscherin für das Totenreich auszurüsten. Ein großes Kriegsschwert in prächtiger Scheide aus Krokodilshaut bildete ihre Waffe, der weiße Pferdeschweif war das Erkennungszeichen ihrer Majestät. Ein Trinkhorn legte man ihr in den Arm, auch die Messingpfeife, die sie so oft geraucht hatte, bekam sie mit. Zur langen Wanderung sollte ihr ein Stab dienen, dessen Griff ein Vogel aus Messing

darstellte. Mit all dieser Ausstattung wurde die Tote in einen dunkelblauen Samtmantel gehüllt und auf dem Thron festgebunden. Ganz leise schüttete man nun das Grab zu, und die drei Minister stampften die herunterfallende Erde fest."[5] Nach den Kleidern wird im Reiche der Toten jeder eingeschätzt, darum ist es im Reiche der Bamum des Sterbenden größtes Anliegen, daß er nicht unbekleidet in die Erde gebettet wird. So bat ein Sterbender den Missionar, ihm seinen Hut aufzusetzen, „dann denken die im Totenreich, es kommt ein Europäer."

Viele Frauen versprechen ihren Männern, ihnen im Tode zu folgen. Der Missionar Christian Keysser erzählt von den Papua: „Ein Mann starb. Seine Frau tat, als wäre sie völlig außer sich und schrie derart, daß es selbst den starknervigen Eingeborenen durchs Herz schnitt. ‚Ich will nicht ohne ihn leben, will nicht allein hier bleiben; ich will zu ihm,' rief sie beständig. Sie wollte bei ihrem Mann weilen, selbst im Totenreich. ‚Tötet mich, tötet mich!' forderte sie die Männer auf. Die Frau eines Toten auf ihren eigenen Wunsch zu erdrosseln, war nichts besonderes, dergleichen kam öfter vor. Aber sie wollten die Verantwortung nicht übernehmen vor den Verwandten der Frau, deren Zustimmung nötig war. Die Witwe jedoch wollte deren Eintreffen nicht abwarten, überhaupt nichts von einer Verzögerung wissen, sie schalt die Männer Feiglinge, drohte, sich selbst zu entleiben und ihnen als Geist allerlei Unheil zuzufügen. So erfüllte man denn ihren Wunsch. Bald lag die Leiche der Frau neben der ihres Mannes."[6]

So allgemein, wie der Glaube an ein Weiterleben nach dem Tode, ist bei den Primitiven *die Furcht vor den Verstorbenen.* Die Ewe versichern ihre Toten, daß sie nicht an ihrem Heimgang schuld sind. Bei den Basuto in Afrika, den Batak auf Sumatra, den Papua wurzeln alle Trauergebräuche in der Furcht vor dem Toten. Das hat seinen besonderen Grund. *Der Verstorbene ist nämlich im Besitze einer geheimnisvollen übernatürlichen Macht, von welcher wir als dem wesentlichen Inhalt seines religiösen Lebens noch ausführlich*

zu reden haben. Auf dem Glauben an Geister oder Verstorbene, die mit dieser „Macht" ausgerüstet sind, ruht letzten Endes alles, was mit Totenverehrung und Geisterdienst zusammenhängt. Bei aller zärtlichen Liebe, mit der eine primitive Seele an Verstorbenen hängt, ist es die bange, entsetzliche Furcht vor dem machtbegabten Toten, vor den Geistern, die als wirkliche Wesen, Menschen oder Tiere, Pflanzen oder Götzen mit unheimlicher Macht ausgerüstet sind, die sie in steter Erregung hält und ihr Leben oft unsäglich elend macht.

Auf den Einfluß böser Geister oder böser Menschen werden nicht nur Krankheit und Unglücksfälle, sondern auch das Sterben der Angehörigen zurückgeführt. Um die Schuldigen zu entdecken, findet sich auf der Goldküste die Unsitte des Totentragens oder Totenstoßens. Ähnliche Bräuche herrschen in Südaustralien. Fremde und Verwandte umstehen die Bahre, die drei Männern auf den Kopf gehoben wurde, und rufen die Namen der Verdächtigen. Wird der richtige Name getroffen, so zieht es die Bahre mit Macht in der Richtung der rufenden Person. Häufig sind auch, so in ganz Afrika, die Gottesgerichte, die dem Angeklagten den Giftbecher aufnötigen. Sehr wichtig ist es, einflußreiche und machtbegabte Tote durch Opfer günstig zu stimmen. Auf den Gräbern der Betschuanenhäuptlinge finden große Stieropfer statt. Gewaltige Jäger verkörpern sich in Löwen oder Leoparden, Hexen in Hyänen, und gewöhnliche Geister in Schlangen.[7] Sehr eindrücklich ist, was Hauer über den Totenkult der Baganda in Uganda berichtet: „Wenn der König stirbt, wird er einbalsamiert und in einem Grabhaus aufbewahrt. Nach fünf Monaten wird der Schädel abgetrennt und in einen Ameisenhaufen gelegt. Sobald er ganz kahl gefressen ist, wird er in einem bestimmten Fluß gewaschen und dann mit Bier gefüllt. Einer der Priester des Verstorbenen trinkt dieses Bier und ist nun geweiht, den Geist des Königs zu empfangen. Der Schädel wird dann ins Grab zurückgebracht; nur die untere Kinnlade kommt in einen Krug. Mit

Rindentuch umkleidet und mit Halsketten geschmückt, stellt dieser Krug nun den König dar. Ein Haus in der Gestalt eines Bienenkorbs mit zwei Zimmern nimmt das Ahnenbild auf. Im innern Zimmer wohnt der König, und es darf von niemand betreten werden; das äußere ist jedermann zugänglich. Vor der Scheidewand steht ein Thron, mit Löwen- und Leopardenfellen bedeckt, abgetrennt vom Raume durch einen Zaun von Speeren, Schilden und Messern aus Kupfer und Erz, in prachtvoller Arbeit. Wenn der geweihte Priester in des Volkes Namen mit dem abgeschiedenen König reden will, so geht er zu dem Throne und bringt dem Geist im innern Zimmer das Anliegen vor. Dann raucht er mit heftigen Zügen eine oder zwei Pfeifen Tabak, und bereits nach wenigen Minuten beginnt er zu rasen, ein Zeichen, daß der Geist des Königs in ihn gefahren ist. In diesem Zustand redet er mit des Königs Stimme und tut dem Volke dessen Willen kund. Dann kehrt der Geist wieder in sein Heiligtum im innern Zimmer zurück."

Wenn bei den mongolischen Völkern ein Todesfall eingetreten ist, gilt es, die Jurte von der Seele des Verstorbenen zu reinigen. „Der Schamane sammelt zuerst außerhalb der Hütte die hilfreichen Geister in seine Trommel und sucht dann mittelst derselben die Seele zu erhaschen, welche er in Fistelstimme sprechen und ihn aufleben läßt, er möge sie bei den Seinigen lassen. Hat er sie endlich zwischen Trommel und Schlägel fassen können, so drückt er sie gegen die Erde. Nun tritt er mit ihr den Weg nach der Unterwelt an. Erst hört man noch ihr Wimmern, dann werden die Töne dumpfer, wie aus der Tiefe. Ein heftiger Schlag verkündet endlich die Ankunft im Totenreich. Nun hört man seine Verhandlungen mit den früher verstorbenen Verwandten, welche sich weigern, eine neue Seele aufzunehmen. Da bewirtet sie der Schamane mit Lebenswasser, d. h. Branntwein. Sie werden lustig und jubilieren; so gelang es ihm, die Seele einzuschmuggeln. Seine Stimme wird vernehmlicher, er kehrt allein in die Oberwelt zurück. Hier springt er auf und gerät in heftige Verzückungen, springt wild umher und sinkt zuletzt, in Schweiß gebadet, bewußtlos nieder. Nicht immer jedoch ist der Erfolg der gewünschte. Zuweilen ist die Seele entweiht und in die Jurte

zurückgekehrt; dann muß das ganze von neuem beginnen."[8] Es kommt auch vor, daß man dem Toten sein Pferd mitgibt, indem man es ausstopft und an einen Baum hängt, damit es ihm folge in die Unterwelt. Oft fährt der Schamane mit Hilfe der Geister „in des Himmels höchsten Ort", um für sein Volk Offenbarung und überirdischen Segen herabzuholen. Bei den Eskimos liegt der „glückselige Ort" unter dem Schnee oder Erdboden. Dort ist ein beständiger Sommer, schöner Sonnenschein und keine Nacht; dort ist gutes Wasser und ein Überfluß an Vögeln, Fischen, Seehunden und Renntieren, die man ohne Mühe fangen kann oder gar in einem großen Kessel lebendig kochend findet. Noch drei Tage irrt die Seele um den Toten herum, dann erst geht sie in den „Adliwum", das Reich der Göttin „Sedua", wo sie „Tupilak" heißt und ein ganzes Jahr verweilt. Sie geht um in der Gestalt des Menschen, in ein langes Gewand gehüllt und ist den Erdbewohnern feindlich gesinnt. Oft dringt sie in die Dörfer ein und richtet allerlei Schaden an. Auch die Eskimos glauben an eine Art Seelenwanderung.[9]

Stark ausgeprägt ist der Geisterdienst bei den Batak, wo die Seele sorgsamer verehrt wird als alle Himmelsgötter. Ehrfurcht erweist der Batak seiner eigenen Seele, den Seelen anderer lebender Menschen, besonders der Verwandten. Schon die Seele des Kindes im Mutterleibe wird angebetet und verehrt. Der Batak hat seine Seele fortwährend zu behüten, da sie ihn verlassen will, um den Leichen zum Grabe zu folgen. Damit der Mensch nicht stirbt, muß die entwichene Seele zurückgeholt werden, was in feierlicher Weise unter Führung des Zauberpriesters geschieht. Seelenjagd und Täuschung entwichener Seelen findet sich weithin verbreitet. „Aus einem Bananenstamm wird ein menschliches Bildnis verfertigt, das man notdürftig bekleidet. In den Nabel dieser Figur werden Haare, Nagelstückchen, abgeschabter Schmutz von der Kopfhaut des Kranken oder dergleichen getan, um damit von seinem Seelenstoff etwas auf das Bild zu übertragen. Dadurch wird es befähigt, als Ersatz für den kranken Menschen einzutreten. Dieses Bild wird wie eine Leiche hinausgetragen an die Stelle, wo man den Geist

vermutet, der die Seele festhält. Dort legt man es nieder und ruft die Seele des Kranken. Läßt sich dann irgendwo eine zufällige Stimme hören, so glaubt man, die Seele habe geantwortet, und der Geist habe den Ersatz angenommen. Fröhlich kehrt man ins Dorf zurück, und der Zauberer sagt zu dem Kranken: „Sei guten Muts, behüte uns, wir behüten dich, hab acht auf deinen Vater, deine Mutter und dein Eigentum". Ein Gebet an die eigene Seele lautet: „Hier hast du Betel, o meine Seele, ich sage dir, daß ich gegen dich gefehlt habe... Ich bete dich an, ich will mich von jetzt an bessern; diesen Betel gebe ich dir als Angeld. Wenn ich gesund bin, will ich dir schönes Essen bringen, auch Kleider und Schmuck, wie du es dir wünschest, was immer ich habe. Habe du Erbarmen mit mir." Man beschwichtigt die Seele beim Erschrecken, verspricht der Seele des Kindes ein Geschenk, weiht ihr ein feingewebtes Seelenkleid. In schweren Zeiten opfert der Batak der eigenen Seele ein Haus, ein Stück Feld, einen Dollar, ein Pferd und darf dann diese Dinge wohl gebrauchen, aber nicht veräußern, und im äußersten Zorn kann es vorkommen, daß er seine Seele sogar verflucht und sie eine Hundeseele nennt.

Im Tode bleibt die Körper- oder Lebensseele auf der Erde zurück, die Schattenseele wird begu, Geist oder Gespenst genannt. Nachts geht sie in der Nähe des Hauses um, setzt sich auf das Grab und fühlt sich ohne Leib recht unbehaglich. „Man muß in den ersten Tagen sich still halten, um nicht die Aufmerksamkeit der mißgünstigen Seele auf sich zu lenken; man hüllt das Haupt in einen Schleier, legt allen Schmuck ab, ißt möglichst wenig, und dann nur nachts wie die Geister, um selbst geisterähnlich zu erscheinen; aus dem gleichen Grunde färbt man sich schwarz, weil man sich (im Gegensatz zu afrikanischen Vorstellungen) die Geister schwarz denkt; als Opfer für den Toten schneidet man die Haare ab." Alles das geschieht weniger aus Pietät und Liebe, als vielmehr aus Furcht vor der Rache des Geistes. Speisen werden auf das Grab niedergesetzt, ja um selbst verschont zu werden, opfert man einen Sklaven. Und um die Rückkehr des Verstorbenen zu verhindern, „legt man Dornen auf die Leiche, bindet diese fest, schnürt Daumen und Zehen

zusammen, streut ihr Asche in die Augen, klemmt ein Ei unter die Achselhöhle, alles, um sie bewegungsunfähig zu machen." Ähnliche Gebräuche herrschen über die ganze primitive Welt hin. Als König Radama auf Madagaskar gestorben war, mußten sämtliche Untertanen ihr Haupt scheren; durchschneiden der Sehnen, brechen des Rückgrats sind auch in Afrika häufig anzutreffen. Doch es würde zu weit führen, alle die Nachrichten und Schilderungen hier zu erwähnen. Wichtig ist, daß die Verstorbenen, oder wenigstens ihre Schädel, in der Heimat bestattet werden.

Die Seele bleibt mit dem Leibe in Verbindung, bis das Fleisch verwest ist; „dann wird ein großes Fest veranstaltet, und nun erst geht sie ein ins Totenreich. Der Weg dahin ist voll Abenteuer und Gefahren; ein Totenwächter empfängt sie. Zuletzt muß sie über einen See oder Fluß fahren". Jetzt erst weicht die Furcht und man fühlt sich vor ihr sicher. *Im Totenreich spielt sich das Leben, tief unter der Erde an unheimlichen Plätzen ganz so ab wie bei den Lebenden.* Da gibt es Märkte, Ratsversammlungen, die Toten „spielen mit Karten und Würfeln, führen Krieg und feiern Feste, haben Weiber und Kinder, Äcker und Vieh." Ähnlich wie die Papua und Niasser sind auch die Batak in der Unterwelt nicht befreit von ihren Leiden, Lastern und Leidenschaften, „Spieler kosten immerfort die Bitterkeiten des Spielens; Schwätzer bekommen eine lange Zunge; Diebe halten jedermann sichtbar die von ihnen gestohlenen Gegenstände." Aber dieser Vergeltungsgedanke hat seine sittliche Kraft fast gänzlich verloren.

Die Seelen der Verstorbenen werden in drei Klassen eingeteilt: 1. Allgemeine Totenseelen, böse und gute; 2. Aus ihnen können durch Ehrung vieler Nachkommen höhere Geister hervorgehen, die hohes Ansehen genießen; 3. Über ihnen stehen die vornehmen Ahnen und Stammväter, die durch große Festlichkeiten in ihre Würde eingesetzt werden. An eine Unsterblichkeit der Seele glaubt auch der Batak nicht. Nicht das Individuum, sondern die Familie ist unsterblich und der einzelne lebt und wird geehrt in seinen Nachkommen. Sie sterben oft mehrmals und manche werden zu Tieren.

Nach dem Glauben der Toradja sterben die Seelen im Totenreich siebenmal und werden endlich zu Tropfsteingebilden.

Auf dieser Grundlage baut sich der Geisterdienst auf und ist, wie Johannes Warneck, dem diese Schilderungen entnommen sind, lebhaft betont, „recht eigentlich Kern und Mittelpunkt der Religionen des indischen Archipels“. Dieser Ahnen- oder Geisterdienst hat den Dämonenkultus fast ganz in sich aufgenommen. Von den Ahnen ist das eigene Wohlergehen abhängig; darum ehrt man sie. Nicht Pietät und Liebe, sondern die Furcht ist die Triebfeder des Geisterdienstes. Von sittlicher Vertiefung findet sich keine Spur. Man fürchtet die Verstorbenen als Wächter der ererbten Sitte und weil sie die Lebenden ins Totenland ziehen. So spielt also die Furcht vor dem Tode dabei eine wichtige Rolle. Die Rache der Ahnen trifft stets den ganzen Stammesverband. Um ihrer Boshaftigkeit willen sind die Legionen böser Dämonen besonders gefürchtet. Das sind die Seelen Verstorbener, die keine Söhne hinterlassen, Verhungerter, am Aussatz und Cholera Erkrankter, Selbstmörder, die Seelen von Frauen, die bei der Geburt ihrer Kinder starben. Die Verehrung und das Befragen der Toten geschieht mit Hilfe von Medien, des Sarges, des Grabes, körperlicher Überreste, Gegenstände des Verstorbenen, aber auch lebender Menschen. „Nach den zuverlässigen Berichten intelligenter batakscher Christen, welche Augen- und Ohrenzeugen, zum Teil selbst Medien gewesen sind, spielt sich ein solcher Vorgang folgendermaßen ab: Die Stammesverwandtschaft oder Familie versammelt sich, am liebsten des Abends auf der Dorfstraße, um den Ahn zu befragen. Die eintönige Trommelmusik beginnt ihre dumpfen Weisen. Das Medium, Mann oder Weib, welches aber nie der Zauberpriester ist, sitzt still da und atmet den betäubenden Rauch des Weihrauchs ein. Bald erhebt es sich und beginnt nach dem Takt der Trommeln einen Tanz, der aus Zuckungen der Hände und Füße besteht, je länger, je lebhafter, zuletzt in krampfhaften Sprüngen, bis der Tänzer erschöpft zusammenbricht. Nun ist er ein anderer Mensch ge-

worden; er sieht den betreffenden Geist in seiner früheren menschlichen Gestalt auf sich zukommen, von seinem eigenen Körper weiß er nichts mehr, sein Fühlen und Denken wird das des Verstorbenen. Die anwesenden Menschen erscheinen ihm klein und in rötlicher Gestalt; er fühlt sich schwindlig. Man bringt dem Erschöpften Palmwein und Betel. In wilder Gier verschlingt er oft Fäuste voll des stärksten Pfeffers. Ehe man den ihm erscheinenden Geist um Rat fragt, stellt man das Medium auf die Probe, ob wirklich der zitierte Geist aus ihm spricht, oder ob es simuliert. Die Verwandten forschen nach Familiengeheimnissen, erkundigen sich nach entfernten Gliedern der Familie und nach Umständen, welche nur die nächsten Hinterbliebenen wissen. Hat sich der Besessene durch treffende Antworten legitimiert, dann nennt man ihm die Ursache, um derentwillen man ihn gerufen habe, man fragt, warum er zürne, oder was geschehen müsse, um eine Kalamität abzuwenden. Was der Verstorbene dann fordert, muß getan werden." Diese Medien, die oft auch in die Zukunft schauen, sind Respektspersonen und erfreuen sich eines hohen Ansehens, leben jedoch nicht lange und sterben in der Regel bald nach ihrem ersten Auftreten. Die Besessenheit wird scharf von psychopathischen Erscheinungen unterschieden. Sie ist bei den Völkern des Indischen Archipels stark verbreitet.[10]

Man denkt sich die ganze Welt bevölkert mit bösen Geistern von Verstorbenen, welche überall den Menschen auflauern. Im Walde und in der Wildnis sind sie am zahlreichsten, da überfallen sie die Lebenden und bringen über sie Krankheiten und Wahnsinn. In vielen Fällen sucht man sie zu befriedigen, indem man ihnen Speiseopfer darbringt. Es ist die Arbeit des Zauberpriesters, zu bestimmen, wann und in welchem Fall und was man zu opfern hat. Einige bekommen Bananen und Siriblätter, andere müssen Fleisch, Eier oder Fische haben. Immer aber handelt es sich um eßbare Dinge. Gegenüber diesem auf Furcht basierenden Geisterkult tritt der eigentliche Gottesdienst ganz zurück. Man erwehrt sich auch der bösen Geister, indem man sie hinter-

geht und betrügt. Fährt man auf dem Tobasee an einer Stelle vorbei, die als Sitz eines bösen Geistes gilt (Wirbel oder Klippen), so täuscht man diesen über die Waren, die man im Boote mit sich führt. Wird ein Büffel über den See gefahren, so rufen die Insassen des Bootes: „Es ist nur eine Ziege, Großvater!" Die Batak können aber auch die Verderbenskräfte der Geister sich dienstbar machen. Man fängt einen Knaben aus einem fremden Stamm, füttert ihn eine Zeitlang mit guten Leckerbissen, bis er ganz zutraulich geworden ist. Dann wird er eines Tages hinausgeführt und werden ihm die Augen verbunden. Man gräbt eine Grube und stellt ihn da hinein. Darauf tritt der Zauberer zu dem Knaben hin und belehrt ihn: „Willst du dahin gehen, wohin wir dich schicken?" „Ja", sagt das ahnungslose Kind auf alle Fragen. „Willst du uns nur Gutes tun und unsern Feinden Böses? Willst du uns im Kriege schützen und die Feinde verderben?" Auf alle diese und ähnliche Fragen sagt der Knabe „Ja". Unterdeß hat man Blei am Feuer flüssig gemacht und gießt es ihm plötzlich in den Hals, worauf er stirbt. Der Leichnam wird verkohlt, Asche und Fett aber sorgsam gesammelt und aufgehoben. Diese Überreste sind nun eine kostbare Zaubermedizin, denn durch sie zwingt man den Geist des Verstorbenen, alle jene Dienste zu tun, die man dem Lebenden vorgeredet hat. Doch damit haben wir bereits ein Gebiet berührt, das uns weiterhin unter dem, was wir über den Machtzauber zu sagen haben, noch eingehend beschäftigen wird.

Auffällig ist es, wie auch bei den Indianern Nordamerikas, bei den Irokesen und Algonkin, die Anschauung von den zwei Seelen, die wir als Lebens- und Schattenseele bezeichnet haben, deutlich vorhanden ist. Hauer schildert sie als „eine mit einem negativen Charakter, die dem Körper Leben gibt und bei ihm bleibt, bis sie gerufen wird in einen andern Körper zu gehen; und eine andere von mehr ätherischem Gewebe, die sich vom Körper im Schlaf oder im Traum trennen und über die Welt wandern kann." Entrückungen in die andere Welt, wo sie mit den Geistern der Väter und Stammeshelden verkehren, sind bei den

Indianern besonders häufig und man darf von einer besonderen Schulung zum Geistersehen durch Meditationen, Fasten und Aufenthalt in der Einsamkeit reden. Das Leben in der andern Welt, die in Gesicht und Traum ebenso offen liegt, wie unsere sichtbare Welt, spielt sich genau so ab wie das Indianerleben auf Erden. Darum werden dem Toten Waffen, Vorräte und die Tabakspfeife mitgegeben und die Irokesen ließen im Grab ein kleines Loch offen, damit die Seele einen Ausgang habe nach den glücklichen Gefilden. Der Weg, den der Verstorbene gleich nach dem Tode nehmen muß, führt durch das Geisterland und der Verkehr mit diesen Geistern ist oft ein recht inniger.

Es läßt sich deutlich erkennen, daß Ahnenverehrung und Geisterdienst unter den primitiven Völkern weiteste Verbreitung gefunden haben. Der Glaube an ein Weiterleben des Menschen nach dem Tode ist Allgemeingut der primitiven Religionen. Anstelle der Unsterblichkeitsidee steht der Gedanke an die Wiederkehr der Seele, sei es in ein menschliches, tierisches oder pflanzliches Dasein, und an ein Weiterleben des Menschen in seinen Nachkommen. Von einer Hoffnung auf ein ewiges Leben und einer Vollendung der Persönlichkeit findet sich kaum eine Spur. Im Gegenteil, das Leben im Diesseits ist viel daseinskräftiger als das Schattenleben in der anderen Welt, und der Tod herrscht auch im Lande der Schatten. Sie müssen zuletzt alle sterben. Das Befragen der Toten und der Verkehr der Überlebenden mit verstorbenen Angehörigen durch Zauberei oder Verwendung von Medien erscheint als eine Entartung des religiösen Lebens wie bei uns der Spiritismus, und der Geister- und Dämonendienst hat bei den meisten primitven Völkern den Allkraft- und Gottesglauben, den tiefsten Gehalt der Religionen der Primitiven, völlig überwuchert, doch ohne ihn zerstören zu können.

Diesem ebenfalls gemeinsamen religiösen Besitz der primitiven Völker, dem Allkraft- und Gottesglauben in seiner mannigfaltigen Gestaltung wollen wir uns jetzt zuwenden. Wir glauben, in ihm das Wesentliche an den Religionen der Primitiven erkennen zu können. Lediglich um der besseren Über-

sicht willen wählen wir die geographische Einteilung; denn die Auswirkungen ein und derselben Anschauungen sind doch je nach den Erdteilen und Völkergruppen verschieden. So ist es auch möglich, einiges über die Völker selbst hinzuzufügen.

Die übernatürliche Macht und die Gottesvorstellung des primitiven Menschen

1. Die Religion der primitiven Völker in Afrika

a) Übersicht über die primitiven afrikanischen Völker

Auf die Geschichte und den tragischen Untergang der christlichen Kirche in Nordafrika, die im Anfang des 5. Jahrhunderts allein im römischen Afrika 600 Bistümer zählte, auf die Geschichte der Kolonisation, des Sklavenhandels und seiner Greuel können wir hier nicht näher eintreten. Auch die Völker des Islam, die Bewohner der semitischen Kulturinsel Abessinien und die Malaien in Ostafrika und Madagaskar, die den Völkern der großen Sundainseln verwandt sind, müssen wir hier unberücksichtigt lassen und uns auf die primitiven Rassen beschränken.

Als die Urbewohner Afrikas sind ohne Zweifel die Zwergvölker und Buschmänner anzusehen, stark behaart und von gelbbrauner Hautfarbe, mit faltiger Haut und dünnem Haarwuchs, schmächtiger Gestalt und zartem Knochenbau, die einem mittelgroßen Europäer kaum bis an die Schulter reichen. Sie wohnen im Norden der Kapkolonie bis hin zum Tanganjikasee und in kleinen Gruppen am Kongo und seinen Nebenflüssen und sind nomadische Jägervölker, die sich fast ausschließlich von Fleisch nähren. Ihre Sprache ist einsilbig mit seltsamen Schnalz- und Klixlauten. Sie sind nicht ohne Kultur, und ihre Sagen und Überlieferungen offenbaren eine sinnige Naturbetrachtung. Die lebenswahren Bilder und Skulpturen aus dem Jagdleben, die mit den Zeichnungen berühmter prähistorischer Höhlen in Frankreich und Spanien ver-

wandt, beweisen einen starken künstlerischen Schaffenstrieb. Zu einem geordneten Staatswesen haben sie es nicht gebracht.

Ausgesprochenen Negertypus mit dunkelbrauner Hautfarbe, wolligem Haar, vorstehenden Backenknochen, massigem Knochenbau, wulstigen Lippen und einer starken Ausdünstung der Haut zeigen die Nigritier oder Sudanneger. Sie bewohnen die ganze Breite Afrikas von der Sahara bis gegen den Äquator. Ihre Sprachen gehören nach Westermann zu den einsilbigen Wurzelsprachen mit Verbindungen und Unterscheidungen, die zum schärfsten Nachdenken zwingen und einem feinen musikalischen Empfinden, das in der Trommelsprache seine höchste Ausbildung erfahren hat. Hier finden sich die rohesten Formen afrikanischen Heidentums, obwohl das kulturelle Leben dieser Stämme hoch entwickelt ist und nach dem Urteil von Missionar D. J. Spieth besonders ihre religiösen Vorstellungen eine in Afrika unerwartete Höhe und Mannigfaltigkeit aufweisen. Die Sudanneger treiben in der Hauptsache Ackerbau und Viehzucht. Der Stamm der Nuba am oberen Nil besaß nach Professor Dr. Julius Richter ein Jahrtausend lang ein christliches Königreich, eine einheimische christliche Literatur und eine eigene Bibelübersetzung.

Unter diesen Sudannegern wohnen bis weit gegen Süden eine Reihe von Völkern, die man als fremde Einwanderer mit dem Sammelnamen Hamiten bezeichnet. Sie sind vielfach die Herrschergeschlechter der Sudan- und Bantuvölker und zeichnen sich aus durch ihre stattliche Gestalt und ihren schlanken Wuchs bis zu 2,20 Meter Körperlänge. Die Gesichter sind fein und scharf geschnitten, oft mit einer ausgesprochenen Adlernase, blauen Augen und blonden Haaren. Viele sind trotz ihres hohen Wuchses vernegert und entartet, so die Somali, die Galla, die Massai und die Hottentotten. Die Hamiten sind heute die tätigsten Verbreiter des Islam; die 47 hamitischen Sprachen sind von den Sudansprachen deutlich unterschieden und stehen den semitischen und europäischen Sprachen sehr nahe.

Fast ganz Mittel- und Südafrika dagegen beherbergt die Bantuvölker, mit stark ausgeprägter Eigenart in Sprache und Sitten. In der Lautlehre offenbart sich nach Professor

Meinhof eine Regelmäßigkeit, die selbst das Grimmsche Lautgesetz in den indogermanischen Sprachen in Schatten stellt. Man sucht nachzuweisen, daß die Bantusprachen als ein Meisterwerk menschlicher Sprachkunst ihre Entstehung der hamitischen Einwanderung verdanken.

Was die kulturellen und geistigen Fähigkeiten der Neger anbelangt, so stellt ihnen allein schon ihre Sprache „das erste und originalste Geistesprodukt einer Völkergruppe", ein glänzendes Zeugnis aus. Die Tierfabel, vielleicht sogar in Afrika entstanden, wurde hier auf das mannigfaltigste ausgebildet und zudem liefern ja die Neger in den Vereinigten Staaten den deutlichen Beweis für die hohe Bildungsfähigkeit der Neger, ganz abgesehen von ihren eigenen kulturellen Errungenschaften. In Afrika selbst aber treten eine Reihe fähiger und starker Persönlichkeiten mit großen Führereigenschaften in den Vordergrund und widerlegen die grausame Behauptung der dauernden Inferiorität des Negers. In der Einleitung zur Geschichte der Evangelischen Mission in Afrika sagt Julius Richter: „Die immer wieder in der Erziehung von Negern gemachte Erfahrung lehrt, daß rein intellektuell die Negerkinder an Begabung im Durchschnitt gleichaltrigen europäischen Kindern nicht nachstehen. Die Begabung ist vielleicht nicht ganz gleichartig. Gebiete, die ein exaktes Nachdenken erfordern, wie Mathematik und Philosophie, liegen den Negern nicht; dagegen was die Phantasie beschäftigt oder den Nachahmungstrieb anregt, gelingt ihnen besser als ihren weißen Altersgenossen. In der Musik leisten sie Hervorragendes. Die eigentliche Schwäche liegt auf dem Gebiete des Willens." Wie aber gerade auf dem Wege der Religion und durch die Macht des religiösen Gefühls eine Erziehung des Negers zu höchsten sittlichen Leistungen möglich ist, beweist die Arbeit der christlichen Mission, was durch sichtbare Tatsachen sowohl wie durch die sorgfältigen wissenschaftlichen Untersuchungen von Raoul Allier in seinem Werke: „La Psychologie de la Conversion chez les Peuples non-civilisés" überzeugend dargelegt ist: Die Geburt eines neuen Ich, das neue Leben des Erlösten bedeutet einen herrlichen Sieg.

b) Die geheimnisvolle übernatürliche Kraft: Managlaube und Fetischdienst bei den Negern

Bei allen primitiven Völkern begegnen wir einem heiligen Etwas, das ehrfurchtsvolle Scheu erweckt, einer unheimlichen Macht, einer übernatürlichen Kraft. Es ist die Kraft des höchsten Gottes in überschwenglichem Maß, die Macht der Untergötter, der bösen und guten Geister, es ist die Gefährlichkeit unheimlicher Gegenstände, die todbringende Kraft der Giftpflanze, das heilige Geheimnis des Schwirrholzes, die unwiderstehliche Gewalt des Zauberers, die Herrschergabe des Königs, die seelische Macht des Priesters, es ist mit einem melanesischen Wort Mana, das innerste Wesen des Fetisches. Ist dieses geheimnisvolle Etwas die das ganze Weltall durchdringende Lebenskraft, der alles durchwebende und durchwaltende Seelenstoff und finden wir im Managlauben die Wurzel und den Ursprung alles heidnischen Pantheismus?! — Das Wort mana stammt aus dem Melanesischen und ist in der ganzen Südsee verbreitet. Ein machtbegabter Gegenstand oder Geist ist Mana, ein Mann dagegen hat wohl Mana, aber man kann nicht von ihm sagen, er sei Mana. „Es besteht", sagt Codrington, der diesen Begriff einführte, „ein Glaube an eine Kraft, die, vollkommen getrennt von physischer Stärke, auf jede Weise zum Guten und Bösen wirkt, und die zu besitzen und zu kontrollieren der große Vorteil ist. Das ist Mana". Erst eine zusammenfassende Betrachtung, die alle Vorstellungen der primitiven Völker über den Machtgedanken in Erwägung zieht, wird über den Managlauben Klarheit erlangen. Wir haben gesehen, wie der primitive Mensch von Geister- und Dämonenfurcht geplagt, übernatürliche Hilfe sucht. In seiner Not eilt er zu den Starken, zu den Machtvollen, zu den Geistern, Priestern, Häuptlingen, Fetischen, Weihestätten, zu allen, die Mana besitzen. Aber alle diese kraftgeladenen Personen und Gegenstände sind lebensgefährlich. In heiliger Erregung, voll Ehrfurcht und Scheu wagt er, sich ihnen zu nahen. Mana, und das ist auch die Bedeutung des Wortes, ist für ihn die göttliche Autorität, die übernatürliche Macht,

die Eigenschaft, die er selbst und andere nicht besitzen und die nur den Mächtigen eigen ist; als Verbum bedeutet mana kraftvoll, mächtig, wunderbar, wunderwirkend, übernatürlich. Alle Geister, Menschen, Tiere, Pflanzen und Dinge können Mana besitzen oder selbst mana sein, aber nur außergewöhnliche Wesen und Dinge sind wirklich machtbegabt, und nur mit gewissen Geschehnissen und Zuständen ist Mana verbunden. Der eigenmächtige Gebrauch dieser Kraft zum Verderben der Mitmenschen führt zur Magie und Zauberei und erzeugt aufs neue Furcht und Abscheu. Machtbegabte Gegenstände werden nach dem portugiesischen Wort feitiço, lateinisch factitius, auch Fetische genannt. Sie werden, wie alle Ehrfurcht erregenden und gefährlichen Wesen und Dinge tapu, was „wohlgemerkt", „gezeichnet" bedeutet und aus dem Tongadialekt der Freundschaftsinseln stammt. Tapu ist eigentlich alles, was mit Mana zusammenhängt, Geister, mächtige Häuptlinge, Mysterienkulte, der Mann im Kriege, Tod und Grab, gewisse Tiere, Regeln und Zeiten. Wer die Regeln des Tapu übertritt, verunreinigt sich und gilt als sittlich und physisch unrein.

Nicht immer rührt Mana von einem persönlichen Wesen her, wenn auch der persönliche Ursprung vorwiegt. Alle Geister besitzen Mana und teilen es andern mit. Ein Geist wird wohl etwa Mana genannt, aber Mana ist in der Regel kein Geist, sondern eine unpersönliche übernatürliche Kraft. Manchmal ist es in der Tat schwer zu entscheiden, ob man es mit einer Seele, einem Menschen im Menschen, einer Substanz oder einer Kraft zu tun hat. Besonders auf Sumatra und bei einigen Negerstämmen verschwimmen und vermischen sich beide Vorstellungen. So ist das Wort tendi oder tondi bei den Batak, das dem mana der Melanesier entspricht, entschieden zweideutig. „Es ist das", sagt Warneck, „eine Lebenskraft, Lebensmaterie oder Seelenstoff. Aus dem in der Oberwelt gedachten Seelenvorrat fließt Menschen, Tieren und Pflanzen tondi zu, der ihnen eignet, solange sie leben, um dann den Leib zu verlassen und andere Menschen oder Organismen wieder zu beseelen". Dann wieder ist er eine Art Mensch im Menschen und jedem eigen, der alle

Teile des Körpers durchdringt, sich sogar nach Ansicht der Batak in einen Geist verwandelt, aber zugleich in den Ausscheidungen des menschlichen Körpers vorhanden ist. Missionar Keysser schreibt: „Wie der Saft aus dem Gummibaum hervorquillt, ob man ihn am Stamm, am Zweig oder am Rande des Blattes ritzt; wie der Duft der Blüte entsteigt und die Umgebung erfüllt; wie das Blut durch die Adern und Äderchen rollt; wie der Schweiß aus den Poren rinnt und die Wärme vom Körper ausgeht, so wohnt der Seelenstoff im Körper, geht von ihm aus und geht auf alles über, was mit dem Körper in Berührung kommt."[1] Vergessen wir nicht, daß bei den Primitiven der Begriff der Persönlichkeit ein fließender ist. Er kann sich mit Tieren, Bäumen, seiner Waffe, mit Sonne und Mond unterhalten wie mit lebendigen gegenwärtigen Personen und was vom Menschen stammt, trägt für ihn immer noch persönlichen Charakter an sich. Von einer ethischen Fassung des Begriffs kann bei ihm keine Rede sein. Auch bei den Völkern Afrikas bezeichnen die Wörter wie ossenj im Sudan, oudah bei den Pygmäen, hasina auf Madagaskar, das ki und eki bei den Fan im Kongo, die alle mehr oder weniger dem Mana entsprechen, eine übernatürliche, unpersönliche Macht. Aber auch da, wo das manabezeichnende Wort persönlich, ja sogar für die höchste Gottheit gebraucht wird, hat dieser Gottesname ursprünglich eine andere Bedeutung und bezeichnet das Ungewöhnliche, Unerklärliche, Besondere, so Ngai bei den Masai, mulugu bei den Wanjamwesi, mlungu bei den Wakamba, das lunyensu der West-Bantu und selbst tilo bei den Ba-Ronga. Ist es nicht ganz natürlich, daß dieses Wort, das ursprünglich das Übersinnliche, Unheimliche, Machtvolle bedeutet, von diesen Völkern für die Bezeichnung des höchsten Gottes gebraucht wurde? Es muß deshalb die Idee des höchsten Gottes nicht aus der Manavorstellung hergeleitet werden. Sie kann sogar älter sein als der Manabegriff, sie kann aber auch fremdes Gut bedeuten. So wurde das Wort für Macht von den Missionaren vielfach für die Bezeichnung Gottes benützt, und es wäre einmal zu prüfen,

welchen Anteil die eingewanderten Hamiten nicht nur sprachlich, sondern auch in religiöser Hinsicht an der Übermittlung und Bildung des Gottesbegriffes genommen haben. In der Manavorstellung selbst liegt bereits ein ehrfurchtsvolles und dunkles Ahnen des Göttlichen verborgen. Und für den primitiven Menschen ist bei der Berührung mit Mana stets eine heilige Erregung verbunden, die wir als ein religiöses Erlebnis ansprechen dürfen. Eine seltsam geformte Baumwurzel bleibt lange unbekannt, da plötzlich erkennt ein Jäger darin ein Gesicht, eine Tierfratze und sie wird für ihn Träger der Macht, sie wird zum Fetisch. Ein Häuptling starb, als er den Anker eines gestrandeten Schiffes berührte und sofort wurde von seinen Landsleuten dieser Anker als ein machtgeladenes Wesen, als Fetisch betrachtet. Ein Mensch mag sich noch so große Mühe geben, ein Zauberer zu werden, er kommt nach dem Glauben der Sudanneger erst zum Ziele, wenn er von Ossenj, dieser „schwer faßbaren, überirdischen Macht" erfüllt wird.[2] Aber auch Dämonen werden durch diese Berührung mit einer unheimlichen Macht entdeckt. „Der Augenblick", sagt Spieth, „in welchem ein Gegenstand oder dessen auffallende Eigenschaften zum menschlichen Gemüt und Leben in irgendeine merkliche, sei es angenehme oder abstoßende Beziehung getreten ist, ist die Geburtsstunde eines tro im Bewußtsein des Eweers. Als der Vater des Häuptlings Chibisa starb, so erzählt er selber, „sei er ein gewöhnlicher Mann gewesen. Aber sobald er zur hinterlassenen Häuptlingswürde gelangt sei, habe er deutlich gefühlt, daß „Macht" in seinem Kopf und über seinen Rücken hinab in ihn einströmte. Damit wird er von Autorität und Weisheit erfüllt und die Leute beginnen von da an, ihn zu fürchten und zu ehren."[3] Auch die Priester- und Königswürde wird auf den Besitz von Mana zurückgeführt. Bei den Thonga ist nach Junod[4] das Herz der Sitz der geistigen Kraft, von der die Geschicklichkeit stammt und das Gewissen befindet sich im Zwerchfell und nuru, eine Art materielle Seelensubstanz, kommt der „Macht" am nächsten. Ähnlich verhält es sich mit der Lebenskraft Kra bei den Tschi-Negern.

Es läßt sich dagegen nicht in Abrede stellen, daß bei vielen Negervölkern die Macht einen mehr persönlichen Charakter annimmt und zum Dämon oder Geist wird, der einem Fetisch innewohnt. Aber der Fetisch selbst ist weder die Kraft, noch der Geist, noch Gott; er ist nur kraftgeladen, nur der Wohnsitz des Geistes. Borley sagt: „Fetisch bezeichnet irgend eine materielle Substanz, in welcher übernatürliche Kraft konzentriert wird". Und Missionar Dieterle schreibt: „Fetisch ist ein beseelt und persönlich gedachtes Mittelwesen zwischen Gott und den Menschen." Missionar Bohner bezeichnet irrtümlicherweise die Fetische als Geister und Dämonen, die in auffallenden Naturgegenständen ihre Wohnung haben, aber auch von einem Menschen Besitz nehmen können.

Diese Auffassung wird durch Beispiele Söderbloms bestätigt. Er berichtet uns von den Fetischen oder Minkisi in Westafrika laut einer Beschreibung des schwedischen Missionars Hammar: „Nkisi, Plur. Minkisi, heißt ein unter dem Dachvorsprunge des Hauses oder am Gürtel aufgehängtes Bündel, in dem die Sachkundigen, die Zinganga, die Medizinmänner, allerlei Dinge aus verschiedenen Gebieten der Natur, Kreide, Glimmer, Salz, Pfeffer, Haar, Metallringe, Klauen eines Vogels, Wurzeln usw., gesammelt haben, um die magische Kraft zum Schutz oder zum Schaden anderer zu bewirken."[5] Hammar beschreibt: „Wenn man bei einem Besuch in einem Dorf die Häuser und ihr Inventar betrachtet, fällt einem bald ein wunderliches Bündel auf, das unter dem Dachvorsprung des Hauses auf dem Giebel oder der Längsseite hängt, und fragt man nach seiner Bedeutung, so erhält man zur Antwort: „Nkisi." Dieses Bündel wird von einem Flechtwerk in Form eines Tragnetzes gehalten und darüber befinden sich in der Regel ein oder mehrere Affen- oder Wildkatzenfelle. Es enthält alle möglichen Dinge (siehe oben)... ist mit Palmöl und Rotkreide bestrichen und hat als Zubehör mehrere Rasseln, die aus Kalebassen oder andern Früchten bestehen, in die harte Samenkörner gelegt worden sind.

Außerdem gibt es eine hölzerne Doppelglocke, Nkunda, sowie meist eine Holzschelle mit einem Griff und drei reich ornamentierten Klöppeln ... Die Dinge, die zu einem Nkisi taugen sollen, müssen mit größeren Ereignissen verknüpft, von wilden oder starken Tieren oder berühmten Personen genommen sein ... Die Klaue des Leoparden enthält, meint man, die Kraft dieses Tieres, und Haar von hervorragenden Menschen etwas von seinen Fähigkeiten. Wenn das Material gesammelt ist, wird eine Einweihungszeremonie veranstaltet, bei der das Nkisi einen Namen erhält und Maßregeln für seine Anwendung gegeben werden. Eine Menge heiliger Wurzeln, Bilongo, wird gepflückt und ein Hahn angeschafft. Die Bevölkerung des Dorfes sammelt sich und singt, während der Priester seine Arbeit ausführt.... Die Minkisi können nach der Einweihung, gemäß den ihnen gegebenen Gesetzen, eine geheimnisvolle Macht ausüben. Sie haben die Fähigkeit, den Menschen Krankheiten zu schicken und sie davon zu heilen, den Feinden verschiedene Unglücksfälle zu senden, den Eigentümer aber zu schützen, Gespenster und Zauberer am Schadentum zu verhindern, die letzteren kenntlich zu machen, Diebe aufzusuchen, mit einem Wort, den Menschen zu helfen und ihre Wünsche zu erfüllen. Jedes Nkisi hat seine Fähigkeit und dementsprechend seinen Namen." Hier finden wir beides vereinigt, die übernatürliche Macht und den Geist, den die Eingeborenen genau kennen und mit seinem Namen bezeichnen. Oft werden mit diesen Fetischen Holzfiguren in Verbindung gebracht und diese geschnitzten Bilder als Götter bezeichnet, deren Kraft von den Negern kulu genannt wird. Wird ein Fetisch zerstört oder an Europäer verkauft, so kehrt die Kraft zum Medizinmann oder zum Zauberer zurück und der Gegenstand wird wertlos; der Fetisch muß durch einen neuen ersetzt werden. Daraus geht klar hervor, daß die Gegenstände nur den Sitz der Kraft oder des innewohnenden Dämons bilden, an sich selbst also keine Fetische sind. Dasselbe gilt auch von den Amuletten. Daß Gott und Fetisch nicht dasselbe ist, soll der nächste Abschnitt zeigen.

c) Die Vorstellung von Gott bei den afrikanischen Völkern

Während auf dem Indischen Archipel, wo vielleicht schon frühe indische Einflüsse sich geltend machten, der Managlaube pantheistische Tendenzen zeigt, wurde er in Afrika durch eine animistische Schicht verdrängt, und wir finden im Fetischismus Machtglaube und Geisterverehrung eng verbunden mit Dämonenwesen und Zauberei. Dafür tritt die Vorstellung von einem höchsten Gott oder mehreren Göttern, die sich in ausgeprägter Weise auch bei den Australiern und Indianern findet, überall in Afrika deutlich in den Vordergrund. Dem höchsten Gott wird in der Regel keine Verehrung dargebracht, aber er ist da und der Gedanke an ihn, wenn auch nur roh und farblos, fehlt bei keinem Volk der Erde. Auffallend ist, daß er bei den primitivsten Völkern in Australien und Afrika am reinsten ausgebildet ist. Da er weder verehrt wird, noch eine sittliche Wirkung auf das Leben der Menschen ausübt, auch von seinem Offenbarungscharakter nichts mehr sichtbar ist und die bisherigen Untersuchungen über den Ursprung dieser Gottvorstellung noch nicht abgeschlossen sind, wollen wir von der Behauptung eines Urmonotheismus im dogmatischen Sinne hier absehen und die Frage offen lassen, obwohl wir die Überzeugung nicht verhehlen können, daß auch in dieser Frage der Apostel Paulus recht behält, wenn er sagt: „Denn was man von Gott erkennen kann, ist unter ihnen wohlbekannt; Gott selbst hat es ihnen ja bekannt gemacht. Denn sein unsichtbares Wesen läßt sich seit der Erschaffung der Welt an seinen Werken mit dem geistigen Auge wahrnehmen, nämlich seine ewige Macht und Göttlichkeit"; wenn wir auch zugeben müssen, daß das geistige Auge der Neger durch den Dämonen- und Geisterdienst verdunkelt worden ist. Wertvoll ist es, daß diese Vorstellungen als Anknüpfungspunkt für den christlichen Gottesglauben dienen und der Name des höchsten Gottes bei den Missionaren Verwendung findet.

Viel näher liegt es, gerade in Afrika einen semitischen, jüdischen, christlichen oder muhammedanischen Einschlag zu vermuten. Er läßt sich auch nachweisen bei dem Gott-Schöp-

fer Ruwa der Dschagganeger am Kilimandscharo und bei den Massai; aber es könnte sich um eine Übertragung neuer Vorstellungen auf einen alten Namen handeln, und wir finden primitive Völker genug, die ohne jede Berührung mit Juden und Christen eine verhältnismäßig hohe Gottesvorstellung besitzen. Betrachten wir die bisherigen Ergebnisse einer noch lange nicht abgeschlossenen Forscherarbeit im Vertrauen, daß auch in diesem Punkt die Wahrheit ohne Zweifel ans Licht kommen wird.

Vor allem ist hervorzuheben, daß sich die Gottesvorstellung deutlich abgrenzt gegen jeden Geister- und Dämonendienst, so daß man den Eindruck gewinnt, die Welt der Götter gehöre einer ganz anderen Sphäre an. Bei gewissen Völkern steht er mit dem Managlauben in erwiesenem Zusammenhang. Die meisten dieser höchsten Wesen sind als Himmelsgötter gedacht, die in weiter Ferne wohnen und sich um das Los der Menschen selten mehr bekümmern. Aber die Idee Gottes als einer über den Untergöttern thronenden, unklar empfundenen höchsten Instanz ist vorhanden. Wir treffen sie überall in Afrika, wenn auch mehr oder weniger verwischt. In Guinea findet man Vorstellungen von einem Schöpfer und fernen Obergott. Nach Ansicht der Neger schaffen diese höchsten Götter die Welt und alles, was darinnen ist, ziehen sich aber dann zurück und überlassen sie den Untergöttern und Geistern. Man bezeichnet sie deshalb als Urheber. In der Regel bildet der Name für Gott keine Mehrzahl. In der Gâ-Sprache heißt er Njongmo, in Asante Onyame und in Togo Mawu. Das Wort Onyame, der Glänzende, wird auch für den sichtbaren Himmel gebraucht. Doch dieser gute Gott wohnt auch im Himmel und gibt Regen und Sonnenschein. Ein Sprichwort lautet: „Wenn du Gott etwas sagen willst, so sage es dem Wind." Sehr eingehend berichtet Spieth[6] über die Vorstellung des höchsten Gottes bei den Ewee-Stämmen. Sein Name Mawu, der Höchste, wird etwa auch von den Jungen einem Greis beigelegt. Auch ein angesehener Häuptling nannte sich Mawu. Auf die Frage nach Gott antwortete ein Heide: „Ich habe immer zu dem sichtbaren Himmel als zu dem großen Gott emporgesehen." Der alte Häupt-

ling Kpeli aus Tove zeigte mit dem Finger gen Himmel und sagte: „Überall, wo der Himmel ist, da ist Gott, denn der Himmel ist Gott"; aber Adala, der Priester der Erde in Ho, bemerkte einmal: „Der sichtbare Himmel ist nicht selbst Gott, sondern nur der Ort, wo er seinen Sitz hat." Die Ausdrücke „der große Gott" heißt der Himmel und wird von den Mawupriestern verehrt. „Mawu ist groß" und „der Himmel ist groß" sind gleichbedeutend. Niemals aber wird sein Name mit den Erdgottheiten oder mit Zauberei verbunden. Mawu hat alles Vorhandene geschaffen, und darum ist die Welt mawu oder göttlich; doch er ist weit entfernt und hat seine Tätigkeit Untergöttern überlassen. Er ist wegen der Schuld der Menschen davongegangen; aber doch spürt man ihn allenthalben. Die Mawupriester mit ihrem Kultus nehmen eine Sonderstellung ein. Nur selten wird er angerufen, und er kann nicht durch Opfertiere versöhnt werden; er ist zu groß. Söderblom bezeichnet es als eine schwere Aufgabe, zu entscheiden, „wieviel in diesen Traditionen, vielleicht auf abgelegenen Wegen, aus der Bibel und dem Koran stammt"; doch kommt er zum Schluß: „Wir dürfen jedenfalls ein ursprüngliches, himmlisches Wesen feststellen, Ma oder Mawu genannt, das alles geschaffen hat, und das in der Religion einen andern Platz einnimmt als die Opfergötter gewöhnlichen Schlages."[7]

In Kamerun wurde von Missionar Saker für Gott das Wort L o b a gebraucht, wahrscheinlich eine Bezeichnung für die übernatürliche Macht, denn Loba, ursprünglich Himmelsgewölbe, Firmament, verflüchtigt sich in ein pantheistisches Etwas. N j a m b e dagegen, der ursprüngliche Name für Gott in den Bantusprachen,wurde in der Bibelübersetzung für das griechische d a i m o n verwendet. Heute hat sich diese Umkehrung dort eingebürgert. Bei andern Bantustämmen wird jedoch an der Bezeichnung Njambe, Nzambi, festgehalten. Da er in keiner Weise gezwungen werden kann, wird er in der Regel auch nicht angebetet. Seine Fähigkeit, alles zu schaffen, erregt die Verwunderung der Eingeborenen. Auch Nzambi wird oft zum Tode in Beziehung gesetzt. „Wenn ein Fetischpriester nicht imstande ist, einen Kranken zu heilen, sagt er gewöhnlich, daß Nzambi ihn gegessen hat. Beim Tode

klagen die Eingeborenen: „Oh, großer Nzambi, deine Schöpfung ist gut, aber Elend hast du uns durch den Tod bereitet. Du hättest es lieber so machen sollen, daß wir nie sterben. O Nzambi, wir haben schwere Trauer.“ [8] Von den Konde, auf dem Gebirge nördlich vom Njassasee, wird berichtet: „Sie reden Gott als Vater an,“ der Hausvater beim häuslichen, der Häuptling beim öffentlichen Kultus. Er ist menschenähnlich und wohnt mit seinen Leuten, den Gotteskindern, über dem Himmelsgewölbe. Zur Zeit einer Dürre rief man den höchsten Gott um Hilfe an. Die Häuptlinge versammelten sich am Ufer des Sees, am „Gottesstamm“. Da wurde ein Opfer geschlachtet und zu Mbamba Kiara um Regen gebetet.[9] Solch feierliche Kultushandlungen bilden jedoch die Ausnahme. In der Regel wird der höchste Gott nicht verehrt; so bei den Waganda am Viktoria-Nyanza, wo sich der Gott in seine Wohnung zurückgezogen und den Lubari oder Geistern das Regiment über Welt und Menschen anvertraut hat. Sie verehren dafür den Wassergeist, der im See wohnt. Wenn Livingstone behauptet: „Auch bei den am tiefsten gesunkenen Stämmen braucht man nicht vom Dasein Gottes oder von einem zukünftigen Leben zu reden, da dieses allgemein bei ihnen angenommen wird,“ [10] so wissen wir heute, daß der Gottesbegriff verblaßt ist. Der höchste Gott ist nicht immer der Schöpfer Himmels und der Erde, oft wird er als Urvater vorgestellt oder mit Natur- und Gestirndienst in Zusammenhang gebracht und in deistische Ferne gerückt. Aber er ist da und übt auf Leben und Tod und auf die Grundformen des sittlichen Lebens noch einen gewissen Einfluß aus. Neuerdings hat man für diese höchsten Wesen den Begriff Allväter, Urväter und Urheber gebraucht, und wir werden noch sehen, wie viele dieser höchsten Gottheiten stark pantheistisches Gepräge an sich tragen.

Unter den Baronga im portugiesischen Gebiet Delagoa-Bai wird nach Missionar Junod der Himmel als höchste göttliche Macht verehrt; ähnlich ist es mit dem Gott Olorun der Yoruba, dem Iruwa der Dschagga und dem Ngai bei den Massai, dem nach der Sage schwarzen, freundlichen Gott im Gegensatz zu einem roten bösen, der sich oft auf dem Schneegipfel des Kilimandscharo niederläßt und von den Leuten

stehend, mit erhobenem Arm und Grasbüscheln in den Händen verehrt wird. Die Sterne sind seine Augen, und es geht die Rede, in der großen Regenzeit, wo die Rinder fett werden, vergieße der Gott Freudentränen, in der kleinen Regenzeit, wo sie abmagern, weine er über die Gleichgültigkeit der Massai. Auffällig sind ihre Sagen über Schöpfung, Sündenfall und Sintflut.

Die heidnischen Galla verehren ihren Gott Wak als Schöpfer der Welt und Geber alles Guten. Er wird die Toten nach ihren Werken richten. Hier ist fremder Einfluß unverkennbar; sie haben keine Götzenbilder.

Auch die Kaffern verehren außer ihrem Unkulunkulu einen Himmelskönig, und von den Hottentotten sagt schon 1745 Peter Kolbe, daß sie ein höchstes Wesen verehren, das mit einem sagenhaften Fürsten kombiniert sei. Bei den Buschmännern wird es Kage genannt.

Mit dem großen Himmelsgott Unkulunkulu der Kaffern steht das mulungu der Ost-Bantu in engem Zusammenhang. Nach einer vorsichtigen und genauen Untersuchung kommt Beth[11] zum Schluß: „Am nächsten liegt daher als ursprünglicher Sinn von mulungu ein religiös gearteter Begriff, der zum Teil ähnlich wie mana, zum Teil ähnlich wie wakonda bei den Indianern eine Macht bedeutet, die man sich selbst zuzueignen wünscht, die auch bisweilen verehrungswürdig angeschaut wird, und der man in besonderem Maße durch Bedienung der Seele des letztverstorbenen Häuptlings als ihrer vollkräftigsten Manifestation teilhaftig zu werden glaubt. Wo das Wort für den Schöpfer der Welt verwendet wird, da liegt ein sekundärer Gebrauch vor, das Ergebnis einer weitergeführten Reflexion." Bei vielen Bantustämmen bedeutet mulungu nicht nur der Ort der Abgeschiedenen, sondern einen großen, allen Geistern und göttlich gearteten Wesen überlegenen Gott. Hier haben wir eine Verbindung des Managlaubens mit der höchsten Gottesvorstellung, die bei den Primitiven nicht selten vorkommt. Einen ähnlichen Vorgang beobachten wir bei den West-Bantu. Hier ist, wie wir bereits gesehen haben, der höchste Gott unzweifelhaft persönlich gedacht und steht sehr stark im Vordergrund. Über ihn sagt Beth: „Von

der Goldküste an zieht sich durch das große Gebiet der westlichen Bantu das Geltungsbereich eines höchsten Gottes, der bei den Janti und Aschanti Onyame oder Onyang-Kompong heißt, bei den Akra Anyame, bei den andern Stämmen Anyambi, Ansambi, Ansam, Nyambe, Nsambi. Er ist ein dieser ganzen Völkerfamilie eigentümlicher Gott, der von der Geisterschar, die in der alltäglichen Frömmigkeit kultiviert wird, mehr oder weniger fern absteht, und freilich, je mehr ihr angenähert, um so dämonistischer vorgestellt und behandelt wird, je ferner, um so erhabener; aber gelegentlich, wie bei den Duala in Kamerun, auch geradezu infolge seiner Ferne ganz abgeschliffen ist bis zum Begriff des Fatums. In allen Fällen gilt von diesem höchsten Gott, der zugleich Schöpfergott ist, daß er das gesamte All in seiner gegenwärtigen Verfassung oder auch nur die lebenden Wesen erschaffen hat, daß er sich von der Menschenwelt zurückgezogen hat und etwa fern am Horizont sich aufhält. In jener grauen Vorzeit, als er sich auf sein Altenteil zurückzog, so erzählen die Bafioti, ließ er zurück oder sandte auf die Erde kurz nach seiner Entfernung ein Etwas, oder dieses Etwas blieb einfach zurück; es ist nunmehr als die von ihm stammende Lebenskraft oder schöpferische Energie in Menschen, Tieren und Pflanzen vorhanden." Dieses Etwas wird lunyensu genannt und bedeutet Naturkraft, Lebensenergie, die Kraft des Wachsens und Vermehrens, und ist, auch wenn sie als Fetisch oder mkissi verehrt wird, dennoch kein Fetisch, sondern unsichtbar und ungreifbar wie der große Gott. Von dieser Kraft erfüllt, bedeutet der Fetisch, nun dem lunyensu gleichgesetzt, „Naturkraft, Lebenskraft, Vermehrungskraft, kurzum das Allwaltende, das Höchste, das alles Lebendige durchdringt." Aber es ist nicht das Leben selbst, sondern „man könnte von Erdkraft schlechthin reden".[12] Wir begegnen also hier einer eigenartigen Verquickung von Managlaube, Fetischismus und der höchsten Gottesvorstellung, und unsere persönliche Auffassung wird darüber entscheiden müssen, was wir als das Ursprünglichere ansehen, den Glauben an

die Erdkraft oder den Glauben an Gott. Die Wissenschaft hat ihr letztes Wort noch nicht gesprochen, und es ist bezeichnend, wenn Lady Lugard der Vermutung Ausdruck verleiht: „Wir werden unsere Ansichten über die schwarzen Völker von Grund aus revidieren müssen, und die, die heute leben, eher als verkommene Repräsentanten einer nahezu vergessenen Periode denn als Anfänger einer zukünftigen Entwicklung zu betrachten haben."

Die auf Madagaskar herrschende Religion ist ein von den Zauberern ausgebeuteter grauenhafter Geister- und Ahnendienst, magischer Dämonenkult. Das muß einmal anders gewesen sein, als das höchste Wesen, an der Küste Zanhary und im Innern Andriamanitra, das Land beherrschte. Das Volk hat diesen höchsten Gott fast vergessen; aber er lebt weiter in zahlreichen Sprichwörtern und Lebensregeln. Er besitzt keine Priesterschaft, keinerlei Kultus und es wird ihm keinerlei Verehrung dargebracht, und doch klingt wie aus uralter Zeit durch alles hindurch die Vorstellung eines wirklich lebendigen Gottes wie ein letzter Überrest eines alten monotheistisch gearteten Glaubens. Zahlreiche Worte voll Lebensweisheit drängen den Begriff eines mächtigen und gütigen, allwissenden und gerechten Weltenlenkers geradezu auf.

Daneben aber findet sich andriamanitra als unpersönliche, geheimnisvolle Macht: „Alles, was Großes ist und was die Fassungskraft ihres Verstandes übersteigt, bezeichnen sie mit andriamanitra."[13] Aber das ursprüngliche Wort für die Manavorstellung oder die übersinnliche, geheimnisvolle Kraft heißt hasina. Jeder neue Herrscher mußte sich auf dem großen heiligen Stein hasina erwerben, ehe er als Fürst des Volkes anerkannt wurde. Heute aber wird der Begriff hasina mehr und mehr durch andriamanitra verdrängt. Auch der Fürst ist andriamanitra. Hier scheint wirklich der Gottesbegriff das Ursprüngliche zu sein.

d) Der Kultus: religiöses Leben, Sitten und Gebräuche

Einer der besten Kenner der Religion der Eweer, Missionar D. Spieth, bemerkt einmal: „Es sollte wohl allmählich die Tatsache allgemeine Anerkennung finden, daß einer der ur-

sprünglichsten Bestandteile der afrikanischen Religionen der Gottesglaube ist. Wenn schon verschüttet und in den Hintergrund gedrängt, so ist er doch tief in dem Gemüte des Afrikaners verankert." Wer die Gebete liest, die Carl Meinhof seinen Vorträgen über „Afrikanische Religionen" als Beigabe hinzufügt, kann an der Richtigkeit dieses Urteils nicht mehr zweifeln. Es bliebe nur noch übrig, den Ursprung dieser Gottesvorstellung aufzudecken. Da drängt sich vor allem, wie schon oben betont, der Gedanke auf, daß der höchste Gottesbegriff des Afrikaners aus der Fremde stamme. In der Tat steht ohne Zweifel fest, daß die Nigritier in Afrika und die Nigritier der Südsee ein gemeinsames religiöses Gut besitzen. Dann ist auch der Einfluß der Hamiten, die in zeitlich weit auseinanderliegenden Schichten einwanderten, gerade im Blick auf den naiven Gottesglauben nicht zu verkennen. Ebenso bestunden noch unaufgeklärte Beziehungen zwischen Afrika, Asien und Europa in längst vergangenen Zeiten. Mächtige Steinbauten deuten auf den sabäischen Gestirndienst, und der Einfluß der Kulturen von Babylon, Ägypten, Phönizien, Kreta ist deutlich spürbar. Auch die griechisch-römische Kultur ist tief in Nordafrika eingedrungen, ganz zu schweigen von den drei großen monotheistischen Religionen, dem Judentum, dem Christentum und dem Islam. Schon vor mehr als tausend Jahren besaßen nicht nur die Ägypter, sondern auch die Abessinier und die Nubier, ein nigritisches Volk, ihre eigene Kirchensprache, und ihr Einfluß auf die benachbarten Heidenvölker muß sehr kräftig gewesen sein.

Trotz dieser fremden Einflüsse häufen sich die Zeugnisse und Belege dafür, daß der naive Monotheismus als ursprüngliches religiöses Eigengut der primitiven Religionen überhaupt und der afrikanischen Religionen im besonderen anerkannt werden muß. Er ist überall vorhanden als ein uralter, von den Vorfahren ererbter Besitz, was aus den Sagen und Märchen, Redensarten und Sprichwörtern der Afrikaner deutlich ersichtlich ist. Im Unterschied von der christlichen Gottesvorstellung bezeichnen wir diese höchsten Gotteswesen als Allväter oder Urväter. Sie werden auch hohe Götter, Urheber und Ursprungsgottheiten genannt und sind nach der

Vorstellung der Neger nicht nur Schöpfer und Urheber, Stifter und Gesetzgeber, sondern auch Bewahrer, Erhalter, Sittenwächter und Schicksalslenker. Anthropomorphe Vorstellungen fehlen natürlich nicht, so wenig wie bei uns. Man stellt sich Gott als großen Häuptling oder König vor, als einen Greis mit langem Bart; aber bei vielen Negerstämmen sind wir von der Erhabenheit, Reinheit und Geistigkeit der Gottesvorstellung geradezu überrascht. Und gerade dann, wenn der Neger in einer schwierigen Notlage weder von den Geistern, noch von Menschen Hilfe erwarten darf, wendet er sich wie in einem unmittelbaren Aufschrei der Seele an diesen höchsten guten Gott. Der Tschineger betet: „Gott, du bist der Älteste und Größte; du hast uns erschaffen; du läßt für uns regnen; du bist unser Vater." Der Allvater ist Schicksalsgott: „Was Ruwa dir bestimmt hat, das trifft dich auch, lautet ein Sprichwort der Dschagganeger, „er hat Reiche und Arme, Heile und Krüppel gesetzt."[1] Der Schöpfergott Kalunga trägt nach dem Glauben der Owambo in Südafrika zwei große Körbe in seinem Gürtel. Aus dem „Korb des Guten" teilt er den braven Menschen Kaffernkorn und andere wertvolle Dinge aus, für die Schlimmen aber holt er aus dem „Korb des Bösen" Unheil hervor, dann gibt es Hunger, Mißwachs und Krankheit. Gott hat Macht über Leben und Tod: „Wenn Ruwa zürnt, sterben alle Länder aus." „Ruwa bestimmt die Grenzen des Lebens." Die Eweer sagen, wenn einer stirbt: „Mawu hat ihn gerufen."[2] Oft wird Gott „Vater" genannt; ein Gott, der jeden lieb hat.[3] Es werden ihm ausnahmsweise auch Opfer dargebracht. Ein Sprichwort sagt: „Wenn Gott einem ein volles Maß von Palmwein gibt, und der Mensch ihm etwas davon ausgießt, füllt Gott ihm wieder seinen Topf." Zusammenfassend können wir sagen: Nach der Vorstellung der meisten Negerstämme ist das höchste Wesen unerschaffen und ewig, allwissend und allgegenwärtig, voll Weisheit und voll Güte, der Allmächtige, ein Gott der Ordnung, der Herr über Leben und Tod. Aber bei keinem Stamm findet sich diese Vorstellung vollkommen und in gleicher Art ausgeprägt. Ja sie ist oft unklar, verworren, flüchtig wie eine leise Ahnung.

Das Gebet zu Gott trägt einen ganz individuellen Charakter und erfolgt, spontan aus der Seele des Primitiven hervorbrechend, in Augenblicken höchster Lebensnot oder tiefster religiöser Ergriffenheit. Dann überspringt der Geist des Primitiven gleichsam alle untergeordneten Instanzen und wendet sich an die höchste Macht, die er vom Hörensagen kennt, die aber seinem Herzen im Alltagsleben recht ferne gerückt ist. In der Regel besitzt der Allvater keine Kultusstätte, und es werden ihm in der Öffentlichkeit selten Opfer dargebracht.[4] Wo es ausnahmsweise von seiten der Stammeshäuptlinge geschieht, liegen besondere Verhältnisse vor. „Warum auch Gott durch Opfer versöhnlich stimmen; er meint es ja gut mit uns, tut uns nichts zu leide wie es die gefürchteten Geister und Dämonen machen, er wohnt in einem fernen Lande," so urteilt der Afrikaner. Es wäre verfehlt, seine Art Gottesverehrung mit unserem christlichen Gottesglauben auch nur vergleichen zu wollen.

Nun ist es bei den Afrikanern vielfach beobachtet worden, daß bei der religiösen Verehrung an die Stelle der höchsten Gottheit, die man mit Namen zu nennen sich scheut, der Himmel, die Sonne, der Mond und die Sterne treten. Tiefer denkende Neger behaupten zwar, man bete nicht die Sonne an, sondern Gott, der in der Sonne wohne. Aber oft ruft man Himmel und Erde an: „Himmel und Erde! Nehmet diesen Palmwein an als Opfergabe und trinket ihn." Dann wieder erscheint Gott als der oberste aller Götter und herrscht über die Astralgottheiten und über die Naturgeister, so daß wir mit Recht von einem Monarchotheismus reden können. Oder der höchste Gott ist völlig zurückgetreten, und man wendet sich ausschließlich an die Naturgottheiten. So erzählen sich die Wasu, wie Gott die Menschen um ihrer Verfehlungen und ihres Übermutes willen verließ. Er rückte das obere Land weit weg, und seitdem ist Kyumbi nicht mehr nahe, sondern unendlich fern. Da machten die Menschen die Feuerkugel zu ihrem Gott und nannten von der Zeit an ihren Gott Izuwa oder Sonne. Zu diesem männlichen Gott, der die Menschen zeugte, trat als weitere Gottheit Mweji, die Mondgöttin, die sie gebar. Die Sterne aber sind die Orakelsteinchen

der Mondgottheit. Der Hausvater spritzt frühmorgens der aufgehenden Sonne Bier entgegen, zweimal und noch zweimal, und spricht: „O Izura, du Häuptling, du Mrungu, der du die Menschen schufest und die Rinder und die Bäume und das Gras, der du oben vorbeigehst, sieh auf den, der mir flucht! Wenn du hervorbrichst am Morgen, so schaue er dich; wenn du untertauchst am Abend, so schaue er dich nicht mehr! Habe ich gesündigt an ihm, so will ich sterben, ehe du dich neigst."[5] Als aber auch die Sonne dem Geiste der Wasu mehr und mehr entschwand, suchten sie die Lebenskraft der Sonne zu sich herabzuziehen und sie bildlich darzustellen. Sie töteten eine junge Frau, die zum ersten Male guter Hoffnung war, nahmen die drei Monate alte Leibesfrucht, impften ihr durch das Blut von Opfertieren neue Lebenskraft ein, umwickelten sie mit Bastgeflecht und stellten sie auf den Boden. Dieser Mrungu wagu oder Erdengott, der Häuptling, der auf dem Boden wohnt, ist wohl als Abbild der Sonne zu denken, und von ihm wird Kindersegen erfleht wie von Izuwa, der Sonne. An dieser Anschauung der Wasu ist deutlich zu erkennen, wie anstelle des höchsten Gottes die Sonnenverehrung trat und wie der Sonnenkult allmählich auf einen greulichen Dämon, das Sinnbild Mrungu, übertragen wurde.

Der Mond wird nach Meinhof gerade in Afrika gern als freundliche Macht angesehen, während die Sonne bei manchen Völkern als dumm, hart und grausam erscheint. Die Kinder des Mondes sind die Sterne. Die Ewe in Togo erzählen, wie Sonne und Mond sich verabredeten, ihre Kinder zu töten. Der Mond rettete seine Kinder ins Wasser und als die törichte Sonne die Ihren umgebracht hatte, holte der Mond die Seinen wieder hervor. Die Erde wird als Mutter der Fruchtbarkeit um Kindersegen angefleht und der stille See, in dem sich nachts der Mond und die Sterne spiegeln, als Sitz des Gottes verehrt. Oft wohnt im stillen einsamen See auch ein mächtiger Dämon, ein Geist. Im Gebiete der Wasu, hoch oben im Gebirge, von einsamen Sümpfen umgeben, liegt der Teich des Cha-Miguwa, der ohne Grund und die Wohnung des Geistes ist. Dort beten kinderlose Frauen und bringen ihre Opfer und Gelübde dar: „O du Cha-Miguwa, du

Häuptling der Urzeit ... siehe auf diese Frau, gib ihr ein Kind ... so werden wir kommen und dir Dank opfern." [6]

Damit wenden wir uns vom Gestirndienst zu den Naturdämonen oder Naturgeistern. Es sind das höhere mächtige Wesen, die in irgendeinem Naturobjekt wohnen und ihr Wesen treiben. Missionar Bellon teilt die Naturgeister der Tschineger ein in 1. Die Stadt- oder Landschutzgeister; 2. Die Familiengeister und 3. Die Schutzgeister der Zauberer. Als das Haupt aller bösen Geister und Dämonen nennt er Obonsam oder den Teufel. Dasselbe Wort bedeutet in anderen Sudansprachen und bei manchen Stämmen in Westafrika, in Kamerun Obasi, im Ewe Abosam, ursprünglich „Himmel". Er herrscht über die Schattengeister verstorbener Übeltäter und lehrt die Menschen das Böse; seine Abkömmlinge sind die Hexen, die Dämonen und die Zaubermittel. Dann wieder werden alle Dämonen als Geschöpfe Gottes gedacht, die im unermeßlichen Weltenraum den Verkehr zwischen Göttern und Menschen vermitteln. Sie sind überall zu finden und haben ihren Sitz auf hohen schneebedeckten Bergen, in reißenden Strömen, Flüssen und abgrundtiefen Seen, in Höhlen und Schluchten, im dichten Urwald und in der heißen Ebene, in Palmen, Eichen, Seidenwollbäumen, im Kornfeld, im Saatkorn, im Wind, in Donner und Blitz, in heilkräftigen oder giftigen Kräutern, in Termitenhügeln, in allerlei Tieren. Von den Tierdämonen werden wir noch besonders zu reden haben. Alle aber werden in einem schattenhaften Zustand als menschenähnliche Wesen gedacht.

Die Landschutzgeister werden als „Großgeister" bezeichnet. Manchmal hat es den Anschein, als ob die oberste Stufe dieser großen Dämonen als hohe Götter für sich zusammengefaßt, Ansätze zum Polytheismus zeigen, so in einigen mythologischen Erzählungen. Die Eweleute kennen mehrere Himmelsgötter, die als überweltlich gedacht sind und von welchen jeder Gott seinen besonderen Kultus hat. Aber es bleibt bei bloßen Ansätzen und die polytheistischen Vorstellungen bieten dasselbe verschwommene und verzerrte Bild wie der naive Deismus oder der kraftlose Monotheismus bei den Völkern mit starkem hamitischem Einschlag. Denken

wir nur an den schrecklichen Gott Odente, den verschiedene Gewährsmänner erwähnen. Eine Anzahl Männer sind von der Regierung beauftragt, dieses in einer Höhle wohnende Ungeheuer auszuheben und finden ein ganz mit Krebs bedecktes Wesen, das alle verflucht und von der Goldküste nach Krakye in Togo flüchtet, wo seine neue Wohnstätte endlich zerstört und verbrannt wird. Ähnliche Dämonen hausen in Grassteppen oder Flüssen, so „Bosombra", der Seedämon „Bosonotsche" in Asante, von dem die Leute sagen: „Wenn der Bosonotsche dein Fleisch nicht verschont, dann verschonst du auch seine Fischgräten nicht." Werden solche Dämonen nur von einer Familie oder Sippe verehrt, so kann man sie als Familienschutzgeister bestimmen. In diesem Zusammenhang stoßen wir bereits auf den in Afrika weitverbreiteten Ahnenkult, von dem weiter unten die Rede ist. Ist der Schutzgeist der Familie, der Sippe oder des Stammes ein Tier, so handelt es sich um totemistische Vorstellungen und um Tierverehrung, die bei den Afrikanern eine große Rolle spielt. Sehr gefährlich sind die Dämonen der Wahrsager und Zauberer, die als Schutzgeister der Zauberer gelten, die bei Epidemien und Hungersnöten angerufen werden. Man bezeichnet sie in gewissen Gegenden als „kleine Geister" und sie offenbaren in allerlei Unglück dem von ihnen besessenen Zauberer den Schuldigen, der dann oft mit dem Tode büßen muß, da in solchen Fällen vielfach das Gottesurteil, die Feuer- oder Wasserprobe zu entscheiden hat.

Mannigfaltig und überaus vielgestaltig sind nun die religiösen Sitten und Gebräuche, die darauf ausgehen, diese Naturgeister zu versöhnen und günstig zu stimmen. Die Opfergaben und Anliegen an die „Großgeister", die Stadt-, Land- und Familiendämonen werden durch die Priester vermittelt, die beim Volk ein hohes Ansehen genießen. In manchen Gegenden Afrikas besorgt der Häuptling die Priestergeschäfte für den Volksstamm, der Sippenälteste für die Großfamilie, der Hausvater für die Familie, in anderen Teilen Afrikas benötigt jeder Bezirk, jede Stadt, Sippe oder Familie einen oder mehrere Priester, die von früh bis spät den Groß-

dämonen zur Verfügung stehen und sie mit Speise und Trank versehen. Oft tragen sie eine besondere Priestertracht und üben einen tiefgehenden Einfluß aus. Da die Geister nur den unsichtbaren, nichtmateriellen Teil der Opfer verzehren, fällt ihnen der sichtbare Teil in der Regel ganz zu und sie haben ein gutes Einkommen. Ihnen stehen die Priesterwärter zur Seite. Sie besorgen die Reinigung der Behausung des Dämons und halten das ganze Anwesen in guter Ordnung. Die Priester sind die Vertreter und Vermittler zwischen Volk und Dämon und es wird ihnen große Kraft zugeschrieben.

Im Gâ-Gebiet an der Goldküste gehört zum Kultus eines Naturgeistes ein kleiner Tempel oder eine Hütte, die Priesterschaft, der Wahrsager oder das Medium, das vom Geist ergriffen wird, und das jährliche Opferfest, an dem Schafe, Ziegenböcke und Rinder dargebracht werden. Je mächtiger der Dämon, um so größer die Opfergabe: „Ein mächtiger Dämon verlangt ein leckeres Dankopfer." Bittet einer durch Vermittlung des Priesters um Leben, so hat er auf dessen Befehl den Weg bis zur Wohnung des Dämons mit einem Palmwedel oder auch mit der Hand sauber zu kehren, während er fortwährend ausruft: „Ich bitte um Leben; ich bitte um Leben." Währenddessen steigt der Priester ins Wasser, holt etwas Schlamm herauf und reibt mit diesem die Brust des Bittenden ein. Das ist das Zeichen des Segens und der Mitteilung von Leben und Gesundheit. Nachher wird das Opferschaf geschlachtet und eine Speise bereitet, welche „Sense" genannt wird. Oft wird der Dämon auch getäuscht. Man opfert eine Ratte und spricht: „Hier bringe ich Dir den versprochenen Ochsen", und ein Sprichwort der Tschineger lautet: „Ein Dämon, der nie ein Schaf verschmeckt hat, hält auch das gelbe Sekret im Augenwinkel des Schafs für Fett."

Die Naturgeister werden auch von einzelnen direkt angefleht. „Friß mich nicht, friß mich nicht!" ruft der Hosakaffer, wenn er den Fluß durchschreitet und die Schiffer am Tanganjikasee flehen zum Seegeist um Verschonung des Lebens. Nicht zu übersehen ist, daß die Bedeutung und der Ruf dieser Naturgeister sich stetig wandelt, was vom Erfolg und der Tätigkeit der Priesterschaft abhängt. Oft vermischen sich

diese Gottheiten und ein unbedeutender Dämon kann an Stelle eines Naturgeistes treten, dessen Ansehen im Sinken begriffen ist.

Außer diesen Großgeistern denkt sich der Neger die sichtbare und unsichtbare Welt von einem Heer kleinerer Dämonen bevölkert und sein Leben und Treiben ist stetig stark erregt von Sorge, Angst und Geisterfurcht. In seiner Seelennot wendet er sich an den Zauberer, den er im Besitze der geheimnisvollen Kraft glaubt. Die Zauberer selbst glauben an die Kraft ihrer magischen Mittel. Die weiße und die schwarze Magie sind deutlich zu unterscheiden. Zauberer, die ihre Kunst zum Wohle ihrer Mitmenschen ausüben, erfreuen sich eines hohen Ansehens. Andere, die in teuflischer Weise Böses ersinnen, müssen ihr schwarzes Handwerk oft mit dem Tode büßen. Außer diesen berufsmäßigen Zauberern treibt fast jeder Afrikaner in bestimmten Fällen sein persönliches Zauberwesen für sich. Die Zauberei und ihr Zweck ist überaus mannigfaltig und es ist nicht möglich, die verschiedenen Zauberarten alle aufzuzählen. Die wichtigsten sind der Fruchtbarkeitszauber, der Regenzauber, der Jagdzauber, der Krankheitszauber und der Liebeszauber in der weißen Magie, und der Kriegs-, Rache-, Schädigungs- und Tötungszauber in der schwarzen Magie. Immer handelt es sich dabei um die geheimnisvolle Kunst, die übernatürliche Mana-Kraft für die eigenen selbstischen Absichten und Zwecke zu benützen oder zu mißbrauchen. Da wo die Manakraft personifiziert und einzelnen Geistern oder Dämonen zugeschrieben wird, handelt es sich um die Fähigkeit, diese Dämonen den eigenen Absichten dienstbar zu machen und sie zu persönlichem Vorteil zu verwenden. Daraus ergibt sich das Bemühen, die Kraft herbeizuziehen und den Geist zu bannen und als weitere Folge die Besessenheit, sei es nun durch die übersinnliche Kraft selbst oder eine Besessenheit durch den Dämon als Träger dieser Kraft. Zwei wichtige Aufgaben hängen mit dem Beruf des Zauberers auf das engste zusammen: Er ist Regenmacher und Medizinmann. Viele afrikanische Zauberer sind zugleich Wahrsager und Hellseher. Wo ihre echte Kunst nicht zum Ziele führt, wird skrupellos nachgeholfen bis der

Zweck erreicht ist. Im Notfall schrecken sie auch vor Betrügereien nicht zurück. Durch geheime Zeichen verständigen sie sich gegenseitig, damit sie nicht in den Augen des Volkes unter sich selbst in Widerspruch geraten; Mißerfolg wird stets entschuldigt durch den Hinweis auf einen wirkungsvollen stärkeren Gegenzauber. Es kommt vor, daß Zauberer in Streit geraten und sich mit schwarzer Magie solange bekämpfen, bis einer tot auf dem Platze bleibt. Auch vor Meuchelmord beben diese vorzüglichen Kenner der gefährlichsten Gifte nicht zurück. Eingefangene Geister und Dämonen werden angeblich in ihren Dienst gezwungen und es ist unsagbar traurig, welche Verheerungen sie unter dem gläubigen Volke anrichten. Tausende siechen dahin im festen Glauben, daß ihnen die gefürchteten Vampirgeister mit ihren langen dünnen Rüsseln allmählich das Blut aussaugen. Oft ist es ein ganzes geregeltes System von Zaubergefahren und Zauberwirkungen, das sie umgibt, und Niemand ist dabei seines Lebens sicher. Aus Furcht vor den Verderbnismächten des Zaubers werden Zwillinge getötet, Kinder, deren obere Schneidezähne zuerst hervortreten, umgebracht, Menschen ermordet, die etwas Auffälliges an sich haben. Harmlosen Stammesgenossen wird der Prozeß gemacht, weil eine ihrer Hennen von zehn ausgeschlüpften Küchlein nur eines davonbringt, weil der Hahn sich seltsam gebärdet, der Hund etwas Ungewöhnliches tut. Im Paregebirge bringt man die verzauberten Kinder auf eine „wilde, weißbemooste“ Felsplatte, deren Kappe flach abfällt, von wo sie unfehlbar in ein brunnenartiges, ungeheuer tiefes Loch, versteckt in Farnkraut und Heide, abstürzen und so zugleich getötet und begraben werden. Furchtbar sind die Gottesgerichte,[7] bei welchen der Gifttrank eine Rolle spielt oder die Feuerprobe verlangt wird. Aus einem mächtigen Topf mit brennendem Fett vom schwarzen Schafbock, Butter von der schwarzen Kuh und Honig, das durch ein Zauberpulver zum Überkochen gebracht wird, muß der Verurteilte fünf glühende, brennende Steinchen herausholen, indem er mit beiden Armen tief hinabtaucht. „Wehe, wenn Hände, Arme, Brust und Rücken bedeckt sind mit Brandblasen“, die schmerzhafteste, grausamste Todesart ist sein Los. Auch seine

Söhne werden getötet, seine Frauen und Töchter zu Sklavinnen gemacht. Oft werden die Schuldigen Kopf an Kopf, Brust auf Brust, Hand auf Hand, Bein auf Bein gepfählt und mit drei Holzpflöcken an die Erde gespießt.[8]

Die Wahrsagerei spielt bei den afrikanischen Zauberern eine gefürchtete Rolle. Aus den Innenteilen der Opfertiere oder aus ihren Todeszuckungen wird Verborgenes offenbar und die Zukunft geweissagt. Manchmal werden auch Würfel gebraucht, nicht selten aus Totenknöchelchen hergestellt und oft ist es eine große Spinne, deren Schlupfloch mit einem Blatt bedeckt wird, auf das kleine Stäbchen gelegt werden, die auf einer Seite mit roter Farbe bestrichen sind. Die Spinne drückt das Blatt empor und je nachdem die Stäbchen fallen lautet der Spruch, der manchem Feinde des Zauberers das Leben kostet. So wurde in Bamum ein Verwandter des Königs als schuldig am Tode eines andern erklärt und wurde auf grausame Weise umgebracht. Es ist schwer zu sagen, inwieweit übernatürliche Kräfte mit im Spiele sind. Hellsehen und somnambule Zustände sind bei dem Zauberer häufig anzutreffen, angeblich erzeugt durch die konstante Einwirkung des Sonnenlichts.[9]

Seltsam muten die spiritistischen Geistertänze an, in welchen ein Medium in Raserei verfällt: „Es ist grausig, anzusehen, wenn solch ein Medium, meist ein Weib, sobald die Malombo-Trommel ertönt, plötzlich wie einen elektrischen Schlag durch den Körper bekommt, in den Tanz stürmt und in Raserei fällt bis zur Bewußtlosigkeit, in der sie dem Dämon als Medium dient.“[10] Es kommt vor, daß sich die Besessenheit durch seelische Ansteckung auf die Frauenwelt ganzer Gegenden ausbreitet; wobei dann allerlei Krankhaftes und viel Betrug mitunterläuft. Glaubt jemand von einem Geist besessen zu sein, so verstellt er sich von Zeit zu Zeit, wie es auch die Priester tun, indem er sein Gesicht, oft auch den ganzen Körper, mit weißer Erde bestreicht, mit sonderbarem Gebärdenspiel Tänze aufführt, unverständliche Zeichen macht und sonderbare Laute von sich gibt. Diese Medien werden vom Zauberer für seine besonderen Zwecke vielfach mißbraucht.

Eine Hauptaufgabe des Zauberers aber bildet das Geschäft des Medizinmannes. Er ist in erster Linie Zauberdoktor. Als Wahrsager pflegt er mitzuteilen, „welche Vorgänge im Jenseits die Krankheit veranlaßt haben“.[11] Dann werden den beleidigten Geistern Opfer gebracht. Da zeigt sich besonders, wie die afrikanischen Völker geknechtet sind in einem Aberglauben, der von Banden selbstsüchtiger Menschen ausgenützt wird. Die Zauberer werfen sich etwa über den Kranken und saugen ihm den Verursacher des Leidens aus der offenen Wunde als magischen Gegenstand, den die Betrüger vorher in ihrem Munde verborgen hatten. Nicht immer jedoch ist dabei Betrug beabsichtigt, sondern es handelt sich bei diesem überall unter Primitiven verbreiteten Aussaugen von magischen Knochen und Steinen um unerklärliche Suggestion und es ist begreiflich, wenn der in Frage kommende leuchtende Quarzstein als Manaträger und machtgeladener Fruchtzauber Verwendung findet oder als Amulett getragen wird.

Die Amulette sollen, wie bei unserm Volksaberglauben, vor dem Einfluß böser Geister schützen, bilden in den meisten Fällen also einen teuer bezahlten Gegenzauber. Aber so viel es sich die Leute auch kosten lassen, bieten sie doch keinen allenthalben wirksamen Schutz, und der Wahrsager ist dann nie verlegen um Gründe, weshalb das Amulett nicht geholfen hat.

Große Bedeutung gewinnen die Zauberer in regenarmen Gegenden und Zeiten als Regenmacher. Zwar wendet sich das Volk mit der Bitte um Regen in erster Linie an die Häuptlinge. „In Nordtransvaal hatte das Land der Könige Modjadje viel Regen, weil es gebirgig war. Die umwohnenden Völker erklärten sich den Regenreichtum des Landes dadurch, daß die Königin über besonders starken Zauber verfügte.“[12] Auch der Analogiezauber findet Verwendung, wenn bei anhaltender Dürre alle Bewohner einer Ortschaft in den nahezu ausgetrockneten Sumpf steigen, das Wasser trüben und dazu wie Frösche quacken. Tritt auf die Bemühungen des Zauberers hin der Regen nicht ein, so muß er sein Unvermögen mit dem Tode büßen, wenn es ihm nicht gelingt, die Person aus-

findig zu machen, die den Regen verhindert hat. Der angeblich Schuldige wird wegen Gegenzauberei vor ein Gottesgericht gestellt und sein Vermögen eingezogen. Werden die erzürnten Ahnen als Ursache genannt, so werden ihnen Opfer dargebracht.

Mit dem Glauben an ein Leben nach dem Tode hängt die Verehrung der Ahnen zusammen. An den Gräbern der großen Zauberpriester und Häuptlinge werden Gebet und Opfer dargebracht. Bei den Hirtenstämmen, in Kamerun, bei den Basutho und Herero werden zahlreiche Rinder geschlachtet. Auch Menschenopfer sind immer noch ziemlich häufig. Durch ihre Menschenopfer sind namentlich die Reiche von Asante und Dahome in Westafrika berüchtigt geworden. Nicht nur gefangene Feinde wurden in Menge geschlachtet zur Sühne für die in der Schlacht gefallenen Stammesgenossen. Bei jedem Freudenfest gab es Menschenopfer. In Bantama, dem Begräbnisort der Asante-Könige, pflegte der regierende König die mit Golddraht zusammengeflochtenen Skelette seiner Vorfahren mit Menschenblut zu waschen. Nicht eigentlich den Ahnen, sondern dem verstorbenen König wurden auch Weiber, Sklaven und Soldaten geschlachtet, damit er in der andern Welt einen Hofstaat habe, und zwar wurde dieses Gemetzel nicht nur unmittelbar nach seinem Tode veranstaltet, sondern auch einige Wochen später, bei der sogenannten Kostüme, der Totenfeier, die auf der Goldküste eine große Rolle spielt. Mit Blut müssen auch der Königsstuhl, die Fetischtrommeln und Blasinstrumente bestrichen werden. Auch das Branntweintrinken ist bei den Kultushandlungen der Neger unentbehrlich geworden. Mit Branntwein muß der Priester und Wahrsager fleißig regaliert werden, durch Branntwein kommt das Volk in große Aufregung, so daß unter Trommellärm und betäubendem Geschrei alle Festlichkeiten gefeiert werden. Die Menschenopfer werden überall in Afrika eingeschränkt, soweit der Arm der europäischen Obrigkeit reicht; aber weiter im Innern werden noch viele dargebracht. Blut, besonders Menschenblut, gilt als das sühnende Mittel. Auch bei den südafrikanischen Völkern spielt das Blut eine besondere Rolle. Die Barotse nehmen ein wenig vom Opferblut zwischen die Lippen und

speien es mit dem Laute tsu! aus, der eine sakramentale Bedeutung für sie hat.[13] In der Landschaft Akun auf der Goldküste wird auch jährlich ein Widder als Träger der Schuld in den Wald gejagt.

Wichtig und weit verbreitet ist in Afrika die Tierverehrung. Der Neger ist von Jugend auf mit der Tier- und Pflanzenwelt seiner Heimat wohlvertraut und sucht die Tiersprache zu verstehen und zu deuten.[14] In seinen Märchen erscheint das Tier der Menschenklasse durchaus gleichwertig und ebenbürtig. So glauben die Neger, daß auch die Tiere Gott Opfer darbringen und Gott rede mit ihnen wie mit den Menschen.[15] Auch die Tierseele lebt nach dem Tode weiter und der Jäger bringt ihnen Opfer dar. Die großen Ahnen werden oft unter den Tieren gesucht. So leiten die Schilluk ihre Abstammung von der Kuh her. „Wie die Menschen, so haben auch die Tiere ihre Dämonen und Zauber, und es gibt Menschen, die sich diese übernatürlichen Kräfte der Tierwelt dadurch aneignen können, daß sie sich in Tiere verwandeln und damit deren Eigenschaften annehmen. In Togo ist mir häufig von solchen Leuten berichtet worden, die nächtlicherweise als Leoparden oder Riesenschlangen umgehen, Menschen überfallen und morden, gelegentlich aber auch in einer Falle sich fangen oder einen Speerwurf davontragen und am nächsten Tage, wieder zu Menschen geworden, an ihrer nächtlich erhaltenen Wunde sich als werwölfische Doppelgänger verraten."[16] Zahlreich sind die Berichte von „Seelentieren", deren Fleisch verboten ist, zu denen die Menschen in einem Schutzverhältnis stehen. Andere haben irgendein bestimmtes Tier zum Freunde und treffen sich beide im Walde, „so erkennen sie sich sofort und gehen beide ihren Weg weiter." Das Schutz- und Freundschaftsbündnis geht zurück auf den Stammvater des Geschlechts und wird mit der Entstehung der Sippe in Verbindung gebracht. Wer das Stammtier nicht ehrt, den trifft der Fluch. Auch Träume von Leoparden und Schlangen sind dabei im Spiele. Die Seele des Stammvaters der Familie geht nach dessen Tode in das Schutztier und seine Nachkommen über und so ehrt man im Tiere zugleich den Ahnen. „Bei den Wasu versinnbildlicht das Totem

irgendeine Pflanze oder ein Tier, den Urahnen, doch so, daß sich der Urahn im Totem verkörpert, in ihm wohnt. Und nicht nur das, sondern man sagt direkt, das Tier oder die Pflanze des Stammesabzeichens sei der Urahn, sei die ikolo die Wurzel des Stammes." Totem stammt aus dem Indianischen und bedeutet Sinnbild einer höheren Macht.[16] Die Zugehörigkeit zum gleichen Schutztierverband bedeutet Verwandtschaft; die Leute des Krokodils, der Meerkatze, des Elefanten, des Leoparden gehören zusammen, auch wenn sie Angehörige verschiedener Stämme bilden und dürfen als Glieder der gleichen Totemgruppe nicht untereinander heiraten. Das Seelentier lebt nicht nur, in Menschengestalt gedacht, als Inhalt und Mittelpunkt des nationalen Lebens weiter, sondern genießt bei vielen Stämmen tiefe religiöse Verehrung. So bei den Schilluk, wo der Reiher als das Seelentier ihres Ahnen Nyikang verehrt wird.[17]

Die Zauberer bilden allenthalben Geheimbünde, in welchen sie ihre Wissenschaft fortpflanzen. Sie bilden eine Art Gegenstück zu den Tierschutzverbänden. Die Geheimbünde der Zauberer (in Togo der Jehwebund, in Kamerun der Losangobund) haben im sozialen und politischen Leben einen Einfluß, neben welchem vielfach die Häuptlinge nicht aufkommen, wenn sie nicht die Bewegung ganz in der Hand haben.

Die Geheimbünde müssen aber nicht notwendig Priesterschaftsbünde sein. Die Bantu-Neger in Kamerun unterscheiden sich von den Sudannegern dadurch, daß sie keinen eigentlichen Kultus haben und keine Priesterschaft als besonderen Stand. So sind auch die Geheimbünde in Kamerun, die Losango, freie Vereinigungen zu dem Zweck, durch Anwendung vermeintlicher Zauberkünste, durch allerlei lügenhafte Vorspiegelungen und durch grausame Eingriffe in das Menschenleben den Mitgliedern irdische Vorteile zu verschaffen und sie vor Schaden zu beschützen.

Es ist unendlich schwierig für europäische Forscher, in das Wesen der Geheimbünde tiefer einzudringen und ihren esoterischen Charakter zu durchschauen. Forscher wie Hauer und Frobenius haben den Beweis erbracht, daß ekstatische Erlebnisse und religiöse Wiedergeburtsweihen zugrunde liegen

und die geheimnisvolle übernatürliche Kraft auch diese überall in Afrika verbreiteten Bünde zusammenhält. Es sind auch Anzeichen dafür vorhanden, daß die verschiedenen Bünde wieder untereinander Verkehr pflegen, so steht der Leopardenbund der Mende mit dem Jehwe- und Porobund in Verbindung. Furchtbar sind zum Teil die Prüfungen, die ein Neueintretender zu bestehen hat und wehe dem, welcher die heiligen Eide zu brechen wagt. Alle sind dem Bunde mit Leib und Seele verschrieben, sind Eigentum des Dämons, der den Bund beherrscht. Gerade die afrikanischen Geheimbünde sind ganz und gar verquickt mit dem Dämonenwesen und Geisterdienst. „Das Einritzen der Bundesmarken ist ‚das Töten des Poro'; der Eingetretene ist vom Porozauber getötet worden, oder ‚der namu hat ihn gefressen'. Der namu ist der Großmeister des Bundes. Er ist eigentlich unsterblich, denn der betreffende Mensch ist nur Träger des übernatürlichen Wesens, des überirdischen Oberhauptes des Bundes. Poro heißt alt, und ich sehe in dieser Gestalt die Ahnengeister zusammengefaßt und verschmolzen zu einem einheitlichen Wesen, eigentlich der vergöttlichte Allgemeinbegriff der Ahnen, der sich im Großmeister, der alle Tradition und Kraft der Vergangenheit in sich trägt, verkörpert. Im Bauche dieses namu wohnen die Novizen; er geht schwanger mit ihnen, er gebärt sie zu neuem Leben."[18] Auch bei den Geheimbünden Afrikas beobachten wir deutliche Spuren des Niedergangs; ein Versinken in grauenhafte Teufels- und Dämonenfurcht, oberflächlichen Betrieb und schrecklichen Mißbrauch übernatürlicher Kräfte zur Betörung und frevelhaften Ausbeutung der leichtgläubigen Masse.

Jeder einzelne Mensch, jede Familie, jeder Stamm und jedes Volk, der Verein und der Geheimbund, hat nach dem Glauben des Afrikaners seinen S c h u t z g e i s t. Auf der Goldküste heißt der persönliche Schutzgeist Kla oder Kra. Bei den Einwohnern in Togo findet sich die Vorstellung, der Gott Mawu habe in dem Seelenland (nodsi) die ursprünglich doppelt geschlechtliche Seele zerteilt und nur die eine Hälfte auf die Erde gesendet, so daß sich diese nach der früheren Einheit zurücksehnt. D i e S e e l e d e s M e n s c h e n i s t ü b e r-

haupt, ehe sie leibliche Form angenommen, ein Geist gewesen und wie die ganze Welt von Geistern angefüllt ist, so hat auch jeder Mensch wieder seinen eigenen Schutzgeist. Im Tode wird die abgeschiedene Seele wieder zum Geist (noli), der dann auch als Gespenst umgehen oder in Neugeborene fahren kann. Bei den Tschinegern erinnern die Namen der Wochentage auch an sieben persönliche Geister. Ayisi, Adscho, Bena, Wuku, Yao, Afi und Ameng sind die Namen dieser Schutzgeister und ein Sonntagskind wird „Akwasi" genannt, weil es dem Ayisi angehört. Die entsprechenden Knabennamen lauten: Akwasi, Kwadscho, Kwabena, Kwaku, Yao, Kofi und Kwame; die Mädchennamen: Akosua, Adschowa, Abena, Akua, Ya, Afua, Amma. Aber neben diesem Schutzgeist kann der Mensch auch einen bösen Geist (Gbeschi oder Okrabi) in sich aufnehmen, der ihn zum Bösen verleitet.

Auf der Goldküste wird das neugeborene Kind wie ein aus der Fremde gekommenes vom Familienhaupt angeredet: „Wie steht es da, wo du herkommst?" worauf die Mutter antwortet: „es ist Friede." Der Geisterprophet kann dann den Schutzgeist (Okra) des Kindes in einen Topf mit Wasser zitieren und erfragen, welche Seele in dem Neugeborenen wieder zur Welt gekommen, und mit veränderter Stimme wird dann die Antwort gegeben. Es wird gegessen und getrunken und ein Dankgebet gesprochen mit Anrufung Gottes, der Erde, der Hauptgeister und der abgeschiedenen Seele.[19]

Nach der Geburt des Kindes gilt es vor allem, den jungen Menschen vor feindlichen Gewalten zu schützen. Jedes Alter hat deshalb seine besonderen Weihen. Sie nehmen ihren Anfang mit dem Neugeborenen, um es gegen böse dämonische Einflüsse zu schützen. Die opfernde Mutter läßt durch den Priester den Schutzgeist des Kindes fragen, ob es lange am Leben bleibe. Antwortet das Kind mit „Ja", so bringt sie ein besonderes Opfer dar. So verschieden auch die Weihen in Afrika sein mögen, zeigen sie doch gemeinsame Züge wie das Anschlagen der Zähne, die Beschneidung, das Einschneiden und Einbrennen der Stammeszeichen. Alle möglichen Leiden und Qualen sind mit diesen Jugendweihen verbunden. Sowohl

Knaben wie Mädchen sondern sich für längere Zeit ab, leben ohne Kleider im Busch, mit weißer Erde oder Asche beschmiert, leiden Hunger und Durst, werden grausam gepeinigt und geschlagen, um ihre Standhaftigkeit zu prüfen, lernen eine Geheimsprache und prägen sich die Sitten und Gebräuche ihres Stammes sorgfältig ein. Aus den „Kerbstocklehren der Dschegga" erfahren wir auch, was die jungen Leute bei den Weihen von den Alten lernen müssen. Wir sind erstaunt, wie eindringlich die Ehrfurcht vor der Mutter, der künftigen Gattin und dem künftigen Kinde den Neulingen eingeprägt wird. Oft auch sind diese Aufklärungsorte Stätten der Unzucht, des Lasters und der Schande. Das sind jedoch Entartungen, die als Ausnahme gelten dürfen. Im Gegenteil, es waltet über diesen Weihen eine geheime Angst und ein tiefer Ernst, geht es dabei doch nicht selten um Leben und Tod. Ein Gebet der Wasu bei den Jünglings- und Jungfrauenweihen lautet: „Ich brachte die Kinder euch zum Fest, zum Fest des Urahnen der Vorzeit, ich zeigte ihnen, was ihr uns zeigtet, ich lehrte sie, was ihr uns lehrtet. Du Geist des Waldes, erhalte die Kinder dort, wo sie sein werden, erhalte sie in deinen Geboten! Ihr Geister der Vorzeit, wir zeigten den Knaben, Kinder zu zeugen wie wir, so, wie unsere Väter uns zeigten, Kinder zu zeugen wie sie." Die Feste der Jünglinge und Jungfrauen sind streng getrennt, wer der andern Partei etwas verrät, verfällt dem Tode. Zitternd kriecht der nackte Jüngling an des Vaters Hand durch zwei Tore. Verläßt ihn der Vater oder verläßt ihn die Sippe, so ist er dem Tode geweiht. Im „Hause des Löwen", das er mit verbundenen Augen betreten muß, steht der Priester, der das Gebrüll des Löwen nachahmt. Wohl ihm, wenn er lebendig wieder herauskommt. Monatelang weilen die Jünglinge im Walde. „Wer jemals einen Blick in diese schändliche Belehrung, in diese scheußliche Unreinigkeit getan hat, wird für die Abschaffung des Waldfestes eifern, das die jugendliche Phantasie von Grund auf vergiftet." [20] Auch die Jungfrauen müssen eine Zeitlang abgesondert leben und von einer alten Priesterin in den religiösen Gesängen und Tänzen unterrichtet und in die Geheimnisse des Ehelebens eingeführt werden.

Aberglaube und Geisterdienst

Neben diesen Weihen spielen im Leben des Afrikaners allerlei Aberglaube, Amulette, Vorzeichen, Orakel, Träume und Visionen eine wichtige Rolle; aber alles tritt zurück und verblaßt vor dem Geister- und Dämonendienst. Wohl haben sie die Jdee des einen Gottes; aber sie fürchten sich vor diesem Gott weniger als vor Geistern, die andere Namen tragen und den Allvätern untergeordnet sind. Diese Geister und Dämonen müssen durch Opfer versöhnt und durch Zauberei oder Magie überwältigt werden. Die Fetische sind Kultgegenstände und Zaubermittel, die längere oder kürzere Zeit Wohnstätte und Behausung eines Dämons sein können; aber sie sind nie die Geister und Dämonen selbst. Die Geister bevölkern das ganze Weltall als Ahnengeister, Tiergeister, Natur-, Gewitter- und Astralgeister, Stammes- und Sippengeister bis herab zum persönlichen Schutzgeist. In manchen Gegenden Afrikas treten die äußeren Zeichen des überall verbreiteten Dämonendienstes mehr zurück, wie bei den Bantuvölkern; in andern Gegenden, wie in Oberguinea, treten Fetischbilder, Fetischhütten und die Priester mehr in den Vordergrund. Aber überall herrscht derselbe Dämonismus, nur daß die religiösen Symbole bei den einen stärker hervortreten.

So werden die afrikanischen Völker ihr Leben lang durch ihren Aberglauben, ihre Zauberpriester, Medizinmänner und Regenmacher in beständiger Furcht vor bösen Geistern gehalten und trotz tiefster religiöser Bedürfnisse in grauenvoller Weise mit dämonischen Mächten, mit Unheil und Lastern innerlich so verstrickt, daß nur die christliche Religion ihnen Rettung bringen kann. Die Mohammedaner, welche vom Sudan aus immer weiter nach der Guineaküste vordringen, wirken diesem Aberglauben in keiner Weise entgegen; im Gegenteil: sie ziehen für sich Gewinn daraus, indem sie Koransprüche als Zaubermittel verkaufen. Da aber, wo der Afrikaner mit den Lebensmächten des Evangeliums in Berührung kommt, geschieht eine Umwandlung von so gewaltiger und durchgreifender Art, daß wir sie am besten einer göttlichen Neuschöpfung, einer dauernden Befreiung aus dem Machtbereich der Dämonenwelt vergleichen können.

2. Die Religionen der primitiven Völker in Asien

a) Übersicht

Mehr und mehr neigt die ethnographische Wissenschaft der Ansicht zu, daß die Urheimat des Menschengeschlechts in Südasien, vielleicht in Indonesien zu suchen ist. Dieser größte Erdteil, „die Wiege der Menschheit", ist auch die Geburtsstätte der Weltreligionen. Der Buddhismus, das Christentum und der Islam sind von Asien ausgegangen. In Asien wird der Kampf und Sieg des Christentums über das Heidentum entschieden werden. Wir leben gegenwärtig in der Zeit der geistgewaltigen Auseinandersetzung des Christentums mit dem Buddhismus in Japan und China, und mit dem Brahmanismus in Indien. Der Islam, der kaum erst angefangen hat, sich dem geistigen Einfluß der christlichen Kultur zu öffnen, beginnt einen Wettlauf im Kampfe auf Leben und Tod um die Eroberung von Indonesien und Afrika; aber schon leuchtet in diesem gewaltigsten Geisteskampf der Gegenwart der alten Christenheit in Europa und der neuen christlichen Welt in Amerika das Morgenrot einer neuen Zeit. Im religiösen Erwachen der Völker Asiens ahnen wir den endgültigen Sieg des Christentums in der Menschheit und erkennen die Aufgabe der christlichen Weltmission.

Die primitiven Bewohner Asiens sind nirgends mehr rein vorhanden, sondern im Blick auf Rasse und Religion stark vermischt mit fremden Elementen. Wer heute noch die wenigen Inseln ursprünglicher primitiver Religionsformen erforschen will, wird sich beeilen müssen; die kulturelle Eroberung dringt rastlos vor in die Schneesteppen des hohen Nordens, in die Urwälder Süd-Sibiriens und Hinterindiens, in die bisher unberührten Regionen Indonesiens. Das asiatische Rußland ist nur dünn bevölkert. Es sind in Sibirien in der Hauptsache altasiatische, finnische, tungusische, mongolische und türkische Bewohner, im Südosten stark durchmengt von Russen, Chinesen und Koreanern. Verhältnismäßig rein erhalten sind die Altasiaten im Nordosten, die Tschuktschen, Kamtschadalen, Korjäken, Tschuwangen, Jukagiren, Ostjaken, Ainos, Alenten, Giljaken und Eskimos. Dazu kommen die finnischen

Ostjaken, die Wogulen und Samojeden, die tungusischen Splitter und die mongolischen Burjäten, die etwa 350000 an der Zahl den wichtigsten Teil der Bevölkerung bilden. Überall finden sich christliche Niederlassungen, Russen, Polen, Letten, Finnländer, Esten, Litauer und Kaukasier; auch eine Anzahl Deutsche und aus dem Wolgagebiet eingewanderte Mennoniten. Von den Kaukasusvölkern, die verschiedenen Rassen angehören und deren Bergvölker noch in heidnischen Vorstellungen leben, seien die Berg-Tataren erwähnt und unter den neun Millionen Bewohnern Turans die Sarten und Kirgisen. Anhänger der primitiven Religionsformen finden sich überall in China, Ostturkestan, in Tibet, der Mongolei und Mandschurei.

In Hinterindien wurden die austroasiatischen Urbewohner, die Monkhmer, durch die siamesischen Thai aus den Tälern in die Urwaldgebiete vertrieben und einige Urwaldstämme, die bereits fast aufgerieben sind, werden zu den Zwergvölkern gezählt.

Die Bewohner der Malakkahalbinsel, der Brücke zwischen dem Archipel und Hinterindien, sind Malaien und Chinesen. Im Innern finden sich primitive Völkerstämme, die zum Teil den Negritos, zum Teil australischen Abkömmlingen angehören.

Sehr schwierig sind die Rassenverhältnisse der im Mittelalter eingedrungenen Malaien, von welchen die Primitiven, die Semang, Senoi, Sakai und Jahhun in die Berge verdrängt wurden. Sie bilden ein Mischvolk von dunkeln südasiatischen Stämmen und ostosiatischen Völkern und sind meist Mohammedaner. Die im Innern lebenden primitiven Völker haben keine festen Wohnsitze. Sie wandern von Ort zu Ort und suchen Unterschlupf in Höhlen, auf Bäumen und unter hervorspringenden Felsen.

Die größten Schwierigkeiten bereiten der Völkerkunde die Indonesier. Da finden wir auf den Andamanen und Philippinen die nahezu zwerghaften Negritos und ihnen nahestehend die Indo-Austranesier, klein, hellbraun, mit platten Nasen. Zu ihnen gehören die Bewohner von Nias, die Kubus in Südost-Sumatra, die Badui und Tenggeresen auf Java,

die Ulu-Ajer-Dayaker auf Borneo und die Toala auf Celebes. Zu den eigentlichen Malaien, von manchen Proto-Malaien genannt, hellbraun, mit gelber Haut und schlichten Haaren rechnet man die Dayaker auf Borneo, die Toradja auf Celebes, die Alfuren auf den Molukken, die Bata, Batak oder Bataker auf Sumatra. Dazu kommen noch eine große Zahl Mischlinge aller Art, dann Inder, Chinesen und Europäer. Auch die Bewohner der Südsee haben in Indonesien ihre Vertreter. Die kulturellen Einflüsse von Indien her sind bedeutend und die Einwirkungen des Islam gehen bis in das 14. Jahrhundert zurück. Professor Dr. Paul Hambruch schreibt: „Eine Skizze des für die Kulturentwicklung Insulindes bedeutsamsten Volkes, der Malaien, der orang melayu, der „Schwärmer“, „der Auswanderer“ mag für alle sprechen. Der Zeitpunkt der Einwanderung der Malaien ist noch nicht festgestellt, auch nicht das Woher und auf welchem Wege. Walahu Allam! Gott weiß es! Auf dem Seewege, als koloniale Siedler, zogen sie in den Archipel ein, der nach ihnen seinen Namen trägt. Sumatra gilt als der Vorort. An der Ostküste sind sie gelandet und weit ins Innere eingedrungen. Von hier aus unternahmen sie späterhin ihre Fahrten, die sie über den ganzen Archipel führten, als koloniale Eroberer, friedlich als Kaufleute oder als schreckengebietende Krieger. Es sind mittelgroße Menschen mit wohlgestalteten Körperformen, zierlichen Händen und Füßen, gelblichbrauner Hautfarbe und straffen, schwarzen Haaren; Regelmäßigkeit zeichnet ihre Gesichtszüge aus; die Nase ist fein und gerade ... Geistig sind sie rege und anpassungsfähig. Klangvoll und reich tönt ihre Sprache ... Eine nicht unbedeutende Literatur ist in ihr niedergeschrieben: Geschichte, Philosophie und Volkspoesie. Sie spiegelt die Volksseele am besten wieder, den zartesten Empfindungen weiß sie Ausdruck zu verleihen:

„Tidurlah njáwa, tidur anakkánda,
Tidur tjahája, máta ajanda!
Djánganla sánggat, bertjintáken bónda,
Hendak di bawa bukanja múda,
Tidur la ánakku, tjahája makota,
Anak ajanda, bidjila máta!“

Schlafe, mein Seelchen, du Herzblättchen mein,
Schlummre, mein Prinzchen, meiner Augen Schein!
Weine ums Mütterchen nicht allzusehr,
Dich wollte sie tragen — du wardst ihr zu schwer,
Schlummre, mein Kindchen, in der Krone Schein
Du Lust meiner Augen, schlafe nun ein!

In ihren Sagen und Märchen wird ihre Denkweise offenkundig, ihre Gemütsverfassung, ihre guten Seiten: Liebe, Mitleid, Freundschaft, Hingabe; ihre Schattenseiten: Haß, Eifersucht, Tücke, Grausamkeit. Lebendig ist der Natursinn... Überwiegend sind die Anhänger des Islam, wenn auch die weniger kultivierten noch immer daneben dem alten Ahnen- und Geisterglauben anhängen."[1]

b) Der Schamanismus der mongolischen Völker

Der Schamanismus, ursprünglich einer besonderen religiösen Erscheinung bei den primitiven Völkern Sibiriens als Bezeichnung für eine Art dämonischer Besessenheit beigelegt, findet sich bei allen Völkern der Erde, wo immer Zauberer ihr Wesen treiben. Der Geisterbeschwörer oder Schamane, bei den Mandschu Saman, bei den Turkvölkern Kam, bei den Jakuten und Burjäten dagegen Bö, zuweilen auch Ojun genannt, spielt dabei die Hauptrolle. Die Schamaninnen, die zahlreicher sind als die Männer, die schamanisieren, heißen Odeyön oder Utigan. Die Tschuwaschen heißen ihre Schamanen Jomai, die Samojeden Tadyb und die Ostjaken Ilhot oder Sänger. Das Wort saman wird vielfach von dem buddhistischen Wort für Mönch, Schramana hergeleitet, kann jedoch auch mit dem mandschurischen Samarambi sich empören, oder Sam-dambi tanzen, Wurzel sam, zusammenhängen. Saman oder Schamane bedeutet „einen erregten, ruhelos hin- und herspringenden Menschen."[1] Auf die Verbreitung des Schamanismus in alter Zeit und auf Erwähnungen in der chinesischen Literatur näher einzugehen, fehlt uns der Raum. Immer handelt es sich nach dem Glauben der Leute um ekstatische Zustände, um Besessenheit durch Geister oder Dämonen. Die weißen Schamanen stehen mit den guten, die schwarzen Scha-

manen mit den bösen Geistern in Verbindung. Und es gibt eine Unmenge von Geistern. Einige kommen von Seelen Verstorbener her, dann gibt es Waldgeister, Wassergeister und Drachengeister. Ein Schamane behauptete, daß die Geister von überall her zu ihm kämen, aus dem Meer, den Wäldern, erloschenen Vulkanen. Schrecklich ist der Charchi der Tungusen oder der als mißgestaltetes Mädchen erscheinende Geist Sedeco. Die Frauen der Waldgeister tragen Kinder, die am Rücken ihrer Mütter angewachsen sind und ständig weinen. Andere Geister leben auf der Sonne, im Himmel, in den Wolken, auf Bergen und in der kalten Taiga oder auf den endlosen Tundren. Alle diese Geister können nach Ausspruch der Schamanen in Menschen, Tieren, Pflanzen oder leblosen Gegenständen ihren Wohnsitz aufschlagen. Dann werden die vom Geist Besessenen angebetet. Einige Stämme verehren den Bären als ihren Urahn und beten zu ihm: „Hilf mir, Ahne, der du dich von den Beeren des Faulbaumes nährst, ... behüte meine Jurte vor allen unsichtbaren Feinden ..."[2] Auch der Schatten des Bären ist ihnen heilig, denn im Bären wohnt die Hauptseele, der Ulwej, die in den Menschen übersiedelt. Auch Pferde und Hirsche sind heilig gehalten, ebenso der Walfisch. Festlich gekleidete Frauen und Mädchen führen bei dessen Erbeutung Freudentänze auf und die Schamanen üben dabei ihren Zauber aus, so bei den Kamtschadalen. Besonders verehrt ist der Adler, von welchem die Schamanen ihre Herkunft ableiten.

Gegen alle diese bösen Geister sich zu schützen, ist der ursprüngliche Sinn des Schamanismus. Anfangs scheint das einzelne Individuum für sich den Schutz bewerkstelligt zu haben, dann vollzog sich der Übergang von persönlichem Schamanentum in das Familienschamanentum, indem das Amt des Priesters vom Familienoberhaupt ausgeübt wurde; späterhin kam das berufsmäßige Schamanentum auf, der ursprüngliche religiöse Gehalt ging verloren und der Schamanismus artete aus in Beschwörung, Zauberei und Geisterdienst. In der Familie wie auch in der Öffentlichkeit treten die Schamaninnen in den Vordergrund und die mächtigsten Schamanen tragen weibliche Namen, deshalb

versuchen männliche Besessene in der Ekstase die Verwandlung in weibliche Wesen zu erreichen und sich mit Männern zu verheiraten.

Die Eignung zum Schamanen wird schon in der Jugendzeit an abnormen Erscheinungen oder seltsamen Erlebnissen, wie Geistererscheinungen, erkannt und die Berufenen durchleben bis zum Eintritt in ihr Amt eine Zeit qualvoller körperlicher und seelischer Leiden, dann folgen aufregende Übungen und mit ihnen Zustände höchster nervöser Gereiztheit mit Sinnestäuschungen. Die Lehr- und Leidenszeit findet mit der Weihe einen gewissen Abschluß. Der berühmte Schamane „das Krallenweib“ sagte: „Ich leide, wenn ich nicht schamanisiere.“ Für viele „Geweihte“ bedeutet das Schamanisieren Ruhe und Heilung von Krankheiten und Schmerzen. Der echte Schamane muß vor der Weihe seinen Schutzgeist im Traume sehen, der ihm die Erlaubnis erteilt, das Jenseits zu betreten. Der Jüngling schwört, daß er sein Leben dem Dämon weihen und seine Befehle ausführen will. Als Weiheakt gelten: 1. daß der die Weihe Empfangende eine Birke erklimmt und von deren Wipfel die Götter und seine Verwandten, die verstorbenen Schamanen beschwört, 2. das Bestreichen mit Opferblut und 3. daß er auf einem Stück Filz herumgetragen wird.[3]

Bei den sibirischen Schamanen scheint die Veranlagung zur Besessenheit erblich zu sein. „Müdigkeit, Zittern befällt den Ergriffenen, schwerer Druck liegt auf ihm, es drängt ihn, unartikulierte Schreie auszustoßen, Fieberfrost schüttelt ihn, er rollt seine Augen, springt im Kreise herum, bis er schweißbedeckt unter Zuckungen niederstürzt und sich am Boden wälzt. Diese Anfälle steigern sich von Tag zu Tag und erst wenn das so geplagte Individuum die Schamanentrommel ergreift und zu schamanisieren beginnt, beruhigt sich seine Natur.“[4] Knaben mit ekstatischer Begabung und vielleicht krankhafter Veranlagung, da sie zu Veitstanz und Epilepsie neigen, werden oft auch besonders ausgewählt und zu Schamanen herangebildet.

Eine anschauliche Beschreibung von schamanischer Besessenheit gibt v. Matjuschkin, der 1820 auf einer Nordpol-

expedition bei den Tungusen eine solche Szene beobachtete: „In der Mitte der Jurta flackerte ein helles Feuer, um welches ein Kreis mit schwarzen Schaffellen herumgelegt war. Auf diesen schritt langsam, ganz in abgemessenem Takt, eine Schaman umher, indem er halblaut seine Beschwörungsformeln hersagte. Sein langes, schwarzes, struppiges Haar bedeckte ihm fast das ganze aufgedunsene, dunkelrote Gesicht; zwischen diesem Schleier blitzten unter den borstigen Augenbrauen ein paar glühende, blutrünstige Augen hervor. Seine Kleidung, ein langer Talar aus Tierfellen, war von oben bis unten mit Riemen, Amuletten, Ketten, Stückchen Eisen und Kupfer behängt; in der rechten Hand hatte er seine, gleichfalls mit Schellen verzierte Zaubertrommel in Form eines Tamburins und in der Linken einen abgespannten Bogen. Sein Anblick war fürchterlich wild und grausenerregend. Die Versammlung saß schweigend und in der gespanntesten Aufmerksamkeit. Allmählich erlosch die Flamme in der Mitte der Jurta, nur Kohlen glühten noch nach und verbreiteten ein mystisches Halbdunkel in derselben. Der Schaman warf sich zur Erde nieder, und nachdem er etwa fünf Minuten unbeweglich dagelegen, brach er in ein klägliches Stöhnen, in eine Art dumpfen, unterdrückten Geschreis aus, welches klang, als rührte es von verschiedenen Stimmen her. Nach einer Weile wurde das Feuer wieder angefacht, es loderte hoch empor. Der Schaman sprang auf, stellte seinen Bogen auf die Erde, und indem er ihn mit der Hand hielt und die Stirne auf das obere Ende desselben stützte, fing er an, zuerst langsam, dann allmählich immer rascher, im Kreise um den Bogen herumzulaufen. Nachdem dieses Drehen so lange gedauert hatte, daß mir vom bloßen Zusehen der Kopf wirbelte, blieb er plötzlich, ohne irgendein Anzeichen von Schwindel, stehen und begann mit den Händen allerlei Figuren in der Luft zu machen; dann ergriff er in einer Art von Begeisterung seine Trommel, die er, wie es mir schien, nach einer gewissen Melodie rührte, worauf er bald rascher bald langsamer umhersprang und mit unbegreiflicher Schnelligkeit seinen ganzen Körper auf die seltsamste Weise verzuckte. Vornehmlich auffallend war dabei sein Kopf, der sich unauf-

hörlich und mit solcher Geschwindigkeit drehte, daß er einer an einem Bande umhergeschleuderten Kugel glich. Während aller dieser Operationen hatte er einige Pfeifen des stärksten tscherkessischen Tabaks mit einer gewissen Gierigkeit geraucht und zwischen jeder einen Schluck Branntwein getrunken, welches beides ihm auf seinen Wink von Zeit zu Zeit gereicht wurde. Dies und die Drehoperation mußte ihn doch endlich schwindlig gemacht haben; denn er fiel nun plötzlich zu Boden und blieb starr und leblos liegen. Zwei der Anwesenden sprangen sogleich hinzu und begannen dicht über seinem Haupte ein paar große Messer gegeneinander zu wetzen. Dies schien ihn wieder zu sich zu bringen; er stieß von neuem ein seltsames Klagegestöhne aus und fing an, sich langsam und krampfhaft zu bewegen. Die beiden Messerwetzer hoben ihn auf und stellten ihn aufrecht hin. Sein Anblick war scheußlich, die Augen standen ihm weit und stier aus dem Kopfe, sein ganzes Gesicht war über und über rot; er schien in völliger Bewußtlosigkeit zu sein, und außer einem leichten Zittern seines ganzen Körpers war einige Minuten lang gar keine Bewegung, kein Lebenszeichen an ihm bemerkbar. Endlich schien er aus seiner Erstarrung zu erwachen; mit der rechten Hand auf seinen Bogen gestützt, schwang er mit der linken die Zaubertrommel rasch und klirrend um seinen Kopf und ließ sie dann zur Erde sinken, was, wie die Umstehenden mir erklärten, anzeigte, daß er nun völlig begeistert sei und daß man sich mit Fragen an ihn wenden könne. Ich näherte mich ihm, er stand da, regungslos mit völlig leblosem Gesicht und Auge, und weder meine Fragen, noch seine sogleich und ohne Nachsinnen darauf erfolgten Antworten brachten auch nur die mindeste Veränderung in seinen erstarrten Zügen hervor. Ich befragte ihn über den Verlauf und den Erfolg unserer Expedition, von der gewiß niemand in der ganzen Gesellschaft auch nur den entferntesten Begriff hatte, und er beantwortete mir jede meiner Fragen zwar etwas im Orakelstil, aber doch mit einer Art von Sicherheit, nach welcher man hätte schließen sollen, er sei ganz vertraut mit dem Hauptzwecke sowie mit den Nebenumständen meiner Reise. — Als

nach mir alle Neugierigen in der Gesellschaft befriedigt waren, fiel der Schaman wieder hin und blieb unter den heftigsten Verzuckungen und inneren Krämpfen ungefähr eine Viertelstunde lang am Boden liegen. Man erklärte mir, daß während dieser Zeit die Teufel wieder aus ihm herausfuhren, weshalb dann außer ihrem gewöhnlichen Wege, dem Rauchfang, die Türe geöffnet ward. Endlich war alles vorüber, der Schaman erhob sich, und auf seinem Gesicht lag der Ausdruck des Erstaunens und der Verwunderung eines Menschen, der aus einem tiefen Schlafe erwacht und sich in einer großen Gesellschaft befindet. Es schien, als erblickte er mich zum erstenmal." [5]

Solche Zustände der Besessenheit sind außerordentlich häufig und finden sich überall, wo Priester und Zauberer, Beschwörer, Hexenmeister und Schamanen aller Art von eigenen unterbewußten Kräften überwältigt werden, wo die umstehenden hypnotisierten Zuschauer unbewußt mithelfen, diese Kräfte zu entbinden, und wo endlich das Unterbewußtsein zum Einfallstor wird für unheimliche Mächte, Geister und Dämonen. Von der vedischen Zeit bis heute und über die ganze Erde hin wird der Besessene zum Medium des Verkehrs der Menschen mit abgeschiedenen Geistern, Dämonen, Urahnen und Göttern, er wird, wie der Volksmund so anschaulich ausdrückt, zur „Götterschachtel" oder Yatudhana, einer Behausung der Dämonen. Vielfach bewirkt der fremde Geist oder Gott eine auffällige Verwandlung des Schamanen, so daß er einem Teufel, einem Tier oder auch einem Verstorbenen, der aus ihm redet in Gebärden, Ton und Haltung so täuschend ähnlich wird, daß die Angehörigen in Tränen ausbrechen, andere den Tiger in Wirklichkeit zu sehen glauben. Die Mittel, Besessenheitszustände künstlich hervorzurufen, sind sehr zahlreich: Tanz und Musik, besonders auf der Geige und Flöte, Gesang, Trommeln, Rasseln und Klatschen, allerlei Dämpfe, Weihrauchduft, Tabak und Alkohol, Zaubermedizin, Anstarren von Gegenständen, die Gohei-Gerte und Fingerverknotungen bei den Japanern.

Somnambule Zustände der Besessenheit, Erfaßtwerden von höheren Mächten im Wachbewußtsein und reales ekstatisches

Hellsehen ist bei den Schamanen ohne Zweifel zu finden; aber schon die Reizmittel deuten auf die notwendigen Nachhilfen hin und bloßstellen darf sich der Zauberer nicht. So wird eben, wie beim Zauberkünstler Europas oder beim Dämonenpriester Afrikas, auch bei den Geisterbeschwörern Asiens viel Betrug mitunterlaufen. Am deutlichsten wird dieser Betrug dem scharfen Beobachter enthüllt, wenn es sich um das Hervorzaubern der Krankheitserreger in Gestalt von Steinen und Dornen handelt, die der Schamane zwischen den Fingern oder im Munde verborgen hält. Und es ist allgemein bekannt, welch wichtige Rolle die Massensuggestion spielen kann, besonders seit es gelungen ist, die Zauberhandlungen durch wissenschaftliche Apparate zu kontrollieren, wie das bei den Yogikunststücken in Indien das Fall ist. Damit soll jedoch der religiöse Ernst der Sache in keiner Weise verringert werden. Der primitive Glaube hält fest an der Realität der Erlebnisse und erst die Berührung mit dem Geiste innerer Wahrhaftigkeit im Christentum öffnet dem bisher Blinden die Augen.

Wie das Schamanentum seine Heimat in Asien hat und Allgemeingut aller primitiven Völker geworden ist, so findet sich auch der andere gemeinsame Zug aller primitiven Religionen, der Glaube an eine fernhin entschwundene Gottheit bei den mongolischen Völkern, von Schang-ti, dem höchsten Gott der Chinesen, vorerst ganz zu schweigen. Der eine höchste Gott wird auch hier von den Naturgottheiten, Geistern und Dämonen deutlich unterschieden. Der finnische Jumala heißt bei den Lappen Jubmel, bei den Esthen Jummal, bei den Tscheremissen Juma, bei den Samojeden Num und bezeichnet bei den letzteren den Himmel. Bei den tatarischen Stämmen ist der Name für den Himmelsgott Tengere Kaira Kan; die Jakuten nennen auch den sichtbaren Himmel Tengere.

Dschingiskhan und seine Nachfolger, welche das mongolische Reich im 13. Jahrhundert bis nach Europa ausgedehnt haben, waren tolerant gegen andere Religionen und proklamierten als ihre religiöse Überzeugung: es ist ein Gott im Himmel und ein Herrscher auf Erden, der

Khan. Der armenische Geschichtsschreiber Guiragos sagt: „Die Mongolen hatten keinen Gottesdienst und verrichteten keine Zeremonien. Doch führten sie bei jeder Gelegenheit den Namen Gottes im Munde und wiederholten oft, Gott habe sich den Himmel zum Besitz erwählt und die Erde dem Khan überlassen.“[6] Auch jetzt noch wird Kaira Kan, der Himmelsgott, häufig um schönes Wetter angerufen. Andere tungusische Stämme nennen das höchste Wesen Buga.

Aber zu dem Himmelsgott gesellen sich noch verschiedene sekundäre Götter, die man mit Kniebeugung und Opfern verehrt: Sonne, Mond, Sterne, Blitz und Donner. Auch Berge, Flüsse und allerlei große Erscheinungen in der Natur werden von Geistern beseelt gedacht, von guten oder bösen. Viele Geister werden von abgeschiedenen Menschen hergeleitet. So findet sich hier ein Ahnendienst, ähnlich wie in China, jedoch weniger organisiert. Die schlimmen Dämonen müssen durch Opfer begütigt und durch Zauberei abgewehrt werden. Die guten Geister erhalten Milch- und Speiseopfer und die Herzen geschlachteter Tiere. Sie teilen dem Schaman die künftigen und verborgenen Dinge mit. Die guten Geister werden im allgemeinen als überirdische gedacht, die schlimmen hausen in der Unterwelt, die von dem schrecklichen Erlik beherrscht wird, der die Menschen zum Bösen verleitet hat und hinter allem schweren, unbegreiflichen Geschehen steht als die dunkle, unheimliche Macht, der sich der Schamane in bittender Demut naht: „O, Erlik, Erlik, mein Vater, was verfolgst du das Volk so? Sag' was richtest du zugrund' es? ... Von Geschlechtern zu Geschlechtern, in dem langen Lauf der Zeiten ehren wir dich Tag und Nächte“ ...[7] Schon Orelli weist auf den starken buddhistischen Einschlag hin und daß der Himmel wie die Unterwelt in Schichten aufgebaut gedacht wird, entspricht so sehr der Anschauung des späteren Buddhismus, daß man dies kaum als ursprünglich mongolische Vorstellung betrachten darf. Auch die Sagen über Schöpfung und Entstehung des Bösen sind schwerlich vorbuddhistisch.

Der Kultus der mongolischen Völker ist wenig ausgebildet und beschränkt sich auf Kasualfälle. Die Religion der Scha-

manen im nördlichen Asien ist im Aussterben begriffen und nur dürftige Reste sind als lebendige Religion noch vorhanden *. Um so stärker sind schamanische Vorstellungen in südlichen Gegenden im Schwange und die Tänze der Derwische erinnern lebhaft an die Sitten und Gebräuche des Schamanismus.

c) Die Religionen der unkultivierten Völker in Ostindien und im indischen Archipel

Es würde viel zu weit führen, hier alle Dämonendienst treibenden Kasten, Stämme und Völkerschaften auch nur mit Namen zu nennen, oder sie aufzählen zu wollen. Die „Weisheit der Brahmanen" und der Buddhismus, die gewiß das Höchste darstellen, was auf dem Gebiete nichtchristlicher Religionen erreicht wurde, haben sich zum großen Teil auch den primitiven Volksschichten aufgedrängt und gewisse Vorstellungen, wie Karma- und Seelenwanderung oder die Namen der Trimurti-Gottheiten Brahma, Wischnu und Schiwa, sind Allgemeingut fast aller Inder geworden. Die verfeinerte Geisteskultur höherer Kasten hat zwar mehr oder weniger auch auf die unkultivierten Völker abgefärbt; aber viel mehr als eine oberflächliche Berührung dürfen wir kaum feststellen. Eine über ganz Indien verbreitete Unterschicht huldigt noch heute einem in allen seinen Charakterzügen primitiven Geister- und Dämonendienst. Die geradezu sprichwörtlich gewordene Toleranz des Hinduismus hat diese althergebrachten religiösen Sitten und Gebräuche nicht nur geduldet, sondern vielfach in sich aufgenommen. So finden wir über ganz Indien den Dämonen- und Geisterdienst oder die Bhutenverehrung verbreitet. Ähnlich wie bei den afrikanischen Völkern wird von der primitiven Seele die geheimnisvolle übernatürliche Kraft, die in der Brahmanvorstellung in ganz neuer Erfassung wiederkehrt, mehr und mehr personifiziert gedacht, mit bekannten Götternamen aus höheren Bereichen geschmückt, verleugnet jedoch den ursprünglichen

---

* Aber schamanistische Bräuche werden in Sibirien heute bei islamischen und christlichen Stämmen geübt.

Charakter keineswegs. Seltsame Gegenstände, unheimliche Erscheinungen werden sofort mit Geisterspuk in Verbindung gebracht und gemieden. Furcht und Scheu packt den Primitiven, wenn er in der Dunkelheit über Feld geht und man hat den Eindruck, die ganze Welt sei für ihn mit Dämonen bevölkert und die Atmosphäre mit unheimlicher Manakraft geladen. Er scheint die Geister, die in der Luft herrschen, förmlich zu spüren. Keine indische Aufklärung vermöchte den einfachen Inder von der Dämonen- und Geisterfurcht zu befreien, erst das Christentum war imstande, eine tiefgreifende Wandlung zu vollziehen und auch die Kastenlosen vom Banne der Geisterfurcht zu erlösen. Wie bei uns der Aberglaube, so hat sich auch in Indien bis hinauf zu den gelehrten heidnischen Würdenträgern der Glaube an Magie und Zauberei, geheimnisvolle Umtriebe böser Geister, schlimme Vorzeichen und böse Blicke, Zauberformeln und Behexung lebendig und frisch erhalten.

In einem Dorfe Malasamutra im Dekhan hatten die Missionare auf öder Fläche einige Brunnen gegraben und Gärten angelegt, um den Leuten Verdienst und Brot zu geben. Auf einem nahen Hügel wurde die Missionswohnung erbaut. Als jedoch später die Missionsstation nach Betgeri-Gadak an die Eisenbahnlinie verlegt werden mußte, weil dort zahlreiche Übertritte erfolgt waren, blieb von der Missionarswohnung nur die in natürlichen Fels gehauene Badewanne übrig. Nach einigen Jahrzehnten wurde sie mit roter Farbe bestrichen und als Wohnsitz eines Geistes verehrt. Oft ist es nur ein runder Stein mit einem Häufchen rotgefärbter Reiskörner, eine seltsam geformte Pflanzenwurzel oder ein Stock, an welchem eine Anzahl Lumpen hängen, der als Wohnung oder Symbol des Gottes oder Geistes verehrt wird.

Es sind nur wenige Völkerstämme, die im Lande herumziehen oder in den Urwäldern Indiens wohnen, bei welchen sich primitive religiöse Vorstellungen verhältnismäßig rein erhalten haben. Von den Kols in den Gebirgen westlich von Kalkutta sprechen die Uraos eine mit den südindischen verwandte Sprache, weshalb man sie zu den Drawiden zählt, dagegen die Munda- und Larka-Kols betrachtet man mit den

Santals und den Karrias neuerdings als eine besondere Völkergruppe.

Über die Religion der Kols sagt Jellinghaus: „Ich selbst ging mit dem unsere ganze Wissenschaft beherrschenden Vorurteile in die Heidenwelt, daß die Heiden in ihrem Gewissen keine Erkenntnis vom Dasein Gottes, als des einen allmächtigen guten Schöpfers und Regierers der Welt, hätten und daß das, was man Polytheismus, Fetischismus, Dämonendienst nennt, die Erkenntnis des Daseins des einen guten Gottes ausschließt. Wie erstaunte ich aber, als ich an das Studium der Munda-Kol-Sprache und der religiösen Sagen und Sprichwörter dieses Volkes heranging und fand, daß sie in ihrer Grundanschauung durchaus monotheistisch, ja daß das Dasein des einen guten Gottes ihnen in ihren Reden im täglichen Leben so selbstverständlich ist wie uns Europäern, wenn wir von Gott reden.[1] Die Munda-Kols nennen Gott Singbonga und die bösen Geister Bonga und unterscheiden sie als ikir bonga, Tiefengeister oder Wassergeister buru bonga, Berggeister und marang bonga, großer Bonga, der gefürchtetste von allen Bongas, der im marang buru „großen Berge" wohnen soll. Was das Wort bonga bedeutet, ist schwer zu sagen, es ist doch das das wahrscheinlichste, daß es Geist bedeutet. Die Übersetzung des Wortes bonga mit Teufel hatte dahin geführt, daß man Singbonga, da singi die Sonne heißt, mit Sonnenteufel übersetzte und also annahm, daß Singbonga nur ein großer böser Geist sei, der in der Sonne wohne. Aber keiner, der die Mundasprache gelernt und die religiösen Sagen des Volkes erforscht, hätte auf diese Anschauung kommen können. Aus allen Sagen und Reden der heidnischen Kols geht hervor, daß sie Singbonga nicht nur für den Schöpfer der Erde, sondern auch der Sonne erkennen, auch findet sich bei ihnen nichts von Anbetung der Sonne beim Aufgang oder beim Untergang. Ganz besonders offenbart sich ihr Gottesbewußtsein in ihren nationalen Sagen von der Schöpfung, von einer großen Flut und von der Vernichtung der Assurs, eines titanenhaften, eisenarbeitenden Geschlechts, durch Singbonga."[2]

„Wenn viel Unrecht im Lande geschieht und beklagt wird, aber kein Richter und Helfer da ist, so sagt der Kol: Singbonga im Himmel ist allmächtig, aber er ist zu weit.“ [3]

„Um den einzelnen wie das ganze Volk vor den bösen Einflüssen der Bongas zu schützen und auch Singbonga zufriedenzustellen, ist in jedem Dorfe einer der Kolsbauern als Opferpriester oder pahan angestellt und ein Wäldchen des Dorfes als heilige unantastbare Opferstelle ausgesondert. Dieser Opferdienst der Pahans muß sehr alt sein, denn in jedem Dorfe befinden sich zwei Geschlechter unter den Bauern, das Pahangeschlecht und das Mundageschlecht. Munda ist soviel als Dorfvorsteher oder Dorfschulze. Von dieser Dorfverfassung unter der Leitung der Mundas hat der Stamm wohl auch den Namen Munda erhalten. Die Mundas müssen aus dem Mundageschlecht sein, die Pahans aus dem Pahangeschlecht. Diese beiden Geschlechter betrachten sich aber als von einem Ahnherrn abstammende Brüder, die sich als Verwandte auch nicht untereinander verheiraten. Daher muß man annehmen, daß bei der Gründung des Dorfes sich die ersten Bewohner, oft wohl zwei Brüder, in diese Ämter geteilt und so in das Munda- und Pahangeschlecht geschieden haben. Der Pahan hat für seine Bemühungen beim Opfern die Nutznießung eines nicht eben großen Bongafeldes. Für gewöhnlich folgt der Sohn dem Vater in diesem Amte. Die Pahane bilden durchaus keine Priesterkaste oder auch nur Priesterstand, sie treiben Ackerbau wie alle andern, von einer eigentlichen Priesterschaft ist keine Spur. Dem Christentum haben sie im ganzen keinen besonderen Widerstand entgegengesetzt, sie sind im Gegenteil sehr oft und zahlreich den Dorfbewohnern voran zum Christentum übergetreten.“

„Der Pahan opfert dem Singbonga weiße Hühner und weiße Böcke, den Bongas schwarze und bunte Hühner und Böcke. Die besonders festliche Opferzeit ist im März vor der Saatzeit. Da opfert der Pahan für das Dorf zuerst dem Singbonga und dann den Bongas. Es wird dann alles in den Häusern rein gemacht, manches Alte durch Neues ersetzt und die Häuser und die Menschen mit Blumen geschmückt. Vor vollbrachtem Opfer dürfen keine Blumen ins Haus gebracht wer-

den. Dann wird der Dorfpriester mit Gesang und Geschrei auf die Schultern gehoben und mit Frohlocken darüber, daß nun ‚alles wieder in Ordnung‘ aus dem Opferwäldchen in das Dorf zurückgetragen. Nun fängt das ganze Dorf an, Reisbranntwein zu trinken, so daß bald das Dorf mit Betrunkenen angefüllt ist.“

„Ist eine Krankheit oder sonst ein Unheil durch die Bongas, wie man meint, angerichtet, so kommt es darauf an, den bestimmten Bonga und oft auch den Menschen, der mit dem Bonga im Bündnis dies angestiftet, herauszufinden. Dieses Aufsuchen besorgen die Zauberer. Sie stehen selbst als Teufelsdiener im Bunde mit dem Bösen und können daher die dämonischen Ursachen herausfinden und durch der Dämonen Hilfe auch wieder den Zauberer bannen. Die kleineren Zauberer heißen Deonra, die großen, mächtigen Soka. Diese Art der Zauberei hat, obgleich die Kols sie ganz unabhängig von den Brahmanen jetzt betreiben, doch viele entschieden hinduistische Elemente in sich. Es werden hinduistische Götternamen, wie Krischna und Mahadev (Schiwa), dabei angerufen.“

In früheren Zeiten waren bei einigen Bergvölkern Nordindiens, wie bei den Santals Menschenopfer nicht selten. Mit Vorliebe entführte man einen Brahmanenknaben oder raubte ihn mit Gewalt. Im Bergdorfe wurde er feierlich empfangen und mit auserlesenen Nahrungsmitteln und köstlichen Speisen gesättigt. Von allen geehrt als ein mit übernatürlichen Kräften begabtes Wesen vergaß er Familie und Heimat. Kurz vor der Saatzeit wurde er von den Männern des Dorfes auf ein Feld geführt, mit kleinen Äxten brach man ihm die Glieder und band ihn an einen Pfahl, worauf jeder Bewohner ein Stückchen Fleisch aus dem noch lebenden Leibe schnitt, um es in seinem Acker zu vergraben.

Gewisse Jägerstämme im Dekhan verehren eine Göttin Dämavva, indem sie bei Beginn der Dämmerung ein Huhn oder einen Hahn um die zerlumpten Zelte herumjagen, bis das Tier völlig erschöpft ist. Dann fangen sie selbst an, um die Zelte herumzutanzen, erst langsam, dann immer schneller und rufen unablässig: „O Dämavva, o Dämavva!“ Dabei trinken sie starken Branntwein. Gegen Mitternacht ist der

Tanz in Raserei ausgeartet und wie wahnsinnig schreiend taumeln sie vorwärts, bis alle, einer nach dem andern, Kinder, Weiber und Männer starr und bewußtlos zur Erde stürzen — die Göttin hat von ihnen Besitz genommen, ihr religiöses Bedürfnis ist für längere Zeit wieder gesättigt. Müde und abgeschlagen ziehen sie am nächsten Mittag weiter.

Die Karenen in Hinterindien haben manche Ähnlichkeit mit den Kols, auch darin, daß das Christentum tiefe Wurzeln bei ihnen geschlagen hat. Aber ihre Sprache ist von anderer Art, sie hat einsilbige Wörter wie die chinesische. Auch sie denken sich Gott als ein mächtiges Geisteswesen und nennen ihn Y'wah. Ebenso haben sie ihre Sagen von der Schöpfung der Welt, vom Sündenfall und von der großen Flut. Aber „als die Missionare zum erstenmal mit den Karenen bekannt wurden, trafen sie bei ihnen keine bestimmte Spur der Y'wahverehrung. Ihr Dienst galt den Dämonen und andern Geistwesen, mit denen sie Himmel und Erde bevölkert wähnen und deren Gunst sie durch Opfer zu gewinnen oder deren Zorn sie auf gleiche Weise zu versöhnen suchen. Alles Gute und alles Böse trauen sie diesen Geistern zu, verehren sie aber nicht unter Bildern, wie sie sich auch von Y'wah kein Bild noch Gleichnis machen."[4] Menschen wie leblose Wesen haben ihren Kalah, eine Art übernatürliche Kraft oder Seelenstoff oder auch ein persönliches Wesen. Wenn der Reis-Kalah nicht gegenwärtig ist, wird der Reis nicht geraten. Der Kalah der Menschen wie der andern Wesen kann den Leib verlassen und fortwandern. Dies geschieht gewöhnlich, wenn die Menschen schlafen oder träumen. Wird der Kalah in seiner Wanderung aufgehalten, so stirbt bald die Person.[5] Wie die Kols, so haben auch die Karenen ihre Priester, die Bukhas, und ihre Zauberer, die Wis, welche in ekstatischem Zustand die bösen Geister beschwören. Merkwürdige Weissagungen auf eine bessere Zukunft, wo sie vom Druck der Barmanen befreit werden sollten, machten die Karenen für die Predigt der Missionare besonders empfänglich.

Da der primitive Indier zwischen Menschen, Tieren und Pflanzen als belebten Wesen ebensowenig einen Unterschied macht wie der Afrikaner, vielmehr infolge seines Glaubens an

die Seelenwanderung in allem die Seele eines Wesens vermuten kann, so ist es nicht überraschend, daß auch Tiere, Pflanzen und Steine verehrt werden. Im Zusammenhang mit der Schilderung indischer Gottheiten werden wir über heilige Tiere wie Kühe, Affen, Schlangen, Adler, Geier und Gänse und über heilige Pflanzen wie Mango- und Bobäume oder über den Pipalbaum (ficus religiosa), die zum Teil als Sitz von Dämonen verehrt werden, noch zu berichten haben. Seltsam geformte Steine und Felsblöcke, die weithin sichtbar aus der Ebene hervorragen, werden als Behausung von Geistern und Dämonen betrachtet; Fluß- und Berggottheiten allenthalben verehrt.

Die Religion der primitiven Völker in Südindien und im Dekhan wird Bhutendienst genannt. Das Wort Bhûta bezeichnet im Sanskrit etwas Gewordenes; die Hindus wollten also damit sagen, diese Ureinwohner des Landes verehren geschaffene Wesen, nicht den Ursprung aller Dinge. Es kommt hier namentlich das Tulu-Volk in Südkanara in Betracht, sowie die Schanars in Tinewelli und Trawankor, die Parias im nördlichen Tamilgebiet, die Malas im Telugugebiet. Das Charakteristische des Bhutendienstes ist die Geisterbeschwörung. Man unterscheidet erstens als Bhuten geschaffene Wesen und zweitens zu Bhuten gewordene Menschen. Zu den ersteren gehört Pandschoruli, welcher aus dem Schweife Wischnus entstand, und zwar als Stachelschwein, das erst später durch Gebetskraft Menschengestalt annahm. Ferner soll aus dem Staub, der aus Schiwas Zopf fiel, als er ihn ausklopfte, ein Heer von 32000 dienstbaren Geistern geworden sein, die von der Volksphantasie zwischen die Bhuten und die höhern Gottheiten, besonders Paramêshvara oder oberster Herr, wie Schiwa auch genannt wird, eingeschoben wurden. Zu solchen Zwischengöttern, die im eigentlichen Hinduismus nicht vorkommen, gehört auch der Dämon Ayenaar bei den Tamulen. — Daß Menschenseelen zu Bhuten werden, die dann sehr gefürchtet sind, wird als eine Strafe für gewisse Sünden betrachtet.

Die Besessenheit, für die der Inder und vor allem der Drawide, eine besondere Disposition aufweist, findet sich

überall bei Teufelspriestern und Tänzern. Gewaltige Herrscher und gefürchtete Menschen werden als Inkarnationen einer dämonischen Gottheit verehrt, und es wird ihnen noch bei Lebzeiten geopfert. So verehrte man in einer Sekte die Königin Viktoria als Hauptgottheit und den berühmten General Nicholson als Gottheit unter dem Namen Nikkal Sen.[6] Das frisch quellende Opferblut wird gierig getrunken, worauf ein wilder Tanz beginnt, bis der Dämon auf den Tänzer herabsteigt und seine Orakelsprüche verkündigt. Von den Schanars in Tinneweli wurde ein 1909 im Kampf gefallener und im Sand begrabener englischer Kapitän Pole, welcher der Schrecken der Gegend gewesen war, wenige Jahre nach seinem Tode mit Opfern von Branntwein und Zigarren als Bhuta verehrt.

In den Bhutentempelchen findet sich häufig ein bemalter Reiter mit fliegendem Gewand, außerdem Eber, Büffel, Tiger – Tiere, die den Saaten und Herden gefährlich sind. Der Hahn ist die gewöhnlichste Opfergabe für die Bhuten, entweder in natura oder in einem Messingbild als Weihgeschenk, namentlich damit von den Bhuten Hahnendiebe ausfindig gemacht werden. Schafe und Ziegen werden hauptsächlich in der Zeit einer Seuche geopfert. Zum Dienst eines Bhutenpriesters geben sich Brahmanen nicht her.

Im ostindischen Archipel war vor dem Eindringen des Islam der Buddhismus namentlich auf Sumatra und Java weit verbreitet; aber die Urbewohner haben ihren ausgeprägten Geister- und Dämonendienst beibehalten. Im Leben der Völker des indischen Archipels ist die Religion „geradezu die bestimmende Macht des Volks- und Einzellebens". Die Götter treten stark in den Hintergrund. „Die Kraftzentrale der indonesischen Religionen ist das bis zur Furcht gesteigerte Gefühl der Abhängigkeit nicht von der Gottheit, sondern von unheimlichen Gewalten, Geistern und Seelen."[7]

Die Grundlage dieses Geister- und Dämonendienstes bildet die Weltanschauung und Seelenvorstellung der Primitiven. Der Allkraftglaube, der ursprünglich an einer das All durchdringenden und alles Sein erfüllenden Lebenskraft festhielt,

die er von Gott herleitete als dem Urvater und Schöpfer, wandelte sich im Laufe der Zeit, indem das Individuum aus dieser Allgemeinheit sich deutlicher heraushob. So war die Allkraft am Anfang durchaus unpersönlich und einheitlich, eine Art Lebensmaterie, die ohne wissenschaftlich erfaßt zu werden, nach der Vorstellung des primitiven Menschen eben doch das innerste Wesen des Daseins ausmachte. Dann fing man an, die geheimnisvolle Kraft bedeutenden Menschen und wichtigen, irgendwie wirksamen Gegenständen in besonderer Weise zuzuschreiben; denn ihre Überlegenheit und Wirksamkeit konnte nur von größerer Fülle jener Lebensmaterie herrühren, sie waren weit mehr als alle andern Lebewesen manabegabt und wurden ausgesondert, geheiligt, als tapu erklärt. Früher ging die Lebenskraft nach dem Tode eines Wesens auf andere Menschen, Tiere, Pflanzen oder auch anorganische Körper über, jetzt fing man an, von der Manakraft Verstorbener, der Geister, Dämonen und Götter zu reden, und bald schrieb man jeder Schattenseele etwas von dieser geheimnisvollen Kraft zu. Mehr und mehr verdichtete sich diese universale, unpersönliche Kraft zu einem Seelenstoff, aus dem ein verfeinerter Leib aufgebaut wurde, der in den äußern groben Leib so hineingeschoben gedacht wird, daß in allen Teilen des sichtbaren Menschen sein Doppelgänger in unsichtbarer Gestalt vorhanden und wirksam ist. Diese Vorstellung findet sich überall in Indien und ist auch Allgemeingut der Bewohner des indischen Archipels. Aber wir finden den Begriff der Persönlichkeit in unserem Sinne nicht vor und der innere feine Leib, den wir nicht mit der Seele des Menschen, die nach dem Tode weiterlebt, verwechseln dürfen, ist auch nicht identisch mit der Person, die denkt, fühlt und handelt, sondern lebt als zweite Person, als Doppelgänger, ein Leben für sich; das Ich gehört nicht zu dieser „Seele" oder innern Wesenhaftigkeit, sondern ist „ein Attribut des Leibeslebens, ein materialistisches Produkt". „Es ist kein organischer Zusammenhang vorhanden zwischen der pantheistisch gefärbten Seele und dem materialistisch bestimmten Individuum."[8] So wird es verständlich, wenn A. C. Kruyt als Gemeinsames bei allen Urbewohnern eine Dämonologie vorfindet, wo teils Geister ver-

ehrt werden, die Menschen gewesen sind, teils Naturgewalten; denn es ist beides da, der „Seelenstoff" als Lebenskraft, welche die ganze Natur belebt, und die „Seele" oder der Geist der Verstorbenen, der von jenem Seelenstoff durchaus verschieden ist. Mit dem „Seelenstoff" hat es ursprünglich der Monismus und später der Animismus zu tun, mit der Seele als Geist der Verstorbenen und den Dämonen des Spiritismus. In der Vorstellung des feinen Leibes, dessen Seelenstoff in andere Wesen übergeht, finden wir die Wurzel des Glaubens an die Seelenwanderung, ebenso die Erklärung für grausame religiöse Sitten und Gebräuche. Beim Kopfschnellen zieht man den Seelenstoff des Geköpften an sich, um dadurch stärker zu werden, im Blut wird der Seelenstoff geopfert. Aber auch Haare und Nägel haben am Seelenstoff teil. Den persönlichen Seelenstoff glaubt man verkörpert im Schatten. Deshalb darf man nicht in eines andern Schatten treten. Gerne suchen Verstorbene die Seelen lebender Menschen ins Totenreich zu ziehen. Darum muß man ihnen die Rückkehr in diese Welt möglichst abschneiden, und Menschen werden geopfert, um die Begierde der Seele nach Genossen im Unglück zu stillen.[9] Über den Jenseitsglauben, den Geister- und Dämonendienst der Indonesier, insbesondere der Batak auf Sumatra, haben wir in anderem Zusammenhang ausführlich berichtet; werfen wir darum noch einen Blick auf den Gottesglauben und die Ahnenverehrung.

„Eine Wurzel der batakschen Religiosität," sagt Warneck, „ist die Bezogenheit auf mythologische Gottheiten, eine zweite, die kräftigste, die Furcht vor unverstandenen, unheimlichen Naturgewalten. Eine dritte endlich, sehr zart, schwer auffindbar, aber tief hineingesenkt in die Volksseele, entdeckt das suchende Auge in dem dunkeln, tastenden Ahnen einer über allen jenen Gottheiten thronenden Allmacht, die sich bei den Batak in dem Allgemeinnamen Debata, Gott, abspiegelt. Man nennt sie schlechthin ‚Gott', auch ‚Herr' und ‚Großvater'. Die Idee des höchsten Gottes, der wir hier begegnen, ist sehr vag; sie liegt immer im Konflikt mit dem animistischen Empfinden." Wie in Indien, bezeichnet man mit Deva oder Debata alle Hauptgötter,

große Männer und gefürchtete Häuptlinge „und ‚Großväter' nennt man alles Verehrungswürdige und Wunderbare, die Ahnen, angesehene Menschen, wilde Tiere, imponierende Kulturgegenstände." Aber in Debata schlechthin ahnt der Batak „den über dem Weltall im allgemeinen und dem Menschen im besonderen thronenden Herrn," zu dem er sich impulsiv wendet in schweren Nöten und Bedrängnissen. „Von Gott hängt alles ab"; „wir sind in Gottes Hand"; „das kommt auf Gott an"; „wie Gott gibt"; „Gott ist gnädig", so lauten die häufigen Redensarten. Auch in Sprichwörtern wird Gott immer wieder erwähnt: „Wenn Gott hilft, dann wird ein Tropfen Tau zur Speise"; „was Gottes Tun ist, soll der Mensch nicht ändern"; „Gott steht und sieht herab auf die Menschen, denen Unrecht geschieht"; „gehe nicht krumme Wege, von Gott kommt der Reichtum"; „Gott ist ein gerechter Richter"; „wo wir auch sitzen, da ist Gott". Auch bei den Batak ist Gott der Wächter und Vergelter, und Gottesurteile oder das „Gottesgericht" hat die letzte Entscheidung im Rechtsleben. Vor Beginn der Schlacht beten die Kriegführenden zu Gott. Aber die Gottesidee ist unklar und die Verehrung des höchsten Gottes fast ganz abhanden gekommen. Die großen Geister treten in Gebet und Opfer an seine Stelle.

An der Spitze der Untergötter stehen drei Gottheiten, in welchen wir die indische Trimurti wiedererkennen: Batara guru, Soripada und Mangalabulan. Ihnen stehen noch zwei andere: Ompu Tuhan Mula djadi und Debata Asiasi zur Seite. Die drei ersten sind indischen Ursprungs; die Batak standen vor 600 Jahren unter indischer Herrschaft. Der ursprüngliche Obergott der Batak ist Ompu Tuhan Mula djadi, der „Herr Ursprung des Werdens". Im gewöhnlichen Leben werden alle fünf zusammengeworfen, und jeder wählt, welchen er will. In der dritten obersten Welt, im siebten Stockwerk haben die Götter ihren Sitz. Ompu Tuhan Mula djadi, der Schöpfer, „schlägt den Scheitel platt, flechtet die Eingeweide, spaltet die Finger, macht wund das Herz, breitet aus die Leber, öffnet den Mund, macht hell das Auge der Menschenkinder." Auf die vielen Sagen und Mythen, wie auf die Erzählung vor der Schöpfung der Welt können wir nicht

näher eingehen.[10] In den östlichen Inseln des Archipels denkt man sich den Menschen aus der Natur entstanden, in den westlichen aus einem schöpferischen Akt hervorgegangen. Bilder oder Symbole der fünf Obergötter sind nicht vorhanden.

Am häufigsten gefürchtet und am sorgfältigsten verehrt sind jedoch die Untergötter, die in Medien und Symbolen, in Tieren und Bildern dargestellt werden. In ihnen sind die Naturkräfte verkörpert: Die Debata idup, eine männliche und eine weibliche Gottheit verleihen Kindersegen; eine freundliche Erdgottheit, die Personifikation der fruchtbaren Erdkraft ist Boras pati in tano, die in der Hauseidechse verkörpert gesehen und deren Bild häufig an Häusern angebracht wird. Boru Saniang naga ist ein Wassergeist, Boru na mora ein Luftgeist, der Krankheiten verursacht, dazu kommen eine Menge Lokalgottheiten, die mit Vulkanen, Seestrudeln und Wasserfällen im Zusammenhang stehen.

Eine Sage unter den Batak auf Samosir zeigt, wie die Furcht vor unverstandenen Naturerscheinungen Mythen bildet zur Erklärung der Sonnen- und Mondfinsternisse: „Die Sonne hatte in grauer Vorzeit sieben Söhne, die alle so heiß auf die Erde herniederbrannten wie die Mutter. Die Menschen konnten es vor Hitze nicht aushalten. In ihrer Not schickten sie die Schwalbe zum Monde mit der Bitte, er möchte ihnen helfen. Der Mond war bereit, forderte den Menschen aber das Versprechen ab, daß sie ihm wiederum gegen die Sonne helfen müßten, wenn diese ihn etwa befeinden würde. Darauf fing der Mond alle seine Kinder (die Sterne) ein und versteckte sie. Von den Menschen ließ er sich große Mengen Betelblätter, Kalk und was sonst zum Sirikauen gehört, geben, kaute alles aus und sammelte den blutroten Saft in sieben großen Schüsseln. Dann rief er die Sonne und sprach zu ihr: Ich habe alle meine Kinder geschlachtet und gegessen, tue du auch so und schlachte deine Kinder. Zum Beweise seiner Worte zeigte er ihr die sieben Schüsseln, deren roter Inhalt wie Blut aussah. Die Sonne ging auf den Vorschlag ein, fing ihre sieben Söhne, schlachtete und aß sie. Der Mond aber

ließ hernach seine Kinder, die Sterne, wieder frei. Die Sonne sah nun ein, daß sie betrogen war, überzog den Mond mit Krieg und schickte gegen ihn gedingte Krieger, Luftgeister, genannt lau, während die Krieger des Mondes laha hießen. Wenn nun die lau den Mond bedrängen, entsteht eine Mondfinsternis. Die Menschen müssen dann dem Monde helfen, indem sie aus Leibeskräften schreien: „Gebt den Mond wieder frei, ihr lau!“ Umgekehrt entsteht eine Sonnenfinsternis, wenn die laha, die Vorkämpfer des Mondes, gegen die Sonne anstürmen.“[11] Ähnliche Erzählungen fanden wir bei den Afrikanern, ebenso besitzen die Santal in Indien einen ähnlichen Mythus, wie auch die Niasser und die Bewohner auf Celebes.

Auf den Inseln Nias und Celebes begegnen wir der Vorstellung eines höchsten Gottes; aber Lowalangi ist bei den Niassern ein so guter Geist, daß man ihn nicht durch Opfer freundlich stimmen muß. Die Gebete zu den hohen Göttern sind in der Regel feststehende Formeln, die nur der Priester genau kennt, und die Opfer sind sehr selten; „das Opfertier ist meist das weiße Pferd. Dasselbe wird entweder in Gegenwart des ganzen Stammes feierlich geschlachtet, wobei das Blut als Opfergabe gilt, oder es wird Gott geweiht; es bleibt dann am Leben, darf aber nicht veräußert werden.“[12] Auch die Opfer besorgen die Oberpriester oder Stammeshäuptlinge; sie erinnern an die Gebräuche der Arier in der Vedazeit. Viele Sagen erzählen uns von ferner Vergangenheit, wo die Menschen Gott näher waren und Götterkinder herniederstiegen, um sich mit den Menschen zu vermählen.

Auf der Insel Borneo weiß wohl jeder Dajakstamm „von einem höchsten, den Menschen freundlich gesinnten Wesen, einem obersten Gott“.[13] Am reinsten finden sich die Überlieferungen bei den großen Dajakstämmen im Innern der Insel. Von ihnen berichtet Missionar Epple: „Die Ot Danum fabeln viel von den „ulun kâlimui“, deren Reich außerhalb des Wolkenhimmels liegen soll. Man stellt sie sich vor als schön gestaltete, tapfere Menschen, die fliegen können und einen König über sich haben. Im Luftbereich, zwischen Himmel und Erde, wohnen die „sangiang“, mit denen man

durch weibliche Medien in Verbindung kommen kann. Letztere schließen mit ihnen eine Art Ehebund. In Krankheitsfällen bedient man sich der Hilfe dieser Luftgeister. Sie können beim höchsten Gott um Medizin bitten, die Seele des Kranken vom Weg ins Jenseits zurückholen. Im Wasser leben die ebenfalls gutartigen, schlangenähnlichen „lâwahta". Der Urwald ist bevölkert von Waldteufeln (âhtu), von feen- und elfenartigen Wesen. In den Zauberhainen wohnt das sehr bösartige Gespenst „njaling", mit fliegenden, feurigen Haaren, dessen Lust es ist, die Menschen zu quälen, vor allem geisteskrank zu machen. Zudem kann man es überall mit Werwölfen und Hexen zu tun bekommen oder von den unheimlichen, im Wald herumfliegenden Sarggespenstern angegriffen werden, die einen verfolgen und niederdrücken wollen."[14] Über alle 35 von den Ot Danum verehrten oder gefürchteten „Götter" oder Dämonen will er nicht berichten, aber einen darf er nicht unerwähnt lassen:

„Droben im höchsten Himmel, ‚am Fuße des Edelstein- und des Goldberges, an dem Ozean mit der Edelsteinbrücke, am Gold aufwirbelnden Meer' wohnt ‚Pâhâtara', der höchste Gott. Ungleich mehr als der ‚Mahatara' der Oloh Ngadju (eines andern verwandten Stammes) tritt er in den Vordergrund. Von ihm wird beinahe übereinstimmend erzählt, daß er Himmel und Erde geschaffen habe, daß die Menschen ‚Kinder seiner Macht' (anak kuwasai) seien. Ihm können Tieropfer dargebracht werden. Der geistige Auszug oder Seelenstoff des Geopferten wird mit einer Reisschwingwanne zu ihm hinaufgeweht. Die Seele des für ihn ausgestreuten Reises (tawui) soll ihm die Wünsche der Menschen aussagen. Er liebt die Menschen, sorgt für sie, kann das Böse strafen, z.B. Diebstahl, Ehebruch, Mord. „Wenn man aber Blutrache nimmt", sagte eine alte Heidin, „das straft er nicht, heißt es uns aber nicht tun; unser Inneres reizt uns dazu." Bei gegenseitigen Versprechen oder Verträgen ruft man ihn als Zeugen an, indem man sagt: „Pâhâtara schläft nicht, er hört alle unsere Worte." Bei Gottesurteilen spielt vor allem er eine Rolle. Vor Gericht heißt es: „Wenn ich schuldig bin, Pâhâtara hat es gesehen, möge ich dann nicht lange

leben." Er straft so, ,wie Feuer Kleie verzehrt', d. h. seine Mühlen mahlen langsam. Ein reicher Dajak marterte einmal zwei seiner Schuldsklaven zu Tode, die, wie man ihm hinterbracht hatte, in seiner Abwesenheit sich schwer vergangen haben sollten. Er zündete u. a. auf der Brust der gefesselt Daliegenden ein Harzfeuer an. Da habe der eine fürchterlich fluchend ausgerufen: „Jenes höchste Wesen, das droben im Himmel sein muß, möge es dir heimzahlen!" In höchster Not, z. B. in Kriegsnot, oder wenn die Stromschnelle gefährlich sind, schickt man ein Stoßgebet hinauf, „A Pâhâtara, ngawat ahku!" (O Pahatara, hilf mir!) ,Wie Pâhâtara will', sagt man in bezug auf das Gedeihen des Reises im Feld. Pâhâtara hat die ersten Menschen, die Stammväter der Ot Danum, acht an der Zahl, auf einem goldenen Opfergerät vom Himmel herabgelassen. Einer ließ sich wieder zu seinem Vater in den Himmel zurücknehmen." [14]

Auch bei den Dajak tritt wie auf Sumatra die Verehrung des Urvaters ganz zurück. Die Hauptrolle bei allen religiösen Anlässen spielen der Zaubermeister, pangulu, und die medial veranlagten Zauberpriesterinnen oder balian. Zahlreich sind die Opfer, die den Untergöttern dargebracht werden, wie dem König der Luftgötter, dem Rawing Tempon Telon und seinem älteren Bruder, dem Sahawong Bulan, den man zum Schutzgott der Familie oder Sippe erwählt hat. Ihnen wird der Tisch reich gedeckt: „Die gekochten rechten Schweineschinken, das Halsfett, Herz, ein Huhn, ein Teller ungesüßten Klebreis, mit drei Brötchen und einem Ei garniert, ein Teller gesüßten Klebreis mit demselben einladenden Schmuck, sieben mit Reis gefüllte kleine Palmblättersäckchen, sieben mit Reis gefüllte Bambusstücke, ein gefüllter Wasserkrug, ein Wasserglas, eine Fingerschale, dann noch eine mit ungekochtem Reis gefüllte kupferne Schüssel." [15] Der Zauberpriester ladet die Götter zum Mahle und vermittelt ihre Botschaft an die Opfernden und teilt ihnen die geheimnisvollen Seelenkräfte mit, indem er Reiskörner auf die Häupter der Opfernden streut.

Nirgendwo geht die Besessenheit so im Schwange wie bei den Dajak. Die Zauberpriesterinnen sind einem der Luft-

geister vermählt und ganze Nächte hindurch tanzen sie bei rasenden Trommelwirbeln ihre wilden Baliantänze, bis sie vom Luftgeist besessen sind. Mit Hilfe ihrer dunkeln magischen Künste treiben sie ein grausames Spiel, indem sie Krankheitsursachen beseitigen und entwichene Geister zurückrufen. Sie verstehen es vortrefflich, das leichtgläubige Volk zu bestricken und so aus ihrem Zaubereigewerbe Nutzen zu ziehen. Sie bereiten das schützende Amulett und schnitzen aus Holz kleine Tierfiguren, die belebt und einem Widersacher zugesandt werden können, um ihn zu quälen. Das Leben des Dajaks ist förmlich eingehüllt von furchterregenden Schicksalsumständen, bösen Geistern und schlimmen Vorzeichen. Nur mit äußerster Vorsicht und unter großen Opfern an Geld und Gut vermag er sich der feindlichen Mächte, die ihn ringsum belauern, zu erwehren. Die unglückbringenden Einflüsse werden „Tapu" genannt. Immer wieder sieht er sich genötigt, die Balian zu rufen, um sich gegen Unglück, Krankheit und Tod zu schützen. In nächtlicher Sitzung unternehmen die Zauberpriesterinnen einen Gang ins Jenseits und schildern in singendem Tone die Orte, bis sie endlich alle 160 Stationen durchwandert haben und am Berge der Liebe den sorgfältig gezeichneten Lebensbaum einpflanzen.

Bei tieferem Eindringen in die religiösen Vorstellungen und bei sorgfältiger Beobachtung der religiösen Erlebnisse, Sitten und Gebräuche der primitiven Bewohner des indischen Archipels empfängt man die gleichen Eindrücke wie beim Studium der afrikanischen Religionen. Alles weist zurück auf eine längst vergangene bessere Zeit, da ein reinerer Gottesbegriff allgemein herrschend war, und der heutige Geisterglaube und Dämonendienst mit seinem finsteren Zauberwesen erscheint als eine traurige Entartung des ursprünglichen religiösen Lebens. Vom beglückenden Urvaterglauben und der Verehrung eines höchsten Gottes sind diese Völker herabgesunken in einen unklaren und die Seele verwirrenden Dämonen- und Geisterdienst und haben auch in ihrer Weltanschauung die alles durchwaltende Gotteskraft zu einer die Natur beherrschenden alles durchdringenden unpersönlichen Seelenkraft

herabgedrückt. Und je mehr die gerechte Gottheit in die Ferne rückte, desto mehr verloren sie den starken sittlichen Halt und verfielen der Weltangst und Dämonenfurcht.

3. Die amerikanischen Religionen

a) Überblick

Wie die Halbkultur Ostafrikas, so zeigt die Kultur von Peru und Mexiko zusammen mit der stehengebliebenen Entwicklung der Indianerstämme auffallende Beziehungen zur Kultur der Südsee. Vor Ankunft der Europäer wurde Amerika fast ausschließlich von der indianischen Rasse bewohnt. Nach der genialen und wohl zutreffenden Anschauung Ehrenreichs bildeten sie einst mit der asiatischen und europäischen Menschheit eine einheitliche Rasse, wanderten vom Norden herein und entwickelten im Laufe der Jahrhunderte ihre besondere Eigenart. Die Eskimos sind sicher erst viel später in das Land gekommen. Das durch seinen Entdeckermut bekannte, seekühne Volk der Normannen drang im Jahre 1000 von Island über Grönland an das nordamerikanische Gestade vor, wo es wahrscheinlich die Eskimos vorfand — damals von den Normannen Skrälinger genannt — und vorübergehend sogar einige Kolonien gründete. Ihnen nach wurden einige indianische Weststämme auf ihren verwegenen Fahrten mit asiatischem und polynesischem Kulturgute bekannt, und selbst Einwanderung von Asiaten in historischer Zeit ist nicht ausgeschlossen. Dann erfolgte die Kolonisation durch die Weißen und infolge des Sklavenhandels die Einfuhr von Negern, die heute, über 10 Millionen stark, einen großen Einfluß ausüben und sich zum Teil stark mit Weißen und Indianern vermischten.

Die Eskimos im Norden, von Jagd und Fischfang lebend, wurden immer mehr von den weißen Händlern abhängig und sind im Aussterben begriffen. Heute leben auf Grönland etwa 14000 Menschen, davon sind nur wenige hundert reine Eskimos; die andern Grönländer sind Mischlinge aus Eskimos und Dänen. Im Jahre 983 ließ sich Erich der Rote in Westgrönland nieder, und von 1126 bis 1377 bildete Grönland ein besonderes Bistum.

Die nordamerikanischen Indianer sind heute in Reservaten angesiedelt, die von Weißen nicht bewohnt werden dürfen. Die Indianer in Kanada zählen etwa 111 000 Köpfe und bilden nach ihren Sprachen vier Hauptgruppen, die Algonkins, die Irokesen, die Atabascans und Stämme an der Küste des großen Ozeans. Die Indianer Neufundlands sind ausgestorben. In den Indianerdörfern von Britisch-Columbien und den Inselgruppen fallen überall die Totempfähle auf, die in langen Reihen in die Höhe ragen; am Meeresrande trifft man buntbemalte Einbäume und Stangen zum Trocknen der Fischernetze. Die Tundra-Indianer, früher tüchtige Pelzjäger, sind trotz aller Fürsorge dem Untergange geweiht. In den Vereinigten Staaten finden wir die größten Indianerreservationen in Oklahoma, wohin etwa 50000 Eingeborene zum Teil mit Gewalt zusammengedrängt wurden.

Die unkultivierten Indianer stehen, soweit sie nicht seßhaft sind, auf einer niedrigeren Stufe als die Neger. Sie leben heute in der Hauptsache von Jagd und Fischfang, haben ein hohes Selbstgefühl und verharren den Fremden gegenüber in vornehmer Zurückhaltung, oft sogar in Mißtrauen. Männer jedoch, die jahrelang unter ihnen gelebt haben, wie Missionar Egerton R. Young, wissen viel Rühmliches von ihnen zu sagen: „Gerne spreche ich von meinen treuen Indianern, die durch viele Jahre auf mancher anstrengenden und gefahrvollen Reise meine Gefährten waren. Ich bewunderte ihre Unermüdlichkeit und Ausdauer und staunte über die Leistungsfähigkeit des menschlichen Körpers. Sie waren aber immer bereit, ihre wunderbaren Leistungen herunterzusetzen, und wenn sie davon erzählen mußten, taten sie es in sehr bescheidener Weise." Rechtschaffenheit und Treue bilden einen Hauptzug ihres Charakters, und Verträge, die sie aus freier Entschließung eingegangen sind und bei welchem es mit rechten Dingen zuging, haben sie stets in Treue gehalten. Sie sind das Opfer einer rastlos vordringenden Eroberung des Landes durch die westliche Kultur.

Man hat in den Vereinigten Staaten bis hinauf zu den großen Seen Altertümer gefunden, welche auf einen höheren Kulturstand der Indianer in früheren Zeiten schließen lassen.

Noch heute findet man in ihren Bildschnitzereien und Indianerdecken die am meisten ausgebildete Augenornamentik der ganzen Welt. Auch sind alle Indianer geborene Redner: „Sie haben eine merkwürdige Leichtigkeit und Geläufigkeit der Sprache, eine sehr lebhafte Einbildungskraft und einen großen Reichtum von Bildern und Beispielen. Gib einem Indianer einen Gegenstand, für den er Verständnis und Teilnahme hat, und laß ihm Zeit, sich zu besinnen, und er hält dir eine Rede, um die ihn mancher Redner in der zivilisierten Welt beneiden und mit der es dieser keinesfalls aufnehmen könnte."[1]

Die Indianer von Mittel- und Südamerika: Auch in Mexiko befinden sich noch unkultivierte Indianerstämme, so die wegen ihrer Wildheit berüchtigten Yaqui-Indianer im Staate Sonora. Aber zwischen den beiden Wendekreisen breitet sich das Gebiet der altamerikanischen Kulturvölker aus. Es reichte in seiner nördlichen Hälfte von einem Ozean zum andern und umfaßte die heutigen Staaten Mexiko, Guatemala, Honduras, Nicaragua, San Salvador und Costarica. In Südamerika erstreckte es sich über die Staaten Ekuador, Peru und Bolivia, beschränkte sich jedoch auf die gewaltigen Hochländer mit ihrem gemäßigten, ja sogar rauhen Klima; liegt doch Mexiko 2000 und Peru 4000 m über dem Meere. Als Hauptträger dieser Kultur gelten die Mexikaner im Norden und die Peruaner im Süden. Zu den Mexikanern zählen die Nahua, Tolteken und Azteken, zu den Peruanern die Ketschua-Inka, Aimara und Yunka. Aber außerdem herrschte auf Yukatan, der Hochebene von Chiapas und in Guatemala die Kultur der Mayavölker, und im fruchtbaren Tal von Oxaca wohnten als drittes Kulturvolk Mittelamerikas die Zapoteken. Den Inkavölkern, die ihren Namen nach den Inka, einer Dynastie der Ketschua, erhalten haben, steht die Kultur der Chibchavölker im heutigen Columbia selbständig gegenüber. Das rauhe Hochgelände am Titikakasee bewohnten die Aimara.

Der altamerikanische Kulturbesitz, so wertvoll er auch sein mag, darf nicht überschätzt werden. Er scheint Eigengut des indianischen Amerika zu sein. „Neigten bereits die Indianer Nordamerikas dazu," sagt Karl Woermann in der Geschichte

der Kunst aller Zeiten und Völker, „ihren Gedanken einen bilderschriftartig sichtbaren Ausdruck zu verleihen, so sehen wir gerade auf diesem Gebiete bei den amerikanischen Kulturvölkern eine Weiterentwicklung, die bei den Peruanern freilich nur farbige Knotenschnüre an die Stelle der Wampumgürtel der Irokesen und Huronen setzte, in der ideographischen Bilderschrift der Azteken dagegen, wie Seler nachgewiesen hat, wenigstens die Schreibweise der Eigennamen an einen bestimmten Wortlaut band." In der ebenfalls ideographischen Mayaschrift wurden eine Anzahl phonetische Zeichen hinzugefügt. Ja, man hat die in rechteckige oder ovale Felder gezeichneten Ideogramme bereits zu Buchstabenwerten erhoben. Neben Kunstwerken und Gegenständen aus Gold, Silber, Kupfer, Zinn und Blei wußten diese Indianer nichts von der Gewinnung des Eisens und gebrauchten vielfach noch Waffen und Werkzeuge aus Stein. Als die Spanier an der Küste von Mexiko landeten, wurde dem König Montezuma nach der Hauptstadt ein Bericht geschickt, in welchem die Spanier mit ihren Schiffen und Pferden auf Baumwollzeug gemalt waren. Cortez bekam vom König ebenfalls ein Bild auf Baumwolle, das die Küste mit ihren Flüssen und Vorgebirgen zeigte. Die Zeitrechnung aller dieser Völker beruhte auf einer sorgfältigen Beobachtung des Sonnen- und Mondkreislaufes; gewaltige Steinbauten, Göttertempel, Spielhallen und Herrscherpaläste, kunstvolle Straßen über steile Bergrücken und weitreichende Wasseranlagen, ihre Gold- und Silberschätze und kostbare Kleidung sind Zeugnisse einer verhältnismäßig hoch entwickelten Kultur, deren Anfänge etwa 1000 Jahre zurückreichen.

Noch heute sind einige Hochtäler in Peru und Bolivien recht dicht von Indianern bevölkert, von welchen die Ketschuas, Aimaras am Titikakasee und Mischvölker, Mestizen oder Cholos, die wichtigsten sind. Sie treiben in der Hauptsache Landbau oder arbeiten in Bergwerken und tragen europäische Kleidung, doch in grellen Farben. Die wilden Indianerstämme in Amazonien sind an entlegenen Waldflüssen noch zahlreich und als verwegene Kopfjäger gefürchtet. Sie stehen noch auf einer sehr niederen Kulturstufe und müssen zu den primitiv-

sten Bewohnern der Erde gerechnet werden. An den Abhängen der Anden leben in den dichten paradiesisch schönen Wäldern die Apfelleute oder Manzanero. Sie sammeln und verkaufen die Früchte der ausgedehnten Apfelbaumwälder und treiben etwas Ackerbau. An diese schließen sich weiter gegen Osten hin die Pampasindianer an. Sie führen den Namen Puelches und bilden den Übergang zu den Stämmen des Tschako, den Tobaindianern. Alle sind ausgezeichnete Reiter und treiben etwas Ackerbau und Viehzucht, die Kunst der Spinnerei und Weberei wird von den Frauen ausgeübt. Von mittlerer Größe und ziemlich dunkler Hautfarbe, leben viele als Nomaden und Jäger in primitivem Zustande. Ihre Bekleidung besteht im Pontscho, ihr Schmuck aus Holzringen in den Ohren und Tätowierung im Gesicht, auf Brust und Armen. Niedere Hütten aus Baumzweigen dienen ihnen als Wohnung. Ihre Zahl ist nicht mit Sicherheit festzustellen und geht immer mehr zurück. In ganz Paraguay wohnen nur etwa 50000 Indianer.

b) Die Religionen der Indianer und der Eskimo

Zu den edelsten Vertretern der primitiven Völker gehörten ohne Zweifel die Indianer Nordamerikas. Dr. Ch. A. Eastman, dessen Indianername Ohijesa lautet, gestattet uns in seinen „Jugenderinnerungen eines Siouxindianers“ einen tiefen Einblick in das seelische Empfinden, den Geist und Charakter dieses Volkes. Sein Urteil wird von den bedeutendsten Religionsforschern der Gegenwart durchaus bestätigt. Uralt und unmöglich von den Europäern übernommen ist der Glaube der Indianer an „das große Geheimnis“, weniger zutreffend auch „der große Geist“ oder „die gute Macht“ genannt. Das indianische Wort für „großes Geheimnis“ ist bei den Sioux-Stämmen „wa-kan-da“, bei den Algonkin-Indianern „ma-ni-do“ oder Manitu. Weniger persönlich und auch mannigfaltiger in seiner Bedeutung ist „die geheimnisvolle Kraft“ oder das Orenda der Irokesen und der Huronen, während bei den letzteren das Wort Oki mehr dem Manitu entspricht. Oki bedeutet wörtlich „das was oben ist“.[1] Wie mana, so haben auch alle diese Bezeichnungen bald persön-

lichen, bald unpersönlichen Charakter und bedeuten das Unerklärliche, Machtvolle, Geheimnisvolle. Bald wird ein Mensch, ein Tier oder eine Pflanze manitu genannt, bald redet man von mehreren manitu und dann wieder vom großen Manitu, dem großen Geheimnis schlechthin.

„Aber in anderem Zusammenhang bedeutet Manitu den Gottesbegriff selbst."[2] So baten die Indianer den Missionar, „der eine größere Kenntnis von Manitu" besaß, sie „zu lehren zu dem großen Manitu zu sprechen". Während europäische und amerikanische Gelehrte sich außerstande erklären, zu entscheiden, ob Manitu oder Wakanda ein Wesen, eine Sache oder eine Eigenschaft bezeichnet, faßt der gebildete Indianer das „große Geheimnis" entschieden als das höchste Wesen, als Gott.[3] Ergreifend schildert Dr. Eastman, wie der kleine Ohijesa „dem großen Geheimnis" sein Allerliebstes, seinen Lieblingshund als erstes Opfer darbringt. Die Indianer in New Plymouth nannten das oberste Wesen Kiehtan. Er ist der Schöpfer und „selbst von Niemanden erschaffen". Er schuf nach ihren Aussagen Himmel und Erde, Meer und alle Wesen. „Als Winslow 1622 bei dem König Massasoit von Gott als dem Schöpfer und Geber alles Guten erzählte, zu dem sie beteten und dem sie dankten, antworteten die Indianer, das sei sehr gut, und sie glaubten fast ganz dasselbe von ihrem Kiehtan, dem Schöpfer aller Dinge. Er wohne weit im Westen im Himmel, und die guten Menschen kämen zu ihm nach dem Tod, die bösen weise er ab und stoße sie ins Elend. Er sei von niemand geschaffen und erscheine ihnen nicht; sie bäten ihn aber um alles, was sie wünschten. Im wesentlichen denselben Glauben wie in Neuengland an einen höchsten Gott im Himmel, den Schöpfer aller Dinge, fanden Hawiot (1587), Whiteaker (1613) und White (1634) in Virginien."[4] „Die Montauk auf Long Island nannten ihr höchstes Wesen Cauhtuntoowut ‚einen großen und guten Gott, der über allen andern Göttern war'."

In den Schöpfungssagen wird „das große Geheimnis" von manchen Indianerstämmen in sinnlicher und bildlicher Form, etwa in der Gestalt eines Käfers, beschrieben, oder als ein großer Vogel, dessen Flügelschlag das Donnergeräusch ver-

ursacht, während sein Blick Blitze sprühen läßt, auch häufig als großer Hase, da er an Schnelligkeit alle Menschen übertrifft. Am häufigsten wird er als Mensch, als der erste aller Menschen, als Medizinmann oder als großer Häuptling geschildert, was bei der regen Phantasie und hervorragenden Erzählungskunst nicht zu verwundern ist. Um die Dichter und Erzähler des Stammes sammelt man sich am Lagerfeuer zu froher Unterhaltung.

Mögen die Vorstellungen noch so seltsam anmuten, über die Eigenschaft des „großen Geheimnisses" als Schöpfer herrscht kein Zweifel.[5] Auch ist allen diesen hohen Wesen gemeinsam, daß sie mit tiefer Ehrfurcht genannt werden. Heilige Ehrfurcht und Scheu wurde den Kindern von Jugend auf eingeprägt und die tiefsten religiösen Erlebnisse des Jünglings in Traum und Ekstase stunden irgendwie auch im Zusammenhang mit dem „großen Geheimnis".[6] Die tiefen mystisch-religiösen Erlebnisse reichen an die höchsten Stufen heidnischer Religionsbildung: „Das häufigste Erlebnis scheint das Überwältigtwerden des Individuums durch eine allumfassende Macht gewesen zu sein. Dieses Erlebnis ist am wenigsten eines präzisen Berichtes fähig ... Es ist nicht leicht, einen Algonkin zu bewegen, von einem dieser Erlebnisse zu sprechen. Ja, das Individuum soll sogar niemals von den Einzelheiten sprechen, außer bei ganz besonderen Angelegenheiten und in kritischen Augenblicken, wie etwa beim Herannahen des Todes." „Man fühlt den Zauber eines allmächtigen Gegenwärtigen." Manitu ist deshalb immer verbunden mit Gefühlen des Feierlichen, Ernsten, Mysterienhaften. Wie sich bei den Indianern Nordamerikas hier die höchste und niederste Religion verbunden hat (Hauer), zeigen die Worte: „Wenn jemand so glücklich ist, eine mystische Verzückung beim Anblick eines belebten oder unbelebten Wesens zu erleben, so macht er aus diesem Dinge fortan für sich einen idealen göttlichen Führer."[7]

Mag auch unser Persönlichkeitsbegriff, wie er bei uns Verwendung findet, auf die Gottesvorstellung nicht ganz zutreffen und ein stark mystisch-pantheistischer Zug vorhanden sein, so haben wir es hier doch mit einer erhabenen und

ehrfurchtgebietenden, im letzten Grunde persönlichen Gottheit zu tun; das ist auch der Fall, wenn bei gewissen Stämmen dieser höchste Gott mehr in die Ferne gerückt ist und dafür die allesdurchwaltende Naturkraft oder die übernatürliche Allmacht betont wird, es ist eben doch die Kraft des Einen, Allgegenwärtigen, das „große Geheimnis". Da der Manituglaube von der christlichen Gottesvorstellung im Wesen verschieden ist und uns aus frühester Zeit als allgemein vorhanden bezeugt wird, kann er nicht von den Weißen übernommen oder beeinflußt worden sein.

Merkwürdig sind auch die Sagen von der großen Flut, und es erhebt sich hier wieder die Frage, ob sie nicht erst aus der Zeit der Berührung mit den Europäern stammen, ob nicht die indianischen Zauberer, welche gerne neue Geschichten erfinden, auch die Sintflutgeschichte nach ihrem Geschmack umgebildet haben. Allein es ist doch auffallend, bei wie vielen Stämmen sich diese Sage findet. Catlin berichtet von dem Stamm der Mandaner am oberen Missouri und Yellowstone: „Sie haben nicht bloß die Sage von der Flut, von dem Mah-Mönnich-Tucha oder der Arche des ersten Menschen, worin dieser, Namank-Machana genannt, auf einem hohen Berg im Westen landete und sich aus dem allgemeinen Unglück rettete, sowie von der Taube, die den Weidenzweig mit den grünen Blättern ihm brachte, sondern feiern auch ein großes Fest zum Andenken an die Sintflut. Mitten in ihrem Dorfe auf einem freien Platze steht die Arche oder, ‚das große Kanoe' des ersten Menschen. Es ist ein hölzerner Zylinder, 8 bis 9 Fuß hoch, welchen sie von Jahr zu Jahr sorgfältig ausbessern. Wenn nun im Frühjahr der Weidenzweig grünt, den die Taube als Zeichen, daß die Erde trocken sei, dem ersten Menschen brachte, dann beginnt das vier Tage lang dauernde Fest. Einer, der den ersten Menschen vorstellt und durch weißen Ton seinen Körper bemalt hat, weil die Überlieferung (wie vielfach in Amerika und auch bei den Afrikanern) sagt, daß der erste Mensch ein Weißer gewesen sei, kommt nun von den Bergen heruntergelaufen, erzählt von der Sintflut und seiner Rettung in dem großen Kanoe und fordert als Opfer

ein schneidendes Werkzeug von jeder Hütte, um es dem Wasser zu opfern; denn mit solchen Werkzeugen sei das Kanoe gebaut worden. Geschähe dieses nicht, so werde eine neue Flut kommen. Hat man ihm das Opfer gegeben, und haben sich Personen gestellt, welche zur Sühnung des großen Geistes den furchtbarsten Martern an ihrem Körper sich unterziehen, dann überreicht er die von ihm mitgebrachte Friedenspfeife dem Leiter der Zeremonien, einem alten Medizinmann, der damit den am vierten Tage nochmals erscheinenden bösen Geist Ochkih-Häddäh besiegt und ihn seiner Kraft beraubt. Zugleich werden Tänze aufgeführt und die Martern an den Personen, die sich dazu dem Namank-Machana gestellt haben, vollzogen."[8]

Die Friedenspfeifen werden von den Indianern jener Gegend von einem aus rotem Pfeifenton bestehenden Felsen westlich vom St. Anthony-Wasserfall geholt, der erstanden sein soll in der großen Überschwemmung, indem das Fleisch der Ertrunkenen sich in jenen Felsen verwandelt habe. „Nun sei nach Ablauf der Flut der Große Geist gekommen, habe sich auf den Felsen hingestellt und alle Völker dort versammelt. Und indem er aus einem Stück des Felsens eine große Pfeife gemacht und dieselbe nach allen vier Weltgegenden hingeraucht habe, habe er den Frieden verkündet und befohlen, daß Streitkeule und Skalpiermesser nie an diesem Ort erhoben werden sollten, und daß sie von diesem Felsen ihre Friedenspfeife nehmen und diese rauchend ihres Streits vergessen sollten."[9]

Auffällig ist der Glaube der Indianer an die Macht des Denkens und die Wirkung des Wortes. Das Denken der Gottheit ist schöpferische Macht. Jeder Ton hat für den Indianer seine besondere Bedeutung und er glaubt an eine Sprache der Tiere. Im Denken und im Wort liegt die Zaubermacht des indianischen Schamanen und der Schöpfungsmythus der Uitoto verrät tiefes philosophisches Nachdenken, das bei einem primitiven Stamme geradezu überraschen muß: „Ein Wahngebilde, nichts anderes war vorhanden; ein Truggebilde berührte der Vater, etwas Geheimnisvolles ergriff er. Nichts war vorhanden. Vermittelst eines Traumes hielt es

Vater Nainuema an sich und dachte nach.“[10] Und nun wird geschildert, wie auf Grund dieses Nachdenkens aus Vorstellungen übersinnlicher Art die Welt entsteht.

Bei keinem primitiven Volke ist das Traumleben so eng mit dem irdischen Dasein als ein übersinnliches wirkliches Leben verwoben wie bei den Indianern, und mit den Traumvisionen ist der Nagualismus auf das engste verbunden. Nagual kommt von dem Nahuatlwort nahualli und „bedeutet eine Schutzgottheit in Gestalt eines Tieres, einer Pflanze oder auch (selten) eines leblosen Gegenstandes.“[10] Der Tod des Schutzgeistes bedingt auch den Tod des Nagualbesitzers. So tapfer der Indianer auch seinem leibhaftigen Feinde gegenüber ist, so erschrickt er doch vor jedem Vorzeichen, das auf eine geheimnisvolle feindliche Macht hindeutet. Darum sucht jede männliche Person zur Zeit der Mannbarkeit einen Schutzgeist zu gewinnen. Auch Frauen haben Schutzgeister, die oft als Manitu bezeichnet werden. Daneben gibt es auch böse Geister, die diesen allerhöchsten Namen tragen. Durch strenges Fasten und allerlei Selbstpeinigungen muß er sich in der Einsamkeit darauf vorbereiten. Im Traum erscheint ihm der Schutzgeist und offenbart ihm sein Schicksal. Der Schutzgeist wird zum Doppelgänger und nicht selten verwandelt sich der Indianer in die Gestalt seines Schutztieres. Da der Geist meistens in Tiergestalt kommt, wird das betreffende Tier jetzt von dem Jüngling verfolgt, erlegt, und seinen Balg führt er von da an mit sich als seinen Medizinsack.[11] „Der Indianer, der sich einen Schutzgeist erwerben wollte, zog sich an den Fluß, in den Wald, auf eine einsame Berghöhe zurück, wo er die Götter anrief, mit den Flüssen, den Felsen, den Wäldern Zwiesprache hielt, mit Weinen die Bitte vortragend, er möchte dasselbe haben wie seine Vorgänger. Ein Hahn oder ein Hund diente zum Opfer. In dieser melancholischen Stimmung fiel er in einen Schlaf, und im Traum oder im traumwachen Zustand sah er eines der Wesen, das er anflehte, ihm allerlei Güter und Gaben zu verleihen. Mit Blut, das er aus Zunge, Ohren und anderen Teilen des Körpers zog, machte er einen Bund mit der Erscheinung, und diese sagte ihm dann: „An dem und dem Tage sollst du hinausgehen und

ich will der erste Vogel oder sonst ein Tier sein, das du triffst und will dein nagual und Begleiter für alle Zeiten sein.“[12]

Die vertrauliche Stellung zu den Tieren und die Hochachtung derselben ist ein wichtiger Charakterzug der Indianer. Die Menschenseelen können nach dem Tod in Tiere übergehen und umgekehrt. Sie haben also die Lehre von der Seelenwanderung, und den Indianern eigentümlich ist der Totemismus: Jedes Geschlecht hat ein Tier in seinem Wappen und betrachtet dasselbe als seinen Ahnherrn. Dieses Wappen wird bei den Algonkin Totem genannt, daher der Name Totemismus. Er ist ebensosehr auch in der Südsee und in Afrika verbreitet.[13] Seine Entstehung ist vielleicht aus dem Nagualismus zu erklären, indem das Schutztier eines großen Helden oder Ahnherrn zum Totem des ganzen Stammes wurde. Das betreffende Tier wird dann von diesem Stamme nicht getötet und auch nicht gegessen, der ganze Stamm oder eine bestimmte Sippe fühlt sich dem Tiere verwandt und nennt das Totem seinen Bruder, weshalb er ihm als seinesgleichen auch keine religiöse Verehrung darbringt. Jedes Mitglied des Stammes nennt sich nach dem Tiere und fühlt sich mit dem Tierbruder identisch. Ein Indianer erzählt etwa von einem früheren Bärendasein und in seiner Phantasie gehen Tier und Mensch vollständig ineinander über. Er sieht im Tiere vielfach ein ihm überlegenes Wesen. Dieses geheimnisvolle Wesen des Tieres übt auf das Gefühlsleben eine starke Wirkung aus und trägt viel bei zur Wahl gerade des betreffenden Totemtieres, so die stets durch Häutung verjüngende Schlange, der Adler, dessen Flugvermögen Bewunderung erregt. Aber auch unansehnliche Tiere kommen in Betracht, ja selbst gewisse Körperteile von Tieren und in seltenen Fällen Honigwaben, auch Blitz, Donner, Regen, Schnee oder bestimmte Himmelskörper.

Es geht nicht an, den Totemismus mit dem Tierkultus anderer Religionen in Verbindung zu bringen und jede Art von Tierverehrung auf ein ursprüngliches Totemtier zurückzuführen. Auch Magie und Zauberei oder der weitverbreitete Werwolfglaube stehen mit dem Totemismus nur in losem innerem Zusammenhang. Oft geschieht es, daß die Männer

ein anderes Totemtier besitzen als die Frauen und man spricht in diesem Falle von einem Geschlechtstotemismus, oder ein einzelner findet Beziehungen zu einer Tiergattung, Individualtotemismus, eine Abart des Nagualismus, genannt. Der Versuch, den Totemismus als besondere Religionsform oder als ein rein soziales Gebilde zu erklären, muß als gescheitert betrachtet werden und ist von den namhaftesten Gelehrten aufgegeben.

Daß die Tiere hoch geachtet sind und die Gottebenbildlichkeit des Menschen nicht erkannt wird, tritt auch in den Schöpfungssagen hervor, da dem großen Manitu, der selbst oft in Tiergestalt vorgestellt wird, Untergötter in Tiergestalt beigegeben werden. Auch in den Sternbildern sieht der Indianer Tiergestalten. Gewisse Tiere, welche besondere Klugheit verraten, wie der Biber, oder etwas Dämonisches haben, wie die Klapperschlange, wurden besonders verehrt. Man durfte sie daher nur mit einigen Höflichkeitsbezeugungen töten. Auch denjenigen Pflanzen, welche für das Menschenleben wichtig sind, wie Mais, Reis, Tabak, wird eine gewisse Beseelung zugeschrieben, die über das bei den Primitiven gewöhnliche Maß hinausgeht, so daß eine Identifikation zwischen Mensch und Pflanze, besonders beim weiblichen Geschlecht möglich ist, wie ja auch bei uns Pflanzen als Wappenbilder häufig vorkommen.

Im Kultus tritt der Große Geist oder das „große Geheimnis" hinter andern Geistern und Dämonen zurück. Bei den südlichen Völkern findet sich ein Sonnen- und Feuerkultus. Im Kriege werden verschiedene Geister angerufen und ihnen auch Menschenopfer dargebracht, ebenso im Frühling, um eine gute Ernte zu bekommen. Bei den Menschenopfern spielen wichtige magische Tänze und Gesänge mit und grausame Todesmarter ist die Regel. Die Zuziehung der Medizinmänner bei Kasualfällen ist ähnlich wie in Afrika und die Besessenheit ist so häufig anzutreffen wie bei den mongolischen Schamanen. Auch an Amuletten fehlt es den Indianern nicht.

Die Eskimo haben ihren Namen von den Indianern erhalten. Er bedeutet: Esser von rohem Fleisch. Sie selbst

nennen sich Innuit, Menschen. Ihre Verwandtschaft mit den nordasiatischen Völkern tritt deutlicher hervor als bei den Indianern. Sie verehren den guten Gott des Himmels unter dem Namen Tomgarsuk und fürchten sich vor dessen Mutter oder Großmutter, der Erde, vor den Geistern des Meeres, der Berge, der Riesen und der Zwerge, dem Geist des Windes und andern Dämonen. Der Geist Innertairsok offenbart den Zauberern oder Angekok, was die Leute tun sollen. Die Geister sind hier keineswegs verstorbene Menschen, sondern durchaus Naturgeister.

c) Die Religion der alten Mexikaner und Peruaner

Während bei den Naturvölkern in Nord- und Südamerika die Ahnen- und Geisterverehrung und der Allkraftglaube in Verbindung mit dem meist persönlich gedachten großen Geist die Grundlage des religiösen Lebens bilden, begegnen wir in den mittel- und südamerikanischen Kulturländern einer weitverzweigten Vielgötterei mit ausgeprägtem Götzendienst. Neben die Gottheiten des Himmels, die Sonne, den Mond, den befruchtenden Regen und die vier Himmelsgegenden treten unzählige Stammes- und Sippengötter. Zahlreiche Menschenopfer wurden ihnen dargebracht. Der Gedanke einer Anlehnung des religiösen Lebens an eine uralte Kultur oder versprengte Kulturbestandteile der alten Welt, wird von den bedeutendsten Forschern aufgegeben; wir sehen vielmehr, wie sich mit dem Aufstreben der Nationen die Einheit und Geistigkeit Gottes vielfach verliert in Naturverehrung und Götzendienst. Daß der Sonnendienst auch in den Mayaländern herrschend war, davon geben der berühmte Sonnentempel und die beiden Kreuzestempel zu Palenque Zeugnis. Die Mexikaner haben ein Wort für Gott, das dem griechischen sehr ähnlich klingt: Teotl. Teokalli heißt Gotteshaus, und das Volk der Maya scheint wenigstens die Einheit des Sonnengottes festgehalten zu haben. Bei den Azteken dagegen finden wir die Bilder der beiden Hauptgötter Huitzilopotschli und Tezkatlipoka in einem gemeinsamen Heiligtum in der Hauptstadt Mexiko nebeneinander.

Huitzilopotschli (der Name ist im Deutschen entstellt worden in Fitzliputzli) ist wahrscheinlich der finstere Kriegs- und Stammesgott der Azteken, dem sie die Führung ihres Volkes nach dem schönen Mexiko zuschrieben. Der Name bedeutet: „Kolibri links“, und der Gott trägt am linken Fuß zum Schmuck eine Kolibrifeder. Er wurde vielfach auch zusammen mit dem milden Regengott Tlalok verehrt und repräsentiert nach Révilles Deutung die jugendlich im Frühling geborene, alle Vegetation hervorbringende und mit ihr im Herbst ersterbende Sonne. Der Kolibri soll mit seinen mannigfaltigen Farben die Sonne darstellen. Die Feste des Huitzilopotschli fielen auf die Wintersonnenwende, in den Mai, auf Ende Juli und in die Zeit, wo die Vegetation abstirbt. An diesem Feste bildete man aus allerlei Samen einen mit dem Opferblut von Kindern angefeuchteten Teig und formte denselben zu einem Bilde des Gottes. Dasselbe wurde von einem Priester des Gottes der aus allen Richtungen wehenden Winde, Quetzalkoatl, mit einem Pfeil durchschossen. Dann schnitt derselbe dieser Figur, wie man es bei Menschenopfern zu tun pflegte, das Herz aus. Der König aß das Herz, die Bewohner der Stadt die Teile des Leibes. So wurde der Gott gegessen und galt für tot, erschien aber im folgenden Jahre neu verjüngt. — Das hölzerne, unförmliche kolossale Bild des Huitzilopotschli hatte riesige, erschreckende Augen, war mit Edelsteinen, Perlen und goldenen Herzen geziert. Mit goldenen Schlangen, den Symbolen für Donner und Blitz, war der Gott umgürtet, mit der einen Hand hielt er den Bogen, mit der andern vier Pfeile.

Neben diesem Bilde stand im Haupttempel ein ebenso großes mit der Schnauze eines Tapirs, aus glänzend schwarzem Stein gehauen, welches den Tezkatlipoka darstellte. Der Name bedeutet: „Glänzender Spiegel“. Er ist der Gott der Menschenopfer. Auch er führt vier Pfeile, und in seinem Spiegel sieht er alles, was die Menschen tun. Er ist der Gott der Rechtspflege und seine Feste fallen ebenfalls in den Mai und Dezember, was zu der Vermutung Anlaß gab, daß es sich um den Sonnengott eines andern Stammes handelt. Wenn Huitzilopotschli stirbt, bleibt Tezkatlipoka und kommt mehr zu Ehren.

Ein dritter Gott, Quetzalkoatl, war einst die Hauptgottheit der Tolteken. Er erscheint später als Stammesheld und Priester der Azteken, aber auch als Gott der Winde, des Mondes und des Abendsternes. Sein Sinnbild ist die Federschlange, und er trägt eine vogelschnabelartige Maske mit röhrenartiger Verlängerung der Nasenlöcher. Es wird von einem Priesterkönig Quetzalkoatl erzählt, der mit seinem Volk aus der östlichen Heimat Tlazallan (Rotland) gekommen sei und in Tula regiert habe. Er lehrte das Volk Ackerbau und gute Sitten. Er war gegen den Krieg und die Menschenopfer und verordnete, daß man den Göttern nur Früchte und Blumen darbringe. Unter seinem milden Regiment lebte man glücklich und im Frieden. Aber das goldene Zeitalter nahm ein Ende, als Tezkatlipoka in der Stadt sich einnistete und den Quetzalkoatl bezauberte, daß er, von Sehnsucht nach der fernen Heimat ergriffen, die von ihm geschaffene Herrlichkeit selber zerstörte und mit den Singvögeln das Land verließ. Aber man erwartete, er werde wieder kommen und seine Verächter züchtigen. Als Cortez an der Ostküste landete, glaubte Montezuma zuerst, der Weiße sei der Abgesandte jenes Gottes oder gar der Gott selbst.

Neben diesen drei Hauptgöttern fand man eine Menge von niedrigeren Göttern: Tlalok, den Regengott, Centeotl, die Göttin des Mais, die Ernährerin der Menschen, und ihre Tochter Hilonen, die Blonde, die Jagdgöttin Mixkoatl, die Schönheits- und Liebesgöttin Xoquiquetzal und die Tepitoton, d.h. die ganz Kleinen, puppenartige Figuren, deren der König sechs, die Vornehmen vier, das übrige Volk zwei im Hause haben durfte.

Das Haupttheiligtum (Teokalli) in der Stadt Mexiko war eine Art babylonischer Turm mit fünf Stockwerken, so daß immer das obere um etwa drei Meter hinter dem unteren zurücktrat und Freitreppen auf die Stockwerke hinaufführten. Auf der obersten Fläche standen drei Götzenbilder, durch eine Kapelle geschützt. Der ganze Bau war von einem gewaltigen viereckigen Hof umgeben, an dessen Einfassung wieder Kapellen für einzelne Gottheiten standen. Dem Hofeingang gegenüber stand eine Pyramide von Menschenschä-

deln, die auf 136000 geschätzt wurden. Am Tag der Errichtung dieses Heiligtums sollen über 62000 Gefangene geschlachtet worden sein. Bei jedem Jahresfest der beiden Hauptgötter mußte mindestens ein Menschenopfer fallen. Auch untergeordneten Gottheiten wurden Menschenopfer dargebracht.

Die Priester standen in hohem Ansehen. Neben den Opferpriestern (Teoquixqui) gab es Mönche und Nonnen, welche Klöster bewohnten und Seminarien für die Jugend leiteten, in welchen Kinder von 7 bis 15 Jahren unterrichtet und durch asketische Übungen erzogen wurden. Zur Priesterweihe wurde der Salbe Kinderblut beigemischt.

Eine Art Kindertaufe fand am fünften Tage nach der Geburt eines Kindes statt. Das Kind wurde feierlich um das Haus herumgetragen und dem Hausgötzen vorgestellt. War es ein Knabe, so brachte man ihm Schild, Bogen und Pfeile; das Mädchen erhielt ein Unterröckchen und Geräte zum Nähen und Weben. Dann nahm die Hebamme das Kind, hielt es über ein Gefäß voll Wasser und sprach: „Mein Kind, die Götter Ometekutli und Omecinatl (Sonne und Mond) haben dich in diese Welt des Unglücks geschickt; empfange dieses Wasser, welches dich beleben wird!" Jedes Glied wurde im Wasser gerieben mit dem Ausruf: „Wo bist du, Unglück. Gehe weg von diesem Kind!" Darauf empfahl man es den Göttern, und es erhielt seinen Namen. Wenn es das vierte Lebensjahr erfüllt hatte, mußte es eine Feuertaufe empfangen, indem es rasch durch ein Feuer geschoben wurde. Man durchbohrte ihm die Ohren, so daß Blut zu Ehren der Götter fließen mußte, und machte es betrunken durch starke Getränke.[1]

So ist die mexikanische Religion, welcher nach neueren Forschungen ein uralter Kult, die Verehrung einer Erdgöttin, der die Schlange geheiligt war, bei den Huaxteka-Indianern vorausging, obwohl das Volk zu einer größeren Nation sich ausgebildet und manche Künste gelernt hat, gegenüber den Religionen der unkultivierteren Indianern keineswegs auf eine sittlich höhere Stufe erhoben worden, sondern im Gegenteil in grob sinnlichen Götzendienst mit zahl-

reichen, grausamen Menschenopfern herabgesunken, bei welchem selbst Menschenfresserei vorkam.

In der peruanischen Religion tritt der Sonnendienst noch deutlicher hervor als in der mexikanischen. Die Sonne (Inti oder Intip) war der Inbegriff aller Herrlichkeit und Herrschaft, und der König, der Inka, war der Sohn der Sonne. Man verehrte die Sonne selbst beim Sonnenaufgang und legte die Dörfer mit Vorliebe auf der Ostseite eines Hügels an. Das Bild der Sonne wurde aus Gold angefertigt in Gestalt einer Scheibe mit Gesicht und Strahlen. Der Mond, das silberne Gestirn (Mama Quilla), galt als Gattin und Schwester des Sonnengottes. Die Sonne erbarmte sich über die in Roheit versunkenen Menschen und schickte ihnen zwei ihrer Kinder, den Mango Kapok und die Mama Ollio, um bei ihnen den Sonnendienst und die Kultur einzuführen. Diese gingen vom See Titikaka aus. Eine goldene Rute, die sie mit sich führten, wies sie nach Norden in die Gegend von Kuzko. Diese Stadt wurde als Mittelpunkt der Erde angesehen, weil von hier aus das Geschwisterpaar nach allen Seiten ausgehend die Menschen beredete, ihre wilden Gewohnheiten zu lassen und die Sonne anzubeten. Von diesem Geschwisterpaar stammen die Inka, das Herrschergeschlecht, ab, bei welchem neben der Polygamie noch die Geschwisterehe üblich war. Nach Vollendung ihres Werkes auf Erden kehrten Mango Kapok und Mama Ollio in die Götterwelt zu Sonne und Mond zurück.

Neben diesen Göttern wurde noch andern Naturwesen Verehrung dargebracht, namentlich gewissen Tieren und den Nutzpflanzen Mais und Kakao, auch Steinen, selbst fetischartigen Bildern von Metall oder Holz. Die Zauberei trieb ihr Wesen auch im Inkareiche. Es finden sich aber auch noch Spuren von der Erkenntnis eines nicht abzubildenden Schöpfers von Himmel und Erde, der Viracocha genannt wurde.[2]

Der Sonnentempel in Kuzko war reich mit Gold ausgestattet; Weihgeschenke und Opfer wurden dargebracht. Eigentümlich ist der Brauch, beim Gang in den Tempel ein Haar aus den Augenbrauen zu raufen und es dem Götzenbild

entgegenzublasen, ein Opfer vom eigenen Leib. Aber auch blutige Opfer waren häufig, Menschenopfer nicht so wie in Mexiko, doch wurden der Sonne auch Kinder geopfert. Beim Tod eines Herrschers wurden seine Frauen und oft auch andere Personen in großer Zahl verbrannt. Ein milderer Brauch war, daß man dem Verstorbenen zum Ersatz für seine Dienerschaft hölzerne Bilder ins Grab mitgab.

Die höheren priesterlichen Ämter wurden mit Angehörigen der Inkafamilie besetzt. Es gab Sonnenjungfrauen und Mondjungfrauen, die aber nicht lebenslänglich Jungfrauen bleiben mußten, sondern der Inka und die Vornehmsten wählten sich die schönsten unter ihnen zu ihren Gemahlinnen. Aber so lange sie im Kloster waren, standen sie unter strenger Aufsicht und Zucht. Sie hatten das heilige Feuer zu pflegen und Gewänder und Zieraten für das königliche Haus und die Tempel zu fertigen.

Dem Herrscher als dem Sohn der Sonne mußte das ganze Land unbedingt gehorchen. Gesetzmäßigkeit und Ordnung war streng durchgeführt; die Ehe und die Arbeit wurden hochgeachtet. Unnatürliche Laster wurden bestraft, während noch bei den Inka die Geschwisterehe herrschte. Der Herrscher zog nicht selten im Lande umher, um die Anliegen seines Volkes kennen zu lernen. Seinen Beamten mußten alle Türen offen stehen. Die Verwaltung wurde kontrolliert durch die Quippu, d. h. Schnüre mit Knoten an Stelle der mexikanischen Bilderschrift.[3]

4. Die Religionen Australiens und der Südsee

a) Übersicht

Der vor etwa 250 Jahren entdeckte Erdteil wird auch Ozeanien genannt und umfaßt neben dem Festlande Australien die ganze Inselwelt der Südsee von Neuguinea bis zur Insel Waihu oder Osterinsel mit unzähligen kleinen Eilanden. Woher stammen die Bewohner Australiens und seiner weitentlegenen Inselwelt?

Australien: Die Eingeborenenstämme Australiens, heute noch etwa 60000 Menschen, bilden keine einheitliche Rasse. Bevor die heutigen Australier mit dem Dingo das Land be-

siegten, war es von Tasmaniern bewohnt, die mehr und mehr zurückgedrängt wurden und sich mit den Eingewanderten vermischten. Die Tasmanier selbst zeigen wieder starke Berührungen mit den Negritos. Die Bewohner Australiens haben sich infolge späterer Trennung von der nördlichen Inselwelt eine besondere Eigenart bewahrt. Das Gesicht der Männer ist hoch und schmal, mit starkem Bartwuchs, der Kiefer hervortretend, mit starkem Gebiß ausgestattet, die Nase meist platt; die Farbe dunkelbraun, ebenso das gewellte Bart- und Kopfhaar. In eine Unmenge kleiner Horden zerteilt, führen sie ein nomadisches Leben ohne feste Wohnsitze. Landwirtschaft, Hausbau, Töpferei und Metallarbeit sind ihnen unbekannt. Die Männer sind Jäger, die Frauen sammeln Wurzeln, Grassamen, Wildfrüchte und Kleingetier. Ihre Waffen sind Keule, Speer und Bumerang, ihre spärlichen Werkzeuge aus Steinen und Knochen angefertigt, erregen jedoch durch ihre Formschönheit und kunstvolle Ausführung mit Hilfe so einfacher Mittel die Bewunderung der Europäer. Ein Kenner urteilt: „Dringt man in die Ordnung ihrer gesellschaftlichen Gliederung, ihre Mythologien, ihre religiösen Vorstellungen ein, so nötigen diese uns weiter eine hohe Achtung ab .... Innerhalb der einzelnen kleinen Lebensgemeinschaften herrschen durchgängig die gleichen, nämlich völlig „demokratischen“ Zustände. Ein individuelles Eigentum am Boden gibt es nicht; gegenseitige Hilfe ist das Lebensprinzip; jedem Einzelnen ist die freie Jagd- und Sammeltätigkeit auf dem Gesamtgebiete des Stammes, der Horde, oder wie man die Lebensgemeinschaft benennen will, gesichert. In engster Verbindung mit der Natur läuft das Leben des Einzelnen ab. Der Einzelne, die Stammesgruppe, glauben an einen persönlichen Zusammenhang mit bekannten Tieren, Pflanzen, Naturerscheinungen, die ihren Urvater, beziehungsweise Urmutter darstellen; sie sind ihre Totems, ihre „Wappen“, die auf den Menschen, die Naturelemente, die Fruchtbarkeit von Tier und Pflanze, einen Einfluß haben und dementsprechend verehrt werden; Angehörige gleichen Totems heiraten nicht, auch dürfen sie nicht „ihr Totem“ genießen. Feierlich und geheimnisvoll sind die darauf bezüglichen Riten und Zeremo-

nien; sie bergen stammes- und menschheitsgeschichtliche, ethische und religiöse Traditionen und entwickeln eine beachtenswerte Philosophie, Poesie und Kunst; ihre gesellschaftlichen Zustände, der Seelen-, der Ahnenkult — Priester, Zauberer, Ärzte, Häuptlinge, oft in einer Person, leiten diese Riten, Zeremonien, Kulte — sind stark in ihnen verwurzelt. Über allem stehend zeigt sich der Glaube an ein höchstes Wesen deutlichst ausgeprägt. Da will man von „Wilden" reden?"[1]

Die Südsee: Ganz vereinzelt treffen wir noch Pygmäen an, in Neuguinea und auf den Salomonen. Die eigentliche Urbevölkerung, kleiner von Gestalt, mit dunkelfarbigem Kraushaar, langem Gesicht und gebogener Nase, sind die Amelanesier, auch Papua genannt, die sich von den Melanesiern, Mikronesiern und Polynesiern deutlich unterscheiden. Als Nomadenstämme, Sammler, Jäger und Bauern bevölkern sie die Inseln von den Molukken bis nach Neukaledonien. Die Horde bildet jeweils zwei Genossenschaften, deren Söhne und Töchter sich wechselweise heiraten, und es herrscht unter ihnen Mutterrecht. Die andern Völker sind vom Norden her eingewandert; die Herkunft der Papua dagegen ist schwer zu bestimmen. Sie scheinen im Innern der Inseln sehr zahlreich zu sein. Einer der wenigen gründlichen Kenner ist Missionar Christian Keysser. Über die Sprache des amelanesischen Katestammes teilt er mit, wie die Katesprache, die so gar nicht einfach ist, 10000 Wörter besitzt: Basajopafâlebipiejâmbângkehujahajuenggopeneng ist ein einziges Wort und bedeutet: trotz all unseres Suchens gelingt es wirklich nicht, sie alle aufzufinden. „Häufig wird behauptet, weil manchmal die Bezeichnungen für tiefere geistige Kräfte fehlen, so müßten den Menschen die edleren, seelischen Regungen abgehen. Auch das stimmt nicht. Im Gegenteil, man entdeckt bei genauerer Kenntnis der Sprache mit Staunen, daß diese uns so ferne stehenden Menschen alle Empfindungen mit uns gemein haben und daß die seelische Übereinstimmung mit uns ganz ungleich viel größer ist als die doch wirklich gewaltige kulturelle Verschiedenheit. Glaube und Treue ist im neutestamentlichen Griechisch ein und dasselbe Wort; ebenso papua-

nisch. Und zwar bedeutet es da wörtlich: „festhalten". Zweifeln ist im Deutschen entstanden aus: zwei Fälle setzen; der Kate sagt: zwei Herzen haben. Das Wort für „mich begeistern" heißt: mir das Herz entzünden; „mich kränken" ist: mir ans Herz greifen. Die Uhr nennen die Papua „Sonnenseele" und den Schiffsanker „Kakaduschwanz".[2]

Melanesien: Die „Welt der schwarzen Inseln" von Neuguinea bis Neukaledonien. Die Melanesier, vielfach vermischt mit den Amelanesiern, sind mittelgroß, mit dunkelbrauner, oft schwarzer Hautfarbe. Gesicht und Nase sind breit. Obwohl Metallwerkzeuge unbekannt sind, brachten sie es mit ihren einfachen Werkzeugen aus Stein, Muscheln und Knochen zu einer hohen Kunstfertigkeit. Die Frauen verfertigen Töpferarbeiten. Als Geld dienen Muscheln, Steine, Hundezähne. Die Bewohner treiben etwas Landbau, sind Jäger und Fischer, Hunde und Schweine werden als Haustiere gehalten.

Weit verbreitet ist überall noch die Menschenfresserei, die eine religiöse Ursache hat. Die Geheimbünde nehmen im sozialen Leben eine wichtige Stellung ein, und die Häuptlingswürde ist erblich. Einige melanesische Kulturvölker verstehen sich auf einen hochentwickelten Schiffsbau, und die Häuser der Inlandbewohner sind oft wahre Kunstwerke.

Manche Eingeborene, besonders die Fidjileute, genießen infolge ihrer europäischen Bildung hohes Ansehen als Ärzte, Rechtsanwälte und Kaufleute, und viele betätigen sich als Missionare auf den Inseln der ganzen Südsee. Soweit das Christentum reicht, verschwinden überall die heidnischen Gebräuche, aber die guten Sitten und Gewohnheiten hat das Volk beibehalten.

Mikronesien: Die Welt der „Kleinen Inseln" umfaßt vor allem die Karolinen, Marschallinseln und Marianen. Erdbeben sind recht häufig. Die Bewohner verwenden die Gesteinsblöcke, die infolge starker Verwitterung überall herumliegen, zum Häuserbau. Die meisten Inseln sind Koralleneilande und Schuttinseln. Die Mikronesier, stark vermischt mit Indonesiern und Polynesiern, sind ganz hervorragende Seeleute. Sie treiben Handel, Landbau und Fischfang. Ihre Kultur gleicht derjenigen der Melanesier.

Polynesien: Die „Welt der vielen Inseln" umfaßt die östlich von Melanesien und Mikronesien sich weithin ausbreitenden Inseln des großen Ozeans, oft mit gewaltigen noch tätigen Vulkanen. Die echten Polynesier sind hellbraun, von stattlichem Wuchs, mit regelmäßigen Gesichtszügen. Eine Schilderung der Samoaner von Professor Dr. Paul Hambruch möge für alle gelten: „Ihre Kultur, wenn auch der melanesischen verwandt, erhebt sich weit über diese. Obschon schriftlos, haben diese intelligenten Menschen eine erstaunliche Traditionskraft entwickelt, die man in Europa vergeblich suchen würde; in ihrer Familien- und Staatengeschichte sind sie ungemein bewandert. Frauen sind Trägerinnen der Tradition. Und diese ermöglichen es uns heute allein, etwas Licht in das Dunkel der Wanderungen und Kriegsfahrten der Polynesier zu bringen.

Ob ihrer nautischen Kenntnisse und ihrer ausgezeichneten seetüchtigen Ausleger- und mit Dreiecksegeln versehenen Doppelboote gehören die Polynesier zu den hervorragendsten Seefahrern der Erde. Technisch sind sie hervorragend leistungsfähig gewesen. Davon zeugen ihre Hausbauten, deren prächtigste Neuseeland zieren, oder die mächtigen Steinkammern und riesigen Menschenbildnisse aus Stein auf Papanui, der Osterinsel. Was sie an Geräten aus Holz und Stein herstellen, ist in Form und Bekunstung schön. Charakteristisch ist für die Polynesier die kunstvolle Herstellung, Bemalung beziehungsweise Bedruckung ihrer Kleiderstoffe aus Rindenbast, der Tapa. Speere und Schleudern sind ihre Hauptwaffen; der Schild fehlt, Bogen und Pfeile sind zum Spielzeug geworden. Sie sind Bauern und Fischer, streng in Stände gegliedert. Adel und Volk stehen sich schroff gegenüber, und über beiden erhebt sich ein ursprünglich theokratisches Königstum, dessen Macht aber vielfach durch den hohen Adel geschmälert wird."[3]

Heute ist die Inselwelt, da einst John Williams, der Apostel der Südsee, sein Leben gelassen, zum größten Teil evangelisch, und wo im Innern der größeren Inseln noch heidnische Stämme wohnen, da hat überall die Missionsarbeit eingesetzt. Leider werden in der ganzen Südsee durch Einwanderung

von Japanern, Chinesen, Negern und Weißen, die Alkohol und verheerende Seuchen einschleppten, die Eigenkulturen dieser Völker immer mehr zersetzt und zerstört, und mit Ausnahme der hohen Inseln, die noch unberührte Völkerschaften besitzen, werden die Eingeborenen selbst immer mehr aufgerieben. Auf den Fidji-Inseln befanden sich im Jahre 1921 unter 3878 Europäern, 60634 Indern, 910 Chinesen, 4588 Arabern und Negern und 2781 Halbblut, also 72791 Fremden nur 84475 Eingeborene. Auf manchen Inseln kommen drei Ausländer auf einen Inländer, und die Überfremdung macht immer mehr Fortschritte. Auf der unwirtlichen Koralleninsel Nauru hinterließ ein weißer Händler 60 Nachkommen, und nahezu jede Koralleninsel hat ihren „Händler", wenn nicht mehrere: „Die Koralle vermehrt sich, es wächst die Palme, doch der Mensch, er schwindet dahin," sagt ein tahitisches Sprichwort.

b) Der Machtglaube der Australier und Melanesier

Im Mittelpunkt des religiösen Lebens der Australneger stehen die Tschurungahöhlen, in der Araudasprache arknanaua genannt. In der Nähe dieser Höhlen wird jeder Streit peinlich vermieden, und wilde Tiere finden in ihrer Nähe einen sichern Zufluchtsort. Das erlegte Wild bleibt dort unberührt liegen. Die Höhlen sind geweihte Stätten, die vor Fremden, Frauen und Kindern möglichst geheim gehalten werden. Auch die Pflanzen der Umgebung dürfen nicht angetastet werden. In diesen Höhlen werden die Tschurungas, die Träger der geheimnisvollen übernatürlichen Macht, aufbewahrt. Aber auch andere kraftgeladene Dinge befinden sich in den arknanaua: In Stein oder Holz verwandelte Körper der Totemvorfahren, oder auch einzelne Körperteile, das Fett einer Totem-Schlange, das Herz eines Emu, die Niere eines Opossum-Vorfahren, ja selbst Stöcke dieser Vorfahren. Alle diese Gegenstände werden ebenfalls Tschurunga genannt.

Nach Strehlow bedeutet tju versteckt, verborgen, geheim, und runga der eigene, mein eigener. Aber retna tjurunga heißt: der eigene geheime Name, und auch die Kultushandlung wird tjurunga genannt. In der Regel aber wird das

kraftgeladene geheimgehaltene Schwirrholz als Tschurunga bezeichnet. Es sind 90 cm lange und 2 bis 9 cm breite, flache und ovale Hölzer, auf der einen Seite etwas konvex, auf der andern gewöhnlich glatt oder ein wenig konkav. Die meisten sind mit geheimnisvollen Zeichen, Kreisen, Spirallinien und Parallellinien bedeckt, die mit Hilfe eines Opossumzahnes eingegraben wurden. Die Figuren bedeuten Lagerplätze, Bäume, Bauch, Rücken und Fett eines Totem-Vorfahren oder eines Totemtieres. Manche Tschurungas sind hohl und gelten als die Wohnung des Leibes eines Totemvorfahren. Es gibt auch steinerne Tschurungas von länglicher Gestalt, mit symbolischen Figuren, am einen Ende gerundet und oft mit Zacken versehen. Am dünnen Ende ist eine Schnur befestigt, an welcher das Schwirrholz über dem Kopfe im Kreise geschwungen wird und dann einen heulenden oder brummenden Ton von sich gibt.

Unter den in einer arknanaua aufbewahrten Tschurungas sind drei Arten zu unterscheiden: 1. Die in Tschurungas verwandelten Leiber der meisten Totemvorfahren; 2. Tschurungas, welche von Totemvorfahren herumgetragen wurden, deren Leiber sich in Bäume, Felsen und Sträucher verwandelt haben; 3. Tschurungas, welche Mangarkunjerkunja den von ihm gebildeten Menschen mitgab, indem er zum Känguruh-Mann, dem Menschen, dessen Totemtier das Känguruh war, sagte: „Das ist der Leib eines Känguruhs, aus dieser Tschurunga bist du entstanden." Der Mensch ist also durch die Tschurunga mit dem Totemvorfahren leiblich auf das innigste verbunden, sie gewährleistet ihm den persönlichen Schutz des Totemwesens, und wenn er die Tschurunga verliert, trifft ihn die Rache dieses Schutzgeistes.

Wenn die Tschurunga irgendeines Totemvorfahren, sagen wir der Wildkatze oder tjilpa, mit Fett und rotem Ocker bestrichen wird, so bewirkt diese tjilpa-tjurunga mit ihrer geheimen Kraft, daß alle wilden Katzen fett werden und sich vermehren. Da die wandernden Totemvorfahren sich in steinerne, ihre Novizen sich in hölzerne Tschurungas verwandelten, wird ihnen vermehrte Kraft zugeschrieben. Die hölzernen werden auch tjungajunga, die steinernen talkara

genannt. Mit der talkara reiben sich die jungen Männer den Bauch, damit sie hellere Augen bekommen. Wer im Geheimen eine Tschurunga bei sich trägt, besitzt unüberwindliche Kräfte. Ein mit dem Blut des subinzidierten Penis bestrichenes und mit Vogeldaunen beklebtes kleines Schwirrholz, namatuna genannt, wirkt als Heiratszauber, und wenn ein junger Mann in der Nähe des Lagerplatzes ihr Brummen hören läßt, willigt die Geliebte in seinen Antrag. Tritt der Jüngling ins Mannesalter, so führt ihn der Großvater zur arknanaua, zeigt ihm die Tschurunga seines Totemvorfahren und spricht: Dies ist dein Körper, dies ist dein zweites Ich. Wenn du diese Tschurunga an einen andern Ort nimmst, wirst du Schmerzen empfinden. Bei den Loritja hat die Tschurunga mehr symbolischen Charakter.

Diese Tschurungas gelten als derart mit geheimnisvollen und gefährlichen Kräften geladen, daß alle, die ihnen nahekommen, sterben müssen. Nur alte Männer bleiben verschont, und sie bedecken etwa solche Tschurungasteine mit Reisern, um die Kräfte niederzuhalten und ihre Angehörigen zu schützen. Wer früher einer Frau eine Tschurunga zeigte, wurde getötet, und eine Frau wurde mit dem Tode bestraft, weil sie zufällig eine Tschurunga gefunden hatte. Auch die Frauen sind mit besonderen eigenen Tschurungas verbunden, die sie jedoch nie sehen dürfen. Einem neugeborenen Kinde wird seine Tschurunga vom Großvater sorgfältig zubereitet und umhüllt in die Tragmulde gelegt und später in der Tschurungahöhle aufbewahrt.

Die Tschurungahöhlen sind heilige Kultstätten und ihre Umgebung ist tapu. Der Höhleneingang ist sorgfältig versteckt. Auffällig erscheint nicht nur die doppelte, ja dreifache Bedeutung des Schwirrholzes, sondern auch die Tatsache, daß von Seelen oder Geistern nie die Rede ist. Mit der menschlichen Seele hat die Tschurunga nichts zu tun, sie ist Leib oder Körper. Jeder Mensch hat einen Körper aus Fleisch und Blut und einen andern aus Stein und Holz. Der Kultus stellt eine eigenartige Aufführung der eingeweihten Männer dar, in welcher das Totemtier von einem Menschen nachgeahmt wird mit allerlei symbolischen Handlungen, bei welchen die

Tschurungagesänge eine wichtige Rolle spielen. Ihr Zweck scheint die Vermehrung und das Gedeihen der betreffenden Tierart zu sein, das nach mehrmaligen Totemfeiern von den jungen Männern gejagt wird.[1]

Gleichen Anschauungen begegnen wir in Melanesien. In Neuguinea, bei den primitiven Gebirgsbewohnern, finden sich längliche, stets sorgfältig geschliffene, mehr oder weniger große Steine, in welchen geheimnisvolle Kräfte schlummern. „Die Steine werden von den Eingeborenen analog den breiten Klingen der Weiberbeile, jaō genannt. Eine andere übliche Benennung ist pibit, die gleichfalls für jedes geschliffene Steinwerkzeug angewendet wird... Eine dritte, mehr sagende Benennung, ist jedoch āp, d. h. Mensch, womit, wie mir scheint, das wesentliche dieser Steine gekennzeichnet wird. Ein solcher Stein bildet demnach, wie auch die tjurunga, gewissermaßen einen zweiten Leib der betreffenden Person und besitzt eine gewisse Individualität. Auf der andern Seite scheinen jedoch zwischen der tjurunga und dem āp nicht unwesentliche Unterschiede zu bestehen. Erstens fehlt hier in Zentral-Neuguinea in bezug auf diese Steine jegliche Geheimtuerei gegenüber dem weiblichen Geschlecht. Wird ein Kind geboren, so schreitet der Vater zur Herstellung eines pibit, wenn er nicht einen solchen als Familienerbstück von seinem Onkel mütterlicherseits erhalten hat, wie dies gewöhnlich der Fall ist. Er sucht sich einen passenden Stein, schleift ihn sorgfältig und übergibt ihn seiner Gattin, die das Kind geboren hat, und den Stein zum schreienden Kinde legt, um es zu beruhigen. Man nimmt an, daß von dem Stein geheime Kräfte in den Körper des Kindes übergehen, vermöge welcher es rasch wächst und gedeiht. Eine innige Beziehung zwischen Mensch und Stein bleibt von nun an und während des ganzen Lebens bestehen. Es scheint, als ob alle Lebenskraft vom Stein aus, und auf den mit ihm verbundenen Menschen übergeht.“[2] Außer diesen Steinen finden sich bei andern Stämmen Köpfe von Erschlagenen, Schädel Verstorbener und Darstellungen von Ahnen, die als Träger geheimnisvoller Mana-Kräfte betrachtet werden und Lebenskräfte ausströmen.

Die Seelenvorstellung

Was die Seelenvorstellung der Melanesier und Papua anbelangt, so unterscheidet sie sich in keiner Weise von den Anschauungen anderer primitiver Völker. Der Kai in Neuguinea unterscheidet „die Seele, welche nach dem Tode des Leibes fortlebt." Sie gleicht „in allen Stücken dem Originalmenschen, wie er auf Erden lebte, nur fehlt ihr der Leib. Zwar besitzt sie immer noch eine gewisse Leiblichkeit, aber sie ist von ihrer früheren Höhe herabgesunken, ist durch den Tod degradiert worden. Daher auch der Zorn der abgeschiedenen Seele, den die Hinterbliebenen so sehr fürchten."

„Für die zweite Art von Seele hat man die gut passende Bezeichnung ‚Seelenstoff' eingeführt." „Zwischen Seele und Seelenstoff besteht keine Identität. Jedes ist eine Sache für sich. Beide sind nicht voneinander abhängig, doch hängen sie beide vom Leibe ab und umgekehrt. Das Bindeglied zwischen beiden ist der Leib." „Die fortlebende Seele hat wieder ihren eigenen Seelenstoff." Alle Dinge, ja sogar der Name einer Person oder eines Dinges besitzen solchen Seelenstoff, sind von geheimnisvoller Kraft erfüllt.[3] So scharf zwischen „Seele" und „Seelenstoff" zu trennen ist, scheinen doch die Mana-Kraft der Zaubersteine und der Seelenstoff wesensverwandt zu sein, ja werden von manchen Forschern einander durchaus gleichgesetzt. Es sind die geheimnisvollen, den Menschen ringsum hinter allen Dingen umgebenden Kräfte, die seine Seele mit Furcht und Schrecken erfüllen.

Wie überall bei den Primitiven, so sind auch bei den Melanesiern mit diesen Geheimkräften Zauberei und Magie und der Fetischismus aufs engste verbunden. Da jede Bewegung „Seelenstoff" enthält, vermag der Zauberer durch mimische Darstellung der Leiden und Todeszuckungen seines vielleicht in der Ferne lebenden Opfers diese Leiden und Todeskämpfe zu bewirken. Ja der Aberglaube geht so weit, daß auch der Name oder das Zauberwort als kraftgeladenes Medium gilt, dem große Wirkungen zum Bösen und Guten zugeschrieben werden. Aber auch die Charaktereigenschaften eines Menschen sind zugleich in seinem „Seelenstoff" vorhanden. Daher die Furcht vor der Erscheinung eines Tieres

oder vor dem bösen Blick eines Menschen. Unheilverkündende Tiere, wie ein schneeweißer Raubvogel, die Schlange, die Eule, deren Blut man sieht, deuten auf Tod und Verderben. Auch das Fixieren mit den Augen und der schielende Blick sind gefährlich. Das Übertragen des Seelenstoffes durch Berührung wird gefürchtet. Auch durch bloße Berührung mit dem andern Geschlecht findet eine Übertragung statt. „Die Übertragung kann auch mittelbar geschehen, durch ein Medium. Der Mann, welcher ein Steinchen vom Erdboden aufhebt und damit eine Frau wirft, berührt sie auch, bloß indirekt. Durch das Steinchen hat er etwas von seinem ‚Seelenstoff' auf die Frau übertragen." [3]

„Darauf beruht der Fetischismus. Ein Fetisch ist irgendein Gegenstand, der an sich gar keinen Wert und keine Bedeutung hat. Aber er enthält infolge seiner Herkunft von einem Menschen oder Geist oder sonstigen Wesen dessen Seelenstoff. Dieser Seelenstoff ist die durch den Gegenstand wirkende Kraft, die mit oder ohne besonderen Zauberspruch ausgelöst wird. Die Kraft kann auch isoliert, abgeleitet und zurückgenommen werden durch allerlei Manipulationen. Es besteht zwischen diesen Kräften eine Art Wahlverwandtschaft und eine Anziehung verwandter Seelenstoffe, so zwischen dem Seelenstoff eines eiförmigen Blattes und einem wirklichen Ei. Was dem Seelenstoff angetan wird, fällt auf den Besitzer zurück. Da nun der Eingeborene in allem, womit er irgendwie in Berührung kommt, etwas von seiner Geheimkraft zurückläßt, wird er von steter Furcht gepeinigt, ein anderer könnte ihn durch diese zurückgebliebenen Spuren schädigen, und deshalb sucht er sie auf das peinlichste zu vertilgen. Aller Schädigungszauber und auch der Tod beruht auf diesem unheimlichen Gebrauch des Seelenstoffes. So erkennen wir auch hier, wie die Furcht das ganze Leben des Primitiven beherrscht und jeder Schädigungszauber einem Gegenzauber ruft, so daß das Schicksal ganz an die Macht der Zauberer gekettet ist.

Eine wichtige Rolle spielen bei den Australiern und Melanesiern die Zaubersteine, vor allem der Bergkristall, in Zentral-Neuguinea tupuk genannt, vielfach als Liebesamulett verwen-

det, und ein Stein von rötlicher Farbe, der an das Glied gebunden, die sexuelle Kraft erhöhen soll und was dergleichen Gebräuche, etwa zur Bewirkung der Schwangerschaft, mehr sind. Die Zauberer sollen durchsichtige, glänzende Steine im Magen tragen und imstande sein, Splitter derselben in die Adern der Leute zu bringen, welche bezaubert werden. Heilung von Krankheiten ist Entzauberung, wobei auch Waschungen und Aderlässe angewendet werden. Mit Hilfe des Bergkristalls werden Krankheiten erkannt, und der Zauberer vermag durch ihn die Seele des Kranken zu sehen und sie wieder einzufangen, worauf er gesund wird. Der Zauber mit magischen Quarzkristallen ist über die ganze Südsee verbreitet. So wird auch begreiflich, daß Versteinerungen ihre besondere Bedeutung haben. Man könnte sich fragen, ob solche Gebräuche überhaupt etwas mit dem religiösen Leben zu tun haben. Der tiefe Ernst jedoch, die heilige Scheu und Ehrfurcht vor diesen Dingen füllen in der Tat das ganze religiöse Gefühlsleben dieser Menschen aus und bilden einen Ersatz für den ihnen verlorengegangenen Zusammenhang mit der Gottheit.

c) Die Gottesvorstellungen der Australier und Melanesier

Mehr als bei allen anderen primitiven Völkern ist der Gottesbegriff bei den australischen Stämmen verhältnismäßig rein und ursprünglich erhalten geblieben. Der Allvatergott ist durchaus ein Wesen himmlischer Herkunft. Bei den Kurnai im Südosten heißt das höchste Wesen „Vater unser", Mungan ngana. Er hat keinerlei naturmythologische Beziehung und wird als erhabener Himmelsgott geschildert. Name und Charakter dieses höchsten Wesens ist jedoch je nach den Stämmen verschieden. Daramulun bei den Yuin, Wolgal und Ngarigo ist ein alter Himmelsgott wie auch Baiame bei den Wiradjura, Tukura bei den Loritja, Altjira bei den Aranda, Bundjil bei den Viktoria-Stämmen, Nuralie bei den Mukwara-Kilpara, Nurrundere bei den Narrinyeri. Letztere tragen allerlei Züge aus der totemistischen Sonnenmythologie. Jedenfalls haben wir diese Gottheiten zu nehmen wie sie sind und es geht nicht wohl an, die Gottesvorstellun-

gen dieser Urbewohner zur Grundlage urmonotheistischer Theorien zu machen, obwohl wir gerade hier den Eindruck gewinnen, daß die Gottesvorstellung, je weiter zurück, desto reiner und ursprünglicher erscheint. Nehmen wir den Allvater Baiame oder Bäjämi. Das Wort ist abzuleiten von biaia „formen", „machen" oder von dem Adjektiv bäjämi „groß". Er wird der Ewige genannt, besitzt hohe ethische Eigenschaften; er ist aller Menschen Vater und obwohl man zu ihm betet, werden ihm keinerlei Opfer dargebracht. Bäjämi ist ein ausgesprochener Himmelsgott, der den Ostwind wehen läßt und befruchtenden Regen spendet. „So wie Bäjämi jetzt in den Legenden auftritt, die Gebete seiner Kinder hört und die Einhaltung der Zeremonien überwacht, könnte man ihn einen droben im Himmelslande wohnenden Gott, einen Himmelsgott nennen", sagt Erzbischof Söderblom, wenn er auch den urmonotheistischen Anschauungen von P. W. Schmidt: „Grundlinien einer Vergleichung der Religionen und Mythologien der austronesischen Völker", nicht beistimmen kann, sondern in Bäjämi und seinesgleichen mächtige Häuptlinge im Himmelsland erkennt und davon seine Urhebertheorie ableitet, indem er sie mit den großen Heilbringern der Menschheit zusammenstellt. Nach unserer Überzeugung ist bei diesen Völkern zwar die Macht und Göttlichkeit des unsichtbaren Wesens am reinsten erkannt und am ursprünglichsten bewahrt; aber mit dem tiefen Wahrheitsgehalt des christlichen Offenbarungsglaubens darf diese Gottesvorstellung nicht vermengt werden.

Das höchste Wesen auf Eromanga heißt Nobu, bei den Kaileuten ist Mâlengfung der Weltschöpfer, der die Nemu oder Urmenschen als Bewohner in die von ihm erschaffene Welt setzte, indem er seinen Nabel lang herauszog und davon die ersten Menschen bildete, wartete, bis ihr Nabel abgetrocknet war und sie dann mit samt der Welt ihrem Schicksal überließ. Jetzt liegt er am Ende der Erde, am Horizont und schläft einen langen, langen Schlaf. Nur wenn er sich zur Seite wendet, merken die Leute am Beben der Erde, daß Mâlengfung noch vorhanden ist. „Im Widerspruch mit allem Zauber- und Geisterglauben sagt man: ‚Wenn uns der Mâ-

lengfung den Rücken zukehrt, sterben wir; wendet er uns dagegen sein Angesicht freundlich zu, so leben wir und es geht uns wohl.' Einst, am Ende der Tage, wird er sich von seiner Lagerstätte ,am Rande des Morgenrotes' erheben und den Himmel zertrümmern, der dann über der Erde zusammenstürzend allem Leben ein Ende machen wird. Der Mâlengfung soll ein ganz eigenartiges Wesen sein. Die Vorderseite soll die Gestalt eines Menschen haben, auch ein menschenähnliches Angesicht tragen. Dagegen soll die Rückseite wie ein riesiger Felsblock aussehen und mit Moos und Flechten bedeckt sein."[1]

Auf den Witi-Inseln, deren Bevölkerung mit polynesischen Elementen gemischt ist, war der oberste Gott Ndengei, halb Fels, halb Schlange, und immer heißhungrig. Er schickt seinen Diener aus, um Opfer zu holen. Derselbe kommt aber leer zurück, da er keinen Opferkult genießt. Nach anderer Überlieferung steht sein Sohn vor der Höhle, wo er haust, um ihm alle Gebete zu vermitteln. Ndengei trägt die Welt auf seinem Rücken. Wenn er sich umwendet, so gibt's Erdbeben. Er nimmt die Seelen der Menschen zu ihrer Läuterung in sich auf. Einer seiner Söhne hat die Menschen das Feueranzünden gelehrt. Er selbst hat die Götter und Menschen geschaffen. Das erste Menschenpaar hat er aus Eiern einer Habichtsart hervorgebracht, nachdem verschiedene Versuche mißlungen waren.[2]

Auch eine Flutsage findet sich bei verschiedenen Stämmen. Bei den Australiern sind die Sterne ein früheres Menschengeschlecht, das zuerst die Erde bewohnte, aber durch eine allgemeine Flut weggerafft wurde. Diese Sterngeister besuchen die Erde oft in Tiergestalt und wirken auf das Menschenleben ein. Die Witi-Insulaner erzählen sich folgendes: „Zwei unglückliche Knaben, die Enkel des Gottes Ndengei, hatten sich gegen diesen empört und seinen Lieblingsvogel Turukawa getötet. Sie befestigten mit Hilfe ihrer Freunde die Stadt, in welcher sie lebten, und forderten Ndengei trotzig heraus. Dieser sammelte nun seine dunklen Wolken, und sie barsten und gossen sich in Strömen auf die Erde. Städte, Hügel, Berge, alles versank. Als nun endlich die

Flut in die Burg der Empörer drang, da riefen sie um Hilfe, und der Gott lehrte sie ein Floß, nach anderer Sage zwei aneinander befestigte Boote bauen. Das Fahrzeug landete auf der Insel Mbengya. Daher betrachten sich die Häuptlinge von Mbengya als die ersten unter den Witi-Insulanern. Die Geretteten waren acht Personen. Der höchste Punkt der Insel Koro heißt Ngginggi-tangithi-Koro, der Vogel, der da sitzt und über das ertränkte Eiland jammert."[3]

Unter diesen höchsten Gottheiten stehen Scharen von mächtigen und kleinen Geistern. So sind die oben erwähnten Nemu Halbgötter, die vor dem jetzigen Menschengeschlecht auf der Erde wohnten, mit übermenschlichen Kräften ausgestattet. Sie legten den Menschen die schwarze und weiße Haut an und schenkten ihnen allerlei Erfindungen und Entdeckungen. Durch sie kam der Tod in die Welt und wurde die Zauberei erfunden. Sie wurden bei ihrem Tode in Tiere, Bäume und Felsen verwandelt. Ihr Geschlecht wurde durch eine große Sintflut ausgerottet. Bei den Buin-Bewohwohnern an der Südspitze der Insel Bougainville, einer der nordwestlichen Salomoninseln, geht die Sage, wie Tantanu auf die Erde kam und zu den hungernden Kindern sagte: „Wo sind eure Väter und Mütter?" Diese antworteten: „Sie sind Wasser holen gegangen". Da befahl er ihnen, die Töpfe zu holen, setzte sich auf einen mit Wasser gefüllten Topf und machte Exkremente „pegepege". Daraus wurde Taro und Yams. Auch von vielen kleinen Geistern wird der Mensch belästigt. Sie zünden das Feuer in den Vulkanen an und werfen glühende Steine in die Luft. Vom Stamme der Kate oder Waldbewohner berichtet Missionar Keysser ausführlich über Geisterdienst und Jugendweihe. Eine bedeutende Rolle spielen auch hier, wie überall, die Zauberer, welche die Seelen der Menschen einfangen, um sie zu verderben. „Der Zauberer bedarf überhaupt weitgehend der Hilfe der Geister. Um sich dieselbe zu sichern, muß er sich von verschiedenen Speisen enthalten, er darf kein frisches, fließendes Wasser genießen, sich nicht waschen, nicht einmal seine Haut von Regen netzen lassen. So ist die Zauberei auch ein mühevolles Geschäft. Beim Betreten des Geisterplatzes beschwört der

Hexenmeister die unheimlichen Wesen: ‚Ihr Geister, ich vollbringe euer Werk, tut mir kein Leid'.

„Beim Einwickeln der Seele wird folgender Zauberspruch gemurmelt: ‚Kakadu komm! Kakadu komm! Hind're dieses Menschen Lauf! Reiße ihm den Körper auf! Beiß ihm das Gedärm entzwei! Mache seine Seele frei!' Allerlei Blätter, Rindenstückchen und Wurzeln werden mit eingeschlossen. Ihr beißender Saft soll die Seele quälen, ihre Stacheln dem Körper Stechen bringen. Der Wickel wird zuletzt in ein Bambusröhrchen gesteckt und die Öffnung mit Wachs verklebt. Das fertige Päckchen wird an einer Schnur geschwungen unter oft wiederholtem ganz leisem Gesang: ‚Geister der Höhle Silonggang! Geister der Höhle Silonggang! Eilt und kommt zum Seelenfang!' ... „Gewöhnlich hat er eine ganze Reihe von Seelenpäckchen gleichzeitig in der Behandlung. Täglich begibt er sich dann in seine entlegene Zauberhütte, facht die schlummernde Glut zu neuem Flackern an und murmelt seinen Spruch: ‚Krokodil und Wakang-Echse hört! Kommt herzu und stört diesem Mann die Seelenruhe fort! Schafft ihn hin an jenen finstern Ort! Drückt ihn nieder, daß nie wieder Freude seine Seele fülle! Daß das Grauen ihn erfasse und nicht lasse, Taubheit seine Ohren stopfe, Angst in seinem Herzen klopfe, und Verwirrung ihn umhülle!'" Alle Qualen, die dem Päckchen zugefügt werden, erleidet der Körper und die Seele des Menschen. Beim Todeszauber heißt es: „Du Mensch! Wie Gurken fallen und verwesen, so geh' es dir! Dein Leib soll nie genesen! Er winde sich vor Schmerz, vor Schmerzen wie der Wurm im Kote! Die Arme, Beine, Kopf und Hals, sie sollen erstarren im Tode! Wie der Wurm in Kot, wie der Wurm im Kot, winde er sich in seinem Tod!" [4] Viele sterben aus Angst vor dem Zauber.

d) Die Religionen der Polynesier und der Mikronesier

Wir haben gesehen, wie der Manabegriff bei allen Primitiven vorhanden ist, wie aber das Wort Mana je nach Völkern und Stämmen allerlei Wandlungen erfahren hat. Nach den Aussagen eines alten angesehenen Maori auf Neuseeland könnte man sagen: „es war Gott, dessen Macht nicht be-

schränkt ist, etwa die Allmacht Gottes." Den Ausgangspunkt des Manabegriffes bildete das heilige Feuer, das Feuer des Blitzes, das niemand löschen oder beherrschen konnte. „Es ist ein Feuer, das seit Anbeginn der Welt auftritt ... Mana existiert überall auf der Erde, und Tawhiri-Matea (die Windgötter), Ruai-Moko (die Erdbebengötter) und Maui (der sogenannte Kulturbringer) und noch andere befinden sich im Mittelpunkt des Weltkreises, bemächtigen sich dieses Mana, lenken die Elemente und machen das Wetter."[1] Außer diesem kosmischen Mana wird noch ein persönliches unterschieden, das bewältigt und vernichtet werden kann. Es wird von der Kraft der Götter und Ahnen hergeleitet, und mit der eintretenden Missionsarbeit verschwand dieses Mana des Maorivolkes. Bei andern Stämmen der Südsee wird dem Erfolg in allen Unternehmungen eine besondere Kraft, Mana, zugeschrieben; wer Erfolg hat, besitzt Mana, ist echt und wahrhaftig, bleibt dagegen der Erfolg aus, so ist das Gegenteil der Fall, der Unternehmer ist lügnerisch. Erfolg und Überlegenheit sind Zeichen eines guten Einvernehmens mit überlegenen Mächten, mit übermenschlicher Kraft.

Um Wiederholungen zu vermeiden, haben wir den Managlauben im Zusammenhang mit den afrikanischen Völkern besonders hervorgehoben. Bei den Indianern wurde der Totemismus und bei den Australiern das Schwirrholz einer eingehenderen Betrachtung unterzogen. In Mikronesien und Polynesien nun spielt der Meidungsbann, Tapu oder Tabu eine wichtige Rolle. Es ist jedoch nicht zu vergessen, daß ähnliche Vorstellungen bei nahezu allen primitiven Völkern vorhanden sind. Bei den Maori bedeutet das Wort „tapu" nicht in erster Linie „heilig" oder „besudelt", sondern „verboten wegen Heiligkeit oder der Sitte gemäß". Sonst bedeutet das Wort „stark bezeichnet" und scheidet die Sphäre der Götter streng von derjenigen der Menschen, ebenso die der göttlich geadelten Menschen, des königlichen Geschlechts, von der des gemeinen Volks. Die Opfer, die Opferplätze (marae), die Priester, die Könige und Angehörigen vornehmer Geschlechter sind Tapu; ebenso die Kranken als Besessene, weshalb man sie aus

den Wohnungen wegschaffte, die Leichen, welche man nur durch Frauen bestatten ließ, die neugeborenen Kinder, wenn sie nicht entweder getötet oder enttabuiert wurden. Für die Frauen war die Nahrung der Männer Tapu. Könige oder Priester konnten etwas auf eine bestimmte Zeit für Tapu erklären; Höherstehende ein Tapu entfernen. So deutet etwa ein Großhäuptling auf ein Kanu, berührt es und sagt: „Das ist mein Kopf," und schafft durch diese Handlung die „Meidung" oder das Tapu, das für geringere Leute durchaus verbindlich ist. Wenn der Sohn eines Großhäuptlings einen höhern Rang einnahm als sein Vater, so konnte er dessen Tapu ohne Schaden brechen oder auch andere vor dessen Folgen retten, indem er es für nichtig und wirkungslos erklärte. Wer mächtigere Ahnen hatte, durfte es wagen, den Meidungsbann unberücksichtigt zu lassen. Sonst aber waren besondere Zeremonien nötig. Das neugeborene Kind wurde durch eine Art Taufe vom Tapu befreit. Die Verletzung des Tapu wurde gewöhnlich mit dem Tode bestraft. Es kam häufig vor, daß Tapugegenstände unwissentlich verwendet wurden. Unter Umständen gab der Übertreter vor Schrecken den Geist auf, sobald die Verletzung des Meidungsbannes offenbar wurde. Ein Wanderer findet die übriggelassenen Brocken vom Mahle eines Großhäuptlings, die er voll Heißhunger verzehrt. Zufällig erfährt er, daß die Überreste Tapu waren, und fällt unter heftigen Leibschmerzen tot nieder. Von einem Neger wird erzählt, daß er infolge Verkehrs mit einer schwangeren Frau, die stets Tapu ist, von der er jedoch erst zwei Jahre später erfuhr, daß sie damals schwanger war, hinsiechte und starb, weil er den Meidungsbann gebrochen hatte. Die Gefahr des Meidungsbannes kann dem Eingeborenen auf Schritt und Tritt begegnen, besonders aber im Verkehr mit Großhäuptlingen und Priestern. Nie darf der Großhäuptling aus dem gleichen Gefäß essen oder trinken, nie etwas zurücklassen, was einem gewöhnlichen Menschen gefährlich werden könnte. Er muß alle Abfälle seiner Mahlzeit an einen gemiedenen Ort bringen. Wehe dem, der mit seinem Kamm, seiner Haarbinde, seinem Kopf- oder Rückenschatten in Berührung kommt, ja vom Kopfe eines Großhäuptlings soll nicht einmal gesprochen

werden. Warf dagegen ein Häuptling seine Matte über einen Gefangenen, so wurde er Tapu und war gerettet. Und berühmte Asylstätten der Maori, wie die Festung Hine, verdankten ihre Heiligkeit und Unverletzbarkeit dem Meidungsbann.

Ganz ähnlich lag der Fall mit den Priestern. Ließ etwa ein Priester beim Wassertrinken einige Tropfen fallen, so wurde die Stelle, auf die das Wasser fiel, für eine bestimmte Zeit Tapu. Ein wahrer Dornenhag von Gefahren umgab den gemeinen Mann. Erst durch das Christentum wurde der Bann gebrochen; aber die Idee war so in Fleisch und Blut des Volkes übergegangen, daß sie den Sonntag den Tag des Tapu nannten.

In Polynesien tritt uns ein Name des höchsten Gottes fast überall entgegen: Tangaloa. Er findet sich auf Samoa, auf Tonga, auf Hawaii (Kaualoa), auf den Gesellschaftsinseln, den Hervey- und Australinseln (Taaroa), selbst auf den kleinen Tokelau- und Elliceinseln. Er fand überall höchste Verehrung und galt für höher und heiliger als alle seine Mitgottheiten. Auf Tahiti hörte ihn Cook schon auf seiner ersten Reise als höchsten Gott nennen, von dem Götter und Menschen geschaffen seien. Der Vogel oder Geist genannt, schwebte er über den andern Göttern, welche persönlicher und menschlicher gedacht werden. Zu hoch und heilig, um angebetet zu werden, wandte man sich nur in der höchsten Not zu ihm und scheute sich, seinen Namen auszusprechen. Er ist der größte Gott, der, selbst unerschaffen, am Anfang aus der Urnacht auftauchte und alle Dinge geschaffen hat. Mit seinem Weibe o-de-Papa, einem Felsen, zeugte er alle Götter. Aus ihnen entstanden dann Mond und Sterne, Meer und Winde, so daß alle von Taaroa abstammen.

„Auf Neuseeland ist Tangaloa von der Stelle als höchster Gott degradiert. Dort hat der dichterische Sinn der Maori eine Mythologie geschaffen, wonach die ersten Menschen von Rangi und Papa (Himmel und Erde) abstammen, welche früher so fest aufeinanderlagen, daß alles in dichteste Finsternis gehüllt war. Schon lange waren ihre Kinder damit unzufrieden, und endlich sagte Tumatauenga, der

stolzeste unter ihnen: laßt uns Rangi und Papa erschlagen! Tanemahuta aber, der Vater der Wälder, sprach: wir wollen sie nicht erschlagen, nur trennen. Ihm stimmten alle bei, nur Tawhirimatna nicht, der Vater der Stürme, der Tag und Nacht bläst. Seine fünf Brüder, unter denen hier Tangaloa als Vater der Fische und der Reptilien erscheint, suchten umsonst Erde und Himmel zu trennen, bis zuletzt Tanemahuta sich mit dem Rücken gegen die Mutter, mit dem Bein gegen den Vater stemmt und so die Trennung bewirkt. Noch heute streckt er daher die Beine (die Waldbäume) gen Himmel empor. Nun ward es helle, und die Kinder Rangis und Papas kamen zum Licht. Allein der Gott der Winde zürnte seinen Brüdern. Er verabredete sich mit seinem Vater, setzte seine Kinder, die Winde, in die verschiedenen Himmelsgegenden fest und begann nun einen furchtbaren Kampf mit den Geschwistern, zunächst mit Tanemahuta, dessen Wälder er zertrümmerte, dann mit Tangaloa, dem Gott des Meeres und seinen Kindern. Der letztere entzweite sich auch mit Tanemahuta, so daß mit Holz und Bast, den Erzeugnissen des Waldes, Tangaloas Brut, die Fische, gefangen werden, und Tangaloa mit seinen Fluten die Wälder zu zerstören und die Holzkähne zu verderben sucht. Die Väter der zahmen und der wilden Nahrungspflanzen verbargen sich vor dem Winde in der Mutter Erde; nur Tumatauenga, der Mensch, blieb mit seinen Kindern unbesiegt. Aber den Windgott kann er sich nicht untertan machen. Er lehrte die Menschen Zauberformeln und Gebete für günstigen Wind, gutes Wetter und reichliche Ernte."[2] Unter solch zahlreichen Mythen sind die über Maui, den Sonnengott, am häufigsten. Maui ist auf Neuseeland der große Lehrer der Menschen. Neuseeland selbst wurde der Fisch des Maui genannt, den er aus der Tiefe gezogen. Er hat das Feuer auf die Erde gebracht. Dabei sind einige Funken in die Bäume gefahren, aus deren Holz man jetzt Feuer gewinnt.

Auf den Gesellschaftsinseln wurde besonders der Gott Tane verehrt, der erste Mensch, welchen Taaroa geschaffen hat, und doch so sehr der Hauptgott der Insel Huahine, daß alle übrigen Götter in dem großen Marä, wo sein Lager und

Bild stand, angekleidet und geheiligt wurden. Er galt als Feind und Zerstörer bösen Zaubers. Wenn jemand vom königlichen Geschlecht sich vermählen wollte, mußte die Ehe im Heiligtum des Tane geschlossen werden.

In den mikronesischen Religionen tritt der Name des höchsten Gottes stark zurück. Mana oder Manaman spielt die Hauptrolle. Auf den Karolinen- und den Marschallinseln wird der höchste Gott Aliulep genannt, etwa der große Geist oder mächtige Wind; auf den Marianen hieß er Puntan. Er trägt die Erde auf seinem Rücken; bewegt er sich, so gibt es Erdbeben, schilt er, so donnert es. Man kannte auch böse, meist unterirdische Gottheiten, einen Todesgott Erigiregers, der den Tod unter die Menschen gebracht hat, während sie früher nur den Schlaf kannten, und Morogrog, der wegen schlimmen Verhaltens aus dem Himmel vertrieben wurde und den Menschen das Feuer auf die Erde brachte. Neben den Naturgeistern wurden auch Verstorbene verehrt.

In Polynesien wären noch eine ganze Anzahl untergeordneter und lokaler Götter zu nennen, so auch Tahiti Oro, auf Hawai die gefürchtete Pele, die Göttin des dortigen Vulkans. Die Götter wurden in Polynesien Atua (von atu, Herr) genannt. An sie wandte man sich nur in großer Not, sonst aber an die Schutzgeister, Tiki oder Tii. Jeder Stamm, jedes Dorf hatte seinen Schutzgeist, und so gab es mächtigere und schwächere Tikis.

Mit dem Tiki hängt auch die Sitte des Tätowierens zusammen. Sie war ursprünglich nur ein aufgezeichnetes Bild des Schutzgeistes,[3] und so verstand sich von selbst, daß dieses Bild dem Schutzgeist heilig war. Die Seelen werden nach dem Tode mit ihrem Schutzgeist vereinigt, und so fand man auf Rarotonga Tiki als Gott der Unterwelt. Andererseits sind die Tiki auch als böse Geister gefürchtet. Die Bilder der Tiki wurden am Rande des Dorfes aufgestellt, und besonders groß nach einer großen, durch ihren Schutz glücklich abgewendeten Gefahr.

Natürlich spielten auch hier die Zauberer und Priester eine sehr wichtige Rolle. Mit der Manakraft in engstem Zusammenhang steht ja die Zauberei. Durch Zauberkraft (mo-

hutu) wurde der gefährliche Meidungsbann entkräftet; in der Zauberkunst wurde gelehrt, wie man sich dem Tapu gegenüber zu verhalten hat. In diesem Zusammenhang treffen wir auch hier alle möglichen Arten des Zaubers, die als Verhexungen in weite Ferne wirken und Gegenzauber fordern. Die Zauberei wird als Rachezauber unter den einzelnen Stämmen geübt und war der geheime Schrecken der Bewohner, der durch die zum Christentum bekehrte Jungmannschaft in zähem Kampfe allmählich überwunden wurde.

Die Priester standen in hohem Ansehen. Sie wurden auch als Wahrsager konsultiert, und man mußte ihnen dabei außer einem Geschenk eine Schale des berauschenden Kawatrankes bringen, so daß sie dann in Ekstase die göttlichen Aussprüche kundgaben. Das Priestertum war erblich. Auf den Paumotu-Inseln waren die Fürsten zugleich Priester.

Die Geheimbünde und Jugendweihen, die vielfach dazu dienten, Volk und Jugend im Zaume zu halten und die althergebrachten Sitten und Gebräuche zu festigen, waren über die ganze Südsee verbreitet. Auf den Gesellschaftsinseln bestand ein Orden der Areoi, dessen höher Graduierte für göttliche Wesen galten und sich nehmen durften, was sie wollten. Nach ihrem Tode gingen sie, wie das Volk glaubte, in das Paradies des Gottes Oro, ins duftende Rosutu.

Eigentliche Tempel gab es auf den Inseln nicht, nur kleine Hütten mit verehrten Gegenständen. Auf Tahiti wurden die Marä, künstliche Hügel mit einer Art abgestumpfter Pyramide, auf zwei Seiten durch Steinmauern gehalten. An den Umfassungsmauern waren Priesterwohnungen. Man opferte den Göttern in der Regel Nahrungsmittel, den Meergöttern namentlich auch den Kawatrank. Menschenopfer waren auf den Paumotu- und Markesas-Inseln üblich. Ein Opferspruch an die Mondgöttin auf der Insel Yap lautet: „Hier ist deine Opfergabe, Mul, gib du nun Baumobst und Betelnüsse, und hole fort das Unglück."

Rückblick auf die Religionen der unkultivierten Völker

Es ist uns kaum gelungen, die bunte Mannigfaltigkeit religiöser Erscheinungen unter den primitiven Völkern einiger-

maßen zu ordnen und einheitlich zu behandeln. Rückblickend ergeben sich folgende Beobachtungen und Urteile:

1. Trotz starkem religiösem Erleben besitzt der primitive Mensch keine eigene religiöse Überzeugung, sondern glaubt blindlings an die Religion seiner Väter, seines Stammes und seines Volkes. Er ist ein Glied der Masse, nicht eine freie, selbstbewußte Persönlichkeit. Und da er keine persönliche Überzeugung besitzt, ist es leicht, seinen Glauben zu erschüttern, besonders wenn der ganze Stamm sich der neuen Religion zuneigt. Äußere Beweggründe sind dabei maßgebend, echte Glaubensüberzeugung kommt nur durch das Christentum zustande.

2. Die Religionen der unkultivierten Völker sind zum großen Teil Dämonendienst und verraten eher den Charakter von Zerfallserscheinungen. Es werden Wesen verehrt, welche im Bewußtsein des Volkes selbst nicht als die höchsten angesehen werden, sondern unter Gott stehen, aber dem Menschen näher sind und demselben schaden können. An die Stelle der Urväter traten die Naturgeister und die Geister der Verstorbenen.

3. Die Religion aller primitiven Völker ist beherrscht von der Furcht vor unheimlichen übernatürlichen Mächten, die überall in Natur und Menschenleben ihr gespenstiges Spiel treiben. Das feindliche Schicksal hängt wie ein schwerer Bann über dem Dasein des Primitiven; tiefe Schwermut lastet auf seinem Gemüt.

4. Im Mana-Tapuglauben dämmert ihm wohl die Erkenntnis, daß das Göttliche übernatürlich und heilig ist und die Verbindung mit höhern Mächten geheimnisvolle Kräfte vermittelt. Unbewußt schwingen hier pantheistische Tendenzen mit, und der dämonische Wille, sich der übernatürlichen Kräfte zu bemächtigen, führt tief hinein in das Zauberwesen, die schwarze und weiße Magie.

5. Der Glaube an die Allbelebung und Allbeseelung deutet auf einen geistigen Hintergrund alles Seienden. „Der primitive Mensch ahnt, daß die Welt im letzten Grunde Geist ist, und zwar wollender, strebender Geist“.[1] Die Entartung dieses Glaubens hat den Dämonismus und abergläubischen Spiritis-

mus zur Folge, die Personifizierung geistiger Kräfte bringt die Gespenster- und Geisterverehrung.

6. Nicht alle primitiven Völker haben das Bedürfnis, die von ihnen verehrten Geister bildlich darzustellen; aber bei allen finden wir die ekstatische Besessenheit in irgendeiner Form, den Glauben an besessen gedachte Naturerscheinungen und den Verkehr mit unsichtbaren Geistern. Der Priesterstand ist nicht bei allen gleichmäßig ausgebildet und abgeschlossen; es können namentlich Geheimbünde an die Stelle desselben treten.

7. Zu den Aufgaben der Priester gehört nicht bloß das Opfer, das die übernatürlichen, machtvollen Wesen günstig stimmt, sondern wesentlich auch die Zauberei, die auch unter Primitiven den Versuch darstellt, die übernatürlichen Mächte in die Gewalt des Menschen zu zwingen. Oft sind Priester und Zauberer getrennt. Jene wirken als Vertreter göttlicher Gewalten, diese treiben ihr dunkles Gewerbe als gefürchtete Teufelspriester. Die Priester sind Träger übersinnlicher Erlebnisse und offenbaren das Verborgene.

8. Die Idee des einen Gottes im Himmel leuchtet durch diese Religionen hindurch und ist bei den Australiern, Indianern und Negern reiner bewahrt als bei den Primitiven in Asien. Wir finden überall den Glauben an einen Allvater oder Urvater, der als persönlicher Schöpfer der Welt gedacht wird und selbst unerschaffen und ohne Anfang ist, — ein wohlwollender, guter Gott, dem die Menschen Segen und Wohlfahrt verdanken. Aber gar oft ist er ferne in einem Winkel des Weltalls, dahin er sich vor seinen Kindern zurückgezogen. Die Verbindung ist abgebrochen und man betet nicht mehr zu ihm. Dann wieder sind es mehrere Götter, die an seine Stelle treten und welchen er das Regiment übergeben hat. Er hat keine Gewalt über die bösen Geister, die den Menschen schaden, so daß man sich an ihn wenden könnte um Abwendung und Bewahrung, die Menschen müssen selbst dafür sorgen. Daher werden diesem einen Gott nur wenige oder gar keine Opfer dargebracht.

9. So wertvoll und bindend auch die althergebrachte Sitte sein mag — man denke nur an die Jugendunterweisung ge-

wisser afrikanischer Völker — die sittliche Auswirkung der primitiven Religionen ist sehr gering, um so stärker aber tritt dafür das gefühlsbetonte religiöse Erleben in den Vordergrund, wobei Traum und Ekstase eine wichtige Rolle spielen und suggestive Einwirkungen große Bedeutung gewinnen.

10. Eine Fortdauer der Seele nach dem Tode glauben auch die primitiven Völker, aber die meisten nicht so, daß eine Veränderung in ihrer Lage, eine Vergeltung für Gutes und Böses eintrete. Der Häuptling muß auch nach dem Tode Häuptling sein. Die Vorstellungen von der Seele halten einerseits die Einheit derselben nicht überall fest, es kann der Glaube bestehen, daß der einzelne Mensch mehrere Seelen habe, oder daß die Geister der Verstorbenen etwas anderes seien als die Seelen der Lebenden; es kann eine Art Schutzgeist der Seele von der Seele unterschieden werden, andererseits lassen sie die Seele doch wieder vor und nach diesem Leben existieren, so daß Seelenwanderung und Erscheinungen eines Verstorbenen in der Ekstase eines Zauberers vorkommen kann.

11. Mit der Ausbildung der Mythologie bekommt die Religion nicht überall einen edleren sittlichen Charakter, und trotz der aufwärtsstrebenden Kultur kann die Religion nach ihrem innern Werte zerfallen.

12. Man gewinnt doch den Eindruck, daß den primitiven Völkern die ursprüngliche Einheit Gottes verloren ging, die Verehrung der verschiedenen Naturerscheinungen und Naturkräfte an deren Stelle traten und das religiöse Leben zuletzt vielfach in Dämonendienst und Zauberei versank.

Zweiter Teil

Die Nationalreligionen

Erster Abschnitt

Die Religionen im nahen Orient und die altägyptische Religion

1. Übersicht

Mit dem welthistorischen Ereignis der Geburt des Christus Jesus beginnt in der Weltgeschichte eine neue Zeitrechnung und wird das Christentum als Geschichte des Reiches Gottes auf Erden in den Mittelpunkt der religionsgeschichtlichen Entwicklung gerückt. Eine ähnliche Rolle nun, wie das Christentum seit den Tagen des Apostels Paulus bis in unsere Zeit, spielt die Religion Israels in vorchristlichen Tagen weithin über die Länder des nahen Orients und über Ägypten. Noch ist es nicht gelungen, alle jene Beziehungen aufzudecken, die seit Urzeiten die Geisteskultur und das religiöse Leben der Juden mit den Völkern vom Euphrat bis zum Nilstrom verbinden. Tiefes Dunkel liegt ausgebreitet über der Urgeschichte des Volkes Gottes. Mehr und mehr bringt uns jedoch die historische Forschung mit ihren Ausgrabungen in Palästina, Babylonien und Ägypten Licht und zerstört nicht nur jene geistvollen aber grundlosen Hypothesen, die einen Versuch darstellen, die Geschichte des Reiches Gottes in ein geschichtsphilosophisches Schema zu zwängen, sondern bestätigt auch die Aussagen der Bibel.

Wir werden gut tun, uns das bisher Erforschte über den Ursprung der Hebräer oder „Jenseitigen", wie sie von den andern Völkern genannt wurden, einigermaßen klar zu machen und die Beziehungen des sich selbst mit dem Ehrennamen „Söhne Israels" bezeichnenden Volkes zu den umliegen-

den Bewohnern aufzudecken. Den eigentlichen Ursprung der Semiten kennen wir nicht; aber wir wissen von ihrem Eindringen ins heilige Land. Ehe das geschah, war Palästina von Völkern bewohnt, die in biblischen Urkunden unter dem gemeinsamen Namen Kanaanäer zusammengefaßt werden. In andern biblischen Quellen sind sie als Amoriter bezeichnet. Aber auch diese waren nicht die Urbewohner des Landes. Ausgrabungen, die bis auf den Felsgrund vordringen konnten, zeigen uns deutlich, daß Palästina im fünften Jahrtausend vor Christus uns noch völlig unbekannten Menschen eine Heimstätte bot. Ihnen folgten Vertreter der jüngeren Steinzeit, von mittelgroßer Statur und hagerem Aussehen. Doch wissen wir von ihnen nur, daß sie keine Semiten waren. Neben ihnen, oder nur kurz nach ihnen lebten dort Leute, die nach ihren Überresten eine erhebliche Körperlänge aufwiesen. Sie werden im alten Testament als Riesen bezeichnet und zu ihnen gehören die Refaiter, die Anakiter, die Zamzummiter, die Horiter und andere. Man hat in diesen „Riesen" wohl mit Recht vorsemitische Höhlenbewohner arischer Abstammung vermutet. Die auch in Palästina entdeckten Dolmen oder Steinkränze, die eine Art Totenkammer bilden und überall auf den Wanderwegen der Indogermanen sich finden, weisen ebenfalls in diese Richtung. Die Vorstellung dieser Indogermanen von der Seele und dem Leben nach dem Tode muß eine andere gewesen sein als die der Urbewohner, welche ihre Toten verbrannten.

Von den Indogermanen und afrikanischen Hamiten sind die Semiten nach Körpergestalt, Sprache und Eigenart deutlich geschieden. Schon um 3500 finden wir Semiten als Bewohner Palästinas und vor 2000 führen semitische Beduinen in Ägypten Waren ein. Sie haben mit der Zeit vom Mittelmeer bis an den Euphrat die Herrschaft an sich genommen. Auch Ägypten ist schon ziemlich frühe unter ihren Einfluß geraten und mußte sich ihrer erwehren. Immer wieder berichten die Inschriften und Bildwerke von Eroberungen der Pharaonen in Palästina, von der Sicherung der uralten Bergwerke auf der Sinaihalbinsel und von Truppenaufgeboten zur Abhaltung räuberischer Beduinen. Schon im

dritten Jahrtausend sind die ägyptischen Könige bemüht, sich die Zedernbestände des Libanon zu sichern. Aus angeführten Namen und Zeichnungen läßt sich erschließen, daß auf der Sinaihalbinsel und in den Gebieten nördlich von Süd- und Mittelsyrien Semiten wohnten. Aber die semitischen Einwohner westlich vom Jordan sind nicht reinrassig. Es läßt sich nicht anders denken, als daß sich die in Palästina eingedrungenen Semiten mit den ursprünglich indogermanischen Elementen dieses Landes vermischten, während sich die semitischen Beduinen ziemlich rein erhalten haben.

Ebenso wichtig wie das Verhältnis Palästinas zu Ägypten ist der Zusammenhang des Reiches Israels mit Babylonien und Assyrien. Der Unterlauf der Ströme Euphrat und Tigris hat sich seit Jahrtausenden stark verändert. Der Norden der Tiefebene, welche diese Ströme durchfließen, wurde einst Akkad, der Süden Sumer genannt. Beide Gebiete zerfielen in eine große Zahl von Stadtherrschaften, die unter Oberkönigen standen. Sie regierten als Vertreter der Götter, die in wichtigen Heiligtümern und Städten wie Eridu, Ur, Larsa, Uruk und Neppur ihren Sitz hatten. Die erste Herrscherdynastie von Ur reichte bis in das Jahr 4100 zurück. Die Bewohner von Sumer sind Nichtsemiten, doch gab es seit den ältesten Zeiten semitische Völkerschaften, besonders in Akkad, dem Gebiet, wo die beiden Ströme sich nähern und der Euphrat in die Marschen eintritt. Der Großkönig oder Patesi von Gischu, Lugalzaggisi, unterwarf sich ganz Sumer, eroberte die Ebene Sinear und unterjochte den Westen bis zum Mittelmeer. So waren die Semiten Herren des Landes, Menschen mit starken fleischigen Lippen, wulstiger gebogener Nase, langem gekräuseltem Haar und wohlgepflegtem Bart. Sie verehrten den Sonnengott Schamasch (Ṣamaṣ), Istar, den Mondgott Sin, dessen Heiligtum sich in Charran oder Harran befand, und Marduk, den Lokalgott von Babel. Die Semiten unterwarfen sich auch ganz Mesopotamien, dessen Bewohner, die Subari, wahrscheinlich mit den Hetitern verwandt waren.

Nun aber erfolgte ein mächtiger Gegenschlag durch eine vom Norden und Nordosten hervordrängende Völkerwande-

rung. Die aus der syrisch-arabischen Steppe stammenden Amurru oder Amoriter hatten sich in den Libanongegenden niedergelassen und wandten sich nun von den Gebirgen des östlichen Taurusgebietes gegen das Zweistromland, Syrien und Palästina. Dieser west-semitischen Bevölkerungsschicht gehören wahrscheinlich auch die Moabiter, Edomiter, Ammoniter und Hebräer an. Inwieweit sie sich von den Kanaanitern unterscheiden, ist schwer zu sagen; aber der Unterschied zwischen diesen Westsemiten und den akkadischen, aramäischen, arabischen und babylonischen Ostsemiten ist deutlich sichtbar. Bald sehen wir den semitischen Herrscher von Akkad ganz Sumer unterwerfen, Lugalzaggisi wird gefangen genommen und die Herrschaft wird über Assyrien und Mesopotamien ausgedehnt. Dann erfolgt der Hauptschlag gegen die Amurru und die Eroberung „der vier Weltgegenden" bis an das mittelländische Meer, so daß einzig Ägypten noch übrig bleibt, mit dem nun Sargon nähere Beziehungen anzuknüpfen sucht. So entstand bis hin zur Regierung Hammurapis ein großes, semitisches Reich, das von Babylon bis an das mittelländische Meer reichte. Reger Handel und Verkehr verzweigt sich über das ganze Land und die Religionen vermischen sich zu neuen Gebilden. Mehr und mehr wird auch Ägypten in den Kampf um Palästina einbezogen und dieses kleine Land wird für Jahrhunderte zum Zankapfel beider Großmächte, wobei der Norden mehr dem babylonischen Osten, der Süden mehr dem ägyptischen Reiche zuneigt.

Gegen Ende des dritten Jahrtausends gelang es den Elamitern, die Herrschaft an sich zu reißen und von Babylon bis an das Westmeer auszubreiten. Doch ihre Obergewalt dauerte, wie auch das alte Testament betont, nur kurze Zeit. Trotzdem machte sich ihr kultureller Einfluß weithin geltend. Sie wurde um das Jahr 2100 von Hammurapi gestürzt, der dem babylonischen Zweig der Amoriter angehörte und wohl mit Hilfe seiner Stammesgenossen sein Reich bis nach Palästina ausdehnte. Dieser gewaltige Organisator, ohne Zweifel der Amraphel der biblischen Erzählung 1. Mose 14, hat auf allen Gebieten der Staatsverwaltung Großes geleistet und

eine berühmte Gesetzessammlung herausgegeben, eingegraben auf einem mächtigen Dioritblock, der Hammurapi selbst darstellt, wie er das Recht vom Sonnengott empfängt. Der Block wurde später durch die Elamiter nach Susa gebracht, ursprünglich stand er im Marduktempel zu Babylon. Nach Hammurapis Tod ist sein Reich zerfallen und das kriegstüchtige Volk der Hetiter, das schon früher in Babylonien eingedrungen war, erlangte die Herrschaft. Das Vordringen der Hetiter scheint mit arischen Völkerbewegungen in Verbindung zu stehen, die sich bis nach Syrien erstreckten. Nun aber treten die Assyrier auf den Plan. Sie stellen eine Mischung des kleinasiatisch-armenischen und des semitischen Typus dar. Wir treffen sie zum erstenmal um 2200 als Vasallen Babels. Nach harten Kämpfen mit den Hetitern und den Mitani, welche vorübergehend die Herrschaft an sich rissen, gründen sie ein assyrisches Großreich, das jedoch nur von kurzem Bestande war.

Inwieweit die Hyksos den Hetitern und den Mitani verwandt sind oder der gleichen Völkerbewegung von Kleinasien her angehören, ist sehr schwer zu beantworten. Jedenfalls aber handelt es sich um eine aus Asien nach Ägypten vorwärts drängende Völkerbewegung. Die ägyptischen Inschriften bezeichnen die Hyksos als syrische Semiten und ihre Herrschaft, die dem mittleren Reiche Ägyptens ein Ende bereitete, dauerte von 1700 bis 1580. Kaum hatten sie Ägypten unterjocht, so versuchten auch sie die Gründung eines Weltreiches und richteten ihre Blicke auf die Eroberung Palästinas und der nördlich gelegenen Länder. Sie lehnten die Religion der Ägypter ab. Im Papyrus Sallier I. heißt es: „König Apopi machte sich den Seth (Sutech) zum Herrn und diente keinem der Götter des Landes außer Seth und erbaute ihm einen prächtigen Tempel und opferte ihm alle Tage.“ Seth ist in der ägyptischen Vorstellung der Gott der Wüste und des Auslandes.

Wieder sind es die Fürsten von Theben, die der unliebsamen Fremdherrschaft ein Ende bereiten und die Hyksos bis nach Palästina, ja bis nach Phönizien zurücktreiben. An ihrem Erfolg aber entzündet sich die Gier nach fremder Eroberung.

Die ägyptische Politik wird wieder zur Weltpolitik und die Pharaonen richten ihre Blicke nach Palästina und Syrien. Aufs neue steht das kleine Land, darin Milch und Honig fließt, im Brennpunkt des hin- und herwogenden Kampfes. Der eigentliche Befreier von der Fremdherrschaft ist Ahmose I. Sein Nachfolger Amenhotep scheint um 1550 bis an den Euphrat vorgedrungen zu sein und Tutmosis I. folgte ihm auf seiner Siegesbahn. Seinen Nachfolgern verblieb die Herrschaft nicht unbestritten. Die mächtige Stadt Qades am Orontes stand an der Spitze der Empörung gegen die ägyptische Gewaltherrschaft. Die „Annalen", eingemeißelt an den Innenmauern des Amontempels in Karnak, geben uns über die Feldzüge der Pharaonen genauen Bericht. Schließlich kam es in der Kisonebene bei Megiddo zum Entscheidungskampf, also „mitten im Herzen Palästinas". Der König von Qades entkommt, die übrigen Fürsten unterwerfen sich: „Die Fürsten des Landes kommen auf ihren Bäuchen." Nun wird auch der Norden bis zum Libanon von den Ägyptern erobert und im Jahre 1471 auch Qades im Sturme genommen. Im 33. Jahre seiner Regierung erfolgt dann die Eroberung von Nordsyrien und den Euphratgegenden. Aber erst im 42. Jahre seiner Herrschaft gelingt es ihm, den zähen Widerstand der Fürsten Palästinas endgültig zu brechen. Über den weiteren Verlauf der Ereignisse geben uns die el-Amarna-Tafeln Aufschluß. Es war ein merkwürdiger Fund, als 1887 bei Tell el-Amarna in Mittelägypten, dem alten Abydos, der einstigen Residenz des ägyptischen Königs Amenhotep IV. eine ganze Bibliothek von Tontafeln von einigen Altertümern suchenden Fellachen ausgegraben wurde. Professor Rudolf Kittel, dem wir in unserer Darstellung bisher gefolgt sind, schreibt darüber im ersten Band seiner Geschichte des Volkes Israel: „Die Tafeln sind in babylonisch-assyrischer Keilschrift beschrieben und außer dreien sämtlich in babylonisch-assyrischer Sprache. Ihrem Inhalte nach sind sie fast ausnahmslos Briefe, vorwiegend an den Pharao geschrieben, zu einem kleineren Teil von ihm stammend. Die Schreiber der ersteren Briefe sind fast durchweg vorderasiatische Könige und Große, außer den Königen von Babel, Assur,

Mitani, Chatti besonders die syrisch-palästinischen Vasallen des Pharao. Der Pharao ist ausnahmslos entweder Amenhotep der III. oder IV., mit ihren Thronnamen genannt. Daraus ergibt sich die Zeit von selbst. Für die Geschichte Palästinas und der umliegenden Länder ist die in den Amarnatafeln enthaltene ausgiebige politische Korrespondenz von der höchsten Bedeutung. Es ist uns durch sie ein vollkommen neuer, ungeahnt reicher und vielseitiger Einblick in die politische Lage der Zeit und in ihre Kulturverhältnisse eröffnet worden. Vieles, was uns vorher dunkel, ja vollkommen unbekannt war, ist durch sie plötzlich in grelle Beleuchtung gerückt, so daß man nicht übertreibt, wenn man die Entdeckung der Amarnatafeln als ein Ereignis von epochemachender Bedeutung für die Kunde vom alten Orient und damit zugleich als einen der allerwichtigsten Funde, vielleicht den wichtigsten bezeichnet, den das orientalische Altertum uns in neuerer Zeit beschert hat." Nach diesen Briefen war jedoch der Glanz der Pharaonen um 1375 schon am Erbleichen. Die asiatischen Fürsten regierten als selbständige Vasallen und der Pharao konnte sich mit den von überallher zusammenströmenden Reichtümern den Werken des Friedens widmen. „Im ganzen", sagt Kittel, „tritt uns aus den Amarnabriefen ein ziemlich trostloses Bild der allgemeinen Lage in Syrien und besonders in Palästina entgegen; offiziell besteht die ägyptische Herrschaft zu Recht, aber kein Mensch nimmt sie recht ernst. Der Großherr am Nil ist immer noch zu mächtig, als daß man wagte, sein Joch offen abzuschütteln; daher überall in den Worten der Vasallen die tiefste, oft geradezu von Unterwürfigkeit triefende Ergebenheit. Aber im Bewußtsein dessen, daß der Pharao weit ist und ganz anderes und Nötigeres zu tun hat, als sich ernstlich um die Dinge im Norden der Sinaihalbinsel zu kümmern, tut jeder hinter seinem Rücken, was er will."

Die schlimmsten und gefährlichsten Untertanen sind auch hier wieder die Hetiter und die Statthalter des Amurrulandes. Auch die Verhältnisse im Lande Kanaan werden immer schwieriger. Jerusalem steht unter einem Präfekten namens Abdichiba. „Er hat viel zu klagen, denn seine Hand scheint

gegen jedermann und jedermanns Hand gegen ihn gewesen zu sein. Gezer, Askalon, Lakisch, Milkiel — ein Gaugraf der Philistergegend — dessen Schwiegervater Tagi, die Sippe Lapaias und wohl noch mancher Ort und Fürst sind ihm verfeindet. Kein Wunder, daß die Chabiru um sich greifen und selbst des Königs Karawanen ausgeraubt werden. Diese Chabiru sind raubende Beduinenhorden und es ist nicht ausgeschlossen, daß sie der größeren Stammgruppe der Hebräer angehörten, unter denen die als Israeliten bezeichneten Hebräer einen besonderen Zweig bildeten."

Diese für das religiöse Verständnis unentbehrlichen Nachrichten über die Völker des vorderen Orients werden erhärtet durch die Ausgrabungen in Palästina, besonders an den Ruinenhügeln der Schefela, im alten Lakis, die Grabungen von Gezer, wo in den Schichten um das Jahr 1000 israelitische Elemente sichtbar werden, die Funde von Ta'anak, die über 2500 zurückreichen, und die reichhaltigen Schichten von Megiddo, wo die spätkanaanäische und frühisraelitische Kultur deutlich hervortritt, dann die interessanten Grabungen von Jericho und Samarien, von Betsemes und Sikem, durch welche alle die historischen Nachrichten der Bibel in weitem Umfange bestätigt werden. Wir sehen, wie sich auch in Kanaan eine hohe, von Babylon stark beeinflußte Kultur mit reichem Schrifttum entwickelt hat und dürfen uns auch das Leben der Beduinen, deren Häuptlinge ihre Söhne zur Erziehung an den Hof nach Theben senden, nicht allzu primitiv vorstellen. Neues ungeahntes Licht fällt auch auf die religiösen Vorstellungen, Sitten und Gebräuche der kanaanitischen Völkerschaften und wir gewahren vielfach mit Staunen, wie treu uns die biblischen Quellen Bericht erstatten.

Das aufgefundene Schrifttum wäre für uns vollständig wertlos ohne die Entzifferung der Hieroglyphen. Bis in das 19. Jahrhundert war man auf die Berichte auswärtiger Völker, namentlich der Griechen, angewiesen. Da wurde 1799 bei der Stadt Rosette ein Stein entdeckt mit einer Inschrift in dreierlei Schriftzeichen: hieroglyphisch, ägyptischkursiv und griechisch. Aus dem griechischen Text konnte man entnehmen, daß es ein Dekret der ägyptischen Priester zu Ehren

des Ptolomäus Epiphanes war. Es wurde entdeckt, daß in dieser wie in andern Hieroglyphenschriften eine Gruppe von Hieroglyphen eingerahmt war, welche offenbar einen Eigennamen enthielten. Man fand also hier die Zeichen, welche als Buchstaben den Namen Ptolemäus bildeten. Bisher hatte man gemeint, die Hieroglyphen seien wie unsere Bilderrätsel, so daß z. B. das Bild eines Vogels das ganze Wort für Vogel bezeichne. Jetzt war erwiesen, daß der Vogel auch einen bestimmten Buchstaben bedeute. Der Franzose Champollion fand nun 1822 auf einem Obelisken auf der Insel Philä neben dem Namen Ptolemäus auch den Namen Kleopatra, später den Namen Alexander und überzeugte sich, daß die in den Eigennamen vorkommenden Zeichen auch in der sonstigen Schrift wiederkehrten, daß die Hieroglyphen überhaupt nicht durchaus symbolische Schrift, sondern auch Lautschrift seien. Aber man kannte ja die Sprache der alten Ägypter gar nicht. Glücklicherweise ist das Koptische, welches jetzt noch von den ägyptischen Christen verstanden wird, mit dem Altägyptischen so nahe verwandt, daß man die Bedeutung mancher Wörter feststellen konnte, und als Champollion 1832 starb, hatte er den Inhalt ganzer Inschriften der Papyrusblätter im wesentlichen richtig übersetzt und die Grundzüge einer Grammatik der alten Sprache gegeben, auf welchen Lepsius und andere Gelehrte weiter bauen konnten. Die Denkmäler wurden planmäßig ausgegraben und mit unermüdlichem Fleiß weitergearbeitet, um die Geschichte des alten Ägyptens zu erforschen.

Die Entzifferung der babylonischen und assyrischen Keilschrift machte noch größere Schwierigkeiten, gelang aber etwas später durch den unermüdlichen Fleiß der Gelehrten des 19. Jahrhunderts. Sie begann nicht in Babylonien oder Assyrien, sondern in Persien, wo in den Trümmern der Hauptstadt Persepolis ebenfalls Keilschriften gefunden wurden. Man hatte schon im 18. Jahrhundert erkannt, daß auf diesen Trümmern drei verschiedene Arten von Keilschriften sich fanden. Der Gymnasiallehrer Grotefend in Göttingen entzifferte 1802 in der einfachsten, der altpersischen Schrift, die Namen Darius Hystaspes und Xerxes und

das Wort für König. Der Engländer Rawlinson entdeckte 1835 in Behistun im medischen Bergland an einer mächtigen Felswand auf schwindelnder Höhe eine 400zeilige Inschrift in drei verschiedenen Sprachen mit verschiedenen Keilschriftzeichen. Die erste Schrift war die altpersische Buchstabenkeilschrift, welche man schon angefangen hatte zu entziffern; über die zweite waren die Gelehrten uneinig, ob man sie medisch oder elamitisch nennen soll, man hält sie jetzt für elamitisch; die dritte aber ist die babylonisch-assyrische. Unter unsäglichen Schwierigkeiten und mit großen Kosten hatte Rawlinson bis 1839 die Hälfte der altpersischen Schrift kopiert, welche sich auf Darius bezog. Bei seinem zweiten Aufenthalt im Orient gelang es ihm, auch den babylonisch-assyrischen Teil abzuzeichnen, so daß er denselben 1851 herausgeben und durch Vergleichung mit einer einsprachigen assyrischen Inschrift auf einem schwarzen Obelisken Salmanassars II. die Entzifferung versuchen konnte. Aber es war eine schwierige Arbeit, nicht nur, weil ein Teil der Inschrift durch einen über den Felsen herabgelaufenen Bach unleserlich geworden war, sondern auch weil die assyrische eine Silbenschrift ist mit ungefähr 400 Zeichen und man die assyrische Sprache noch gar nicht kannte. Es stellte sich jedoch heraus, daß es eine der sogenannten semitischen, mit der hebräischen verwandten Sprache ist. Aber man mußte über 300 Zeichen sich merken und war seiner Sache noch nicht sicher. Mittlerweile wurden durch neue Ausgrabungen in Assyrien und Babylonien immer mehr Inschriften entdeckt. Das wichtigste war dabei, was Layard und Rassam 1850 bei der Ausgrabung der Paläste Assurbanipals in Kujundschik fanden: Überreste einer Bibliothek von Tausenden von Tontäfelchen, welche der Erneuerer des von Sanherib I. gebauten Palastes, der feingebildete König Assurbanipal, hatte anlegen lassen und hier und in andern Palästen deponiert hatte. Eine Anzahl dieser Täfelchen enthielten eine Art Wörterbuch zur Erlernung der sumerisch-akkadischen Schrift, einer Hieroglyphenschrift, durch welche wieder eine ganz andere, mit der hebräischen nicht verwandte Sprache erschlossen wurde, die Sprache des eigentlichen Babyloniens.

Von den Religionen, die in diesem Abschnitt behandelt werden, existiert keine mehr, und trotz der vielen Inschriften und Denkmäler ist es uns nicht möglich, eine zusammenhängende sichere Geschichte, sondern mehr nur eine Beschreibung dieser Religionen zu geben. Um ihres Zusammenhanges mit den kanaanäischen und ägyptischen Nationalreligionen und der israelitischen Religion willen sind uns jedoch die Nachrichten über die babylonisch-assyrische Religion außerordentlich wertvoll. Schon Abraham hatte zu Babylon, Syrien, Kanaan und Ägypten persönliche Beziehungen und stand als Vertreter des Gottesglaubens inmitten einer reichen heidnischen Kulturwelt, die bisher in ihrer religiösen Bedeutung vielfach unterschätzt wurde.

2. *Die babylonische und assyrische Religion*

Nahezu 2000 Jahre stand der vordere Orient unter der geistigen Herrschaft Babylons. Schon das alte Kulturvolk der Sumerer, das wohl als erstes die Keilschrift verwendete, hatte eine Priesterreligion ausgebildet, die von den Babyloniern übernommen wurde. Diese Religion der Sumerer war eine Geheimwissenschaft von Himmel und Erde, die von den Priestern auf große Denker vorhistorischer Zeit zurückgeführt wurde, denn man blickt zurück auf eine ehrwürdige, längst verfallene Kultur. Schon in den ältesten Urkunden wird diese Geheimwissenschaft als eine Offenbarung der Gottheit verehrt und bewahrt, von Priestergeschlecht zu Priestergeschlecht sorgfältig überliefert. Aber obwohl nur den „Wissenden“ vertraut, greift diese tiefsinnige Religion doch tief hinein in das öffentliche Leben, bestimmt den Kultus und die Rechtspflege, Handel und Wandel der „Laien“ oder „Unwissenden“; ja das ganze Leben ist, wie heute noch überall im Orient, religiös bestimmt und beeinflußt. Der Grundgedanke dieser Astralreligion ist eine wunderbare Harmonie des Kosmos. In den kosmischen Vorgängen und im Verlauf der Weltgeschicke wird das Wesen alles Seins und Geschehens erfaßt als göttliche Weltordnung. „Der gestirnte Himmel ist das Schicksalsbuch der Götter und Menschen“[1] Die Astrologie im Sinne der babylonischen Re-

ligion ist jedoch nicht Aberglaube, sondern gläubige Versenkung in den geoffenbarten göttlichen Willen.

Neben dieser astralen Mysterienreligion der obern Schicht finden wir in Babylonien eine polytheistische Volksreligion, Verehrung der Naturgottheiten, krassen Aberglauben und gewinnsüchtiges Zaubereiwesen. In früheren Zeiten hatte auch in Babylon, wie an andern Orten, jede Stadt ihre besondere Schutzgottheit, die in der Zeit der Selbständigkeit der einzelnen Städte und ihrer Umgebung fast ausschließlich verehrt wurde. Als dann durch Eroberung mehrere Stadtherrschaften unter einem Oberhaupt vereinigt wurden, traten auch die Götter zusammen und erhielten den Schutzgott der jetzt vorherrschenden Stadt zu ihrem Oberhaupt.

Die Stadt Eridu lag wohl ursprünglich am Meer, an der Mündung der beiden Ströme. Ea, der Gott der Wassertiefe, des Ozeans (apsu), der Gütige und der Hüter unergründlicher und geheimnisvoller Weisheit, wurde dort besonders verehrt. Das Wasser ist in den Quelltiefen mit der Erde zu fruchtbarer Verbindung vermählt. Damkina, Eas Gemahlin, ist die Herrin der Erde und als ihr Gemahl führt auch Ea, der Schutzgott der Stadt, den Titel: Herr der Erde. In der Stadt Ur, dem Zentrum des ältesten südbabylonischen Reiches, verehrte man besonders den Mondgott Nannar (Erleuchter), assyrisch Sin. Auf einem alten Siegelzylinder von Ur ist er thronend abgebildet, über ihm schwebt die Mondsichel. Die Ausgrabungen von Lagasch (Telloh) enthalten die ältesten Inschriften, namentlich die Denkmäler des Priesterfürsten (Patesi) Gudea um 3000 v. Chr. Als Lokalgott von Sirpurla erscheint Ningirsu oder Ninip, ein kriegerischer Sonnengott. Seine Gemahlin ist Ba'u, die Mutter der Götter. Ihre Schwester, die Wassergöttin Nina genießt gleichfalls hohe Verehrung in Lagasch. In Uruk ist die Hauptgottheit Anu. Seine Gemahlin heißt Antu, aber viel höher verehrt ist die Istar von Uruk, welche den Namen Nana führt. Sie wird als Göttin des Abendsterns verehrt und heißt Herrin des Himmels. Die sinnliche Liebe tritt bei ihr stärker hervor, und sie ist zugleich die todbringende Gottheit. Ihr Kult ist mit dem Istar-Kult von Akkad

(Agade) nahe verwandt. Nippur in Mittelbabylonien ist die Stadt Bels, des Erdgotts. Dort wird sein uralter Tempel, ein Abbild des Weltbergs, von den Amerikanern ausgegraben. Die Gemahlin Bels ist Beltis. Der Gott von Babel ist Marduk, der in der Hammurapizeit stärker hervortritt. Vorher hatte Nebo, der Lokalgott der Schwesterstadt Babels, Borsippa, den Vorrang. Marduks Gemahlin ist Sarpanit, die Personifikation der Morgenröte. In Kutha wurde Nergal verehrt, der mit seiner Gemahlin Allatu die Herrschaft über die Unterwelt teilt. Der Tempel in Sippar (Sepharwajim) war der Sitz des Sonnengottes Schamasch mit seiner Gemahlin Aja. Andererseits wird auch Anutût, die mit Istar identisch ist, als Gemahlin des Schamasch genannt.

Die Hymnen an diese Götter sind, wie wir es bei den Wedahymnen in Indien sehen werden, zum Teil so gehalten, daß man meint, der betreffende Gott sei überhaupt der höchste Gott. In einem Hymnus auf den Mondgott Sin oder Uru-ki in der Stadt Ur heißt es:

„Gebieter, Fürst der Götter, der im Himmel und auf Erden allein erhaben,

Vater, Uruki, Herr, erzeugender Gott, Fürst der Götter, — Gewaltiger Lichtspender, mit kraftvollen Hörnern, vollkommenen Gliedern, funkelnd niederwallendem Bart, leuchtend, wenn du im vollen Glanze prangest,

Frucht, die sich selbst erzeugt, die in segensreichem Walten die Traufen der Fülle nicht unterbricht,

Erbarmer, Keim alles Seienden, der inmitten der lebenden Wesen einen erhabenen Wohnsitz errichtet,

Vater, Erbarmer und Wiederhersteller, dessen Hand das Leben der Gesamtheit der Länder erhält,

Herr, in deiner Gottheit, gleich den fernen Himmeln und dem weiten Meere, gebietest du Ehrfurcht,

Beherrscher des Landes, Beschützer der Tempel, Verkünder ihres Ruhmes,

Vater, Erzeuger der Götter und Menschen, der du erhöhest deine Wohnung und begründest alles, was gut ist,

Der du zur Herrschaft berufst, das Zepter verleihst, bis in ferne Tage das Schicksal bestimmst,

Unwandelbarer Hort, dessen Herz weit ist und eines jeden gedenket, —

König der Könige, der keinen Richter über sich hat, dessen Gottheit kein Gott übertrifft, —

Deinem Tempel sei gnädig! Der Stadt Ur sei gnädig!"

(Lenormant, Magie des Chaldéens, S. 412 Orelli S. 182—84.)

Wir werden also für die Entstehung des babylonischen Polytheismus folgende Gesichtspunkte im Auge behalten müssen:

1. Im Unterschied von den Religionen der unkultivierten Völker tritt die Verehrung eines göttlichen Wesens in den Vordergrund, wenn auch, wie wir gleich sehen werden, die Abwehr der Dämonen noch eine große Rolle spielt.

2. Das göttliche Wesen wird menschenähnlicher gedacht, als Mann und Weib, und mit einzelnen Naturerscheinungen in nähere Beziehungen gesetzt. Auch werden zur Bezeichnung seiner Stärke einzelne tierische Attribute der Gottheit beigelegt.

3. Materie und Geist bilden keinen Gegensatz; die Materie wird gleich ewig gedacht mit dem Geist, was später noch deutlicher wird. Zunächst wird so ein Dualismus hergestellt, dem weitere Teilungen folgen. Die Erde bildet mit dem Himmel ein harmonisches Ganzes.

4. Jede Stadt hat ihren besonderen Schutzgott, der als der höchste Gott gepriesen wird, aber mit dem nähern politischen Zusammenschluß der Städte wächst auch die Zahl der Götter.

Eine ursprüngliche natürliche Neigung zum Monotheismus war wohl bei den Semiten von jeher vorhanden. Die semitischen Babylonier und Assyrer hatten für Gott das Wort ilu, hebräisch el, und nannten ihn auch Bel (Baal), was zunächst Herr im allgemeinen bedeutet. Sonne und Gestirne werden als Abglanz dieses Gottes verehrt. Das führt zu der Vermutung, daß der Polytheismus von außen hereinkam, nicht aus der Phantasie des semitischen Volkes hervorgegangen ist.

Die Zauberei spielt eine große Rolle in der babylonisch-assyrischen Religion. Da sie den Zuständen in den Religionen

der primitiven Völker am meisten entspricht, erwähnen wir sie vor dem Göttersystem. Die Beschwörung von Eridu, der Zauber des Gottes Ea, ist das wirksamste Heilmittel gegen die feindliche Zauberei der Nachbarvölker. Aber auch die andern Lichtgötter werden zum Schutz gegen Zauberei und Dämonen angerufen. Die Assyrer haben diese Dämonenfurcht ebenso festgehalten wie die Babylonier. Beispiele von Beschwörungsformeln sind:

1. Den bösen Geist, den bösen Dämon,
Den Dämon der Wüste, den Dämon der Berggipfel,
Den Dämon des Meeres, den Dämon des Sumpfes,
Den bösen Genius, den gewaltigen Uruku,
Den durch sich selbst bösen Wind,
Den bösen Dämon, der den Körper befällt, der den Körper erschüttert,
Geist des Himmels beschwöre ihn! Geist der Erde beschwöre ihn!

2. Was nimmer verläßt, was schädlich wirkt,
Was sich ausbreitet, die bösartige Geschwulst,
Die geißelnde Geschwulst, die umsichgreifende Geschwulst,
Die fressende Geschwulst, die wuchernde Geschwulst,
Geist des Himmels beschwöre sie! Geist der Erde beschwöre sie!

3. Den, der das gefertigte Ebenbild bezaubert*,
Das böse Antlitz, den bösen Blick,
Den bösen Mund, die böse Zunge,
Die böse Lippe, das schädliche Gift,
Geist des Himmels beschwöre sie! Geist der Erde beschwöre sie!

(Lenormant, Magie des Chald. p. 41. Orelli S. 197.)

Um dem Zauber zu entgehen, trägt man Amulette auf der Brust oder am Hals. Ist aber jemand dem Bann verfallen, so ist er unrein und von den Göttern verlassen. Es muß der Ursprung des Zaubers oder der Anlaß der Krankheit gesucht werden, um den richtigen Gegenzauber zu finden oder den zürnenden Göttern die rechte Sühne zu bieten. Hier treten

* Dadurch, daß man das Bild eines Menschen den Bezauberungszeremonien unterwarf, erstreckte sich der Zauber auf den Menschen selbst.

die Beschwörungspriester ein, die bei Nacht ihre Formeln hermurmeln und mit Feuer, Wasser, namentlich heiligem Tigris- oder Euphratwasser, Öl, Salben und heilbringenden Pflanzen den Betroffenen reinigen. Zwei große assyrische Sammlungen von Beschwörungsformeln führen den Namen „Verbrennung" wegen dieses wichtigen Zaubermittels. Ein Kohlenbecken, das den Namen des Gottes trägt, wird am Bett des Kranken aufgestellt, und während der Beschwörer die Zauberformel murmelt, werden in der Glut allerhand symbolisch gedachte Gegenstände verbrannt. Wie diese Gegenstände zerrissen und dem Feuer übergeben werden, wie der zerstörte Same, die Blumen und Früchte kein Wachstum mehr haben und die Wolle zu keinem Gewand mehr taugt, so soll der Bann zerreißen und in dem Gluthauch vergehen. Neben dem Feuer ist das reinigende heilige Lebenswasser von Eridu, das von adlerköpfigen Genien behütet wird, ein vielgebrauchtes Zaubermittel des Gottes Ea. Öl und Salben besitzen besondere Weihekraft.

„Die sieben bösen Geister gehören zur großen Dämonenschar. Nirgends sind sie bekannt, in Himmel und Erde unergründet. Alle schrecklichen und krankhaften Naturerscheinungen, alle zerstörenden Kräfte, alle Krankheiten und Unglücksfälle sind in ihnen personifiziert. Sturmgottheiten werden sie genannt, sturmgleich überfallen sie Menschen und Vieh. Sie sind Ausgeburten der Hölle, nicht männlich, nicht weiblich. Ihr Ursprung ist unter der Erde bei den Quellhöhlen. „Im Berg des Sonnenuntergangs sind sie geboren, im Berg des Sonnenaufgangs groß geworden." Sie bewachen im Totenreich den Lebensquell. Am liebsten halten sie sich in wüsten, unheimlichen, öden Gegenden auf. Von da stürmen sie hervor, wie Gewitter jagen sie dahin nach allen vier Winden. Sie kommen im Gefolge von Finsternis, Überschwemmung, Krankheit und Tod, Enlils Boten, wenn er die Menschen verdirbt, Rammans Boten, wenn er im Flutsturm über die Erde dahinströmt. Sie erscheinen auch im Gefolge des Pestgottes Nergal und der Unterweltsgöttin Ereschkigal, besonders als Fieberdämonen gekennzeichnet. Den Hexen dienen sie bei ihrem Zauber."

„Auch die ruhelosen Totengeister gehören zu den feindseligen Dämonen. Wer der Götter Zorn auf sich geladen hat, fällt schutzlos in ihre Hände. Wie Gras bedecken sie die Erde, wie Schlangen schleichen sie sich ein, unbehindert durch Tor und Riegel, schamlos, schonungslos. Sie zerstören die Bande des Hauses. Sie sind Fleischfresser und Blutsauger, an allen Gliedern schlagen sie den Menschen, als Gespenster und Spuck erscheinen sie ihm, als Alp bedrücken sie ihn, Pest und Fieber bringen sie ihm, sie speien Gift aus, sie bespritzen mit Galle, sie fesseln Hände und Füße, werfen so aufs Krankenlager und bringen den Tod. In gleicher Weise kriechen sie in die Ställe, verderblich für die Tiere des Hauses, vertreiben die Vögel aus ihrem Nest. Nichts im Himmel und auf Erden ist sicher vor ihrer Bosheit. Selbst die Götter greifen sie an."

„Aber neben diesen bösen Geistern gibt es auch gütige, segnende, schützende Genien, die jene fernhalten und vertreiben. An den Toren der Tempel und Paläste bildete man sie ab in Stiergestalt (ṣêdu und lamassu). Sie sollen als Wächter Haus und Stadt vor den bösen Zufällen der verderbenden Dämonen behüten. Sie bewachen auch den Eingang zur Unterwelt. Es sind Götterboten, die diese ihren Lieblingen senden und zum Schutz bestellen. Aber auch einen Satansdämon kennt die Beschwörungsliteratur, einen Bedränger der Sünder und Verleumder."[2]

Gegenüber den finstern Dämonen erscheinen nun die babylonischen Götter als Lichtwesen, und zwar treten die Hauptgötter in den Gestirnen in die Erscheinung — Babel ist ja die Heimat der Astronomie und Astrologie, — und daneben wird, wie in vielen andern Religionen, das Erwachen der Natur im Frühling, der Wechsel der Jahreszeiten, mythologisch dargestellt (Istar und Tammuz). Das System dieser Lichtgötter wird erst verständlich auf Grund des babylonisch-assyrischen Weltbildes.

Nach diesem Weltbild war die Idee der Unendlichkeit den Babyloniern noch unbekannt. Die Welt ist aus dem Chaos entstanden und besteht aus einem oberen und einem unteren Teil, also aus Himmel und Erde. Aber diese „Gesamtheit

des Oberen und Unteren" ist als dreiteiliges himmlisches All gedacht, in welchem ein dreiteiliges irdisches All schwebt. Beide werden durch das Band des Himmels und der Erde, wohl im Sinne des Mutterbandes, zusammengehalten. Der Mittelpunkt des irdischen Alls wird späterhin Nabel der Welt genannt. Das dreiteilige Himmelsbild entspricht ganz dem dreiteiligen Erdenbild. Was dort geschieht, das geschieht auch hier und so steht das Schicksal der Erde in den Sternen des Himmels geschrieben. Die drei Teile des Himmels sind 1. der Nordhimmel um den Polarstern, 2. der Tierkreis des astralen Kosmos oder die himmlische Erde, auch Damm des Himmels genannt, auf dem die Lichtgottheiten thronen und 3. der himmlische Ozean, wo die Insel der Seligen liegt. Die drei Teile der irdischen Welt sind 1. das Luftreich, 2. die eigentliche Erde und 3. das Weltmeer. Man unterscheidet also hier wie dort zwischen Himmel und Erde und Wassertiefe. Die irdische Erde schwimmt wie eine nach der untern Seite ausgehöhlte, umgestülpte runde Barke auf dem irdischen Ozean, der sie rings umströmt. Die Erde ist als Quellhöhlung des Ozeans gedacht; aber vom himmlischen Ozean ist sie durch den Totenfluß getrennt. Dort, wo die Sonne täglich stirbt, befindet sich der Eingang in das finstere Totenreich, das unter der Erde im Ozean liegt und poetisch „Land ohne Heimkehr" genannt wird. So könnte man auch unterscheiden zwischen Götterwelt, Menschenwelt und Totenwelt. Wer durch Wüsten zum äußersten Westen wandert, gelangt zur Unterwelt, die von sieben Mauern umgeben ist.

Aus dem Innern des Himmels steigen die Götter hernieder, um in die Geschicke der Menschen einzugreifen, von dort werden die Schutzgeister ausgesandt.

Jede der drei Weltgegenden im Himmel und auf Erden ist heilig und steht unter einer erhabenen Lichtgottheit. Anu Bêl (Enlil) und Ea werden im Unterschied von den großen Göttern des Kreislaufs, Sin, Schamasch (Ṣamaṣ) und Istar (Iṣtar) auch die großen Götter des Kosmos genannt. Sie spielen im Astralsystem, also in der Mythologie und in den mantischen Texten eine Hauptrolle als göttliche Macht,

die hinter allen sichtbaren Erscheinungen steht und das ganze dreiteilige Weltall beherrscht. So wurden die babylonischen Götter von den Priestern in ein mythologisches System zusammengefaßt, das auch die Assyrer annahmen und die drei großen Gottheiten Anu, Bêl und Ea an die Spitze gestellt. Ihnen verdanken die andern Götter ihre Würde und Macht. Aber im Kultus treten sie zurück; denn Marduk, Eas Sohn, tritt an ihre Stelle. In seiner Einleitung zur Gesetzessammlung sagt Hammurapi, daß Anu und Bêl die Herrschaft Marduk, dem Sohne Eas, übertragen haben.

In der kosmischen Trias ist Anu, dessen Thronsitz, das Firmament mit dem Himmelspol, göttlich verehrt wird, der eigentliche Himmelsgott, der Führer und Vater der Götter. Von ihm stammen die großen Götter des Kreislaufs Sin, Schamasch und Istar, ebenso der Wettergott Adad. In den ältesten Inschriften, denen des Königs Gudea in Sirpurla, erscheint der Himmelsherr Anu als Vater der Erd- und Muttergöttin Ba'u und steht über dem Tierkreis. Viele Götter gelten als Anus Söhne. Nach ihm heißt auch die Gottheit schlechthin a n û t u. Oft nannte man wohl den Lichthimmel einfach Anu. Das durch die Ekliptik bezeichnete Himmelsgebiet, das die Sonne in ihrem Jahreslauf durchwandert, wird in drei parallelen Streifen der großen kosmischen Trias zugeteilt. Wir wissen, daß nach babylonischer Vorstellung das Himmelsbild dem Weltenbilde gleicht und daß alles, was auf der Erde sich zeigt und geschieht, auch am Himmel geschieht, wie es ja im Umlauf der Gestirne als Wille und Wirksamkeit der Götter vorgezeichnet ist. Der höchste Gott, der die S c h i c k s a l s t a f e l n auf der Brust trägt, bestimmt am Anfang des Jahres die Geschicke der Götter und Menschen.

Aber auch B ê l wird als Herr des Götterbergs und des Länderbergs, also als Weltallherrscher, Vater der Götter und König von Himmel und Erde gepriesen. Er ist in den Gudeainschriften der Herr der Erde, dessen Befehl unwandelbar ist. Die altbabylonischen Könige leiten ihre Königsherrschaft von ihm her. Er ist der Herr der dämonischen Kräfte, der Erdgeister und Sturmwinde. Als Herr der Menschen bestimmt er ihre Geschicke, auch das Todesgeschick. Seine Ge-

mahlin ist Nin-lil, die bêlit oder Herrin schlechthin. Ea, der Gute, der Gott der untern Welt, der König von Eridu, dem reinen Ort, der Herr, welcher Weisheit verleiht, wohnt in der Wassertiefe, dem apsû. Er ist der Herr der unterirdischen Quellen, dieser köstlichen Gottesgabe in einem dürren Lande, der Gott der Fruchtbarkeit. Auch er wird Schöpfer des Alls und Schöpfer der Götter genannt, ist er doch der Herr des Lebens und der Geburten, der Urquell alles Lebens. Selbstverständlich ist er auch Schutzgott der Seeleute.

Wichtiger als der Nordhimmel war dem Menschen von jeher der Tierkreis, den sich die Babylonier als Straße oder Himmelsdamm vorstellten. Am Tierkreis wandeln die sieben Planeten, nämlich nach Ansicht der Alten die Sonne, der Mond und die fünf damals bekannten Planeten. Sie bewirken die Veränderung der Himmelsbilder. Sonne, Mond und Venus gehen den übrigen Planeten voran. Sie sind das den Menschen zugewandte Angesicht der Gottheiten. Die babylonische Astrologie und Götterlehre muß schon zwischen dem 6. und 3. Jahrtausend v. Chr. ausgebildet gewesen sein; denn sie setzt voraus, daß die Frühlingstag- und Nachtgleiche in das Zeichen der Zwillinge falle; vom 3. bis 1. Jahrtausend wäre sie im Zeichen des Stiers gewesen. „Die Straße am Himmel, auf der Sonne, Mond und die fünf Planeten wandeln, gilt in der Astrallehre als das Buch der Offenbarung des Willens der Gottheit, wie die gesamte Gestirnwelt ‚die Schrift des Himmels' heißt." [3] Für den Nomaden ist der Mond das herrschende Gestirn, für den Ackerbauer und Städtebewohner die Sonne. Das macht sich auch in der Religionsentwicklung geltend. Mond und Sonne haben aber die gleichen Beziehungen zum Tierkreis. Die vier Punkte der Sonnenbahn, die Sonnenwenden und die Tag- und Nachtgleichen sind die vier Weltecken. Der höchste Punkt heißt Nibiru oder Paß. Da die Hälfte des Tierkreises unterhalb des Himmelsäquators liegt, wohnt die Sonne eine Zeit des Jahres in der untern Welt. Zwölfmal im Jahr verschwindet der Mond in die Sonne (Neumond). Dann weilt er drei Tage in der Unterwelt.

Sin und Schamasch

Der Mondgott Sin, der Sonnengott Schamasch und Istar, die Göttin der Venus, beherrschen den Tierkreis, den sie in Zyklen durchlaufen. Die andern Planetengötter sind zugleich Götter für die vier Jahreszeiten: Marduk, der Gott des Planeten Jupiter, herrscht am Punkt der Frühlingstag- und Nachtgleiche, Ninip, der Mars, beherrscht den Nibiripunkt, Nebo, der Merkur, die Herbsttag- und Nachtgleiche und Nergal, der Saturn, den Tiefpunkt der Sonnenbahn. Den vier Weltecken entsprechen die vier Weltquadranten.

So gelangen wir neben Anu, Bêl und Ea zu einer zweiten Göttertrias, zu den großen Göttern des Kreislaufs Sin, Schamasch und Istar oder Sin, Schamas und Ramman. Sin, der Mondgott, geht der Sonne voran. Man rechnet daher bei den semitischen Völkern den Tag von Sonnenuntergang an. Sin gilt als Vater des Schamasch und der Istar schon in sehr alter Zeit. Wie er in Ur als der höchste Gott dargestellt wurde, haben wir schon gesehen. Auf sein Wort wachsen die Pflanzen und vermehrt sich die Herde. Er ist in seiner erhabenen Schönheit das Urbild der königlichen Würde und trägt eine der Mondsichel nachgebildete gehörnte Krone. Bei einer Mondfinsternis wird er, wie wir schon bemerkten, dargestellt als ein von sieben Geistern Bedrängter, den Marduk errettet. Bei dem astrologischen Charakter der babylonischen Religion ist es begreiflich, daß der Mondgott eine so hervorragende Stelle einnimmt. Er gilt auch als Arzt und Retter von Krankheit und finstern, dämonischen Mächten. In der Mythologie ist Nannar, der Erleuchter, vielgepriesen als Ordner der Zeiten oder „Zeitregler" und Herr des Kalenders und birgt in seinem Namen alle Geheimnisse des Kosmos und offenbart sich durch Träume den Menschen.

Der Sonnengott Schamasch (sumerisch Babbas, „der Weiße"), der Sohn des Sin, ist als das Tageslicht der große und geliebte Freund der Götter und Menschen; aber seine sittliche Bedeutung wird mehr hervorgehoben als die physische. Er durchdringt mit seinem Licht alles Dunkel und ist der große Richter, der Feind aller nächtlichen, finstern Werke. Die Verbrecher fürchten sich vor ihm; der Spuk der Dämonen wird von seinem Licht vertrieben. Er ist der „Trä-

ger der sittlichen Idee von Wahrheit und Gerechtigkeit", der Gott der Orakel, bringt aber auch die Fülle und Pracht der Erde hervor als Wohltäter der Schwachen, Kraftlosen und Bedürftigen. Den Kranken schenkt er Genesung und macht so die „Toten" wieder lebendig, auf schwierigen Pfaden steht er dem Wanderer bei. In der Mythologie erscheint er als leuchtender Gott im Sonnenwagen oder tritt strahlend hinter dem Götterberg hervor, mit dem Palmzweig in den Händen. Sein Licht ist Freude und Heil. Hammurapi empfängt die Gesetze als Offenbarungen des Sonnengotts.

Ramman (syrisch Rimmon) „der Donnerer", auch Adad oder in Assyrien Addu genannt, ist der Regen- und Gewittergott und der Herr der Sturmflut, auf den alle atmosphärischen Erscheinungen zurückgeführt werden. Stürme sind seine Boten und Blitze seine Waffen. Vor seinem Grimm verbergen sich selbst die Götter. Zwar nimmt er am Rate der Götter nicht teil, aber er führt ihre Beschlüsse aus in Stellvertretung Bêls mit wildem Behagen und furchtbarer Gewalt. Die Beschwörungshymnen und die assyrischen Königsinschriften wenden sich mit Vorliebe an Ramman, wenn es gilt, einen fürchterlichen Fluch oder verderbliches Unheil herabzuwünschen.

Göttinnen (assyrisch iltu) werden schon zu Gudeas Zeiten den Göttern beigesellt, aber keine hat eine so selbständige Bedeutung bekommen wie Istar, die Astarte der Phönizier, die Aphrodite der Griechen. Auch sie wird — wie andere Göttinnen — Belit oder Herrin, Königin aller Götter, Herrin Himmels und der Erde genannt. Als Muttergöttin und Göttin der Fruchtbarkeit sowie als wollüstige Liebesgöttin, die ihre Tempeldirnen hat, wird sie von allen semitischen Völkern verehrt. Sie ist die nackte Göttin des Zeugungslebens, welcher die Prostituierten geweiht sind, aber auch die Urmutter und Gebärerin der Menschen. Sie ist in der astralen Mythologie die Königin des Himmels und wird abgebildet als jungfräuliche Muttergöttin mit dem Kinde oder als Jungfrau mit der Ähre (Sibylle). Sie steht als Tochter des Anu der kosmischen und als Tochter des Sin und Schwester des Schamasch der Kreislauf-Trias gleich nahe. Mit der sterbenden Kreatur steigt

sie in die Unterwelt, um das neuerwachende Leben heraufzuholen. Ihre astrale Offenbarung ruht im Venusgestirn und als Himmelskönigin ist sie zugleich Kriegs- und Jagdgöttin, und führt als kampfesfrohe Göttin die Helden zur Schlacht.

Der Geliebte und Brudergott der Istar ist Tammuz (Du'-ûzu), der oft auch als ihr Kind erscheint. Er verkörpert als „Lebensprozeß" das Wachstum und Leben der Frühlingsnatur und dann auch ihr Welken und Absterben. An der verzehrenden Liebesglut der Istar muß Tammuz sterben und kommt in die Unterwelt. Istar steigt hinab zur Unterwelt, um das Lebenswasser zu bekommen, mit welchem sie den dahingeschiedenen Geliebten vom Tode erretten kann. Drohend fordert sie Einlaß, sieben Tore durchschreitet sie, nackt betritt sie schließlich das Reich der Allatu, der Unterweltsgöttin, und sie ist nun selbst nach uraltem Gesetz dem Land ohne Heimkehr verfallen. Allatu ist entsetzt über ihr Kommen. Auf Erden hört Zeugung und Wachstum auf, seit Istar in der Unterwelt weilt. Da schaffen in der großen Verwirrung die Götter Rat. Ein von Ea erschaffener Götterdiener namens „Sein Licht leuchtet" wird zu Allatu entsandt. Durch eine List kommt er in Besitz des Lebenswassers, und Allatu wütet vergeblich in blindem Zorn. Sie muß die Gottheiten Istar und Tammuz freilassen. — Die entschleierte Istar ist die todbringende, verzehrende Liebesglut.

Marduk (Merodach), „Stier der Sonne", der Gott der Stadt Babel, ist mit der Erhebung derselben über die andern Kulturstätten auch über die andern Götter erhoben und vielfach an die Stelle von Bêl gesetzt worden. Er ist der Gott der Frühjahrssonne, Sohn Eas, Erstgeborener des Ozeans. Er ist auch der Gott der Weisheit und schaut in das Innerste der Menschen, der Erlösergott, der die Dämonen vertreibt und Krankheiten heilt; er ist der barmherzige Gott. Der König Hammurapi hat ihn mit seiner Priesterschar zum Reichsgott von Babel, zum höchsten der Götter erhoben. Die Theologie schuf eine Reichskirche, die zur Weltkirche werden sollte und die Verkündigung des Namens Marduks an alle Völker wurde zur Parole ausgegeben. Seine Gemahlin Sarpanitu wird anstelle der Istar zur Göttermutter, ja das ganze Astralsystem

ist in seiner Gestalt verkörpert. In dem aus Babel stammenden Schöpfungsepos besiegt Marduk den furchtbaren Drachen Tiamat, welcher die Herrschaft der himmlischen Götter bedroht; das Licht siegt über die Finsternis. Aus dem Leib des Drachen bildet er die Welt. Zum Lohn für diese Taten wird er zum Herrn des Himmels und der Erde ernannt; ihm werden die Schicksalstafeln übergeben, er bestimmt das Geschick der Götter und Menschen: „Der Himmelssterne Bahnen soll er bestimmen und gleich Schafen die Götter insgesamt weiden." Anu, der Himmelsgott, überträgt ihm die Gewalt; Bel nennt ihn mit dem Ehrentitel, der ihm selbst gebührt: Herr der Länder; Ea ruft aus: Sein Name sei wie der meine: Ea. Er erhält überdies zur Verherrlichung den Namen: 50 und 50 Namen, d. h. er repräsentiert den ganzen Kreislauf des Jahres und Weltenjahres. Auch Nibiru heißt er fortan; denn der Höhepunkt der Sonnenbahn ist die ihm im Weltall zukommende Stellung.[4] Das Neujahrsfest war das große Reichsfest des Marduk. „Für Nebukadnezar war Marduk wohl nicht in der Theorie, aber in der Praxis sein eigener, einziger Gott. Der zweite des von den Herrschern dieser Periode vorzugsweise verehrten Götterpaars, Nabu, war für ihn der Sohn und Offenbarer Marduks. Keiner der mesopotamischen Herrscher ist der monotheistischen so nahe gekommen. Die Religion des Staates war und blieb polytheistisch."[5] Aber in den Hymnen auf Sin zeigt die Priesterschaft von Ur, der Heimat Abrahams, eine monotheistische Neigung und Frömmigkeit, der gegenüber die Religion der Hammurapizeit wie ein Niedergang erscheinen muß.[6] An Bemühungen, Marduk als den Einzigartigen darzustellen, hat es die Priesterschaft Babels nicht fehlen lassen. Ähnlich verherrlichten die Hetiter den Adad-Ramman und die Assyrer den Aschur (Asur) als den höchsten Gott.

Nebo (Nabu), der Gott von Borsippa, der dort seinen Tempel mit dem siebenstufigen Tempelturm hat, ist durch Marduk aus seiner herrschenden Stellung verdrängt worden. Er beherrscht im Astralsystem den Punkt der Herbsttagundnachtgleiche. Wie Marduk in Babel am Neujahrsfest im Frühjahr, beim Eintritt der Sonne in das Zeichen des Stiers,

als Frühlings- und Sommergott die Huldigung Nebos empfängt, so Nebo in Ezida bei Borsippa als Herbst- und Wintergott bei der Herbsttagundnachtgleiche die Huldigung der Prozession Marduks. Im Nebotempel in Borsippa besaß auch Marduk ein Heiligtum, und ebenso Nebo im Marduktempel zu Babel. Aber Nebo, einst der Erste unter den Göttern, ist vom Herrn der Geschicke zum göttlichen Schreiber degradiert worden, der am Neujahrstag im Schicksalsgemach die Geschicke aufschreibt, die Marduk bestimmt. Die Priester von Babylon machten ihn zum Sohn, Vezier und Mittler des Marduk. Er ist der Schöpfer der Schreibekunst und der Schutzgeist der Priester. Er vermerkt die Lebenstage der Menschen auf den Schicksalstafeln und hat die Kraft, das Leben zu verlängern. Daß er auch im neubabylonischen Reich hohe Verehrung genoß, bezeugen die Namen der Könige Nabopalassar, Nebukadnezar, Nabonid. Er ist der Gott der Kaufleute und sein Symbol ist die Wage. Sein Stern ist Merkur, der Morgenstern des Tages und der Glücksstern des Jahres. Seine Gemahlin, die große Braut Nana oder Taschmetu, wurde zur magna mater erhoben und bildete mit Marduk und Nebo die Göttertrias Vater, Sohn und Muttergöttin. In Assyrien wurde Nebo mit der himmlischen Königin von Niniveh vereinigt. In einem Psalm heißt es: „Wer zu den Füßen der Königin von Niniveh sitzt und im Licht der Wahrheit (Nabû) sich gezeigt hat, besteht in der Versammlung der großen Götter und unter seinen Widersachern.“[7] Man könnte versucht sein, den hebräischen Namen für Prophet (Nabi) von diesem Träger göttlicher Offenbarungen abzuleiten. Allein dieser hebräische Name ist nach 1. Sam. 9,9 in einer Zeit aufgekommen, wo sich keine besonderen Beziehungen zwischen Israel und Babel nachweisen lassen, und selbst im bejahenden Fall ist doch das Wort mit einem ganz neuen Inhalt gefüllt worden.

Ninip oder Ningirsu wird in den Inschriften Gudeas als gewaltiger Kämpfer und Sohn Bêls genannt. In Nippur und Sirpurla hatte er Tempel. Er repräsentiert besonders die Sommersonnenhitze und ist offenbar ein ursprünglich lokaler Sonnengott, der im babylonischen Pantheon irgendwie untergebracht werden mußte. Nergal ist sein Gegenpartner als

Gott der Wintersonne und der Unterwelt. Nergal ist der Gemahl der Ereschkigal, der Unterweltsbeherrscherin, so in einem dem Tammuzmythus ähnlichen Jahreszeitenhymnus, der in den Amarnatexten gefunden wurde. Girru (Gibil) ist der Feuergott, Gott der Schmiede, aber auch des Herdes, der Schützer des Hauses, und wird als Flamme des Altars zum obersten Priester und Götterboten; er gibt den Göttern die Opferspeise und versöhnt ihren Zorn. Nusku hat fast dieselben Attribute, er ist im Kult von Nippur der Bote Bêls, im Kult von Haran der Bote Sins. Die Igigi des Himmels sind das Heergefolge des Anu, die immer sichtbaren Sterne, die Annunaki die untergehenden Sterne, das Gefolge Bêls.

In Assyrien war Assur der eigentliche Nationalgott, Herr der ganzen Welt und Schöpfer der Erde. Seine Gemahlin ist Belit, die Herrin. Die alten Hauptstädte Assur und Niniveh sind alte Kultusorte, außerdem die Handelsstadt Arbailu (Arbela). Neben Assur wurde Ramman viel verehrt und Istar (Ischtar) in Niniveh und Arbela, so daß die Istar von Arbela den strengen, männlichen, kriegerischen Charakter hat, während die Istar von Niniveh wahrscheinlich wie die von Uruk (Erech) in einem sinnlichen, wollüstigen Kultus verehrt wurde. Die babylonische Götterwelt wanderte immer vollständiger auch nach Assyrien, besonders nachdem die assyrischen Könige den babylonischen Mardukkultus aufgenommen hatten, dagegen ging der Gott Assur nicht in das neubabylonische Königreich über.

Der Sinn der Göttersymbole, Marduk mit dem Stier, Ningirsu mit dem Adler, Istar mit dem Löwen und der Taube, Ea mit dem Widder und Schamasch mit dem Pferd, ist nicht mehr festzustellen. Die Heroen werden in Mischgestalten dargestellt, so der Kentaur als Schütze und die Skorpionenmenschen der Siegelzylinder; „Hund und Schwein saugen an den Brüsten der Labartu, die auf einem Pferde im Totenkahne kniet."

Aus Babylon stammen auch die heiligen Zahlen, in welchen der Wille der Götter offenbar wird, da sie die Bewegungen der Gestirne zum Ausdruck bringen. Später hat die

Zahlenmystik eine hohe Ausbildung erfahren, besonders im Pythagoräismus. Die Zahl 7 war die Zahl des Todes. Ebenso spielen die Zahlen 3 und 4, also 12 (Tierkreis) und 3 mal 9, also 27 (Mond), 15 als Zahl der Istar u. a. eine große Rolle. Die ältesten Kalender reichen bis in das 3. Jahrtausend zurück, der Festkalender begann im Herbst, der bürgerliche mit dem Frühlingsäquinoktium. Kalenderfeste und Mysterienspiele, wo die Taten der Götter dargestellt und die Siege über die finsteren Mächte gefeiert wurden, mit allerlei Narretei und Musik, Sonnenwendfeiern und Totenfeste wechselten miteinander ab.

Die Sternkunde und die Deutung der Menschenschicksale aus den Sternen (Astrologie) hat ihren Ursprung in Babylonien und hängt mit der babylonischen Götterlehre zusammen. Astrologische Anschauungen, die hinter Babylon zurückreichen, sind bis jetzt historisch nicht festzulegen, waren jedoch zweifellos vorhanden. Die sieben Planeten der alten Welt nannte man in einer Reihe, wie man sich ihren Abstand von der Erde dachte: Sin (Mond), Nebo (Merkur), Istar (Venus), Schamasch (Sonne), Marduk (Jupiter), Ninib (Mars), Nergal (Saturn). Auf eine andere, ebenfalls schon im Altertum nachweisbare Planetenreihe geht unsere Wochentagsordnung zurück. Der Tierkreis kommt in bildlichen Darstellungen schon um 1200 v. Chr. vor, geht aber, da statt des Widders die Plejaden vorangestellt werden, bis etwa 3000 v. Chr. zurück. Viele Sternbildernamen stammen aus Babel. Die gesamte Maßordnung wird durch die Sechzigteilung beherrscht, den sechsten Teil der 360 Tage des Jahres: die Gewichtsmine hat 60 Sekel oder Pfund, die Doppelstunde 60 Minuten, die Doppelelle 60 Fingerbreiten, der Kreis 6 mal 60 Grade.[8] Wie die babylonische Sterndeuterei und Mantik in Blüte stand und auch am Hofe großen Einfluß besaß, wird in der Bibel besonders im Buch Daniel dargestellt. — In der Unterscheidung der Tage war man sehr sorgfältig. Die Kalender bezeichneten genau die Tage, welche als Unglückstage anzusehen waren. Von einer Feier des Sabbats findet sich keine Spur. Dieser Tag scheint eher als ein Unglückstag gegolten zu haben. Wichtig

sind die Tage des Mondwechsels. Der Vollmondstag heißt schapattu. Das höchste Fest war das Sonnenwend- oder Neujahrsfest. Mit dem Istarkult und seinen Besonderheiten hängt das Tammuzfest zusammen.

Die Priester sind im Alleinbesitz der magischen Gebräuche und Künste und bilden in jeder Stadt eine geschlossene Kaste. Das Priestertum war erblich und führte seinen Adel und sein Recht auf Priesterkönige der Urzeit zurück. Für die verschiedenen Kultushandlungen wurden verschiedene Priesterklassen unterschieden und jede Priesterklasse nahm für sich einen bestimmten göttlichen Ursprung in Anspruch. Vordem waren Priestertum und Königswürde nicht getrennt, aber schon frühe muß die Teilung eingetreten sein. Ihren reichlichen Unterhalt bezogen die Priester von den Opferspenden. Man hat Kontraktlieferungen für die Tempel auf besonderen Täfelchen gefunden. Die Opferspenden waren auf alten Siegelzylindern häufig abgebildet. Die Priester erscheinen vor dem Bild der Gottheit und führen den opfernden König an der Hand. In Assyrien bringt der König selbst Opfer dar. Ein Priester muß aus vornehmer Familie sein und äußerlich tadellos. Kein Opfer darf mit ungewaschenen Händen dargebracht werden. Die Priester erzogen ihre Nachfolger in eigenen Schulen. Sie sind die Lehrer in allen Wissenschaften. Denn alle Wissenschaft ist geoffenbarte Religion.

Das Opfer besteht nach babylonischer Anschauung seit Erschaffung der Welt. Es ist der Tribut der Menschen an die Götter, denen sie Leben und irdische Wohltat verdanken. Es bildet den Höhepunkt aller wichtigen, fröhlichen und ernsten Ereignisse. In den Tempeln wird zweimal täglich geopfert: beim Anbruch des Morgens und beim Anbruch der Nacht. Von allen Erzeugnissen wie auch von der Kriegsbeute wird den Göttern Tribut gespendet. Der Unterschied zwischen reinen und unreinen Tieren besteht nicht, aber fehlerhafte sind nur bei untergeordneten Kultushandlungen gestattet. Bei den blutigen Opfern tritt der Gedanke der Sühne hervor als Umstimmung der zürnenden Gottheit. Die Idee der Stellvertretung des Opfertieres für den Opfernden ist wiederholt bezeugt. Für Menschenopfer findet man keine Be-

stätigung in den Inschriften. Wenn 2. Kön. 17,31 von den Bewohnern von Sepharvaim, welche nach Samaria übergesiedelt wurden, gesagt wird: „sie verbrannten ihre Söhne dem Adrammelech und Annamelech, den Göttern von Sepharvaim“, so sind wohl phönizische Einflüsse zu vermuten. Dagegen werden Menschen zur Sühne für Ermordete oder Gefallene geschlachtet. So berichtet Asurbanipal: „Die übrigen Leute metzelte ich lebendig bei dem Stierkoloß hin, wo man Sanherib, meinen Großvater, ermordet hatte, als eine Totenfeier für ihn.“[9]

Die sogenannten Bußpsalmen sind in sumerischer und assyrischer Schreibart entdeckt worden, und manche haben daraus den Schluß gezogen, sie seien altbabylonischen Ursprungs. Allein die sumerische Hieroglyphenschrift diente auch bei den semitischen Assyrern besonders zu Kultuszwecken. An die Tiefe der hebräischen Bußpsalmen reichen die assyrischen nicht hin. Nationalunglück, persönliches Leiden oder Krankheit sind gewöhnlich die Ursache, weshalb der Sänger sich an die Gottheit wendet, an seine spezielle Schutzgottheit. Er ist manchmal im Ungewissen, ob ein anderer Gott diesen Fluch verlängert hat; denn „die Götter sind unergründlich und unberechenbar“, „wer versteht den Weg eines Gottes!“ Aber dann wieder gibt es für den Betenden kein höheres Glücksgefühl als „ein Kind seines Gottes zu sein“ und Vergebung zu finden, Erlösung von den Mächten des radikalen Bösen in uns und um uns und Gemeinschaft mit dem Göttlichen:

„Daß meines Herzens Zorn sich besänftige!
Daß der mir unbekannte Gott sich besänftige!
Daß die mir unbekannte Göttin sich besänftige!
Die Sünde, die ich begangen, kenne ich nicht.
Die Missetat, die ich begangen, kenne ich nicht.
Einen gnädigen Namen möge mein Gott nennen!
Einen gnädigen Namen möge meine Göttin nennen!
Einen gnädigen Namen möge bekannter und unbekannter Gott nennen!
Einen gnädigen Namen möge bekannte und unbekannte Göttin nennen!

Reine Speise habe ich nicht gegessen,
Klares Wasser habe ich nicht getrunken.
Das Leid von meinem Gott, unvermerkt ward es meine Speise.
Das Ungemach von meiner Göttin, unvermerkt trat es mich nieder."

Der Schluß desselben Bußpsalmes lautet:
„Die Menschheit ist verkehrt und hat kein Einsehen!
Die Menschen, so viele einen Namen nennen, was verstünde ihrer einer?
Mögen sie Gutes oder Böses tun, kein Einsehen haben sie.
O Herr, Deinen Knecht, stürze ihn nicht!
In die Wasser der Hochflut geworfen, fasse ihn bei der Hand!
Die Sünde, die ich begangen, verwandle in Gnade!
Die Missetat, die ich verübt, entführe der Wind!
Reiß entzwei meine Schlechtigkeiten wie ein Gewand!
Mein Gott, meiner Sünden sind siebenmal sieben, vergib meine Sünden!
Meine Göttin, meiner Sünden sind siebenmal sieben, vergib meine Sünden!
Bekannter, unbekannter Gott u.s.w.
Vergib meine Sünden, so will ich in Demut vor dir mich beugen.
Dein Herz, wie das Herz einer Mutter, die geboren, erheitere es sich!
Wie eine Mutter, die geboren, wie ein Vater, der ein Kind gezeugt, erheitere es sich!"

(Zimmern, Bußpsalmen S. 61 ff. Orelli S. 211.)

Das babylonische Schöpfungsepos, welches den Gott Marduk zum Schöpfer macht, haben wir schon erwähnt. In andern Priesterschulen scheinen wieder andere Ausmalungen über die Schöpfung gelehrt worden zu sein, von denen man Bruchstücke gefunden hat. In einem Schöpfungsfragment, einer Abschrift aus neubabylonischer Zeit, fehlt der Drachenkampf. Es gibt im Anfang weder himmlische noch irdische Götterwohnungen und kein Material zum Bau. Alles war Meer. Da wird zunächst das Reich Eas, der apsû mit dem himmlischen Eridu, geschaffen, die himmlischen Götter-

wohnungen. Dann baut Marduk über apsû die Erde, indem er auf der Wasserfläche Rohrgeflecht und Erdmasse zu einem Damm aufschüttet. Damit die Götter in Wohlbehagen darauf wohnen sollen, schuf er mit Aruru das Menschengeschlecht und die Tiere und die Pflanzenwelt. Zuletzt entstehen die irdischen Kulturstätten.[10]

Die Menschenschöpfung wird sonst auch dem Ea zugeschrieben und der Aruru, die anderwärts als Gattin Bels erscheint, sodann dem Marduk von Eridu, dem Sohn Eas, dem Demiurgen, der auch mit dem Urmenschen (Zêr amêlûti = Sproß der Menschheit) Adapa identifiziert wird, endlich der Menschenmutter Istar. Das Material, aus dem er geschaffen wird, ist Lehm. Die Adapalegende findet sich unter den Amarnatexten und in einigen Fragmenten aus der Bibliothek Asurbanipals. Adapa erscheint aber nicht eigentlich als der Stammvater der Menschheit. Er ist von Ea als ein Weiser unter den Menschen geschaffen, er wird mit allerlei priesterlichen Funktionen betraut und waltet als göttlicher Bäcker und Mundschenk im himmlischen Eridu. Ea hat ihm aber ewiges Leben nicht gegeben. Anu wollte ihm bei einem Gastmahl dasselbe geben, aber Ea hat ihn vor der Speise des Anu gewarnt, es sei die Speise des Todes. Adapa nimmt nichts davon und so entgeht ihm die Unsterblichkeit durch den Neid der Götter.[11]

Die Sintflutsage kommt in dem großen Izdubar-Epos vor, einem zwölfteiligen Epos, der Zwölfzahl des Tierkreises entsprechend. Der Held dieses Epos, Izdubar oder Gilgamesch wird wohl dem biblischen Nimrod entsprechen, wird aber mit dem Sonnengott in Beziehung gesetzt. Im elften Stück wird ihm die Geschichte von der großen Flut erzählt von dem Helden derselben Utnapistim oder Atrahasis (Xisuthros nennt ihn der babylonische Geschichtsschreiber Berosus, auf dessen Fragmente man vor den Ausgrabungen angewiesen war). Auf Bels Rat, der den gottlosen Menschen zürnte, beschlossen die Götter, den Flutsturm über die Erde kommen zu lassen. Ea, der menschenfreundliche Gott, warnt den Utnapistim und heißt ihn das Rettungsschiff bauen. Beim Andringen der Flut donnerte Ramman; Nabu

und Marduk gingen voran, Ninip ließ Sturm hinterdrein folgen. „Nicht sah der Bruder den Bruder, nicht wurden erkannt die Menschen im Himmel. Die Götter fürchteten sich vor dem Flutsturm, sie flüchteten, stiegen empor zum Himmel des Anu. Die Götter waren gleich den Hunden niedergekauert am Damm des Himmels. Es schrie Istar wie eine Gebärende. Es rief die Hehre, die Schönstimmige: ‚Dieses Volk ist wieder zu Lehm geworden, — was ich gebar, wo ist es? Wie Fischbrut füllt es das Meer'." — Die Flut nimmt sieben Tage lang zu, sieben Tage sitzt das Schiff auf dem Berge, worauf die Aussendung der Vögel beginnt (Taube, Schwalbe, Rabe), nach welcher die Tiere herausgelassen werden und die Menschen ebenfalls aus dem Schiff treten. — Utnapistim erzählt weiter: „Ich richtete einen Altar zu auf der Höhe des Berggipfels; je sieben Gefäße stellte ich auf: unter sie breitete ich Kalmus, Zedernholz und Blitzkraut. Die Götter sogen ein den wohlriechenden Duft; wie Fliegen sammelten sich die Götter über dem Opfernden. Als darauf die Göttin Istar herzukam, rief sie: ‚Diese Götter! bei meinem Halsschmuck werde ich nicht vergessen, diese Tage werde ich erwägen, in Zukunft nicht vergessen! Die Götter mögen herangehen an die Spende, aber Bel soll nicht hinangehen an die Spende, weil er unbesonnen gehandelt und meine Menschheit dem Gericht überantwortet hat'." Als darauf der Gott Bel herankam und das Schiff anblickte, stutzte er, von Zorn wurde er erfüllt gegen die Götter und die Igigi: „Welche Seele ist entronnen? Kein Mensch soll dem Gericht entrinnen!" Da tat Ninip seinen Mund auf und sprach, sagte zu dem streitbaren Bel: „Wer außer Ea hat die Sache angerichtet?" Da tat Ea seinen Mund auf und sprach zu dem streitbaren Bel: „Du bist der streitbare Führer der Götter. Warum hast du so unbesonnen gehandelt, daß du einen Flutstrom erregtest? Auf den Sünder laß fallen seine Sünde, auf den Frevler laß fallen seine Frevel! Laß dich erbitten, daß er nicht vertilgt werde! Anstatt daß du einen Flutsturm erregest, mögen Löwen kommen und die Menschen vermindern! Anstatt daß du einen Flutsturm erregest, möge eine Hungersnot eintreten und das Land verheeren! Anstatt daß du einen Flutsturm erregest, möge der

Pestgott kommen und die Menschen vermindern!"[12] — Dann wird Utnapistim mit seinem Weib unter die Götter versetzt, und er soll an der Mündung der Ströme wohnen.[11] So sehr diese Flutsage in einzelnen Zügen an die biblische Erzählung erinnert, und so sehr sie auch als Strafe für die Sünden der Menschen dargestellt wird, so tritt doch hier der heidnische Charakter in dem Zwiespalt zwischen den Göttern deutlich hervor. Henoch und Noah scheinen in der babylonischen Sage ineinandergeflossen zu sein (Wurm).

Die Izdubar- oder Gilgameschlegende erinnert in andern Teilen vielfach an die griechische Heraklessage. Nachdem er mit seinem haarigen Gesellen Eabani, der Ochsenfüße, Ochsenschwanz und Hörner auf dem Kopf hat, verschiedene Abenteuer bestanden und den Zwingherrn Humbaba, einen Elamiterkönig, erschlagen hat, wirbt die Göttin Istar um seine Liebe. Aber Gilgamesch weist sie ab und hält ihr vor, wie sie die zahlreichen Opfer ihrer Liebschaften stets unglücklich gemacht habe. Aus Rache fleht sie zu ihrem Vater Anu, der ihr einen göttlichen Stier schickt. Allein Gilgamesch und Eabani erlegen denselben und bringen dem Gott Schamasch ein Dankopfer. Istar spricht nun von der Stadtmauer von Uruk herab einen Fluch über Gilgamesch aus. Derselbe wird mit Krankheit geschlagen und sein Gefährte Eabani stirbt. Gilgamesch wandert durch die Wüste nach dem fernen Eiland, wo Utnapistim, sein Ahnherr, weilt, um dort Heilung zu erlangen. Auf dem Wege dahin stehen zwei Ungeheuer, halb Skorpion, halb Mensch, welche die Sonne bei ihrem Auf- und Untergang bewachen. Nachdem er noch zu Schiff über große Wasser gelangt ist, findet er den Gesuchten und dieser erzählt ihm die Sintflutgeschichte. Dann läßt ihn Utnapistim an einen Reinigungsort fahren, wo er von seinem Aussatz völlig reingewaschen wird. Ja, er wies ihm auch die ersehnte Pflanze, eine Art Stechdorn, welche unerschöpfliche Lebenskraft gewähre. Gilgamesch wurde ihrer habhaft und brachte sie glücklich ins Schiff. Während er aber auf dem Rückweg durchs Land an einem Brunnen trank, entglitt sie ihm in die Tiefe, wo eine dämonische Schlange sie alsbald weghaschte. Nach Uruk zu-

rückgekehrt, veranstaltete er aufs neue eine Trauerfeier um seinen geliebten Freund Eabani.[13] Auch in dieser Sage werden wir unter dem heidnischen Wust noch Anklänge an Paradies, Lebensbaum, Sündenfall und Cherubim finden. Aber die Erzählung ist in Naturvergötterung, Abnahme des Sonnenlichts und seine Wiederkehr, übergegangen.

Über die Vorstellung der Babylonier vom Leben nach dem Tode hat die Höllenfahrt der Istar einige Andeutungen gegeben. Aller Schmuck, alles Kleid muß zurückgelassen werden beim Eintritt ins Totenreich. Die Insassen sind schattenhafte Wesen, ihre Speise ist Staub oder Aas, ihr Trank stehendes Wasser. Es wird also das Totenreich mit dem Grab in nächste Verbindung gebracht. — Gilgamesch jammert darüber, daß sein Gefährte Eabani nicht vom Kriegsgott Nergal weggerafft worden als gefallener Held, sondern dem trostlosen Land der Finsternis anheimgefallen sei. Er bittet, daß derselbe nach dem Aufenthalt der Seligen versetzt werde. Aber weder Bel noch Sin vermag diese Bitte zu gewähren. Nur Ea und sein Sohn Marduk vermitteln seine Befreiung aus der Unterwelt. Als Aufenthalt der Seligen gilt die Insel des Utnapistim jenseits der Wasser des Todes. Aber nur ausnahmsweise wird dieser Aufenthalt einem Sterblichen beschert. Die Babylonier kennen zwar auch ein Totenreich, wobei die Annunaki Totenrichter sind, aber es trifft doch Gute und Böse im ganzen das gleiche Los: der Aufenthalt im Schattenreich. Die Sehnsucht nach einem glücklicheren Dasein auf der Insel der Seligen bewegt zwar die Menschen stark, doch Hoffnung ist keine vorhanden, die Resignation und Ergebung in das dunkle Schicksal behält die Oberhand, so ergreifend auch das Leben der Seligen geschildert wird. Tonkegel, welche vermutlich aus Särgen stammen, enthalten Inschriften mit der Bitte, den Sarg an seinem Ort und damit den Toten in Ruhe zu lassen und schließen mit dem Segenswunsch: droben sei sein Name gesegnet, nämlich auf Erden; drunten trinke sein abgeschiedener Geist klares Wasser statt des stehenden. Es ist deshalb eine Hauptaufgabe der Hinterbliebenen, den Verstorbenen zu einem frischen Trank zu verhelfen. Man gab ihnen Geräte und Speise und

Trank mit ins Grab. Auch nachher wurden Libationen an den Gräbern dargebracht. Es gab eine besondere Abteilung der Priesterschaft, die Wasser an den Gräbern ausgießen mußte. Das schlimmste Los für einen Menschen ist nach babylonischer Anschauung, wie bei vielen andern Völkern, wenn er unbegraben bleibt, oder sein Grab geschändet wird. Dann muß er ruhelos umherirren mit den bösen Geistern.

Bei dieser Trost- und Hoffnungslosigkeit des Sterbenden ist es wohl begreiflich, daß der religiöse Zug ganz auf das Glück des Erdendaseins, langes Leben, Reichtum und zahlreiche Nachkommenschaft gerichtet ist.

3. Die Religionen der Westsemiten

Trotz der Ausgrabungen, die bis in die neueste Zeit in Palästina und Kleinasien mit großem Eifer fortgesetzt werden, haben wir von den Semiten in Syrien, Phönizien, Palästina und Arabien nicht so viele und nicht so alte Denkmäler und Inschriften wie von Babylonien und Ägypten. Die Äußerungen der Bibel über die religiösen Gebräuche dieser Völker decken sich durchaus mit den durch die neuesten Funde gemachten Feststellungen. Auch die Nachrichten griechischer Schriftsteller werden durch sie bestätigt. Aber unsere Kenntnis dieser Religionen ist immerhin dürftig. Die Westsemiten haben offenbar ihre religiösen Anschauungen nicht zu einer vollständigen, die einzelnen Naturerscheinungen personifizierenden Mythologie ausgebildet. Was sich davon findet, geht auf babylonisch-assyrische Kultureinflüsse zurück. Die südlicheren semitischen Völker scheinen überhaupt, wenn wir vom Sin-Kultus in Harran absehen, dem Monotheismus näher geblieben zu sein als die Ostsemiten.

Die Kanaanäer: Ehe die ersten Semiten in der ersten Hälfte des 4. Jahrtausends in Kanaan einwanderten, wohnten dort andere, uns unbekannte, nichtsemitische Völker. Es hat den Anschein, als ob Semiten und Nichtsemiten Jahrhunderte nebeneinander lebten, ohne sich zu vermischen, bis dann endlich die Semiten die Oberhand gewannen. In frühester Zeit finden sich die Vorläufer der Masseben in Gestalt von natürlichen, mit der Spitze nach oben gerichteten, oft leicht

zugespitzten Steinblöcken, welche den Phallus symbolisieren, während die napf- oder schalenartigen Vertiefungen auf die weiblichen Organe hindeuten, ganz so wie bei den Lingaiten in Indien, wo diese Steingebilde bis auf den heutigen Tag als Opfersteine und Opferschalen dienen. Diese Malsteine wurden als Wohnungen der Gottheiten gedacht und stehen vielleicht mit Meteorsteinen im Zusammenhang. Im alten Testament werden neben diesen Menhiren oder Steinsäulen auch Steinkreise oder Kromleche (gilgal) erwähnt. Auch sie scheinen, wie die erst später auftretenden Dolmen oder Steinstuben, als Opferstätten und im Totenkult eine wichtige Rolle gespielt zu haben. Näheres läßt sich darüber nicht aussagen. Altar und Grabstätte standen von jeher in enger kultischer Beziehung zueinander. Neben heiligen Steinen finden sich die heiligen Bäume, oft mit einem Steinkreis umgeben. Später treten an die Stelle einfache Baumpfähle oder Ascheren, oft mit dem Bild der Göttin versehen oder ausgehend in das geschnitzte Haupt der Göttin. Manche waren sogar bekleidet und die meisten dienten zugleich als Orakelstätten (2. Kön. 23, 7 und Hosea 4, 12).

Über die vielbesprochenen Kinderopfer sind die Forscher verschiedener Ansicht. Kittel hält sie für wahrscheinlich: „Auch in Taanak und Megiddo scheint jener Brauch mehr und mehr aufzutauchen. Dort hat Sellin im Zusammenhang mit Scherben ältester Art und in nächster Nähe des Steinaltars Krüge mit Kinderleichen gefunden, die den Gedanken einer Opferung an heiliger Stätte ernstlich nahelegen."[1] Fr. Jeremias sagt darüber: „Im alten Testament ist oft von Kinderopfern geredet, die dem Melek dargebracht werden. Die Funde von Ta'annek und Gezer sind rätselhaft. In der Nähe des Höhenplatzes und der Mazzebenreihen sind Friedhöfe mit Kinderleichen, die in Krügen beigesetzt waren, gefunden worden. Der Befund läßt auf Kinder schließen, die kurz nach der Geburt beigesetzt wurden. Er weist keinerlei Verletzung der Leichen auf. Nirgends ist ein Zeugnis dafür gefunden worden, das auf die Sitte des Verbrennens von Kindern schließen läßt. Die Krüge in Gezer und Ta'annek waren ohne Kennzeichen, sie enthielten Beigaben wie

bei Gräbern. Ein Schluß auf die Sitte des Erstlingsopfers auf Grund der Funde ist ohne genügenden Halt, obwohl die Einheitlichkeit eines Friedhofs für neugeborene Kinder einer Erklärung bedarf, besonders dann, wenn der sakrale Charakter des „Höhenplatzes" bestritten wird. Der Felsaltar von Ta'annek war im Osten und Westen von Kinderleichen umgeben. Hinter dem Altar waren mit der Leiche eines Erwachsenen vier Kinderleichen in Krügen beigesetzt. Im A. T. scheint Jos. 6, 26 in Verbindung mit 1. Kön. 16, 34 auf Kinderopfer bei der Grundsteinlegung und Inaugurierung von Bauten zu deuten. Doch läßt die Ausdrucksweise keinen Zweifel darüber, daß es sich um außergewöhnliche Vorgänge und nicht um eine allgemeine Sitte handelt. In Gezer fand sich das Skelett eines alten Weibes unter den Fundamenten des Hauses. Im Grund des Mauerwerks von Megiddo wurde das Skelett eines Kindes gefunden, in Ta'annek unter der Schwelle des Heiligtums das Grab eines etwa 10jährigen Knaben. Häufiger fand man unter dem Baugrund an Stelle von Leichnamen symbolische Opfergaben. Bei den genannten Leichenfunden wie bei den symbolischen Beigaben an ihrer Stelle liegt die Erklärung nahe, daß man in die Fundamente der Bauten Leichen bestattet oder die bei Bestattungen üblichen Grabbeigaben eingemauert hat, um das Haus vor dem Eindringen böser Dämonen zu schützen."[2] Die vorsemitischen Bewohner des Landes haben ihre Leichen verbrannt und wenn wir an die Greuel der Kinderopfer in Phönizien denken, deren Einfluß in Kanaan immer mächtig war, so läßt sich begreifen, daß Abraham der Gedanke aufstieg, ob er imstande wäre, seinen einzigen Sohn seinem Gott zum Opfer zu bringen. Dazu kommen die engeren Beziehungen Abrahams zum Priesterkönig (Melkisedek) von Urusalim, in dessen Nähe der Opferberg lag. Urusalim aber erinnert an den phönizischen Gott Schelem (Selem). Er machte sich auf Gottes Befehl dazu bereit, aber es wurde ihm deutlich gezeigt, daß das äußere Opfer nicht nach Gottes Willen sei. Es war bei ihm eine ethische Hingabe, während seine Umgebung nur die feindliche göttliche Macht zu beschwichtigen suchte und alle tieferen Gefühle unterdrückte.

Wenden wir uns zu den kanaanäischen Gottesvorstellungen, so begegnet uns, wie überall bei den Semiten, das Wort el als Bezeichnung für ein überirdisches Wesen, das über den Menschen und der Natur als Gottheit waltet. Nur selten erscheint El als Eigenname, so in Byblos, wo der Schutzgott der Stadt schlechthin El genannt wurde. Ursprünglich bedeutete el einfach ein geheimnisvolles Machtwesen, Gotteswesen, Gottheit. Nun aber sind deutliche Anzeichen dafür vorhanden, daß es in alter Zeit einen westsemischen Gott namens El gegeben hat und diese Anzeichen weisen zurück in die Hammurapizeit und in die Gegend von Ur in Chaldäa. Auch der Ausdruck Elohim bedeutet ähnlich wie Baalim und Adonim nicht eine Vielheit von Göttern, sondern Gottheit im Sinne einer über und hinter allen Einzelwesen göttlicher Art stehenden Einheit.

Der Hauptgott der Kanaanäer ist nicht El, sondern Baal. Seine Verehrung reicht zurück bis in die Zeit Sargons I. Erst im zweiten Jahrtausend v. Chr. wurde er in Kanaan herrschend. Das Wort baal bedeutet Besitzer oder Herr. Der Baal ist Herr und Besitzer der Stadt oder des heiligen Ortes, der allein das Eigentumsrecht hat, die Menschen, auch der König und die Priester, sind seine Knechte. Darum ist der Baal auch an diesen bestimmten Ort gebunden und wird zum Schutzgott der Stadt oder des Heiligtums. Auch das Feld, der Weinberg, der Brunnen und die Quelle haben ihren Baal oder ihre Baalim. Ihr Besitz ist zugleich ihre Behausung. Aber auch ein Volksstamm kann seinen Baal oder Herrn haben und also Besitz und Eigentum der Gottheit sein, ja der Baal kann ein Herr der Sonne und des Mondes, der ganzen Himmelswelt sein. So wurde der Enlil von Nippur zum Bel von Babel und in Verbindung mit Marduk zum Herrn der Herren, Weltschöpfer und oberster Gott und es wäre möglich, daß der babylonische Bel, nach Westen vordringend, den westsemitischen El verdrängt hat. Auch in Kanaan treten mit der Zeit die zahlreichen Baale zusammen und die mächtigsten werden den andern übergeordnet als „Herr der Herren" und man sucht hinter den vielen Göttern die Gottheit als solche. So entsteht ein monarchischer Polytheismus; was Mar-

duk für Babylon, das ist der Baal für Kanaan. Als Israel ins Land eintrat, war nach alttestamentlichen Zeugnissen der Baal- und Astartekult überall verbreitet.

Neben Baal, der auch als Gott der Fruchtbarkeit, Sonnengott und Himmelsherr, ja als mächtiger Kriegsgott verehrt wurde, tritt als sein weibliches Gegenstück Baala, die Herrin. Wie groß ihre Verehrung war, beweist der Umstand, daß ihr Kult bis nach Ägypten vordrang, wo sie als Herrin des Himmels und Baalat des Nordens verehrt wurde. Schon frühe erhielt sie einen bleibenden Eigennamen, Astarte, Baals Gemahlin. Sie ist insbesondere die Göttin der Fruchtbarkeit in der animalischen Welt, während Baal die Fruchtbarkeit des Feldes und der Gärten vertritt. Ihre Verehrung ist im alten Testament reichlich erwähnt, sowohl im Blick auf die vorisraelitische Zeit als auch unter dem von Jahve abgefallenen Israel selbst. Ihren Eigennamen Astarte empfing die Baala ohne Zweifel von der babylonischen Göttin Istar. Wie diese war auch Astarte die Göttin der sinnlichen Liebe und Wollust, umgeben von einer Schar von Dienern und Dienerinnen, die sich in ihrem Dienste der Unzucht weihten. Sie ist die Schutzherrin alles zeugenden und sprossenden Lebens und das Geschlechtsleben der Menschen steht unter ihrer besonderen Leitung. Gerade die neuesten Ausgrabungen in Palästina zeigen, daß sie als die „große Mutter" alles Lebens galt. „Die Ausgrabungen in Palästina haben bis jetzt ergeben, daß man in den ältesten Schichten noch keine im Land gefertigten Bilder findet. Etwa seit 1500 v. Chr. tauchen in großer Zahl besonders Astartebilder auf, meistens aus Ton gefertigt, teilweise auch aus Bronze. Der Typus aus Taanak ist ein ganz ausgeprägter. Einen andern fand Bliß in Lachis (ohne Kopfbedeckung), mehrere andere Macalister in Gezer (darunter zwei mit Hörnern). Die Grundidee aber, die in der Haltung der Brüste zum Ausdruck kommt, ist überall dieselbe: die Mutter des Lebens. Sehr auffallend ist, daß noch nie ein Baal gefunden worden ist. Für den Privatgebrauch war seine Abbildung jedenfalls nicht gebräuchlich."[3] Das Symbol der Astarte heißt Aschera. Es ist ein Baum mit frischen Zweigen oder eine

aufgerichtete hölzerne Säule. Aber Aschera ist zugleich auch der Name der westsemitischen Istar-Astarte. Als solche ist sie die Braut des Himmelskönigs, die Herrin von Üppigkeit und Pracht. Wenn Baal mit der Sonne in Verbindung gebracht wird (Baal chammân heißt er auf karthagischen und sizilischen Inschriften), so ist sie Mondgöttin; während Baal-Moloch in Stiergestalt abgebildet wird, erscheint sie mit Kuhhörnern (vgl. den Stadtnamen Astarot karnajim, 1 Mos. 14, 5). Astarte, für welche schon Salomo um seiner Weiber willen bei Jerusalem einen Altar bauen ließ, wird die Göttin der Sidonier genannt (1. Kön. 11, 5. 30; 2. Kön. 23, 13), und wirklich ergibt sich auch aus sonstigen Berichten, daß die Stadt Sidon neben Byblus ein Hauptsitz ihrer Verehrung war. Baal und der Astarte wurden häufig auf demselben Altar Opfer dargebracht. Sie steht in engster Beziehung zu den Geweihten oder Tempelprostituierten männlichen und weiblichen Geschlechts. Auch wurde sie als Göttin des Krieges verehrt. Schon in einer Weihinschrift aus der Hamurapizeit findet sich ihr Name.

Ein zum System entwickelter Astralmythos, wie wir ihn schon frühe in Babylon antreffen, läßt sich in Kanaan nicht nachweisen. Spuren der Verehrung der Göttin Kades (Qades), der Schutzgöttin der Stadt am Orontes, die in Ägypten als auf einem Löwen stehende nackte Liebesgöttin bildlich dargestellt wurde, sind vorhanden. Sie gleicht der ägyptischen Hathor, mit Perücke und den Hörnern der Sonnenscheibe geschmückt, etwa auch mit einer Blütenkrone; in den Händen hält sie Blumen und Schlangen. Doppelgängerin der Astarte war eine kanaanäische Göttin Anat, deren Spuren in dem Ortsnamen Anatot sich finden, und die in Theben mit Speer und Schild dargestellt wird; ebenso die karthagische Tanit oder Tent. Bei dem starken geistigen Einfluß Babylons ist es nicht verwunderlich, daß eine Reihe von babylonischen Gottheiten im kanaanäischen Pantheon Eingang fanden, so vor allem Schamasch-Schemesch und Sin. Auch hier lassen die Personen- und Ortsnamen über die Verehrung des Sonnengottes keinen Zweifel. Die Feier des Neumondfestes und der kanaanäische Name Jericho, Mond-

stadt, deuten darauf hin. Ebenso hat der babylonische Wettergott Ramman, als Blitzgott Hadad-Adad in Palästina weithin Verehrung gefunden, und zwar unter dem Symbol des Stierbildes. Eine wichtige Rolle spielte auch der Gott Malk (Melek) oder Milk. Er erscheint in der Königszeit als grausamer blutdürstiger Dämon, war jedoch schon vor der Amarnazeit eine vielverehrte Gottheit. Nur selten erwähnt sind die babylonischen Gottheiten Nebo, Ninip und Nergal. Aber auch der ägyptische Einfluß ist deutlich spürbar. Es finden sich Spuren der Verehrung des Gottes Amon, so besonders in den Hafenstädten, aber auch im Innern des Landes, wie aus den Amarnabriefen hervorgeht. Selbst die hetitischen Götter scheinen in Palästina nicht gefehlt zu haben. So wird im Norden der aramäische Ramman-Hadad in Gestalt des hetitischen Blitz- und Wettergottes Teschub verehrt. Anklänge an die hetitische Gottheit Hipa finden wir im Namen eines jerusalemischen Fürsten Abdihiba. Das Vordringen der Hetiter bis in den Süden des Landes ist anzunehmen. Die Mythen von Osiris und Adonis waren auch in Kanaan bekannt. Dazu kommen eine Menge von Geistern und Dämonen, grauenhafte Unholde der Steppe oder des Feldes. Auch die Toten- und Wahrsagegeister gehören der vorisraelitischen Zeit an.

Außer den wichtigsten Städten mit ihren Schutzgottheiten kommen als Kultorte auch heilige Plätze auf freiem Feld, Berggipfel und Felsplatten in Betracht, daneben Quellen und Brunnen, heilige Bäume wie die Palme der Debora, die Orakelterebinthe bei Sikem, heilige Steine wie der Schlangen- und Hilfestein. Den Erdgeistern wurden Speise und Trank einfach an den heiligen Stätten niedergelegt, den höhern Gottheiten errichtete man Gabentische und mit den Feuer- und Brandopfern erscheinen auch die Altäre. Den Mittelpunkt der Opferfeiern bildete das gemeinsame Mahl, der Altar wurde mit Opferblut besprengt; aber der innere Höhepunkt der Feier war ein anderer. „Es ist das Schauen des Gottes —, das Haben und genießen seiner Nähe und Gemeinschaft, das Sichfreuen vor dem Antlitz des Gottes. Die Schauer andächtiger Wonne und brünstiger Seligkeit, die aus dem Bewußtsein fließen, in der unmittel-

baren Gegenwart des Gottes zu sein, an seinem eigenen Tische mit ihm Platz zu nehmen, von seinem Mahle zu essen, die heiligste aller irdischen Gemeinschaften, die des Gastrechts, mit dem Gotte zu tauschen und ihren Segen auf sich zu übertragen, erfüllen den Frommen."[4] Diese tiefe religiöse Gefühlsstimmung scheint bereits der israelitischen Zeit anzugehören, während im vorisraelitischen Kanaan die Gottbegeisterung durch übermäßigen Weingenuß und durch wilde Tänze künstlich herbeigeführt wurde. Auch die Besessenheit war nicht selten: „Während er nun (einmal) seinen Göttern opferte, ergriff der Gott einen von seinen großen (vornehmen?) Jünglingen: er machte ihn tanzend (versetzte ihn in Verzückung?)..." So waren Weingenuß, rauschende Musik und Tanz, Festestaumel und wilde Ekstase die künstlichen Mittel und nicht selten artete das Fest aus in vollendete Orgien und haltlosen Sinnestaumel.

Wir haben gesehen, daß Leichname zum Schutz der Gebäude in diese eingemauert wurden und es ist nicht unwahrscheinlich, daß mit den üblichen Bauopfern sogar kanibalische Gebräuche herrschten, wo Teile der geschlachteten Jünglinge und Mädchen von den Opfernden verspeist wurden. Schädel und Knochenteile wurden zu Trinkgefäßen verarbeitet. Man glaubte, daß dem Körper des Getöteten eine besondere Kraft innewohne. Die Begräbnisstätten waren reichlich ausgestattet. In den Grabkammern findet sich ein größerer Vorratskrug und mehrere kleinere Flaschen, eine Lampe, Teller und Schüsseln und andere Gegenstände. Die Toten scheinen in ihren Kleidern beigesetzt worden zu sein. Man glaubte ohne Zweifel an ein schattenhaftes Weiterleben der Verstorbenen in der Unterwelt und es ist nicht ausgeschlossen, daß die Speisen auch für die Totengeister bestimmt waren. Aus alledem wird sichtbar, daß wir es in Kanaan mit einer Mischreligion zu tun haben aus eigenen und fremden Religionen und Kulten.

Die Kanaanäer erscheinen in der Bibel als ein in äußerer Bildung über die Israeliten erhabenes, aber in seiner Religion und Sittlichkeit tief stehendes, darum von den Israeliten zu meidendes Volk. Diese Anschauung wird vollkommen bestä-

tigt durch die Geschichte des in der Bildung am höchsten stehenden kanaanäischen Volksstammes, der Phönizier, des ersten Handelsvolkes der alten Welt, welche den Küstenstreifen am Fuß des Libanon bewohnten, das Mittelländische Meer beherrschten, auf dem afrikanischen Ufer das mächtige Karthago gründeten, nach Sizilien, Sardinien, Südfrankreich, Spanien ihre Kolonisten sandten, in den Atlantischen Ozean und über das Rote Meer, auch in den Indischen Ozean hinausfuhren und ihre Schätze in ihren üppigen Städten aufhäuften.

Der Gottesname El kommt bei den Phöniziern selten vor, aber ein Hauptgott tritt auch bei ihnen überall in den Vordergrund: Baal. Der Name würde an sich keine wesentliche Verschiedenheit vom Gott Israels ausdrücken, denn er bedeutet: Herr, wie auch das Wort Adon, mit welchem die Israeliten ihren Gott bezeichneten, und welches, wie wir sehen werden, auch für Phönizien seine Bedeutung hat. Aber das Wesen Baals ist ein anderes als das des israelitischen Gottes. Es steht ihm sein Weib Astarte oder Baalat zur Seite, die zeugende Naturkraft, welche in sinnlichster Weise vorgestellt wird, und wir beobachten in den phönizischen Städten, genau so wie in Palästina, daß jede Stadt ihren besonderen Schutzgott hat, ihren Baal. So werden ja auch in der Bibel verschiedene Arten von Baal genannt, Baal Peor, Baal Sebub, Baal Zephon u. a. Der Baal der Stadt Tyrus führte speziell den Namen Melkart (melek keret, d. i. König der Stadt). Das Königshaus von Tyrus und die vornehmsten Familien von Karthago rühmten sich, von Melkart abzustammen. Auf der Insel Malta hat man zwei Säulen gefunden mit der Inschrift: laadon lemelkart baal zor, d. h. dem Gebieter, dem Melkart, dem Baal von Tyrus! und darunter steht in griechischer Sprache: dem Herakles, dem Gebieter! denn die Griechen hielten diesen Melkart für gleichbedeutend mit ihrem Herakles.

Bei den Phöniziern kommt auch das einfache Milk = König als Benennung Gottes vor, und manche Eigennamen sind mit demselben zusammengesetzt. Dieselbe Benennung kommt auch bei den Ammonitern vor, die ihren Gott Milkom oder Moloch nannten. Moloch ist also kein anderer Gott als Baal.

Die phönizische Stadt Gebal oder Byblus verehrte ihren Gott unter dem Namen Adon. Dieser Name, welcher in der Bibel zur Umschreibung des Namens Jahve gebraucht wird, ist dort einem Gott der Schönheit, Jugendkraft und Liebe gegeben worden, dessen Dienst ein sehr unsittlicher wurde. Der Adonisdienst, wie er in Byblus und auf Cypern getrieben wurde, entspricht dem babylonischen Tammuzdienst und dem ägyptischen Osirisdienst. An die Stelle von Istar trat auch in Phönizien die Astarte, auf Cypern Aphrodite. Adonis wird von einem feindlichen Eber getötet und von den Weibern beweint, welche ihre Keuschheit der Astarte zum Opfer bringen. Die Naturbedeutung des Mythus wird wohl das Ersterben und Wiederaufleben der Vegetation sein. Mit Adonis verwandt ist der Gott Esmun, der Heilgott, der hauptsächlich in Sidon und Beirut verehrt wurde.

Das charakteristische des phönizischen Kultus ist Grausamkeit und Sinnlichkeit. Es tritt uns kein edler Zug entgegen, auch keine schöne Kunstschöpfung. Allerdings findet auch in der schönen Natur, unter grünen Bäumen, an einer Quelle, auf einer Höhe die Verehrung statt, aber die phönizischen Götterbilder zeigen, daß man die Götter als Unholde dachte, grausam, abschreckend, mißgestaltet. Man tut wohl daran, sie beizeiten günstig zu stimmen und nichts zu versäumen, was ihnen gebührt, denn sie sind rachsüchtig. Ohne Zweifel älter als die Götterbilder sind auch hier die schon genannten Ascheren, die Sinnbilder des fruchtbaren Lebens, und die Steinsäulen zur Vergegenwärtigung des Sonnengotts (chammanim und mazebot). In wilder Lust wurden die Ernte- und Winzerfeste gefeiert. Wie in Babylonien und in Kanaan gaben sich auch in den phönizischen Heiligtümern der Astarte weibliche Personen zu Ehren der Gottheit den Männern preis (kedeschot). Auch Männer prostituierten sich um Lohn, der dem Heiligtum zufiel (kedeschim und kelabim).

Neben den heiteren Naturfesten fehlte aber auch die finstere Seite des Kultus nicht. Menschenopfer wurden dem Baal sehr zahlreich dargebracht. Wenn ein Unglück über die Stadt kam, mußte der Zorn des Gottes durch Opferung

der liebsten Kinder beschwichtigt werden. Es mußten, eigene, vornehme, womöglich einzige Kinder sein, nicht extra gekaufte. Kurtius erzählt, während der Belagerung durch Alexander den Großen haben einige Tyrier verlangt, daß man die durch die Perserkönige unterdrückten Kinderopfer wiederherstelle. Diodor berichtet, bei der Belagerung von Karthago durch Agathokles seien 200 Knaben aus den vornehmsten Familien geopfert worden. Die Mütter mußten den Kinderopfern ohne Klagen und Seufzen beiwohnen. Das Jammern der Kinder wurde durch Trommeln und Pfeifen übertönt. Noch mehr als bei andern Völkern hat bei den Phöniziern infolge des weitverzweigten Verkehrs die Religionsmischerei oder der Synkretismus überhand genommen, und in Zeiten des Verfalls finden wir ägyptische, philistäische, aramäische und babylonisch-assyrische Gottheiten in großer Zahl vertreten.

Ein Volk im Süden der Phönizier ist offenbar erst später eingewandert: Die Philister. Sie sind nach Amos 9,7 von Kaphtor, der Insel Kreta, eingewandert, was die neuesten Forschungen durchaus bestätigen. Wenn nach der Völkertafel (1. Mos. 10,13 f.) die Philister von der ägyptischen Küste her in ihr Land gekommen sind, so handelt es sich vielleicht um zwei verschiedene Einwanderungen: Die Kreti und die Pleti oder Kreter und Philister, wissen wir doch aus der Urgeschichte Griechenlands, daß gewaltige Völkerverschiebungen rings um das Mittelmeer herum bis tief hinein nach Ägypten zu verschiedenen Zeiten stattgefunden haben. Wahrscheinlich handelt es sich um indogermanische Volksstämme. Deshalb erschienen sie auch den Israeliten als eine besonders fremdartige Nation, was auch in dem Ausdruck „Unbeschnittene“ angedeutet ist (1 Sam. 31,4). Aber sie waren ein kriegerisches Volk, in einem Städtebund vereinigt und beherrschten Israel lange Zeit. Doch konnte zwischen einzelnen Israeliten und ihnen ein freundschaftliches Verhältnis entstehen. David, der auf seiner Flucht dort ein Asyl gefunden hatte, scheint unter den Philistern treue Anhänger gewonnen zu haben, welche ihm auch später als Leibwache dienten.

Über die Religion der Philister haben wir nur wenige Anhaltspunkte. Ein Orakel des Baal Sebub war in Ekron. Der Gott Dagon, den Philo von Byblus auch als phönizische Gottheit kennt, ist wohl identisch mit der babylonischen Gottheit Dagan. In Askalon fand die Verehrung der fischleibigen Göttin Atargatis statt. Ein sonst in Syrien verehrter Gott Marnas hatte einen Tempel in Gaza. Der Name Marnas heißt auf aramäisch: unser Herr, ist also gleichbedeutend mit Baal oder Adon. Inwieweit es sich hier um ursprüngliche oder angenommene Gottheiten der Philister handelt, ist nicht auszumachen.

Die Ammoniter und Moabiter, die Nachkommen Lots, scheinen seit alten Zeiten mehr von der kanaanäischen Religion als vom semitischen Monotheismus beeinflußt gewesen zu sein. Der Gott der Ammoniter wird Milkom genannt (1. Kön. 11, 33; 2. Kön. 23, 13). Er ist der phönizische Milk, Molech oder Moloch. Ihm wurden Kinder verbrannt, und die jüdische Haggada schildert das eherne Molochbild menschenähnlich, mit Ochsenkopf und ausgebreiteten Armen, in welche die Kinder gelegt worden seien, nachdem man im Hohlraum Feuer angezündet und das Bild glühend gemacht hatte. Im Moabiterland war die Kultusstätte des Baal Peor, dessen wollüstiger Gottesdienst 4. Mos. 25, 1 f. erwähnt wird. Der eigentliche Nationalgott der Moabiter aber heißt Kemos, welchem der König Mesa in großer Bedrängnis vor seinen Feinden seinen erstgeborenen Sohn opferte (2. Kön. 3, 27). Eine auf Befehl dieses Königs Mesa in einen Felsen eingehauene Inschrift wurde 1868 von Missionar Klein bei Dibon, vier Stunden östlich vom Toten Meer, entdeckt. Der Anfang dieser Inschrift lautet:

„Ich bin Mesa, der Sohn des Kemos-Melek, der König von Moab und Dibon. Mein Vater war König über Moab 30 Jahre, und ich wurde König nach meinem Vater, und ich habe hergerichtet dieses Heiligtum dem Kemos in Kirchah für die Rettung des Mesa. Denn er rettete mich von allen den Königen und ließ mich meine Lust sehen an allen meinen Feinden. Omri, der König von Israel, der bedrückte Moab lange Zeit; denn es zürnte Kemos auf sein Land. Und dann folgte ihm sein

Sohn und auch der sprach: ich will Moab bedrücken; in meinen Tagen sprach er solches. Aber ich sah meine Lust an ihm und an seinem Hause, und Israel ging auf ewig zugrunde. Und Omri nahm ein das ganze Land Medeba, und es (d. h. Israel) wohnte darin seine Tage und die Hälfte der Tage seines Sohnes, 40 Jahre, und zurück brachte es Kemos in meinen Tagen; ich baute Baalmeon, und legte darin den Teich an, und ich baute Kirjatain. Und der Mann von Gad wohnte im Lande Atarot von Urzeit her, und es baute sich der König von Israel Atarot; und ich kämpfte gegen die Stadt und ich nahm sie ein, und ich brachte um alle Leute aus der Stadt, ein Schauspiel für Kemos und für Moab" usw. (Orelli S. 254 f.).

Wir sehen aus dieser Inschrift, daß der Gott Kemos als Nationalgott der Moabiter betrachtet wird, daß er gleichbedeutend ist mit Melek oder Moloch, und daß er Gutes und Böses über sein Volk bringt. Es ist eine ganz ähnliche Sprache, wie die Israeliten sie in bezug auf ihren Gott führten. Man hat nicht den Eindruck einer eigentlichen Vielgötterei, aber der Gott ist ein bloßer Nationalgott. Es heißt in einer späteren Zeile jener Inschrift, Mesa habe Nebo den Israeliten abgenommen und 7000 Personen dort getötet, „denn Astar Kemos hatte ich es geweiht". Es scheint also auch die Astarte als Gattin des Kemos gedacht und mit ihm verehrt worden zu sein.

Über die Religion der Edomiter hat man noch weniger Nachrichten. Eigennamen derselben sind mit Baal und Melik zusammengesetzt. Aber von einer eigentlichen Vielgötterei hat man auch dort keine Spur. Im Buch Hiob tritt Eliphas von Theman, also ein Edomiter, als Freund Hiobs auf. Wenn auch die Religion dieser außerisraelitischen Stämme dort etwas idealisiert sein mag, so deutet dies doch darauf hin, daß diese Stämme der Wüste in ihrer Religion den Israeliten näher standen als die Kanaanäer. Sie standen auch mit den Amoritern, Hetitern und Arabern in verwandtschaftlicher Beziehung. Der Name Edon kommt auch als Gottesname vor, doch ist Näheres darüber noch nicht bekannt.

Näher als die Kanaanäer standen den Israeliten wohl auch

die Araber, zunächst die Stämme der Sinaihalbinsel und die von Ismael abstammenden. Die neuesten Ausgrabungen weisen auf hochentwickelte altarabische Kulturen, die bis in das 3. Jahrtausend v. Chr. zurückreichen und bestätigen auch hier die Nachrichten des alten Testaments, wo von Jethro, dem „midianitischen" Berater des Moses, von dem Besuch einer „sabäischen" Königin bei Salomo berichtet wird, ebenso die Mitteilungen eines Ptolemaios von zahlreichen Ruinen in Südarabien und das Eratosthenes von der Hauptstadt Karna der Minäer. Trotz des vollständigen Verfalls der arabischen Kultur in der Zeit vor dem Auftreten des Islam geht es nicht länger an, von den wilden Beduinenhorden Arabiens zu reden. Die Ausgrabungen und bis heute erhaltenen Monumente bestätigen, daß Jahrtausende vor Mohammed Arabien an der Kultur des alten Orients reichen Anteil hatte. In hochentwickelter Metrik vorgetragene Gedichte singen den Lobpreis von Wein und Weib, beschreiben mit feinster Abwechslung bis in alle Einzelheiten die Wüstenreise, besingen den Ruhm des eigenen und die Schmähung des feindlichen Stammes, das Lob eines Gönners, den gelungenen Raubzug oder den Verlust der im Kriege gefallenen Stammesgenossen. Höhere ethische und religiöse Motive sind in der altarabischen Poesie dagegen äußerst selten.

Die geschichtlichen Nachrichten über Arabien reichen bis in die erste Hälfte des 3. Jahrtausends zurück. Schon um 2600 v. Chr. bezog Gudea von Lagasch Kupfer und Gold aus Meluhha und Steinmaterial aus Magan. Eine Vase Naramsims stammt aus der „Beute von Magan" und die Dynastie Hammurapis soll arabischer Herkunft sein. Im zweiten und ersten Jahrtausend v. Chr. blühte in Südarabien ein Reich, dessen Fürsten sich „Könige von Ma'in" nannten. Ihre Dynastie umfaßt 700 Jahre. Sechzehn dieser südarabischen Könige hatten Beziehungen zu Nordwestarabien und zu Südpalästina. Im 9. Jahrhundert v. Chr. wurde Muschri vom Minäerreich unabhängig, das durch die Sabäer abgelöst wurde, die im 9. Jahrhundert das Erbe des alten Minäerreiches antraten. Die sabäischen Herrscher bezeichneten sich als Priesterkönige. Unter ihnen gab es große Bauherrn und Schöpfer

der Wasserregulierung. Jatha'amar, ein sabäischer König, schickte dem Sargon nach der Eroberung von Gaza Geschenke. Um 115 v. Chr. fiel die Herrschaft der Sabäer neuen Stammesverbänden anheim, so den Himjaren, die sich auch Könige von Saba nennen.

In den fruchtbaren Niederungen des südarabischen Djôf lag Karnawu, die Hauptstadt des Minäerreiches. Im Süden und Osten davon wohnten die Katabanen und Hadramotiten (Hadhramauter) mit eigenen, aber nicht so mächtigen Königen.

Wie bei allen Kulturvölkern, findet sich auch in Arabien neben der hochentwickelten Priesterreligion eine Unterströmung, die mit der älteren Volksreligion verbunden ist. Es handelt sich dabei um Geister- und Dämonenfurcht, wie sie bei den Primitiven zu finden ist. „So reden die südarabischen Inschriften von Dämonen, die unter dem Namen Mandach gefürchtet und angebetet werden, die nordarabischen Inschriften wissen von den gann (ginn) und ghul."[5] Daneben gibt es eine höhere, auf einer Lehre beruhende Priesterreligion der Minäer, Sabäer, Katabanen und Hadramotiten. Die Religionslehren der verschiedenen Sekten, deren jede einem besonderen Tempel angehört, behandeln die Harmonie zwischen dem himmlischen und irdischen Geschehen. Zugleich beobachten wir überall die Neigung zum Monotheismus. Der zum Hauptgott erhobene Schutzgott des betreffenden Tempels oder der Stadt ist der Eine, Il oder Allâh. Aber neben Il ist immer auch Ilât, die Göttin. Unter den Erscheinungen tritt eine Trias in den Vordergrund, Mond, Sonne und Venus, welch letztere als eine männliche Gottheit aufgefaßt wird. Der Mondgott Wadd, Haubas, Sin oder Amm genannt, wird männlich gedacht und hoch verehrt. Wadd heißt bei den Minäern der Mond als Freund der Menschen, Haubas oder Trockener bei den Sabäern, da er Ebbe und Flut reguliert und bei den Katabanen Amm oder Oheim. Die Sonne, Schams, ist immer weiblich und steht zu den andern beiden im Mutter-, Gattin- oder Schwesternverhältnis. Auch der Athar, die Venusgottheit, kann als der höchste Gott auftreten, so gut wie Schams, die große Muttergottheit. Neben dem einen höchsten Gott stehen die

beiden andern im Verhältnis von Mann und Weib, Bruder und Schwester oder als Geschwistergatten. Der Name Athar, Herr des Himmels, wird als Himmelsgewölbe gedeutet.

In Nordarabien bestand etwa seit dem 3. Jahrhundert v. Chr. ein unabhängiges Reich der Nabatäer, das in Petra ein Heiligtum und Fest eines Gottes Dusares hatte, den die Griechen mit Dionysos identifizierten. Eine nabatäische Göttin Manat wurde noch zu Mohammeds Lebzeiten auch in Mittelarabien verehrt.

Die Tempel sind vor allem Orakelstätten, von einem Vorhof umgeben, wo die Priester auf ihren Altären blutige Opfer und Rauchopfer darbringen. Auch Friedopfer werden erwähnt und Weihegeschenke, darunter Menschenbilder, wohl als Ersatz für Menschenopfer. Nirgends in Südarabien finden sich Götterbilder. Die Kaaba in Mekka, ein schwarzer Stein, wurde als das Heiligtum Allahs, des einigen Gottes, betrachtet, aber mit der Zeit kamen auch Göttinnen neben ihm auf; al-Lât, die Alilat Herodots, hatte ein Heiligtum in Taif, al-Uzza, Venus als Morgenstern, ein solches in an-Nachla, östlich von Mekka. In den arabischen Tempeln befanden sich auch besondere Gebetsräume und Gebetsübungen unter Rückenbeugung wurden eifrig geübt. Dazu kamen allerlei Kasteiungen, Waschungen und Bußübungen und der Hink- und Laufschritt rings um den Tempel. Die Eigennamen geben uns einen tiefen Einblick in die religiöse Gesinnung: Il-kariba = mein Gott hat gesegnet; Ili-'azza = mein Gott ist mächtig; Ili-jadi'a = mein Gott ist wissend; Ili-padaja = mein Gott hat erlöst; Abi-jatha'a = mein Vater hilft usw. Schon vor Mohammed wurde Gott „der Barmherzige" genannt.

So finden wir überall bei den Arabern des Altertums eine reinere Gotteserkenntnis, die später durch den Eintritt des Judentums und Christentums von Abessinien her noch gefördert wurde. Aber wenn in Israel selbst die Neigung zum Götzendienst jahrhundertelang trotz der wiederholten göttlichen Offenbarungen sich erhalten hat, so dürfen wir uns nicht verwundern, wenn die Araber nicht nur dem Gestirndienst, dem sogenannten Sabäismus, zufielen, sondern

auch den schwarzen Stein in Mekka, die Kaaba, wahrscheinlich ein Lavastück, fast wie einen Fetisch verehrten, ihrem Allah drei Töchter zuschrieben und später das Nationalheiligtum mit allerlei Götzenbildern ausschmückten. Doch regte sich auch unter den Arabern der nachchristlichen Zeit, welche weder zum Judentum noch zum Christentum übergetreten waren, eine Opposition gegen die Überwucherung der väterlichen Religion durch den Götzendienst. Es war die Partei der Hanife, der Vorläufer Mohammeds.

Die Aramäer oder Syrer waren nicht zu einem großen Reiche vereinigt. Es gab ein Reich von Damaskus, ein Reich von Zoba, ein Reich von Hamat, die von David unterworfen wurden (2 Sam. 8, 5. 9). Man hat über die aramäische Religion nur wenige Nachrichten. Sie scheint vielfach von der assyrischen beeinflußt zu sein. Auch die Inschriften, die man bei Sendschirli gefunden hat, geben außer einigen Namen wenig Aufschluß. Neben dem Gottesnamen El kommt der Name Hadad vor als Name des aramäischen Nationalgottes, mit dem auch viele Personennamen zusammengesetzt sind. Aber auch Rimmon, der assyrische Gewittergott Ramman. Der assyrischen Istar, der kanaanäischen Astarte, entspricht die aramäische Göttin Athar oder Atargatis. Ihr Kultus war in Hierapolis nach dem Zeugnis des griechischen Schriftstellers Lucian ein sehr unzüchtiger. Es waren ihr die Tauben und die Fische heilig. In naher Berührung mit ihr stand der Gott Gad, der Glücksgott, dem Fische zugerichtet wurden (Jes. 65, 11). Syrien wurde im zweiten Jahrtausend von hetitisch-kleinasiatischen und von arischen Völkern überflutet. Erstere drangen bis nach Palästina vor und setzten sich dort fest. Ein Gott der Hetiter war der Blitz- und Wettergott Teschub, ein anderer der schon oben erwähnte Hipa. Nur kurz berührt sei noch das Volk der Elamiter oder Elamier. Sie wohnten östlich von Babylonien und die Kultur von Elam scheint auf die sumerische zurückzugehen. Durch die Einwanderung der Kaukasier von Zagros entstand später eine Mischkultur. Die drei großen elamitischen Gottheiten sind Ḫanuban, Naḫḫunte und Inschuschinak. Als Partnerin des Mondgottes Ḫanuban erscheint die große

Sonnengöttin, deren Tempel in Risahr stand. Inschuschinak ist der Gott von Susa, der Herr des Schicksals, der babylonische Ninip.[5]

4. *Die ägyptische Religion*

Eines der ältesten Kulturländer ist Ägypten, das Land des Nilstromes, dem es sein Dasein verdankt. Da die Sprache der Ägypter sowohl mit der semitischen als auch mit der berberischen und nilotischen verwandt ist, darf man mit einigem Recht vermuten, daß die ganze nordafrikanische Völkergruppe in uralter Zeit aus Asien eingewandert sei. Aber eine Abhängigkeit der ägyptischen Religion von der babylonischen ist nicht nachzuweisen. Religion und Kultur haben sich in Ägypten große Selbständigkeit und Eigenart zu bewahren gewußt. Trotz Ausgrabungen und Entzifferung der Hieroglyphen ist sehr vieles noch unerforscht und dunkel. Was die Geschichte betrifft, so unterscheidet der ägyptische Geschichtsschreiber Manetho, welcher im 3. Jahrhundert v. Chr. gelebt und griechisch geschrieben hat, von dessen Geschichtswerk aber nur noch Fragmente vorhanden sind, dreißig Dynastien vom ersten König Menes bis auf Alexander den Großen. Diese Einteilung nach 30 Dynastien gründet sich auf echt ägyptische Quellen. Wir unterscheiden mit den neueren Forschern vier Hauptperioden der ägyptischen Geschichte: 1. Die vorgeschichtliche Zeit oder die vordynastische Urzeit, 2. das alte, 3. das mittlere und 4. das neue Reich. Durch wertvolle Ausgrabungen in den letzten zwei Jahrzehnten sind wir heute imstande, die vorgeschichtliche Zeit mit ihrer besonderen Kultur zurückzuverfolgen bis in das Steinzeitalter. Sie bestätigen die ägyptische Überlieferung, daß die Kultur Ägyptens aus dem Süden stammt. Die Funde bei Abydos, Nagada und Hierakonpolis, die bis in das 4. Jahrtausend v. Chr. zurückreichen, zeigen vorderasiatische Einwirkungen. Das Niltal wurde in vorgeschichtlicher Zeit von einem vorderasiatischen Herrenvolk erobert, dessen Könige sich Nachfolger des Horus nannten, das unter Führung des Horus-Falken siegreich von Oberägypten bis zum Nildelta vordrang. An diesen Kriegszug

erinnert wohl auch die mythische Erzählung vom Kampf zwischen Horus und Set in der tief im Süden gelegenen Stadt Edfu, deren Lokalgott Horus als Krieger und König Reichsgott der Ägypter wurde. Jede Stadt hatte damals ihren eigenen Schutzgott, so Chnum in Elephantine, mit dem Widder als Tierzeichen, der Gott des Wasserreichs und der Quelllöcher des Nils; Min von Koptos, der Gott der Zeugung und der Herr der Fremdländer; Hathor in Dendera, die Muttergöttin mit Kuhohren und Kuhgesicht, die als Göttin des Westens die untergehende oder sterbende Sonne und die Toten empfängt; Nechbet in Necheb mit dem Geier, die Schutzgöttin der alten Staaten Horus und Set, später Reichsgottheit. Dann wurde in Siut der Gott Wepwawet verehrt, mit dem Wolf als Tierzeichen. Er ist der Pfadfinder im Jenseits und im Feindesland, ausgestattet mit Bogen und Wurfholz. Ein wichtiger Gott war Thot in Schmun mit dem Ibis, der Mondgott, der die Zeiten regelt, der Schreiber der Götter, der den Menschen Sprache und Schrift verliehen, der Verkünder der Gottesworte. Ferner der Anubis in Siut mit dem Schakalkopf, nach alter Auffassung Sohn des Re, Bestatter des Osiris, später dessen Kind von der Göttin Nephtus; Mont in Erment-Hermonthis mit dem Sperberkopf. In den Denkmälern seines Tempels ist die Geburt des Horus, des „hehren, ersten, großen Kindes des Mont“ dargestellt. Die Göttin Neith waltet dabei als Geburtshelferin. Neben diese oberägyptischen Lokalgottheiten ältester Zeit treten auch einige von Unterägypten in den Vordergrund, so Ptah, früher Sokaris in Memphis mit dem Apis-Stier, der Schöpfer und Bildner des Menschen, der Herr der Künstler und Handwerker. Er wurde schon im 3. Jahrhundert v. Chr. von seinen Tempelpriestern an die Spitze der Götter gestellt. Als Erscheinungsform der Hathor, der mächtigen Himmelskönigin, tritt die Bastet von Bubastis auf, die Göttin mit dem Katzenkopf, die mit Musik und Tanz gefeiert wird; dann die Sechmet, die Mächtige mit dem Löwinnenkopf, Göttin des Krieges und Kampfes.[1]

Das alte Reich umfaßt die sechs ersten Dynastien von 3315 bis 2160. Die Könige der beiden ersten Dynastien, die

Thiniten von 3315 bis 2895, besitzen als Wappen den Horus-Falken und betrachten sich selbst als Inkarnationen des Horus. Das Horusfest wird alle zwei Jahre gefeiert und ist mit einer Volks- und Herdenzählung verbunden. Später trat das Fest des Sokaris und des Apis an seine Stelle und ist fortan Reichsfest geblieben. Jetzt treten On-Heliopolis und Ded-Busiris als Hauptzentren des Geisteslebens in Unterägypten, immer mehr in den Mittelpunkt und schon beginnt auch die Entfaltung der altägyptischen religiösen Lehrsysteme. Aus der 3. bis 5. Dynastie stammen die drei großen und mehrere kleine Pyramiden bei Memphis und eine große Zahl von Gräbern, so die Stufenpyramide von Sakkara, die Kuickpyramide und die südliche Pyramide von Daschur; dann die Stufenpyramide in Medum und die großen Pyramiden von Gizeh, und zuletzt die Tempelbauten für Rê in Memphis. In diese Zeit der fünften Dynastie gehört die Chronik des Steins von Palermo, die Weisheitslehre Ptahhotep und des Kagemni, die bis in die vierte Dynastie zurückreicht. Von der sechsten bis zur achten Dynastie werden die Pyramidenbauten eifrig fortgesetzt und der Sonnenkult von Heliopolis findet immer weitere Verbreitung. Die zum Teil uralten Pyramidentexte werden verdrängt durch die Texte des Totenbuches. Dann folgt von 2360 bis 2160 eine Übergangszeit. Aus ihr stammen die Gräber der Nomarchen und Hohenpriester zu Siut.

Das mittlere Reich von 2160 bis 1580 beginnt mit einer hohen Blütezeit der ägyptischen Kultur unter der 11. und 12. Dynastie, von 2160 bis 1785. Die Hauptstadt ist jetzt nicht mehr Memphis, sondern Theben in Oberägypten. Gleichzeitig mit der Mardukverehrung in Babylon kommt in Ägypten der Kult des Amon zur Herrschaft. Aus dieser Glanzzeit stammen die Lehren des Amenemḥet III., des Enei und des Duauf, das Lied des Harfners, Stücke aus dem Gespräch eines Lebensmüden mit seiner Seele, prophetische Texte und die ersten Versuche eines Priesters von Memphis, der die heilige Geschichte und die Götterlehren in ein System zusammenfaßt. Amenemḥet errichtet Riesentempel und erbaut die Sphinx von Ġizeh. Aus der Regierungszeit der

letzten Thebäer sind nur wenige Denkmäler und Inschriften vorhanden. Es folgt eine Zeit des Verfalls, in welcher Unterägypten von einem fremden Volk erobert wurde, von den aus Asien gekommenen Hyksos, etwa 1680 bis 1580 v. Chr. Über die Herrschaft dieser „Verruchten" sind nur wenige Zeugnisse vorhanden. Sie verehrten ihren Gott in „Avaris", der von den Ägyptern dem Set gleichgesetzt wird und erbauen ihm einen Tempel in Tanis. Vielleicht sind während der Herrschaft der Hyksos die Israeliten ins Land gekommen. Sie selbst haben, wie Josephus meint, die Ägypter nie beherrscht.

Mit der Vertreibung der Hyksos beginnt das neue Reich, dem jetzt auch die asiatischen Länder bis zum Euphrat eine Zeitlang unterworfen werden. Ein König Amosis oder Jachmose soll die Hyksos vertrieben und ihre Stadt Avaris erobert haben. Später befestigte er die Stadt Scharochen im äußersten Süden Palästinas und benützte sie als festen Stützpunkt für weitere Unternehmungen nach dem Amu-Land, dem Amoriterland, wie die Ägypter Palästina und Syrien nannten. Seine Nachfolger Amenhotep I. und Dehutmose I. (Thutmes) dehnten die ägyptische Herrschaft auch nach Süden weiter aus, so daß letzterer sich rühmen konnte, von Dongola in Nubien bis zum mittleren Euphrat zu herrschen, wohin seine Truppen nach Überwindung der syrischen Kleinstaaten vorgedrungen waren.[2] Aber diese Herrschaft dauerte kurze Zeit. Unter Thutmes II. ging der asiatische Besitz größtenteils wieder verloren. Thutmes III. von 1515 bis 1461 brachte mittelst seiner Flotte große Reichtümer und allerlei Merkwürdigkeiten aus dem Orient nach Ägypten und eroberte das asiatische Gebiet aufs neue. Aus dieser Zeit stammt die Opferliste von Elephantine und der Hymnus zu Ehren des Gottes Amon. Bei seinem dreißigjährigen Regierungsjubiläum ließ der König Obelisken errichten. Auch die Felsengräber der drei Pharaonen gehen auf diese Zeit zurück, ebenso der Saal mit den 741 Götterbildern. Ein Wandgemälde stellt ziegelknetende Semiten mit einem ägyptischen Fronvogt dar. Deshalb vermuteten manche Forscher, daß nicht Ramses II., sondern Thutmes III. der Pharao der Be-

drückung sei. In diesem Falle wäre Amenhotep oder Amenophis II. der Pharao des Auszugs. Der Auszug selbst wäre dann auf 1438 v. Chr. anzusetzen, 480 Jahre vor dem Tempelbau in Jerusalem. Ob die Chabiru, welche nach den Amarnabriefen dem Priesterkönig Abdiḫiba in Jerusalem viel zu schaffen machten, die in Palästina eingedrungenen Israeliten sind, ist immer noch zweifelhaft. Wahrscheinlich bilden die Israeliten nur eine kleine Abteilung der umfassenderen Stammgruppe der Chabiru.

Der König Amenophis IV. wollte eine religiöse Reformation einführen. Er verließ das polytheistische Theben und baute sich in der Nähe des heutigen Tell-el-Amarna in Mittelägypten seine neue Residenz, nannte sich Echunaten, d. h. Geist oder Inkarnation des Aten, der Sonnenscheibe, und errichtete den Tempel in El-Amarna, wo er die Priester des Amon, des Osiris und der übrigen Götter absetzte und nur den einen Gott im Symbol der Sonnenscheibe verehren ließ. In seiner Residenz hat man jene schon genannten keilschriftlichen Berichte der Statthalter in Vorderasien gefunden. Leider sind die Denkmäler dieser Zeit vielfach verstümmelt worden, und unter Horemheb, dem letzten König der 18. Dynastie, wurde die Ketzerei des Amenophis gründlich ausgerottet, die halbvollendete Sonnenstadt zerstört, die altägyptischen Gebräuche wiederhergestellt, ja selbst Name und Bild jenes Königs und seiner nächsten Nachfolger möglichst vertilgt. In Syrien machten jetzt die Hetiter den Ägyptern viel zu schaffen. Ramses II., 1180 bis 1150 v. Chr., der in seiner langen Regierung die Hetiter mit ihren Verbündeten besiegte, führte großartige Tempelbauten auf, sowohl in Oberägypten als auch im Nildelta, wo er gerne in Zoan (Tanis) weilte. Dort ließ er auch die Vorratsstädte Ramses und Pithom-Sukkot durch semitische Fronarbeiter, unter welchen eine Papyrusrolle auch die Apriu nennt, was man auf Ebräer deutet. Um das Jahr 1081 wurde der letzte Ramses vom Oberpriester von Theben abgesetzt. Ihm folgten mit der 21. Dynastie die Herrscher von Tanis. Scheschonk I. unterwarf sich für kurze Zeit Palästina und eroberte Jerusalem. Mit der 26. Dynastie — Asarhaddon hatte 670 Ägypten er-

obert — leuchtete Ägyptens Kultur und Macht noch einmal auf, Psammetich von Sais gewann die Herrschaft und zahlreiche Juden wanderten aus nach Ägypten. Sein Sohn Necho wurde 605 v. Chr. bei Karkemisch geschlagen und 525 v. Chr. machte der Perserkönig Kambyses der Selbständigkeit des Reiches ein Ende. Vorher weilte der Prophet Jeremia in Ägypten, wo die Juden in Migdol, Daphne, Memphis und Oberägypten sich angesiedelt hatten. Ein Tempel des Jahu wurde von Kambyses verschont. Mit Alexander dem Großen und den Ptolemäern beginnt die hellenistische Kultur in Ägypten, die aber altägyptische Formen auch in den Denkmälern beibehält, bis das Christentum und später der Islam sie in den Staub sinken läßt.

Wir haben bereits gesehen, wie in uralter Zeit jede Stadt in Ägypten ihren Schutzgott besaß. Auch hier traten die Götter mit der Zeit zusammen und bildeten das ägyptische Pantheon. Dazu gesellten sich die Personifikationen bestimmter Naturerscheinungen. „Im späteren Memphis verehrte man den Gott Ptah, dem seine Gläubigen zuschrieben, er habe das Ei, aus dem die Welt entstanden ist, als Töpfer auf seiner Scheibe gedreht. Manche dieser Götter sind nichts anderes als die großen dämonischen Wesen, die in diesen Städten hausen. Viele zeigen sich ihren Gläubigen auch in irgendeinem Gegenstand, in dem sie wohnen. Am häufigsten geschieht dies in einem Tiere. So manifestiert sich der Ptah in dem Apis genannten Stiere, der Amon in einem Widder, der Sobk des Faijum in einem Krokodil.[3] Der weitverbreitete Tierdienst ist eine besondere Eigentümlichkeit der ägyptischen Religion. Da die Quellen, die uns über die Verehrung der Tiere berichten, außerordentlich spärlich sind, war es den Ägyptologen bis jetzt nicht möglich, das Wesen dieses Tierdienstes endgültig festzulegen. Die einen sehen darin einen Überreste des Fetischismus oder des Totemismus, andere eine Symbolik der Naturkräfte. Wir wissen auch nicht, ob diese Symbolik erst von den Priestern konstruiert wurde, weil der Tierdienst im Volke vorhanden war oder ob sie ursprünglich ist. „In den späteren Entwicklungsphasen der ägyptischen Religion kam dann eine kolossale Überwucherung des Tier-

dienstes, indem nicht nur einige, sondern alle Individuen gewisser Tiergattungen als heilig angesehen wurden. Manche Tiere wurden allgemein oder ziemlich allgemein verehrt wie der Falke und die Katze; andere waren nur in einzelnen Gauen in Ehren gehalten, während sie in andern verhaßt waren, wie das Krokodil und der Hippopotamus; Tausende von Tiermumien hat man an verschiedenen Orten gefunden: Krokodile, Katzen, Schwalben, Ichneumone usw. Die Ehrfurcht vor ihnen wurde bis zur äußersten Konsequenz getrieben; sie wurden im Leben gefüttert und gepflegt und nach dem Tode einbalsamiert und begraben. Zum Teil verdanken diese Tiergattungen ihre Heiligkeit den Göttern oder Göttinnen, die ihren Sitz in einem Exemplar derselben genommen. Wie weit diese Verehrung ganzer Tiergattungen getrieben wurde, können wir nicht ersehen, in einzelnen Fällen können wir jedoch feststellen, daß der schlichte Mann eine Schlange, eine Gans oder eine Katze anbetete, wahrscheinlich wie der Neger seinen Fetisch anbetet."[4]

Es handelt sich also in Ägypten nicht nur um Abbildung von Göttern mit Tierköpfen, sondern um wirkliche Verehrung lebender Tiere. Am bekanntesten ist der Apisdienst in Memphis. Der Stier, welcher unter dem Namen hapi verehrt wurde, war nach dem Glauben der Ägypter von einer durch einen Mondstrahl befruchteten Kuh geworfen. Er mußte nach Herodot und Diodor von schwarzer Farbe sein, aber mit einem weißen Fleck auf der Stirne, einem adlerartigen Flecken auf dem Rücken, zweifarbigen Haaren am Schwanz und einem käferförmigen Wulst unter der Zunge. Hatte man ein entsprechendes Exemplar gefunden, so wurde der Stier zuerst auf 40 Tage nach Nilopolis geführt, wo er auch für die Weiber zugänglich war, die ihn nachher nicht mehr sehen durften. Dann wurde er auf einem Boot in einem vergoldeten Gehäuse nach Memphis in den Tempel des Ptah gebracht. Dort wurde er aufs beste verpflegt und von angesehenen Männern gefüttert. Man schmückte seine Lagerstätte aufs schönste und gesellte ihm die stattlichsten Kühe bei. Auch an Salben und Weihrauch ließ man es nicht fehlen. Starb er, so trauerte das ganze Land, bis ein neuer Apis ge-

funden war. Die Apisleichen wurden im Serapeion in der Nähe des heutigen Sakkara beigesetzt, wo man in unterirdischen Gängen die gewaltigen Sarkophage wieder aufgefunden hat, einen der ältesten aus der Zeit Ramses II. Der Apis wird auch mit der Sonnenscheibe zwischen den Hörnern und mit der Uräusschlange abgebildet. Die Seele des Osiris soll bei seinem Sterben in den Apis übergegangen sein. Die sehr giftige Uräusschlange wurde in den Tempeln gefüttert und mit den Kindern der Priester großgezogen.

Eine Art Doppelgänger hatte der Apis in dem Mnevis in On und in dem Omephis in Hermonthis. Dieselbe Idee der Zeugungskraft, vielleicht auch der Segen der Viehzucht, wird verehrt in dem Bock oder Widder zu Mendes und in dem Widder zu Theben. Der weiße Vogel Ibis verzehrt nicht nur das Ungeziefer am Nil, sondern erscheint jedesmal, wenn der Strom steigt, ist daher ein guter Bote und war dem Thot, dem Gott des Zeitmaßes und der Schriftzeichen, heilig. Der Vogel Bennu, eine Art Reiher mit zwei langen Federn, wurde besonders in On verehrt als Seele des Osiris. Einige Forscher vermuteten in ihm den Phönix der Griechen, weil von ihm gesagt wurde, daß er aus der Asche wieder auferstehe. Auf den Denkmälern erscheint er als Symbol der wiederaufgehenden Sonne. Der Sperber gehört als siegreich auffliegendes Tier dem Gott Horus an. Der Scarabäus, ein Ägypten eigentümlicher Käfer, galt als Repräsentant der Urzeugung, da man glaubte, er pflanze sich ohne Weibchen fort. Er ist dem Ptah heilig und erscheint häufig auf Denkmälern. Die Katze ist als Kater dem Sonnengott Râ oder Rê, als weibliche seiner Tochter Bast heilig. Die Reinlichkeit des Tieres und die Veränderung seiner Pupillen nach dem Grade des Lichts scheint den Anlaß gegeben zu haben, daß man es dem Sonnengott beigab. Man hat in vielen Städten Katzenmumien gefunden. Das Krokodil wurde nur in gewissen Landesteilen verehrt, während man es sonst verfolgte. Es war dem Gott Sebek heilig, in Arsinoe, südlich von Theben, und am Mörissee. Von den Schlangen wurden besonders unschädliche verehrt. Ihrer Häutung schrieb man Heilkraft zu. Ein böser Dämon dagegen ist die Schlange

Apep, in welcher die Finsternis, schädliche Dünste und das verderbliche Meerwasser dargestellt werden. Der Schakal hat als Anupu (Anubis) die Toten zu geleiten.

Wir werden nicht irregehen, wenn wir auch für Ägypten neben Tierdienst und Polytheismus, Dämonen- und Schutzgeisterverehrung eine reinere und höhere Gottesvorstellung mit monotheistischer Tendenz schon für die ältesten Zeiten anerkennen. Sie ist nicht ein Ergebnis der Entwicklung, sondern mutet uns eher an wie ein Erbgut aus uralter Zeit, das wir bei den Primitiven schon kennen gelernt haben. Immer wieder bricht es hervor und will sich Geltung verschaffen und stets wird es wieder bekämpft und zurückgedrängt. Das bezeugt auch der Ägyptologe Brugsch, wenn er sagt: „Es ist eine schon längst erkannte und durch eine Menge von Beispielen erwiesene Tatsache, daß in den ägyptischen Inschriften häufig mitten in dem Gewirr der mythologischen Redensarten das entsprechende Wort für Gott in Verbindungen erscheint, welche ihrem ganzen Zusammenhange nach jede Vorstellung und Erinnerung an ein mythologisches Wesen vollständig ausschließen. Die zahllosen Fälle, in welchen mit aller Klarheit und Deutlichkeit des Verständnisses der Ägypter von Gott spricht oder sich an Gott wendet, erwecken den Glauben, als sei bereits in den frühesten Zeiten der ägyptischen Geschichte der eine, namenlose, unerfaßliche, ewige Gott in seiner höchsten Reinheit von den Bewohnern des Niltales bekannt und verehrt worden. In einer der ältesten Handschriften (siehe oben!), vielleicht der ältesten (?), welche die Welt aufzuweisen hat, finden sich Sprüche der Weisheit und Regeln der Lebensklugheit verzeichnet, als deren Urheber der Prinz Ptahhotep aufgeführt erscheint. Von allem mythischen Wesen entkleidet erscheint das höchste Wesen darin in beinahe christlichem Lichte als der Schöpfer aller Dinge im Himmel und auf Erden, als Lenker und Führer des Menschen auf seiner irdischen Laufbahn, als Erhalter und Fürsorger aller Kreatur und als Belohner des Gerechten und Strafer des Sünders.“[5] Von den Sprüchen dieses Ptahhotep führt Brugsch an: „Wenn du groß geworden bist, nach-

dem du gering warst, und wenn du dir Güter geschaffen hast, nachdem du darbtest, und darum der Erste geworden bist in der Stadt, und dir die Einsicht erstanden ist von dem Schicksal, das dir früher beschieden war, so sei nicht hochmütig ob des Reichtums, der dir geworden ist, denn der Urheber der Fülle ist Gott. — Zu gehorchen, das heißt Gott lieben, nicht gehorchen, Gott hassen." — Aus den Inschriften teilt derselbe Forscher mit: „Gott ist der Eine, der alles gemacht hat." — „Gott ist einzig und allein und kein anderer neben ihm." — „Gott ist ein Geist," — „ein verborgener Geist," — „der große Geist von Ägypten," — „Gott ist der Ewige," — „Gott ist verborgen und seine Gestalt hat niemand erkannt." — „Gott ist die Wahrheit, — er lebt durch die Wahrheit." — „Gott ist das Leben und man lebt nur durch ihn." — „Gott ist Vater und Mutter, — Vater der Väter und Mutter der Mütter." — „Gott erzeugt und ist nicht erzeugt, er gebiert und ist nicht geboren, — er erzeugt sich und gebiert sich selbst, — er erschafft und ist nicht erschaffen." — „Gott ist der Vater der Götter, — der Urvater aller Gottheiten." — „Der Himmel ruht auf seinem Haupte und die Erde trägt seine Füße." — „Der Himmel birgt seinen Geist, die Erde seine Gestalt und die Tiefe verschließt sein Geheimnis." — „Gott ist barmherzig gegen seine Verehrer." — „Er erhört den, welcher ihn anruft."[6]

Aber auch pantheistische Elemente fehlen nicht und man bekommt den Eindruck, daß der Monotheismus allmählich in Pantheismus übergehe. So sagt Brugsch über den Gottesnamen Nutr: „Er bezeichnete die tätige Kraft, welche in periodischer Wiederkehr die Dinge erzeugt und erschafft, ihnen neues Leben verleiht und die Jugendfrische zurückgibt. Der Inbegriff dieses Wortes deckt sich daher vollständig mit der ursprünglichen Bedeutung des griechischen physis und des lateinischen natura." — „Die vorstehende Blumenlese, welche die Inschriften um ein Erhebliches zu vermehren gestatten, wird jedem unbefangenen Leser die klaren und verständlichen Beweise liefern, daß die Ägypter zwar die Einheit eines geistigen und ewigen Wesens anerkannten, das von Anfang an bestand und die endliche

Schöpfung durch seinen Willen und sein Wort in das Leben rief, daß sie aber nach vollbrachter Schöpfung dieses Wesen als eine Weltseele in die Welt versetzten und alle Teile derselben, d. h. die Glieder des kosmischen Leibes, durchdringen ließen. Die schaffende und erhaltende Kraft dieser Weltseele löste sich in eine Reihe von Emanationen höherer und niederer Grade auf, welche als die Götter bezeichnet wurden und den eigentlichen Inhalt der Mythologie in sich faßten."[7] Immerhin ist der Pantheismus von den ägyptischen Priestern nicht so bis in die letzten Konsequenzen verfolgt worden, wie von den indischen.

Wenden wir uns nun den altägyptischen religiösen Lehrsystemen zu, wie sie in Ägypten von Anfang an nebeneinander bestanden haben. Besonders zwei sind für die spätere Zeit von besonderer Bedeutung: die Weltenlehre von On und die Totenlehre von Ded-Busiris, welch letztere der ägyptischen Religion den Charakter einer Totenreligion gegeben hat. Obwohl sich die Priester und Vornehmen in Ägypten zu esoterischen Tempelgemeinschaften zusammenschlossen und die Religion als Geheimlehre pflegten, ist es doch unmöglich, Volksreligion und Priestertheologie auseinanderzuhalten, da beides von Anfang an aufs engste verquickt erscheint. Es ist uns auch nicht möglich, das Astralsystem der Ägypter lückenlos wiederzugeben; aber ihre Geheimlehre knüpft überall am Sonnenkultus an und das Weltbild des alten Orients wird vorausgesetzt, jedoch in dem Sinne, daß Ägypten als Unterweltsland galt im Gegensatz zum Euphratland als Oberweltsgebiet. Alfred Jeremias weist darauf hin, wie die ägyptischen Priester demgemäß ihr Land den 42 Totenrichtern entsprechend in 42 Gaue einteilen. „Da nach der Lehre der Entsprechung der Teil auch das Ganze repräsentieren kann, konnte Ägypten im Sinne der kosmischen Geographie wiederum auch den gesamten Kosmos darstellen. Oberägypten entspricht dann der Unterwelt, Unterägypten der Oberwelt. Die Könige des Gesamtlandes heißen deshalb Horus und Set und tragen die Doppelkrone, von denen die eine, die rote, die Herrschaft über den Unterweltsteil symbolisiert."[7]

Unter den Naturerscheinungen, welche zu Göttern personifiziert wurden, tritt vor allem die Sonne hervor. Lepsius wollte im Sonnenkultus den frühesten Kern und das Gemeinsame des ägyptischen Götterglaubens erkennen, so daß der Sonnengott Rê der Nationalgott Ägyptens wäre. Aber daß in der Sonnenstadt Heliopolis, dem biblischen On oder An der Sonnengott mit einem andern Namen genannt wird: Tum oder Atum, deutet nicht auf einen ursprünglich gemeinsamen Sonnendienst. — Mond und Sterne werden auch in der Volksreligion in Verbindung mit mythologischen Göttergestalten gebracht, aber sie treten in der Verehrung weniger hervor als der Nilstrom, dessen Überschwemmungen Ägypten befruchten, der als Hâpi göttlich verehrt wird, und der in dem volkstümlichen Osirismythus mit der wiederkehrenden Frühlingssonne verbunden wird. In On wurde die Sonnenreligion in ein priesterliches Lehrsystem gebracht und mit der fünften Dynastie Reichsreligion von Ägypten. Steindorff sagt: „Fast alle religiösen Feste tragen den geistigen Stempel der Priesterschaft von On und man kann wohl sagen, daß überhaupt der größte Teil der ägyptischen Religionsliteratur dort geschaffen oder wenigstens redigiert worden ist.“ Dem Volke wurde die Geheimlehre der Priester in mythischen Erzählungen und in Festspielen dargeboten. Der aus dem Urwasser oder Atum hervorgegangene Rê erzeugt aus sich die Welt, indem er Schu und Tefuet emaniert, welche beide die Geschwistergatten Keb und Nut hervorbringen. Die im Urwasser zur Zeugung verschlungen liegenden Gatten, der Erdgott Keb und die Himmelsgöttin Nut, werden von Schu getrennt, wodurch in Raum und Zeit die sinnlich wahrnehmbare Welt entsteht. Später wurde der Osirismythus, der zum Teil auf Memphis zurückgeht, in die Lehre von On hineinbezogen. Der Sonnenkörper selbst wird nicht Rê genannt, sondern die Sonne ist das Auge des Rê. Abgebildet wird der Gott als männliche Gestalt mit einem Sperberkopf, über welchem die Sonnenscheibe steht, von der Uräusschlange umwunden, dem Symbol der königlichen Macht. Er kämpft täglich mit der Wolkenschlange, Apep, scheint abends von der Finsternis überwunden zu sein, geht

aber morgens triumphierend wieder auf. Seine Verehrung läßt sich auf den ältesten Denkmälern nachweisen. Rê-Tum, die Abendsonne, wird als Greis, auf einen Stab gestützt, abgebildet, während Hor die Morgensonne als Kind mit dem Finger im Munde darstellt und Rê die königliche Sonne des Mittags, Chnum die nördliche, unter der Erde weilende Sonne. Aber auch andere Kombinationen kommen vor.

Mit der Sonne steht auch in Verbindung der nie mit einem Tierkopf abgebildete Osiris (ägyptisch Hesiri) mit seiner Gattin Isis (ägyptisch Usit) und seinem vorhin genannten Sohne Horos (Hor). Plutarch hat die Sage von Osiris und Isis in einer späteren Form dargestellt, in welcher sie auf den Denkmälern bis jetzt nicht gefunden wurde. Aber ihr Kern, der die Kreislauflehre symbolisiert, stimmt mit den Pyramidentexten überein. Osiris hat mit Isis über Ägypten geherrscht im goldenen Zeitalter. Er hat im Niltal Dämme und Kanäle gebaut, den Ackerbau eingeführt, durch Musik und Belehrung die gute Gesinnung im Volke gefördert und zu seiner Wohlfahrt auf alle Weise beigetragen. Seine Gemahlin Isis war zugleich seine Schwester. Sie waren Kinder des Keb, des männlichen Erdgottes, und der Nut, des sternbesäten Himmelsgewölbes. Aber er hatte einen entarteten Bruder, Set, von den Griechen Thyphon genannt. Derselbe verschwur sich gegen ihn mit 72 Genossen, verlockte ihn bei einem frohen Gastmahl, sich in eine Lade zu legen, schloß dieselbe zu und trug sie in den Nil hinaus, von wo sie durch die tanitische Nilmündung ins Meer hinausschwamm. Isis zog klagend im Lande umher und suchte den Leichnam ihres Gatten, bis sie ihn in Byblus in Phönizien fand. Während sie aber zu ihrem in Buto in Sicherheit aufwachsenden Sohn Horos reiste, fand Set den Leichnam seines Bruders, zerstückte ihn und warf die Teile in den Nil. Isis suchte sie zusammen und fand sie bis auf das männliche Glied, welches die Fische verschlungen hatten. Wo sie ein Glied fand, da setzte sie ein Denkmal; daher die zahlreichen Osirisgräber in Ägypten. Unterdessen erschien der verstorbene Osiris seinem Sohne Horos und forderte ihn zum Rachekampf auf. Derselbe besiegte den Set und lieferte ihn gefesselt seiner Mutter

aus. Als diese ihn wieder frei ließ, zürnte Horos so sehr, daß er seiner Mutter das Diadem vom Kopf riß, worauf ihr der Gott Thot (Hermes) den Kuhkopf aufsetzte. Set wurde in zwei Schlachten geschlagen und nach Vorderasien verjagt (Vertreibung der Hyksos). Osiris aber beherrscht nun die Unterwelt als König. Er spielt in der Totenreligion von Abydos und Ded-Busiris die Hauptrolle. Wir werden später darauf zurückkommen.

Der Osirismythus berührt sich mit dem babylonischen Tammuz- und dem phönizischen Adonismythus als eine Darstellung der Jahreszeiten, hängt aber in Ägypten mit den Nilüberschwemmungen und mit historischen Erinnerungen zusammen. Den Hor als Sohn des Osiris halten manche Forscher für einen andern als den altägyptischen Himmelsgott Har-em-achuti oder Hor der beiden Horizonte, den Harmachis der Griechen, welchen der große Sphinx bei den Pyramiden von Gizeh (Dschiseh) darstellen soll, die Sonne, welche ihren täglichen Weg vom östlichen zum westlichen Horizont zurücklegt. In späterer Zeit sind jedenfalls die beiden Horoskulte zusammengeflossen.

Der Gott von Memphis, Ptah, hat wohl durch die Bedeutung der Stadt seine hohe Stellung unter den Göttern bekommen. Er ist der Feuergott, von den Griechen Hephästos genannt, eine unförmliche Gestalt, der schöpferische Anfänger der Welt, Vater der Väter und der Götter. Er hat mit dem Hammer das Weltenei zerschlagen, dessen Schalen Himmel und Erde sind. In der theologischen pantheistischen Spekulation ist es die aus dem feuchten Urgrund aller Dinge, Nut (Nun), hervorgegangene schöpferische Kraft.

Chnum oder Kneph, mit seitwärts stehenden, nicht abwärts gekrümmten Widderhörnern, und Min oder Chem, von den Griechen Pan genannt, sind Götter der männlichen Zeugungskraft: Mut oder Buto, der die Spitzmaus heilig war und die an der sebenytischen Nilmündung wie in Theben ihr Heiligtum hatte, Neit oder Nit in Sais und Hathar in Denderah und Memphis waren besondere Schutzgöttinnen der Mütter auch in späteren Zeiten.

Wie Ptah in Memphis, so gelangte nach der Vertreibung

der Hyksos Amon, der Gott von Theben, zum größten Ansehen, weil Theben die Hauptstadt eines einheitlichen ägyptischen Reiches wurde. Die Gottheit der Hyksos wurde von den Ägyptern mit Set identifiziert. So wurde Amon, der Stadt- und Schutzgott von Theben, der schon im mittleren Reich als Amon-Rê Verehrung fand, zum Reichsgott von Ägypten. „Die religionspolitische Lehre der Priester von Theben ist der der Priester von Babylon eng verwandt. Amon-Rê ist der ‚Stier von Heliopolis', wie Marduk der Stier von Babylon."[7] Wie Marduk die Tiamat, so besiegt er Apophis. Er ist der Ernährer und Erhalter aller Wesen, baut als Demiurg die Welt auf. „Muster aller Götter, Herr der Menschen, der Vater der Götter, der die Menschen machte und die Tiere schuf, der Herr dessen, was da ist, der den Lebensbaum schafft, der das Kraut macht und die Fruchtbäume, der das Vieh ernährt, der schafft, wovon die Fische im Strome leben und die Vögel unter dem Himmel." ... „Preis dir, der den Himmel erhob und die Erde (gründete); ... Atum, der die Menschen schuf, der ihre Art (?) erhebt und ihr Leben macht, der ihre Farbe unterscheidet, einen vom andern ... die Menschen kamen aus seinen Augen und die Götter entstanden aus seinem Munde" (Hymnus der 20. Dynastie aus Kairo).[9] Der König ist Amons Sohn und fordert für sich göttliche Verehrung. Amon war auch der große göttliche Kriegsherr und Sieger; als Weltengott wurde er Amon-Rê genannt und war verkörpert im heiligen Widder. Seine Gattin war die Muttergöttin Nut und Chons, der Mondgott war sein Sohn. Nut ist die Herrin des Himmels und der Sternenwelt. Ramses III. ließ Bauarbeiten an 65 Tempeln des Amon-Rê ausführen, worunter 9 im Ausland. Bekannt ist der Amonstempel auf der Oase in der libyschen Wüste, zu welchem Alexander d. Gr. wallfahrtete.

Neben die Trias, Osiris, Isis, Horos oder Amon, Nut und Chons tritt auch etwa eine Ordnung von neun Gottheiten, indem man einen Lokalgott an die Spitze stellt und ihm acht andere beigesellt. Oft sind es auch bloß acht Götter, wahrscheinlich stammt diese Neunheit, wie der französische Ägyptologe Maspero nachzuweisen sucht, ursprünglich aus Helio-

polis, wo vier Götterpaare mit einem Anführer die Weltschöpfung und Weltordnung darstellen.

Schon unter Amenophis III., der mit einer babylonischen Prinzessin verheiratet war, machte sich eine neue Sonnenlehre bemerkbar. Sein Sohn Amenophis IV. machte im Gegensatz zur Priesterschaft den Sonnengott in seiner Erscheinung als Sonnenscheibe (Aten) zur alleinigen Gottheit, indem er auf die alte Lehre von On zurückgriff. Aus dieser Zeit stammt der berühmte Sonnen-Hymnus, der die Sonne als Herrin der leuchtenden Natur preist. Auf den Bildern wird die Sonne dargestellt, wie sie dem König und der Königin das Lebenszeichen reicht. Hinter dem kultischen Monotheismus in der Lehre von der Sonnenscheibe (Aten) „verbirgt sich ein monistischer Pantheismus." Alle Naturerscheinungen werden durch den Willen und das Walten der einen Gottheit verursacht. Aber mit der auf wissenschaftlichem Eindringen in die Naturerscheinungen ruhenden Erkenntnis verbindet sich eine mystische Frömmigkeit, die sich eins mit der Gottheit fühlt.

Im Gegensatz zu andern Völkern stellten sich die Ägypter den Himmel als weiblich, die Erde als männlich vor, den Himmel (Nut) als ein über die Erde gebeugtes Weib, das sich mit Händen und Füßen auf dieselbe stützt. Nach andern war der Himmel eine Kuh, die Göttin Hathor. — „Der Lokalgott wurde überall von seinen Verehrern als Schöpfer der Welt angesehen und der Schöpfungsakt je nach dem besonderen Charakter des Gottes verschieden gedacht. Chnum im Kataraktengebiet wurde als Töpfer vorgestellt, der auf seiner Töpferscheibe das Weltei geformt hat, aus welchem alles entstand. Ptah in Memphis hat als Handwerker oder Künstler die Welt gebaut. Neit in Sais war die große Weberin und wurde in dieser Eigenschaft als kosmogonische Gottheit aufgefaßt."[10] Wie nach einem Schöpfungsmythus der Priester zu On alles Leben aus dem Urwasser hervorging, haben wir bereits erwähnt. Wieder ein anderes Weltschöpfungsbild fand sich in Hermonthis, der Stadt des Thot, des schriftkundigen Gottes, des großen Zauberers. Die acht Gottheiten, welche mit ihm zusammenhängen, sind ganz abstrakte Wesen, und es ist schwierig, ihre Bedeutung

anzugeben. Sie werden zuweilen zu einem Kollektivwesen Chnum, der Achter, zusammengefaßt.[11]

Wir haben schon verschiedentlich auf die Totenlehre der Ägypter hingewiesen. Die Vorstellung vom Leben nach dem Tode bildet einen wichtigen Bestandteil in der Religion der alten Ägypter. Dem Kultus, welcher auf dieser eigenartigen Totenlehre beruhte, verdanken wir hauptsächlich die Erhaltung der ägyptischen Denkmäler bis auf unsere Zeit, denn es sind vorzugsweise Grabstätten mit Mumien, Bildern, Inschriften, den Toten mitgegebenen Papyrusrollen, was man aufgefunden hat. Die ägyptischen Städte lagen meistens auf der Ostseite des Nils. Aber auf der Seite, wo die Sonne untergeht, sollten die Toten ihre Wanderung ins Jenseits antreten. Daher wurden die Leichen der Könige und der Reichen, welche sich eine großartige Bestattung erlauben konnten, in einem Schiff über den Nil hinübergeführt und auf der Westseite an einer Stelle beigesetzt, welche den Nilüberschwemmungen nicht ausgesetzt war. Der ältesten Hauptstadt des Reiches, Memphis, lag kein Gebirge gegenüber, in dessen Felsen man die Gräber hätte einhauen können. Daher wurden die kolossalen Pyramiden aufgeführt, welche in ihren kleinen Grabkammern die Mumien der alten Könige vor Zerstörung bewahren sollten. Die Privatgräber aus derselben Zeit, die Mastabas, bestanden gewöhnlich aus drei Teilen: einem Vorzimmer, mit Inschriften geziert und mit einem Opfertisch versehen. Dieser Raum war allen zugänglich. Daneben war in der Regel ein kleiner Raum, nur durch ein kleines Loch mit dem Vorzimmer verbunden, mit den Statuen des Verstorbenen. Endlich führte ein gut versteckter und unzugänglich gemachter Gang zu der Sargkammer, welche tief unter der Erde ausgehauen war. Das Mobiliar der Toten scheint in dieser Zeit noch nicht so groß gewesen zu sein wie später: ein paar Wasserkrüge, einige Statuetten von Dienern und Dienerinnen und eine oder mehrere Statuen der Verstorbenen. Für das mittlere Reich sind besonders die Gräber bei Beni-Hasan typisch. Sie sind in Felsen eingebaut. Mit ungeheurem Fleiß sind große Galerien ausgehauen; aber der Grundsatz, einen gut versteckten, unzugänglichen Raum für

die Mumie und einen zugänglichen für den Totendienst zu schaffen, ist auch hier durchgeführt. Aus dem neuen Reich kennen wir am besten die reich ausgeschmückten thebanischen Gräber. Das Totenmobiliar wurde jetzt reicher: Stühle, Betten, Waffen, Papyrus usw. wurden dem Toten mitgegeben. Schon im mittleren Reich gehörte zu einer vollständigen Grabesausstattung ein kleines Schiff mit voller Bemannung von Holzpuppen. Die Königsgräber der großen thebanischen Zeit sind in einem schwer zugänglichen Tal der libyschen Bergkette gelegen. Sie bestehen aus langen, in Zimmer abgeteilten Galerien, die sich tief in den Berg hinein erstrecken und mit Bildern und Inschriften reich geschmückt sind. Einen Einblick in das Grab eines Königs gewährt das am 29. November 1922 geöffnete Grabmal des Tut-anch-Amon der 18. Dynastie, gestorben 1350 v. Chr., das noch völlig unberührt war. Im ersten Raume fand man längs der Wand drei Bahren in Gestalt von zwei Tieren der Unterwelt, zwei Löwen, zwei Kühe mit der Sonnenscheibe zwischen den Hörnern und zwei Nilpferde mit geöffnetem Rachen und einer Zunge aus rotgefärbtem Elfenbein. Auf den Bahren, die wohl einst die Mumie des Königs getragen hatten, lagen Betten mit Schnitzereien und vergoldeter Lederpressung geschmückt, schön gearbeitete Stühle, Vasen von Alabaster, wunderbare Truhen und Kästen, auf den Sesseln Darstellungen des Königs und der Königin, wie sie zur Sonne beten, dazu Säcke mit Lebensmitteln, gebratenes Geflügel und Antilopenkeulen zur Wegzehrung. An der Wand gegenüber befanden sich vier ägyptische Wagen, aber weitaus das wertvollste waren zwei lebensgroße Statuen des Tut-anch-Amon im königlichen Ornat. Noch ist man eifrig damit beschäftigt, den Inhalt der Grabräume im Einzelnen zu beschreiben und zu bestimmen. An den vier Ecken des dritten Raumes schwebte je eine Göttin mit ausgebreiteten Flügeln, ferner stand da eine Statue des Königs auf zwei schwarzen Panthern, lag ein Wedel mit Straußenfedern und die Figur eines schwarzen Hundes. Im Innern des letzten Raumes prangte der reich mit Gold verzierte mehrteilige Sarkophag des Königs, der mit seinem kunstvoll gearbeiteten ganzen Lebenshaushalt hier beigesetzt worden war.

Natürlich konnten nur wenige die Kosten für ein selbständiges Felsengrab und für die vollständige Einbalsamierung bestreiten. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß das Fortleben nach dem Tode, sofern es nach dem Glauben der Ägypter von diesen Vorkehrungen abhängig war, ein Privilegium der Reichen bildete. Die Leichen der Ärmeren wurden in Natron gelegt, dann einfach in ein Tuch gehüllt und im sandigen Boden verscharrt. Andere fanden einen Platz in einem alten Grabe. In der thebanischen Totenstadt befanden sich auch Gemeingräber, in welchen sich die Ärmeren einen Platz kaufen konnten.[12] In den ältesten Gräbern liegt der Tote auf der linken Seite in der Lage eines Kindes vor seiner Geburt. Der Körper ist durch Felle oder Matten zusammengehalten und das „Hockergrab" mit einer Steinplatte bedeckt.

Die Bestrebungen der Ägypter konzentrierten sich, wie alle Totengebräuche beweisen, auf die Erhaltung des Körpers. Die Einbalsamierung war ein verwickeltes Geschäft und wurde unter dem Hersagen eines besonderen Rituals ausgeführt. Die Eingeweide und die weichen Teile des Körpers wurden herausgenommen und in Krügen (Kanopen) aufbewahrt. Das Herz wurde durch einen steinernen Scarabäuskäfer ersetzt, der Körper mit Natron und Asphalt behandelt und mit Leinwandbinden ganz umwunden, zuweilen in zwei Särge gelegt. Die Fahrt des Leichenzugs über den Nil wird in mehreren Grabbildern dargestellt. Klageweiber und Priester sind im Gefolge. Die Begräbniszeremonien am Eingang des Grabes waren eine dramatische Darstellung der Zeremonien, durch welche Isis, Nephtys, Horos und Anubis den toten Osiris wieder ins Leben rufen. Unter der Leitung eines Vorlesepriesters wurde die Mumie oder die Statue des Verstorbenen gereinigt. Zwei Ochsen wurden geschlachtet, Mund und Auge der Mumie geöffnet, damit sie von den Opfergaben genießen könne, Schenkel und Herz der Opfertiere wurden ihr angeboten. Dann wurde die Mumie in die tiefe Grabkammer gebracht, und ein Festmahl in dem äußern Grabzimmer, bei welchem der Tote als Teilnehmer gedacht wurde, beschloß den Tag.[13]

Mit kindlichem Vertrauen hält der Ägypter daran fest, daß er nach dem Tode weiterlebt. Wie aber denkt er sich dieses Leben nach dem Tode? Es ist nicht leicht, sich ein deutliches Bild davon zu machen, da die Vorstellungen mit der Zeit sich geändert haben, die Ausdrücke dagegen vielfach gleich geblieben sind. Schon das Wesen des Menschen gibt uns mancherlei Rätsel auf. Der Mensch besteht nach dem Glauben der Ägypter aus dem Leib (Chet), der Seele (Ba), dem Namen (Ren) und dem Ka, den manche Forscher, ähnlich wie bei den Negern den Kra, als die Persönlichkeit, andere als den Schutzgeist bezeichnen. Der Ka, von dem schon vor der dritten Dynastie die Rede ist, scheint ein Geistwesen zu sein, das nicht an das Grab gebunden ist. Er wird abgebildet durch eine über dem Menschen stehende Figur, die ihre Oberarme quer und die Unterarme hoch emporhält. Der Ka ist schon vor der Geburt anwesend, tritt mit der Geburt in den Menschen ein, folgt ihm überall und wenn der Mensch stirbt, dann stirbt der Ka nicht notwendig mit ihm. Er kann im Grab fortleben und das Grab wird daher auch das Haus des Ka genannt. Um des Ka willen wird der Leichnam einbalsamiert. Für den Fall, daß die Mumie zerstört wird, können die Statuen, welche die Züge des Verstorbenen tragen, dem Ka als Sitz dienen. Ursprünglich war der Ka nur den Machthabern, den Göttern und Pharaonen eigen, erst später wird er auch gewöhnlichen Menschen und königlichen Gebäuden zugeschrieben. Man kann ihn also doch nicht ein bloßes Doppelwesen nennen. Nach Steindorff ist Ka kein ätherisches „anderes Ich", sondern ein schützender Genius, der mit dem Menschen geboren wird, ihm unsichtbar durch das Leben folgt und seine Fürsorge für ihn auch nach dem Tode fortsetzt. Oft erscheint Ka geradezu als Gottheit. In den Tempeln zu Der el-Behri und Luksor ist abgebildet, wie der königliche Ka vor dem Königskind geboren wird. Sterben heißt: „zu seinem Ka gehen"; so geht Osiris zu seinem Ka. Der Ka kann aber vor Hunger und Durst sterben oder aus dem Grab sich entfernen und die Nachkommen quälen. Er ist für seine Ernährung auf die Liebesgaben der Nachkommen angewiesen. Allein es ist auch für Ersatz

gesorgt. Das überall in den Gräbern aufbewahrte Gebet um Brot, Bier, Gänsebraten, Kleider und alle guten Sachen, von denen die Götter leben, tut auch für den Ka denselben Dienst wie die Opfer in natura. Das magische Wort schafft, was es sagt. Auch das an die Wände gemalte Mobiliar kann das wirkliche ersetzen und für die Erhaltung der Mumie wird durch Zaubersprüche gesorgt. Es sind beinahe unverständliche Sprüche, welche Schlangen, Skorpionen und andere schädliche Tiere abhalten sollen. Ka bedeutet die außerhalb des Menschen lebende, personifizierte übernatürliche Kraft oder „Mana", die einen Menschen groß und mächtig macht und ihm das Leben gibt, sei es hier oder nach dem Tode.[14]

Daß der Name des Verstorbenen an seiner Grabsäule und bei den Nachkommen erhalten blieb, wurde auch als wesentlich betrachtet für sein Fortleben. Die Seele (Ba) wurde ursprünglich als ein Vogel gedacht; der Ba war nicht an das Grab gebunden. Er hat Haupt und Arme wie ein Mensch. Ba ist die feinmaterielle Seele im Sinne primitiver Vorstellung, die der Speiseopfer bedarf, aber in der Fortdauer ihrer Existenz auf die Hilfe des Ka angewiesen ist. Die Seele kann sich aufschwingen und bei den Göttern wohnen. Aber auch andere Vorstellungen von der Himmelfahrt der Seele sind vorhanden. Infolge magischen Zaubers fliegt der Tote als Vogel, Käfer, Heuschrecke oder Mischwesen in die Totenwelt am Himmel oder wird von Opferrauch und Wind emporgetragen. In den Earugefilden darf der Mensch dem Osiris dienen, wie er auf Erden dem Pharao gedient hat. Er kann da pflügen und ernten, auf dem Strom segeln und unter schattigen Bäumen ruhen. Wie er die Totengefilde erreichen kann, wird nicht nur mit dem Bild des Vogels dargestellt, sondern auch als eine Überfahrt über ein Gewässer, die man sich erst durch kräftige Sprüche erkaufen muß. Nach der Darstellung in Heliopolis mußte der Tote in der Barke des Rê sein. Sie durchfuhr während der Nacht die Region der Finsternis, um am Morgen wieder im Osten zum Vorschein zu kommen.

Anders geartet als die Vorstellung von der Fahrt der Seele in das Sonnenland im Kahne des Rê ist die Vorstellung von der Fahrt in die unterirdische Totenwelt des Osiris.

Osiris, nach uralten Quellen ursprünglich der Gott des Weinstocks, wird im Anschluß an die babylonische Tammuzsage zum Repräsentanten des Weltkreislaufs. Da die Lehre vom Kreislauf mit Vorliebe mit den Mondphasen in Zusammenhang gebracht wird, spielt im Osiris-Mythus der Osiris-Mond im Gegensatz zur Osiris-Sonne eine Rolle.

Wie Osiris, dessen Schicksal oben geschildert wurde, so muß auch der Mensch durch Kampf und Leiden seine Verherrlichung erfahren. Er muß also geistig mit der Gottheit eins werden, ihr einverleibt werden. Man gibt ihm das Horusauge in den Mund oder sucht ihn durch Zauber der Gottheit teilhaftig zu machen. So nur teilt auch er das Geschick seines Gottes Osiris. Nun begibt sich der Abgeschiedene in die Mondbarke, um hinüberzufahren in die Unterwelt, wo während der irdischen Nacht die Sonne leuchtet. „Die Abgeschiedenen, die in den Höhlen sind, preisen die Sonne; ihre Augen öffnen sich, ihr Herz ist voll Wonne, wenn sie die Sonne sehen, es jauchzt, wenn ihr Leib über ihnen ist." Im Westen, dem Ort des Sonnenunterganges angekommen, besteigt der Verstorbene mit Hilfe eines Zauberspruches die Leiter des Osiris, die von den Göttern bewacht wird. Bewahrt ihn der Zauber vor dem Absturz, so darf er bis zur Spitze emporsteigen und durch die sich öffnenden Himmelstore eintreten, wenn nicht, so muß er durch den Nachttunnel an die Ostseite des Himmels fahren, wo die Götter geboren werden, und wo man wieder jung wird. Dort wohnen die Seligen an einem festen Ort bei den Unvergänglichen und essen vom Lebensbaum. „So wahr Osiris lebt, wird auch er leben, so wahr Osiris nicht gestorben ist, wird auch er nicht sterben, so wahr Osiris nicht vernichtet wird, wird auch er nicht vernichtet werden." Diese Vollendung galt anfänglich nur dem König, der Inkarnation der Gottheit, der gewöhnliche Mensch hatte mit Hindernissen zu kämpfen, mußte gefährliche Gewässer überschreiten, hoffte, daß Horus ihn mit den Krallen packen und übersetzen werde oder daß er auf Thot's Flügeln hinübergelange oder warte auf die vier Geister, die Kinder des Horus, mit ihren Fähren. Die meisten hofften auf den Fährmann „Hintersichschauer". Aber der Fährmann der

Earugefilde hilft nur den Gerechten und Reinen, die nichts Böses getan, den König nicht geschmäht und die Götter nicht mißhandelt haben. Über Schuld oder Unschuld entscheidet das Totengericht. Im 125. Kapitel des Totenbuchs, welches, auf Papyrus geschrieben, den Toten ins Grab mitgegeben wurde, ist eine Gerichtsszene vor Osiris abgebildet*. Wie beim Geschick des Osiris ist Set der Verleumder und Verkläger, Thot der Fürsprecher; Osiris selbst ist der Gerichtsherr. Der Tote wird von der Göttin der Wahrheit, Maât, eingeführt; seine Gattin folgt ihm. Anbetend erhebt er den rechten Arm. Sein Herz wird von Horus (mit dem Falkengesicht) und Anubis (mit dem Schakalkopf) auf der Wage gegen die Feder der Wahrheit gewogen, Thot (mit dem Ibiskopf) steht rechts davon und schreibt das Resultat auf einer Tafel auf. Jenseits der Wage sitzt ein Ungeheuer und bewacht den Ausgang; sein Hinterkörper ist der eines Flußpferdes, sein Vorderkörper der eines Löwen, mit dem Kopf eines Krokodils. Es soll den Schuldigen verschlingen, dessen Herz zu leicht befunden wird. Auf einer Lotusblume ruhen die vier Totengötter Amset, Hâpi, Duamutef und Kebehsenuf, im Hintergrund Osiris auf seinem Thron und 42 Richter. Der Tote muß die Namen der 42 Richter nennen und eine Art Unschuldsbeichte ablegen, worin er eine Reihe Sünden aufzählt, von denen er sich frei weiß, darunter die 42 Todsünden. Dann tritt er zur Wage zurück und spricht: „Mein Herz, welches das Herz meiner Mutter ist! Mein Herz, das ich hatte auf Erden! Erhebe dich nicht, um gegen mich zu zeugen. Sei nicht mein Widersacher im Kreise der Götter. Laß die Wage nicht gegen mich entscheiden vor dem großen Gott, dem Herrscher des Totenreiches." Nach dem Wiegen heißt es: „Laß ihn freimütig eintreten; er ist nicht zu leicht befunden in der Wagschale." — Dieses Bild beweist, daß die Ägypter an eine Vergeltung im Jenseits dachten; aber durch Zaubersprüche und Amulette wird das sittliche Element wieder abgeschwächt, diese sollen dem Toten die Seligkeit ohne weiteres verbürgen. Wer reich ist, darf der Seligkeit sicher sein.

* Abbildungen des Totengerichts sowie anderer ägyptischer und babylonischer Darstellungen enthält das Calwer Bibl. Handwörterbuch.

In den thebanischen Texten, welche die nächtliche Sonnenfahrt durch das Duat darstellen, kommt auch eine Hölle vor, wo die Verdammten aufs grausamste gepeinigt werden. Aber auch hier spielen die Zaubersprüche eine große Rolle, und die sittliche Wiedervergeltung scheint in Ägypten trotz einiger Ansätze doch nicht recht in den Volksglauben eingedrungen zu sein. Die Vereinigung der Verstorbenen mit den Göttern streift an das Pantheistische, doch nicht so weit, daß eine Auflösung in das All gelehrt wurde. — Der von Herodot behauptete Glaube der Ägypter an die Seelenwanderung läßt sich wohl kaum aufrechterhalten, wohl aber der Glaube an eine leibliche Auferstehung und eine Welterneuerung, eine Segenszeit nach dem Umsturz aller Dinge.

Trotz der ausgeprägten Totenverehrung waren die Ägypter im Grunde ein diesseitig gerichtetes und sehr lebensfrohes Volk und all ihr religiöser Eifer geht dahin, das glückliche Erdenleben über das Grab hinaus zu verlängern und im Jenseits noch zu erhöhen. Deshalb haben sie auch für ihre Religion so viel aufgewendet. Auch die vielen prächtigen Tempelbauten, welche uns wenigstens aus dem neuen Reich erhalten sind, bezeugen, daß die Ägypter im ganzen ein sehr religiöses Volk waren. Das Innerste eines ägyptischen Tempels war die kleine dunkle Kapelle, in welcher das Götterbild stand; vor derselben ein Säulensaal mit kleinen Fenstern unter dem Dach, die Decke mit Sternen geschmückt. Die Säulen waren stilisierte Pflanzenstengel, die aus dem Boden emporwuchsen. Durch einen großen Hof mit ringsum laufendem Säulengang kam man in den Saal. Rechts und links vom Eingangstor zum ganzen Gebäude standen zwei Türme mit Flaggenstangen, Kolossalstatuen und Obelisken. An dem Tempel des Amon-Rê in Karnak haben mehrere Könige bauen lassen, prächtige Alleen mit Sphinxen angelegt und den Tempel mit Nachbartempeln verbunden.

Der Priesterstand folgte im Rang unmittelbar nach dem König. In frühesten Zeiten war der König zugleich der Hohepriester und die Gaufürsten waren ohne Zweifel die Priester der Lokalgottheiten. Später schloß sich die Priesterschaft

mehr zusammen und gewann oft großen Einfluß im Reich. Doch konnte sie die Autorität des Königs nicht aufheben. Die Priester hatten die Götter mit Speise und Trank zu versehen, die Vorzeichen- und Sühnewissenschaft zu pflegen. Dazu gehörten auch Traumdeutung und Astrologie. Einfache Priester taten vielfach Schreiberdienste. Die Rituale waren zum Teil sehr ausführlich und die Zaubersprüche spielten wie bei den Toten, so auch bei den Lebenden eine große Rolle. Feste und Prozessionen waren häufig. Überhaupt wurde die Religion sehr ins Äußerliche gezogen. Aber immerhin zeichnen sich die Ägypter in bezug auf ihr sittliches Leben, auf die Stellung der Frau und in der Wertschätzung der häuslichen Tugenden vor den benachbarten asiatischen Völkern aus.

Zweiter Abschnitt

Die chinesische und japanische Volksreligion

1. Übersicht

Von Babylonien und Ägypten, deren Religionen längst zerfallen sind und nur noch in alten versunkenen Ruinen weiterleben, wenden wir unseren Blick in den fernen Osten. Dort, an der äußersten Grenze von Asien, finden wir zwei große Völker von mongolischer Rasse, welche sich ohne nachweisbare Berührung mit den Vorderasiaten zu einer hohen, selbständigen Kultur aufgeschwungen haben. Ihre Überlieferungen reichen weit zurück, jedoch nicht weiter als die babylonischen. Was an Schilderungen hinter 2300 v. Chr. zurückreicht, gehört der Sage an.

Die Chinesen sind das größte Volk der Erde, ihr „Land der Mitte" zählt 411,5 Millionen Einwohner in den 18 Provinzen des eigentlichen China. Ihnen verwandt sind die Annamesen, Siamesen, Tibetaner, Mongolen im engeren Sinn, Koreaner und Japaner; politisch mit China verbunden sind Chinesisch - Turkestan, die Mongolei und Mandschurei, die fast ganz von Chinesen bewohnt ist. Das Volk bildet auch in seinem Wesen eine Einheit und die Zahl aller Bewohner

des chinesischen Reiches erreicht nahezu 450 Millionen. Die Chinesen wollen von 100 Familien abstammen, welche zuerst am gelben Fluß sich niederließen und dann nach Süden ausbreiteten. Ihre großenteils glaubwürdige Geschichte reicht bis ins dritte Jahrtausend v. Chr. zurück. Die Annalen des Schu-king geben uns Kunde von dem uralten Reich des Yauu und Shun, das von Süden her durch die Miao bedrängt wird. Wahrscheinlich sind die Chinesen über Hochasien eingewandert und zu einer großen Nation geworden, welche manche Erfindungen vor den Europäern oder unabhängig von denselben gemacht und ihre nationale und religiöse Eigentümlichkeit Jahrtausende hindurch bewahrt hat. Auch die mongolische und die Mandschu-Herrschaft konnte das eigentümlich chinesische Wesen nicht verdrängen.

Obwohl Nord- und Südchinesen in ihrem Charakter und ihren Sitten mancherlei Unterschiede aufweisen — der Nordchinese ist nüchterner Verstandsmensch, konservativ und ordnungsliebend, der Südchinese romantisch veranlagt und eher unbotmäßig — treffen wir in Kultur und Lebensgewohnheiten eine auffallende Einheitlichkeit. Nach den großen Stromgebieten zerfällt das heutige China in drei Teile. 1. Das Gebiet des „gelben Stromes" Hoangho, wo der Boden bis zu 2000 Meter Höhe reiche Ernten an Hirse und Weizen liefert und andauernde Trockenheit furchtbare Hungersnöte verursacht, während in der großen östlichen Tiefebene die Überschwemmungen gewaltigen Schaden anrichten und der Fluß schon zum drittenmal sein Bett gewechselt hat. 2. Das Gebiet des Jangtsekiang mit mildem Klima, ein gesegnetes Land, wo Reis, Bambus, Tee, Maulbeerbäume, Baumwolle, Hanf, Indigo und Tabak gedeihen und noch heute der Mohn gepflanzt wird, der die Kraft des Volkes verzehrt. 3. Der „Westfluß" und die Südprovinzen, das Gebiet des Sikiang, reich an Mineralien mit prächtigen Bergen und zerklüfteter, malerischer Meeresküste, wo die Süßkartoffel gedeiht, der Pfirsich, die Aprikose und der Pflaumenbaum blühen und von den Dichtern besungen werden, wo Zuckerrohr und Ölpflanzen wachsen, doch nur selten zeigt sich die Fülle tropischer Vegetation.

Soweit die Geschichte zurückreicht, sind die Chinesen ein echtes Bauernvolk gewesen und sie sind es heute noch, dessen Kaiser in früheren Zeiten selbst zum Pflug griff und im Frühjahr die ersten Furchen zog. Einfache ländliche Sitten beherrschen Handel und Wandel, das ganze öffentliche Leben. Doch schon hält die moderne Industrie im Lande ihren Einzug, Eisenbahnen und Dampfschiffe reißen den Verkehr an sich, Großstädte erstehen und zerstören die ländliche Einfachheit und Stille, die Jahrtausende über diesem Lande gewaltet hat und ihm zum Segen geworden ist. Ein neuer Geist will die altbewährten Grundlagen der chinesischen Kultur zerstören.

Japan, welches seinem großen Nachbarland in der Annahme westlicher Kultur und Bildung weit vorausgeeilt ist, besitzt keine so reiche Geschichte wie China. Die ältesten japanischen Geschichtswerke stammen aus dem 8. Jahrhundert n. Chr., aus einer Zeit, da schon von China und Korea her der Konfuzianismus und Buddhismus Eingang gefunden hatten. Die japanische Überlieferung dagegen datiert zurück bis in das 7. Jahrhundert v. Chr. Die japanische Religion hat wieder ihr eigentümliches Gepräge, wie auch die japanische Sprache. Die japanische Kultur ist eine Tochter der chinesischen, aber die nationale Selbständigkeit hat auch Japan durch Jahrtausende hindurch behauptet, und politisch wurde es niemals von einem fremden Volk beherrscht. Mindestens seit dem 5. Jahrhundert v. Chr. herrscht dieselbe Dynastie.

Merkwürdig ist, daß bei der offenbar gemeinsamen Abstammung der Japaner und der Chinesen doch die chinesische Sprache mit ihren durchaus einsilbigen Wörtern einen andern Charakter hat als die japanische oder mandschurische, welches agglutinierende oder Silben ansetzende Sprachen sind, und es ist bis heute noch nicht ausgemacht, ob diese Einsilbigkeit den Anfang oder den Schluß der sprachlichen Entwicklung bildet. Die beiden Nationen China und Japan sind auch in religiöser Beziehung einander näher gekommen durch den Buddhismus, der in den ersten christlichen Jahrhunderten von Ostindien her bis nach China und Japan vorgedrungen ist. Aber nirgends gelang es dieser neuen Religion, die alten

Nationalreligionen zu verdrängen. Die buddhistische Universalreligion hat mit der chinesischen und japanischen Nationalreligion eine eigenartige Verbindung geschlossen, so daß man bei den Laien nicht sagen kann, welche Leute Buddhisten und welche Anhänger der Nationalreligion sind, weil sie den „drei Lehren" angehören. Nur Tempel und Priester sind geschieden. Das Volk kann sich bald dahin, bald dorthin um Hilfe wenden, ohne Gefahr, von den andern in den Bann getan zu werden. Dieselbe Toleranz finden wir auch in Indien.

Die Kultur und Denkweise des chinesischen Volkes mutet uns fremdartig an und es will uns nicht gelingen, irgendein Schema der Religion an dieses Volk anzulegen, der Vergleich mit Ägypten und Babylon ist völlig wertlos — wir müssen das Volk und seine Religion ganz aus seiner eigenen Art heraus zu verstehen suchen. Kein Volk hat die Einheit Gottes so gewahrt wie das in einem festgeschlossenen Reich vereinigte Volk der Chinesen, wenngleich das persönliche Verhältnis zu Gott immer mehr verblaßte und von einem Heiligen-, Geister- und Ahnendienst überwuchert wurde, auch fremde Religionselemente eindrangen. China hat niemals eine volkstümliche Mythologie gehabt; es ist ein nüchternes, weniger phantasiebegabtes Volk, das stark unter Gesetz und Sitte steht. Die Religion ist Welt- und Lebensanschauung und geht mehr als anderswo auf in Moral, Anstandsregeln und Politik, wenn auch tieferes religiöses Leben und Erleben nicht geleugnet werden kann, besonders in der buddhistischen Sphäre, über die wir im Zusammenhang mit dem Buddhismus berichten werden.

Erst seit den letzten zwei Jahrzehnten kam die chinesische Kultur in nähere Berührung mit der europäischen und amerikanischen. Im Mittelalter sind die Nestorianer bis nach China vorgedrungen, was durch einen Stein bei Singanfu mit einer chinesischen und syrischen Inschrift aus dem 8. Jahrhundert bezeugt wird. Die Überschrift der Steintafel lautet: „Denkmal von der Verbreitung der ‚glanzvollen' Lehre aus dem römischen Reich im Mittelreich." Aber die kleine nestorianische Kirche besaß keine innere Kraft und ist nach

einer harten Verfolgung im Jahre 845 erloschen. Unter der Herrschaft der mongolischen Khane, welche im 13. Jahrhundert von Rußland bis nach China herrschten und gegen alle Religionen tolerant waren, konnten die Christen sich ausbreiten. Der Franziskanermissionar Johannes von Montecorvins hatte, als er im Jahre 1328 hochbetagt starb, eine Gemeinde von etwa 30000 Seelen gesammelt. Mit der Errichtung der nationalen Mingdynastie fand auch die römische Kirche in China ihr Ende. Im 16. und 17. Jahrhundert hatte die katholische Mission, welche durch Franz Xavier, den ersten Jesuitenmissionar, erneuert worden war, großen Erfolg in China und Japan, besonders unter dem begabten und tätigen Jesuiten Matteo Ricci, der die Geometrie des Euklid ins Chinesische übersetzte. Sie erreichte ihren Höhepunkt unter dem kraftvollen Kaiser Kang-hi, der schließlich in einem Toleranzedikt die christliche Religion für gut erklärte und ihre Annahme freigab. Da erhob sich die nationale Reaktion, und durch furchtbare Verfolgungen schien um die Mitte des 17. Jahrhunderts in Japan das Christentum völlig ausgerottet zu sein, während es in China trotz wiederholter Unterdrückung bis ins 19. Jahrhundert seine Organisation beibehielt. Beide Reiche schlossen sich von allem Verkehr mit Europa vollständig ab, bis im 19. Jahrhundert zuerst China und dann Japan den Forderungen der europäischen und amerikanischen Mächte nicht mehr widerstehen konnte und zunächst einige Häfen für den Verkehr öffnen mußte. Nun zogen außer den katholischen auch evangelische Missionare durch die geöffneten Pforten ein. Das allerverschlossenste Japan wollte plötzlich alle europäische Kultur sich aneignen und schickte seine Leute nach Amerika und Europa zur Ausbildung. Um die Jahrhundertwende war auch China offen für Reformen nach europäischem Vorbild und heute, 16 Jahre nach der chinesischen Revolution und dem Sturz des Kaiserhauses, sucht China seine eigene neue Kultur auf alter solider Grundlage und „einen neuen Lebensstil."[1] Eines aber bleibt für das chinesische Volk die große Lebensfrage: Christus oder Konfuzius oder Christus und Konfuzius?

2. Die chinesische Religion

a) Die chinesische Literatur und die alte Reichsreligion

Die religiöse Denkweise des chinesischen Volkes ist von der unseren verschieden. Glaubensregel oder Glaubensbekenntnis, die Begriffe von Schuld und Sühne fehlen fast ganz, dafür ist religiöses und wissenschaftliches Denken, ist Religion und Philosophie ein einheitliches, ganz ineinanderverschlungenes Gebilde. Deshalb ist auch das Studium der chinesischen Religion vom Studium der klassischen Literatur nicht zu trennen. Aber das Studium des Chinesischen ist außerordentlich schwierig und erfordert die Kenntnis von Tausenden von Schriftzeichen, enthielt doch das Wörterbuch des Kaisers Kanghi aus dem Jahre 1717 genau 44449 Schriftzeichen. Die chinesische Schrift ist ursprünglich Bilderschrift und hat diesen Charakter bis heute bewahrt. Die ältesten und einfachsten Zeichen sind Bilder für Sonne, Mond, Baum, Berg, Mann, Frau, Hand, Auge usw. Durch den Gebrauch des Pinsels seit etwa 2000 Jahren wurden dann diese Bilderzeichen etwas verändert und die runden Linien traten zurück; aber jedes chinesische Schriftzeichen ist aus solchen Bildern zusammengesetzt. Oft zeigt der eine Teil des Zeichens nur den Laut an und der andere Teil nur den Sinn. Das Zeichen für „traurig" ist zusammengesetzt aus Herz und Herbst, denn im Herbst wird auch der Chinese wehmütig gestimmt; das Zeichen für „Milde" zeigt einen Menschen in einem Käfig, ein Gefäß und drei Tropfen Wasser. Kenner spenden der chinesischen Schrift hohes Lob. Sie hat neben hoher Geistigkeit und künstlerischer Form auch den Vorteil, in China und weiterhin verstanden zu werden; jeder liest die Zeichen in seiner Mundart, wie wir in Europa die Noten und Ziffern lesen. Es ist etwas Schönes, für jeden Begriff, ja jeden Gedanken in seiner feinsten Abschattung ein eigenes Zeichen zu haben; aber wer vermag alle diese Zeichen zu beherrschen! Eine große Schwierigkeit bereiten Tonlage und Tonbildung in der Aussprache der Wörter und Silben. Ein bekanntes Beispiel ist: tien schong tschi tschu, das, je nachdem es ge-

sprochen wird, „der Herr im Himmel droben" oder „das Schwein auf dem Felde" bedeutet.[2] Dazu kommt der Unterschied zwischen dem Bücherstil (Wen-li) und der volkstümlichen Ausdrucksweise und die Verschiedenheit der Volksdialekte.

Die wichtigste alte Literatur der Chinesen umfaßt die von Konfuzius herausgegebenen oder verfaßten fünf Klassiker oder fünf King. Das Wort bedeutet Kanon, eigentlich Einschlag im Gewebe.

1. Das Ji-king, das Buch der Wechsel oder Wandlungen. Es enthält 64 Strichfiguren, die aus sechs teils ganzen, teils gebrochenen Linien bestehen, mit Erklärungen, die dem König Wen im 12. Jahrhundert v. Chr. zugeschrieben werden, ja bis auf den sagenhaften Kaiser Fu-hsi zurückgehen sollen, ein dunkles Buch, auf welches man allerlei Astrologisches und Philosophisches und das später noch zu besprechende System der Geomantie aufgebaut hat. Konfuzius soll es so oft gelesen haben,daß die Lederriemen der Bambustäfelchen, aus welchen das Buch bestand, dreimal erneuert werden mußten.

2. Das Schu-king oder das Buch der Urkunden, das Geschichtsbuch, das aber keine fortlaufende Geschichte enthält, sondern Reden der alten Fürsten und Staatsmänner, namentlich über die rechte Kunst des Regierens, aus der Zeit von 2350 bis 650 v. Chr., aber nicht lückenlos; denn um 212 v. Chr. ließ der Kaiser, welcher die Tsin-Dynastie begründete und den Bau der chinesischen Mauer begann, die von Konfuzius anerkannten kanonischen Bücher mit Ausnahme des Ji-king und einigen Schriften über Medizin, Ackerbau und Baumzucht verbrennen, so daß nachher nur Fragmente gesammelt und mit Zutaten vermehrt wurden. Es ist für uns von Bedeutung, weil darin der „reinste Gottes- oder Himmelsglaube ausgesprochen ist".

3. Das Schi-king oder „Liederbuch", eine Sammlung alter Volkslieder und feierlicher Gesänge aus der Zeit von 1500 bis 580 v. Chr., welche Konfuzius aus einer viel größeren Zahl ausgewählt haben soll. Sie besingen in edler Natürlichkeit und in volkstümlichen Weisen Regententugenden, Tapferkeit, Frauenschönheit, bräutliche Liebe, Bruderliebe

und Ahnenkultus, und der zweite Teil enthält manches Bedeutsame „aus alter Zeit von dem Glauben an Schangtis Walten".

4. Das Li-ki, das „Buch der Riten" oder Zeremonialgesetz, aus der Han-Dynastie stammend, gibt Vorschriften für den Kultus, das tägliche Leben und die Politik und verrät animistische Vorstellungen. Ihre gewissenhafte Beobachtung war ein Hauptanliegen des Konfuzius. Grube sagt vom Li-ki: „Man kann wohl ohne Übertreibung sagen, daß die zahllosen und minutiösen Vorschriften des Li-ki dem Volke derart in Fleisch und Blut übergegangen sind, daß der chinesische Volkscharakter ihnen geradezu seine Eigentümlichkeit verdankt." Aber dadurch ist „an die Stelle des sittlichen Bewußtseins das Schicklichkeitsgefühl, an die Stelle der Moralität ein kalter, starrer Ritualismus getreten."

5. Das Tschun-tsiu, d.h. „Lenz und Herbst", eine von Konfuzius verfaßte Chronik des Fürstentums Lu, seines Heimatlandes, das heute unter staatsethischen Gesichtspunkten neu gewertet wird.

Neben den fünf King werden die vier Schu oder Bücher als kanonisch angesehen, Schriften, in welchen die eigenen Lehren und Aussprüche des Konfuzius überliefert sind: 1. Lun-yü, Gespräche des Kungtse mit seinen Schülern „eines der bedeutendsten ethischen Werke der Weltliteratur". 2. Ta-hio, „das große Studium", eine Art Methodik der konfuzischen Schule aus dem 5. Jahrhundert v. Chr. und 3. Tschung-jung, „Wahre Mitte" „zwei kürzere Traktate, die dem Enkel des Konfuzius Tse-tse zugeschrieben werden und eine systematischere Darstellung der konfuzianischen Sittenlehre enthalten. 4. Die Schriften des Meng-tse (Mencius), des angesehensten Vertreters der konfuzischen Schule im 4. Jahrhundert v. Chr. Er wird von den Chinesen „der zweite Heilige" genannt und hat es verstanden, die Lehren des Konfuzius in ein volkstümliches Gewand zu kleiden. Das Werk des Meng-tse beginnt mit den Worten: Meng-tse trat vor den König Huei von Liang. Der König sprach: ‚Ehrwürdiger Herr, da 100 Meilen Euch nicht zu weit waren, um herzukommen, seid Ihr wohl auch imstande, meinem Staat

Vorteil zu bringen'. Meng-tse erwiderte: ‚Warum, o König, müßt Ihr durchaus von Vorteil reden? Es gibt doch auch Menschlichkeit und Gerechtigkeit'." Diese Worte enthalten zugleich das Thema des Buches.

Die altchinesische Reichsreligion kennt nur einen Gott: Ti = Herr, oder Schang-ti = höchster Herr. Im Himmelstempel zu Peking findet sich die Aufschrift: Huang-t'ien Schang-ti, d. h. „der erhabene Himmel" als eine andere Bezeichnung für „Gott". In dem Werke „Das Werden des Gottesglaubens" weist Söderblom nach, daß wir es hier mit einem uralten monotheistischen Gottesbegriff im Sinne der Urvateridee zu tun haben, dessen „Ursprung sich in vorgeschichtlichem Dunkel zu verlieren scheint". Schang-ti war ursprünglich weder Urahne, noch eine Naturmacht, noch astrale Gottheit, noch der Kaiser in der Höhe, sondern Gott, der die Geschicke der Welt lenkt, der als rein geistiges Wesen gedacht wird. „Sind sonst der wirkliche Monotheismus und monotheisierende Gottgestalten durch gewaltsame prophetische Erfahrung, durch politische Verhältnisse oder durch die stete Arbeit des einheitsliebenden Denkens hervorgerufen, so ist Schangti's Suprematie überhaupt nicht hervorgerufen worden, sondern macht sich schon in den ältesten Zeugnissen als tatsächlich geltend, ganz wie die Urheber sich von altersher überall von Geistern, Seelen und andern Mächten ohne weiteres abheben."[3] Ihm brachte der Kaiser in der Nacht der Wintersonnenwende seine Opfer dar: einen Stier, Schüsseln mit Speisen, Seiderollen und Nephritgegenstände. Nur der Kaiser durfte als Hohepriester des ganzen Volkes im stillen Hain bei Peking vor Schang-ti treten. Mehr und mehr verlor sich später diese reine Gottesidee in pantheistischen Vorstellungen und in monistischen Gedanken einer eigenartigen Naturphilosophie. Man opferte dem Himmel in der Nacht der Wintersonnenwende und der Erde am Tage der Sommersonnenwende. Wenn Yuan Schi-kai im Dezember 1914 zum letztenmal das große Himmelsopfer darbrachte, so tat er es aus politischen Gründen, weil er hoffte, das alte Kaisertum wiederherzustellen. Schang-ti hat keinen Leib, und es gibt kein Bild von ihm. Er umfaßt alle Menschen

mit gleicher Liebe und vergilt Gutes und Böses in einer moralischen Weltordnung. Nach dem Glauben der heutigen Chinesen schließt diese moralische Weltordnung eine persönliche Offenbarung, ein Reden Gottes mit dem Menschen aus. Aber einmal hat Gott gesprochen, nämlich zu König Wen. Die späteren chinesischen Gelehrten, denen die Verse des Schiking, welche von dieser „ungeheuerlichen" Tatsache zeugen, viel zu schaffen machten, deuten die Stelle dahin, daß eben Wen's Auftreten „mit dem Willen des Himmels in Übereinstimmung war". In älteren Zeiten dagegen fand man darin nichts Auffälliges. Die Worte lauten:

Ti sprach zu König Wen also:
„Sei nicht so wie die Wankelmütigen,
sei nicht so wie die Begehrlichen."
Großartig erreicht' er vor andern die steile Höhe (der Tugend).
Ti sprach zu König Wen:
„Ich schätze (deine) lichte Tugend;
sie ist nicht großtönend und gefärbt,
nicht übermäßig und veränderlich.
Unbewußt
folgest du Ti's Gesetz."
Ti sprach zu König Wen:
„Triff deine Maßnahmen gegen der Feinde Land
im Verein mit deinen Brüdern.
Mach deine Sturmleitern bereit,
deine Türme und Sturmböcke,
um die Mauern von Ts'ung anzugreifen."

In einem Lobpreis auf die Geburt des Hou-Tsih heißt es:

„Die zuerst unser Volk gebar,
Das war Kiang Yüan.
Wie geschah es, daß sie das Volk gebar?
Sie vermochte Rauchopfer und Opfer darzubringen,
Auf daß sie vernichte (ihre) Kindlosigkeit.
Sie trat in Ti's Zehenspur
Und erschauderte, (dort) wo es weit war, wo sie stand,
Sie empfing, sie lebte einsam;
Sie gebar, sie nährte:

Das war Hou-Tsih."...
Schang-ti war mit ihr zufrieden,
Und empfing gerne den Wohlgeruch des Opfers.

Die Größe Schang-ti's wird ebenfalls im Schi-king gepriesen:

Groß ist Schang-ti,
Majestätisch überschaut er die untere Welt.
Er überblickt die vier Enden des Reichs
Und sucht einen Stiller des Volks.

Der Kaiser ist von Schang-ti eingesetzt und verwaltet im Auftrage der Gottheit und als Vertreter des Volkes die Opfer für Himmel und Erde, für die Geister der Berge und Ströme und der Staaten. Er heißt t'ientze, Himmelssohn. Im Schu-king wird von Kaiser Schun bei seiner Thronbesteigung berichtet: „Er vollzog das Opfer für Schang-ti, opferte lauteren Sinnes den sechs Verehrungswürdigen, brachte den (Geistern von) Bergen und Strömen die ihnen gebührenden Opfer dar und dehnte seine Verehrung aus auf die hundert Geister." Neuerdings ist man nach längerer Unsicherheit auf Grund von Laufers Beweisführung der Ansicht, daß die sechs Verehrungswürdigen den Himmel, die Erde und die vier Himmelsrichtungen bedeuten. In diesem Falle würden Himmel und Erde als untergeordnete Kräfte oder Geister dem „höchster Herrn" gegenübergestellt, Schang-ti und Himmel wären noch getrennt zu denken. In der altchinesischen Astronomie wird als höchster Stern im „Himmelsfirst" der Polarstern T'ien-ki erwähnt, und auf ihm „wohnt ewig der T'ai-yi", d. h. „der große Eine". Und dieser „große Eine", dessen Wohnort der Polarstern war, trug nach dem Urteil eines älteren Auslegers schon im hohen Altertum den Namen Schang-ti, d. h. „Herrscher in der Höhe".[4] „Himmel und Schang-ti", schreibt Franke, „erscheinen hier zwar noch getrennt, aber sie sind nur der naturalistische und der animistische oder anthropomorphische Ausdruck desselben Begriffs, beide fallen sehr rasch zusammen in dem Namen Haot'ien schang-ti „der Herrscher oben im erhabenen Himmel", und an beide ist die kaiserliche Ahnenreihe angeknüpft.

Von nun an ist der Sitz der Ahnen aller Dynastien auf dem chinesischen Kaiserthron der Himmel; ja der Herrscher des Himmels oder der Himmel schlechthin ist selbst der Urahn der regierenden Familie." Wie der Kaiser als „Sohn des Himmels" vom Reich der Mitte aus die Erde regierte, so herrscht Schang-ti vom mittleren Palast, der zirkumpolaren Sphäre aus über die fünf Regionen des Himmelsgewölbes. Ursprünglich war Gott der Richter, der ewig Eine, der über dem Himmel thront, der Schöpfer des Weltalls, beherrschte Himmel und Erde, setzte Könige ein und ab, beschützte die Menschen, war rein und liebte Tugend und Gerechtigkeit, haßte das Böse, strafte es und belohnte das Gute, war dem Bußfertigen gnädig, ein geistiges Wesen. Aber bald wurde dieser Gottesbegriff der Klassiker vom niedern Volk- und Aberglauben, von der Naturphilosophie und vom Ahnenkult überwuchert und entwertet. Gott wurde zum Kaiser des Himmels und schließlich der Himmel zum Vater des Kaisers von China, und heute weiß der Chinese fast nichts mehr von diesem Gott; nur der Studierte kennt den Ausdruck, hält ihn aber für gleichbedeutend mit dem Himmel. Wenn nun auch Himmel in den Stellen der Klassiker öfters für Gott steht, so doch nie Gott für Himmel; auch sind sie oft auseinandergehalten, so daß der Unterschied von selber in die Augen springt.[5] Aber noch tiefer sank die alte chinesische Staatsreligion durch die göttliche Verehrung des Konfuzius. „Das erste Opfer wurde dem Konfuzius im Jahre 174 v. Chr. von dem ersten Kaiser der Han-Dynastie dargebracht, der dadurch kundtun wollte, daß der Konfuzianismus, den die vorhergehende Dynastie der Ts'in hatte vernichten wollen, wieder zum Sieg gekommen sei. Im Jahre 555 wurde durch Kaiserlichen Befehl angeordnet, daß in jeder Präfekturstadt ein Tempel des Konfuzius zu errichten sei und der oberste Beamte ihm jedes Jahr ein feierliches Opfer darzubringen habe. Später errichtete man ihm Tempel in jeder Kreisstadt. So ist die Verehrung des Konfuzius von Stufe zu Stufe gestiegen, bis er am 2. Februar 1907 durch kaiserlichen Erlaß ‚dem Himmel gleichgestellt' wurde."[6] Im Hintergrund der Haupthalle der Konfuziustempel, die wie die Regierungsgebäude rot angestrichen und mit

gelben Dächern versehen sind, steht die Tafel mit der Inschrift: „Geistersitz des heiligsten Lehrers des Altertums, des Meisters Kung." Auch in jeder Schule wird dem Konfuzius regelmäßig geräuchert, und in den letzten Jahren vor der Revolution entstand in Südchina eine Konfuziusgemeinde, eine Nachbildung der christlichen Missionsgemeinde, nur daß man statt Christus den Konfuzius verehrte und den Konfuziuskult zur Staatsreligion erheben wollte. Heute ist in China die Staatsreligion so gut wie aufgehoben.

b) Die chinesische Volksreligion

Neben der Schangti-Verehrung und ihrer allmählichen Entartung ist bei den Chinesen eine ganz andersgeartete religiöse Unterströmung bis in die ältesten Zeiten zurück zu verfolgen: Die Naturverehrung, der Ahnen- und Geisterdienst. Es handelt sich beim Naturdienst um die Verehrung der lebengebenden und lebenerhaltenden geheimnisvollen Kräfte in der Erde und über der Erde, was bei den Chinesen, die von Anfang an bis heute ein Bauernvolk waren, nicht überraschen kann. Schon in den ältesten Zeiten wurden von der Urbevölkerung der Gottheit des Erdbodens und der Erde durch die Familien- und Sippenhäupter und die Fürsten Opfer dargebracht. Das Erdopfer wurde dann, wie wir bereits gesehen haben, in den Staatskultus der chinesischen Kaiserzeit aufgenommen. Zur Verehrung der Naturkräfte gesellte sich der Ahnen- und Geisterdienst. Franke sagt darüber: „Die Geister, die aus den erstarrten Leibern entwichen waren, mußten irgendwo weilen: Es war ein naheliegendes Empfinden, daß man sie hoch oben im Äther suchte, von wo der befruchtende Regen, aber auch die sengende Sonne oder der tötende Frost kamen, und daß man sie in Verbindung brachte mit den günstigen oder ungünstigen Gaben der Atmosphäre, von denen doch die Feldfrüchte ebenso abhingen, wie von der treibenden Kraft des Erdschoßes."[7] Dazu kommt nun noch ein drittes Element, der astronomische und kosmogonische Himmelsdienst „der, eine erstaunliche astronomische Beobachtungs-

gabe verratend, die Bewegungen in der Welt der Gestirne nicht bloß mit dem regelmäßigen Ablauf der Naturvorgänge, sondern auch mit den Schicksalen der Staaten und der einzelnen Menschen, ja schließlich sogar mit den Geboten des sittlichen Empfindens in Verbindung bringt". Diese drei Elemente liegen nun auch der chinesischen Volksreligion zugrunde. Aber die Wesenszüge dieser Volksreligion: Naturdienst, Geisterdienst und Ahnenverehrung sind aufs innigste miteinander verschlungen und können in China nicht mehr voneinander getrennt werden.

1. Der Naturdienst hängt aufs engste zusammen mit der chinesischen Naturphilosophie, mit den bis in alle Einzelheiten ausgeklügelten Entsprechungen zwischen Himmel und Erde, die sich auch auf das geistig sittliche Gebiet erstrecken. Auch die Lehre des berühmten Laotse war nichts anderes als eine besondere Ausprägung dieser uralten Weisheitslehre von den Beziehungen zwischen Himmel und Erde. Die Lehre vom Tao ist der gemeinsame Grundstock, auf dem der Taoismus und Konfuzianismus aufgebaut sind und „der Gedanke des Tao ist im Kulturgebäude Chinas die Basis für alle Philosophie, Ethik und Religion". Unter den Werken über den Taoismus steht das Tao-te-king an allererster Stelle. Es ist ein metaphysisch-ethischer Traktat mit kurzen unzusammenhängenden Aphorismen und Weisheitssprüchen und gehört seiner Sprache nach zu den ältesten, tiefsinnigsten und schwierigsten Erzeugnissen der chinesischen Literatur. Als Verfasser wird wohl mit Recht Lao-tse genannt „der Alte" oder der „Patriarch der Tao-Lehre", ein älterer Zeitgenosse des Konfuzius und ein tiefer denkender Philosoph. Über sein Leben ist wenig bekannt. Sein eigentlicher Name war Pe-jang. Geboren ist er wahrscheinlich 604 v. Chr. im Fürstentum Tschu. Er war in Loyang Reichsarchivar des Kaiserhauses Tschou. Wegen Zerrüttung der öffentlichen Zustände soll er im Alter sein Amt niedergelegt haben, um nach Westen auszuwandern. An der Landesgrenze habe ihn dann ein Grenzbefehlshaber namens Yin-Hsi bewogen, seine Weisheit wenigstens schriftlich zurückzulassen. So sei

das Tao-te-king entstanden. Über sein Lebensende wurde nichts bekannt. Der Begriff Tao ist außerordentlich vieldeutig. Das Wort Tao bedeutet eigentlich Weg oder Ordnung; Te wird übersetzt mit Tugend oder Wirksamkeit. So könnte also „Buch von der Wirksamkeit des Tao" die einfachste Wiedergabe sein. Andere übersetzen: „Vom höchsten Wesen und vom höchsten Gut" oder „Vom Sinn und Leben". Krause dagegen meint, es sei nicht mit einem Worte wiederzugeben. „Es bedeutet eigentlich Weg, dann den Weg des Universums, sein Handeln, Verhalten, Erscheinen. Es ist das kosmische Prinzip, die erste Ursache aller Dinge und auch das letzte Ziel, zu dem der Kreislauf zurückführt. Ferner drückt es den Reflex des Naturvorbildes auf die Menschenwelt aus, die Entsprechung von irdischer und himmlischer Sphäre. Das kosmische Prinzip wird Regulativ des sittlichen Handelns. Als solches ist das Tao Vernunftprinzip."[8] Das Tao ist die Lehre von der Harmonie des Alls in der Naturphilosophie: nichts geschieht für sich allein. Jede Wirkung, jede Handlung ruft irgendwie eine Gegenwirkung hervor. Alles, was in der Natur geschieht, hat seine bestimmte Wirkung auf das Menschenleben und alles, was unter Menschen geschieht, wirkt auf die Natur zurück. So bestehen engste Beziehungen und Entsprechungen zwischen dem Wandel der Menschen und der Gleichmäßigkeit oder der Störung des Naturverlaufs. Stets hat der Mensch auf das Ganze des Weltlaufs sorgfältig zu achten und dafür zu sorgen, daß Handel und Wandel mit dessen Gesetzen übereinstimmt und zwischen Makrokosmos und Mikrokosmos eine vollendete Harmonie zustandekommt. „Das Tao bei Lao-tse ist ein selbständiges urewiges Weltprinzip außerhalb der Natur."[9] Durch eigene Tat hat das Tao die Welt aus sich hervorgehen lassen; die Schöpfung ist Evolution. Es selbst hat weder Ursache noch Entstehung und es vereinigt in sich alle Gegensätze. Sein Wesen ist unbestimmbar, alle Aussagen über Tao sind negativ. „Der Mensch ist aber selbst Tao und kann auf mystischem Wege zur Vereinigung seines Wesens mit der Urkraft des Universums gelangen;"[10] denn Tao ist die göttliche Kraft des Weltalls, nicht bloß ein abstrakter Gedanke. So

wird die Weltanschauung des Lao-tse zum transscendentalen Monismus.

Es wird unterschieden das unergründliche Tao und das Tao, das als Weg begangen werden kann. Wir haben es bei dem unergründlichen Tao nicht nur mit der Lehre des Laotse zu tun, sondern mit den Grundgedanken des Jiking, die auch von den Konfuzianern als höchste Autorität angenommen werden. Die Seele des Himmels, sagt das Jiking, ist das alles beherrschende Tao und ist aus zwei großen Prinzipien zusammengesetzt: dem Jang, Wärme, Licht, Männlichkeit, das vollkommen helle, schaffende männliche Prinzip, dargestellt durch drei ungebrochene parallele Linien, die Himmel bedeuten, und dem Jin, Kälte, Dunkelheit, Weiblichkeit, das vollkommen dunkle, empfangende weibliche Prinzip, dargestellt durch drei gebrochene parallele Linien (☰ ☷), die Erde. Aus geteilten und ungeteilten Linien zusammengesetzt, entstehen die Elemente wie Wasser, Feuer, Wind. Durch das Zusammenwirken von Jang und Jin ist alles entstanden und wird auch die jährlich sich erneuernde Schöpfung hervorgebracht. Sie sind aus dem Thai-kih, dem großen Gipfel hervorgegangen, Jang ist der befruchtende Vater der Schöpfung, Jin die hervorbringende Mutter. Der Mensch ist nach dem Li-ki aus beiden zusammengesetzt, die Vereinigung eines Schen von himmlischer Herkunft und einer Kwei von materieller Substanz.

Um nun den Himmel und die Erde oder den Lauf des Weltalls zu ergründen und dadurch zu lernen, wie man der Segnungen der guten Geister (Schen) teilhaftig werden kann, gilt es die Kwa des Ji-king, nämlich die 64 Hexagramme von gebrochenen und ungebrochenen Linien in allen Variationen zu studieren. Ihre Deutung bildet die national-chinesische Wissenschaft und der kaiserliche Katalog von 1790 zählte bereits 363 verschiedene Kommentare zum Jiking, das seit alter Zeit auch eifrig zum Wahrsagen benützt wurde. In Verbindung mit den geheimnisvollen Trigrammen und Hexagrammen des Ji-king wurde nun das Tao im Volksglauben zu einer geheimnisvollen Zauberkraft, „die sich der Mensch,

wenn er ganz mit Tao eins wurde, durch bestimmte Mittel erwerben konnte". Da man durch das Ji-king in Verbindung mit Tao auch die Vorgänge in der Natur ergründen und das Schicksal der Menschen vorausbestimmen konnte, heißen die acht Kombinationen pa-kua, „die acht Wahrsager". Das Ji-king wurde zum Orakelbuch.

Im Zusammenhang mit dem Ji-king hat Konfuzius der Lehre vom Tao die klassische Form gegeben, indem er sie ausschließlich verwertete im Interesse der praktischen Volksmoral und der Staatsethik. Der Mensch soll das Gesetz des Tao zu dem seinigen machen. Dieses praktisch angewandte Tao heißt Te oder Tugend. Bei Konfuzius bedeutet Tao „das große Naturgesetz in seiner moralischen Anwendung auf das Menschenleben".[11] Es ist der Ausdruck der Gesetzmäßigkeit in der Natur, die Willensoffenbarung des Höchsten Himmels, „als das rechte Verhalten des Menschen in voller Übereinstimmung mit der Natur und ihrem Laufe".[12] Himmel, Erde, Menschen haben in ihrer zugewiesenen Sphäre ihr Tao als Gesetz und wo die Harmonie hergestellt ist, da herrscht Ordnung, Wohlergehen, Erntesegen und Menschenglück. Nach Laotse verleiht der Besitz des Tao höchste Tugend (Te). Die Tugend besteht in der Anpassung an das Tao und deckt sich ganz mit den Eigenschaften, die das Tao hat. Bei dieser höchsten Tugend oder Te kommen also die Eigenschaften des Tao und die Tugendhandlungen des Menschen in Betracht. Nach dem Verhalten des Tao in der Natur soll der Mensch seine Tugendhandlungen gestalten. Das Tao in der Natur aber redet nicht und handelt nicht, sondern wirkt als Gesetz (tao-fa) und offenbart sich in den Wandlungen: „Wie die Schöpfung im Weltall spontan vor sich geht, wie die kosmische Kraft unbewußt schafft, so muß auch der Mensch nach dem Vorbilde des Tao erkennend, nicht wollend, gehorchend, nicht vorsätzlich handeln, nur mit dem Ziel vollkommener Anpassung an die Natur. Gleich dem höchsten Weltprinzip selbst, dem apathischen Tao, soll der Weise keine Initiative haben." (Krause.) Nachgeben und der Natur den Lauf lassen, das Tao nicht stören, wirken ohne zu handeln durch die Macht der Persönlichkeit, das ist

höchste Lebensweisheit. Man wird unwillkürlich an den indischen Heiligen erinnert. Untätigkeit „Wu-wei" heißt der Inhalt der Ethik des Lao-tse: „Wer im Forschen wandelt, nimmt täglich zu. Wer im Tao wandelt, nimmt täglich ab. Er verringert sein Tun und verringert es immer mehr, bis er anlangt beim Nichttun. Beim Nichttun bleibt nichts ungetan. Das Reich erlangen kann man nur, wenn man immer frei bleibt von Geschäftigkeit" (Taoteking nach Wilhelm). Wer völlig begierden- und leidenschaftslos in Selbstlosigkeit und Selbstentäußerung lebt, erlangt Tugend (Te), Vollkommenheit (Ch'eng) und Heiligkeit (Chen). Diese Auffassung, die schließlich Vergottung durch Askese erstrebte, war den Konfuzianern ein Greuel, weil dieser feine aber doch anarchische Egoismus Familie und Staat zerstören mußte.

Der grandiose „Universismus" der Lehre vom Tao, die in den Gedanken des Tschuang-tse ihre höchste Blüte erreichte, war vom Volke selbst nie ganz verstanden worden. Auch die Ethik der Tao-Lehre hatte auf das Volksganze keine tiefere Wirkung. Während Konfuzius die guten Anlagen des Menschen gelten ließ, forderte er doch eifriges Streben nach der Tugend und Entwicklung aller Anlagen und Kräfte. Nach Laotse dagegen ist der Mensch nicht deswegen von Natur gut, weil die Jang-Seele an ihm teil hat, sondern weil er „Produkt und Manifestation des absoluten Tao ist, dessen Wesen Vollkommenheit und dessen Grundeigenschaft das Gute ist. Die ethischen Grundsätze des Laotse haben etwas Ansprechendes und berühren sich mehr mit dem Evangelium als die steife Gesetzlichkeit des Konfuzius: Der Mensch muß von allem Vielerlei der Welt sein Gemüt ausleeren um das Tao zu erfassen. Er soll die Selbstlosigkeit des Tao sich aneignen. Als Abbild des Tao wird das Wasser dargestellt, weil es allen wohltut und ohne zu streiten stets den untersten Platz sich wählt. So soll der Mensch zu den Schwachen und Kleinen sich herablassen und sie dadurch gewinnen. Auch der mächtige Staat soll durch freundliche Behandlung die kleinen Nachbarn gewinnen. Die drei Haupttugenden sind Gütigkeit, Sparsamkeit, Bescheidenheit. Es gehört zum Tao, Ungerechtigkeit zu vergelten mit Gütigkeit. Der Begriff der Gottheit ist

dem mystisch gerichteten Monismus der Taolehre jedenfalls frühe verloren gegangen, und so beobachten wir trotz einer gewissen Verbindung mit den Lehren des eindringenden Buddhismus einen raschen und traurigen Verfall in gedankenlosen Aberglauben und geheimniskrämerische Zauberei.

Ungefähr 500 n. Chr. setzte die Gunst des Kaisers Tai-ho den Taoismus zuerst in den Stand, Tempel und Klöster in Nachahmung des Buddhismus zu gründen, während die altchinesische Religion keinen Priesterstand hat. Was man in den taoistischen Tempeln sieht, die drei Gottheiten, sind Nachahmungen des Buddhismus. Der Taoismus hat mit der Zeit viele Götter aufgebracht, und seine Priester stehen in sittlicher Beziehung auf niederer Stufe. Ihr Papst hat seinen Sitz auf dem Lung-fu-Gebirge. Der Geist des ersten Papstes soll in seinen Nachfolgern wiederkehren. „Der Taoistenpapst ist das Oberhaupt aller Zauberer," berichtet Dr. Öhler. „Wenn kein Mittel helfen will, so rückt man wohl das Geld daran und reist zum ‚Drachentigerberg' in der Kiangsiprovinz, wo das Haupt aller Exorzisten, der ‚himmlische Meister' (Tien-se) seine jetzt halb verfallene Residenz hat. In früheren Jahrhunderten kam dieser Taoistenpapst, wie man ihn genannt hat, häufig an den kaiserlichen Hof, in neuester Zeit ist ihm aber nichts übrig geblieben als das Vorschlagsrecht für die Neubesetzung von Stadtgötterposten, die jeweils durch den Kaiser erfolgte. Seine Insignien sind zwei Geisterschwerter, und seine Amulette gelten als die wirkungsvollsten."[13]

Über das Leben nach dem Tod ist der Taoismus nicht so schweigsam wie der Konfuzianismus. Er lehrt eine Vergeltung in Himmel und Höllen, doch ohne Zweifel vom Buddhismus beeinflußt, den wir später noch näher betrachten werden. Der Taoismus beschäftigt sich aber auch mit der Kunst, das Leben zu verlängern. Im Tao-te-king heißt es, wer das Tao besitze, werde lange leben und bis an sein Ende nicht verwelken. Tao und Himmel seien rein und stille und so soll der Mensch, der mit dem Weltall ewig zu leben wünscht, in der Stille und Einsamkeit himmlische Reinheit kultivieren, und zwar möglichst nahe am Himmel selbst, d. h. auf den Bergen. Zahlreiche Überlieferungen reden von sogenannten

Sien, die sich in der vor- und nachkonfuzianischen Zeit das Tao erwarben. Sie fließen mit der Klasse der Schen zusammen; denn die Besitzer des Tao sind Schen. Unter den Sien hat es viele gegeben, die bedeutende Lebensverlängerung oder Unsterblichkeit durch Verschlucken von Kräutern, Gesteinen oder andern Substanzen erwarben, die man sich mit großer Lebenskraft oder starker Schenbeseelung dachte. Solche Lebenselixiere haben in der chinesischen Arzneilehre fortdauernd eine hervorragende Rolle gespielt und noch heutzutage heißen solche mit tätiger Heilkraft begabte Arzneien Sienmedizinen. Auch dachte man sich abgelegene Orte und Inseln im Ozean als Fundstätten von Lebenskräutern. Der Kaiser Schihwang von der Tschindynastie soll eine Flotte ausgerüstet haben, um dieselben zu finden.

Da in China, wie wir bereits ausführlich dargelegt haben, im Taoismus und in dem mit dieser Lehre von Anfang an zusammenhängenden Naturdienst die „Entsprechungen" eine so große Rolle spielen, darf es uns nicht wundern, daß gerade die Taoistenpriester es sind, die damit betraut sind, die Wahl einer Grabstätte oder den Platz für ein Gebäude zu bestimmen. Es geschieht dies durch eine besondere Geheimwissenschaft, die Geomantie (Feng-schui = Wind und Wasser). Durch die Kompliziertheit des Systems erlangen diese Priester eine ähnliche Willkürherrschaft über das gemeine Volk wie die Fetischpriester und Schamanen. Ein berühmter Taoist, Kok-puk, der 276 bis 324 n. Chr. lebte und ein neunbändiges Werk über Alchemie und Astrologie hinterließ, wird als Vater der Geomantie betrachtet. Sie gründet sich aber hauptsächlich auf die Auslegung des Ji-king durch den Philosophen Tschu-hi oder Tschu-fu-tse, um 1200 n. Chr. Alles, was auf Erden ist und geschieht, hat im Himmel das Vorbild und das den Lauf der Dinge beherrschende Gesetz (Li). Die Sonne, die täglich ihre Bahn läuft und alles beleuchtet, hat auf Erden im männlichen Prinzip ihr Gegenbild, der Mond ist Mutter alles Weiblichen. In den fünf Planeten, welche der Chinese kennt (Jupiter, Mars, Venus, Merkur, Saturn), sieht er die Urtypen seiner fünf irdischen Grundelemente: Holz, Metall, Feuer, Wasser, Erde. Die Fixsterne, bunt am Himmel

zerstreut, sieht er in den Bergen mit ihren verschiedenen Formen wieder, und die Milchstraße (Thien-ho, Himmelsfluß) schaut er auf Erden in den Flüssen und Bächen. Am Firmament liest nun der Geomant die Geschichte der Völker und das Schicksal des Einzelnen. Es kommt hauptsächlich darauf an, daß die zwei Grundlinien des Ji-king, die ganze und die gebrochene, oder die männliche, sich ausdehnende, und die weibliche, sich zusammenziehende Kraft, oder der grüne Drache und der weiße Tiger beim Bau eines Hauses oder bei der Auslegung eines Grabes in der richtigen Stellung zueinander sich auffinden lassen. Der geübte Geomant erkennt jedes Glied, jede Ader dieser beiden Embleme des Hi (Kraft) in der Formation des Landes. Am meisten Kraft ist natürlich in der Nähe des Herzens dieser Ungeheuer. Da, wo sie sich in stumpfem Winkel vereinigen, ist die günstigste Stelle, die beste Lage für einen Bau oder ein Grab. Jede chinesische Stadt und jedes Dorf hat in der Nähe, in den Bergen oder Hügeln seinen grünen Drachen und weißen Tiger. Durch den Bau eines Hauses, durch eine Mauer, einen Zaun und dergleichen kann die günstige Lage eines Dorfes oder eines Grabes gestört werden. Umgekehrt kann durch Anlegung eines Turmes oder eines Tempels ein fehlendes Glied der fünf Elemente ergänzt werden. Viele Türme und Pagoden in China sind nur aus solchen geomantischen Rücksichten gebaut worden. So haben die Geomanten das Volk in der Hand und können es aufhetzen gegen die Anlage von Eisenbahnen und Telegraphen, gegen den Bau von Missionshäusern und Spitälern.

2. Der zweite charakteristische Zug der chinesischen Volksreligion ist der Geisterdienst, der sich enger mit der Götterverehrung und Astrologie berührt, die wiederum mit Naturdienst und Ahnenverehrung fast unzertrennlich verbunden sind. Hier ist nun der Ort, wo wir vorerst auf das astronomische Weltbild der Chinesen näher einzutreten haben. „Es handelt sich dabei um die Fünfteilung des Universums, bei dem eine mittlere Region und vier herumliegende angenommen werden. Jede dieser Regionen wird von einem Planeten beherrscht, die mittlere vom Saturn, die

östliche vom Jupiter, die südliche vom Mars, die westliche von der Venus, die nördliche vom Merkur. Dazu kommen die beiden großen Gestirne Sonne und Mond."[14] Der hochverdiente chinesische Missionar Lechler weist darauf hin, wie den Chinesen im Lauf der Geschichte die astronomischen Kenntnisse wieder abhanden gekommen sind: „Die Chinesen, denen schon vor 4000 Jahren der Kaiser Wongti einen Kalender gab, und die zur Zeit der Kaiser Jau und Schun Minister der Astronomie hatten, mußten gleichwohl zu den katholischen Missionaren, welche vor 300 Jahren nach Peking kamen, ihre Zuflucht nehmen, um den Kalender korrigieren zu lassen, da sie die Sonnen- und Mondfinsternisse nicht mehr richtig berechnen konnten." Die Astronomie artete aus in Astrologie und unsinnigen Aberglauben: „Die Sonnen- und Mondfinsternisse werden immer noch als Vorboten von nationalen Kalamitäten angesehen. Bei ihrem Eintritt werfen sich der Kaiser und die Beamten offiziell vor dem Himmel nieder und bitten um gnädige Abwendung des drohenden Unglücks, während das Volk auf dem Glauben gelassen wird, daß der Himmelshund ein Stück aus der Sonne oder dem Mond herausfresse, weshalb mit der Gong und der Trommel großer Lärm gemacht wird, um das Ungeheuer zu verscheuchen. Beim Durchgang der Venus durch die Sonne im Jahre 1874 bekam Kaiser Tsung Tschi die Pocken, und dieser Zufall wurde von den Chinesen als naturgemäße Notwendigkeit erklärt."[15] Der Gestirndienst war schon im alten China heimisch. In ältester Zeit wurden die Sonne, der Mond, die Gestirne, Planeten (wuhsing) und feste Sternbilder (ch'en) verehrt, ebenso auch auf Erden die Berge und Flüsse, Wind, Regen, Donner und Blitz. Aber über allem, auch dem höchsten Himmel, stand im Volksglauben Schang-ti, der persönliche Gott. Bald jedoch wurde diese Gottesvorstellung vom Himmel als Vater und Schöpfer aller seiner Kinder, der das Herz des Menschen kennt, durch die pantheistische Naturphilosophie verwischt. Am längsten erhielt sich diese reinere Gottesidee im Ahnenkultus des Kaiserhauses und in der chinesischen Staatsreligion. Aber auch da mußte sie mit der Zeit dem Einfluß des Ji-king und Tao-te-king das Feld räumen.

Die Verehrung des persönlichen Gottes wurde zum Astralkult und zur Verehrung der unpersönlichen Himmelskräfte, zum Naturdienst und zur Verehrung der Erdenkräfte. Nun aber erlangen sie höchste Verehrung als Repräsentanten der ewigen Urkräfte Jang und Jin und alle Dinge der Schöpfung, die Gesamtkräfte von Himmel und Erde, bilden nur Teile des All-Einen, des Tao. Dann trennen sich die Wege. Die Staatsreligion wird Angelegenheit des Kaiserhauses und des Beamtenstaates und die Volksreligion versinkt allmählich in den Geisterdienst. Nur eines haben sie gemeinsam und dieses eine bildet zuletzt den eigentlichen religiösen Inhalt beider Richtungen, das ist die Ahnenverehrung.

Es ist nicht ganz leicht, aufzuzeigen, wie sich die uralte Volksreligion im Laufe der Jahrhunderte zum groben Geisterdienst entwickelt hat. Wie in vielen andern Religionen handelt es sich um einen Entartungs- und Verdrängungsprozeß. Der ebenfalls von Anfang an vorhandene Geister- und Dämonenglaube gewinnt die Oberhand, indem er sich gerade da einnistete, wo man am ehesten eine Erleuchtung und Befreiung erhoffen sollte, in der Philosophie. Wir haben gesehen, welche Rolle nach dem Jiking die Beziehungen und Entsprechungen spielen, wie das ganze All durchwaltet ist von kosmischen Urkräften, dem Männlichen (Jang) und dem Weiblichen (Jin). Diese Philosophie hat das Volk auf das tiefste beeinflußt, denn die Gegensätze von Jang und Jin galt es überall in Harmonie zu vereinigen und diese Lebensweisheit betraf das Wohl und Wehe des Volkes. Man erkannte diese zwei Prinzipien bald überall: Hell und dunkel, warm und kalt, hart und weich, trocken und naß, hoch und tief, oben und unten, aber auch im Gemeinschaftsleben: Sonne und Mond, Himmel und Erde, Mann und Weib, Fürst und Untertan, Ehegatte und Ehefrau, dann aber auch der Wechsel der Jahreszeiten: Frühling und Sommer sind Erscheinungsformen des Jang, Herbst und Winter solche des Jin. Aber das einfache Volk konnte diese Naturkräfte unmöglich einordnen in den großen kosmischen Zusammenhang, es erkannte in diesen wirkenden und schaffenden Naturkräften persönliche Schutz- und Lokalgottheiten, Geister und Dämo-

n e n, das alte religiöse Erbgut, das von unten stammt, die Geister- und Dämonenfurcht, vermischt mit dem Managlauben und vermengt mit taoistischen Gedanken, kam zum Durchbruch und verdrängte die Idee des lebendigen Gottes. Und die Gelehrten, der Kaiser und die Staatsmänner ließen das Volk gewähren.

Und doch hat das Volk immer noch Anteil an der Theokratie der Regierung. Mißernten, Hungersnot, Erdbeben, Sonnenfinsternisse, Überschwemmungen und Naturkatastrophen offenbaren dem Volke das Mißfallen des Himmels und der Kaiser wird als Stellvertreter des Himmels und der Erde verantwortlich für Glück und Segen, Unglück und Not des Volkes. Er tritt als Hohepriester für sein Volk ein und opfert dem Himmel, um die Harmonie wieder herzustellen; denn jede Störung in der Harmonie wird dem Herrscher zur Last gelegt. Auf dieser religiösen Pflicht, für das Glück und Wohl des Volkes zu sorgen durch Wiederherstellung des gestörten Gleichgewichts im Kosmos, beruht das innere Recht seines Herrscheramtes. So sehr sich also die Staatsreligion von der Volksreligion unterscheidet, hat doch das Volk wesentlichen Anteil am Staatsopfer, denn der Kaiser ist der Einzige, der für das Volk eintreten und das Opfer darbringen kann. Es liegt jedoch auch noch eine andere Verbindung vor, die der Staatskultus mit der Volksreligion eingegangen ist. An die Stelle der Naturkräfte treten, wie wir soeben erwähnten, eine Menge Götter, Geister und Dämonen. Diese niederen Gottheiten stammen aus dem Volksglauben alter und neuer Zeit. Dazu kommt die Verehrung der Heiligen und Heroen. Der Kaiser als Herr der Götter kann nun dem Volke dadurch entgegenkommen, daß er neue Volksgötter und Volksheilige in den Staatspantheon aufnimmt, denn er hat als Sohn des Himmels das Recht, Götter zu ernennen, zu befördern und abzusetzen. Vor allem war es die Verehrung des großen Lehrers Konfuzius, die durch den Kaiser angeordnet wurde. Dazu kamen eine Reihe niederer Volksgottheiten die Anerkennung im Staatskult gefunden haben: der Kriegsgott Kuan-ti; die Götter der Heilkunde (Hsien-i); der Nordpolarstern (Pei-chi-chün), Mittelpunkt des Himmels, wie

der Kaiserthron Mittelpunkt der Erde, Sitz des Himmelskaisers Schangti und Schutzgott des Kaisers (1651); der Feuergott (Huo-shen), der Planet Mars (1663); die Kanonengötter (P'ao-shen), Beschützer der Artillerie; der Stadtgott jeder ummauerten Stadt Chinas; die vier Drachengötter (Lung-shen); die Schutzgötter der Stadt- und Palasttore (Men-shen); der Erdgott (Hou-t'u-shen). Diese alle wurden in der Hauptstadt verehrt. In den Provinzstädten: Konfuzius; die Bodengötter (she-chi); der Gott des Ackerbaus (Shen-nung); die Himmelsgötter (t'ien-shen); die Erdgötter (ti-ch'i); der Stadtgott (ch'eng-huang-shen); der Kriegsgott (Kuan-ti). Dazu kommen eine Menge Lokalkulte, die vom Kaiser sanktioniert sind, und eine Unmenge anderer Götter und Götzen: „Die Religion der Volksmasse in China besteht in ungeheuerlichem Götzendienst, gepaart mit dem grassesten Aberglauben. Aus den Tausenden von Göttern, die angebetet und angeräuchert werden, seien nur erwähnt: der Gott des Reichtums, der Literaturgott, der Herdgott, der Feldgott, der Flußgott, der Regengott (Drache), die Himmelskönigin, die Göttin der Barmherzigkeit, die Göttin der Pocken, der Pest, der Gott der Unterwelt."[16] Dazu kommen die Hausgötter: die Türgeister, die Herdfürsten, die das Betragen der Familienglieder überwachen und dem höchsten Gott Bericht erstatten; der Erdgeist, der Reichtum, Glück und Gedeihen der Familie verleiht; der Bettgroßvater und die Bettgroßmutter, die über das Wohlsein der Kinder wachen und der Kuhkönig; ferner der Dorfschutzgeist, der Sche, oder auch „große König" genannt, dann viele Feldschutzgeister oder „Feldgroßonkel", welchen am Erntefest und Altjahrabend geopfert wird: „Heute am Altjahrabend komme ich und bitte dich, du wollest mich behüten vor Gefahr und Krankheit. Laß meinem Feld das Wasser nicht fehlen und gib, daß mein Reis vielfältig trage."[17] Aber auch heilige Steine werden verehrt; Ertrinkende werden nicht gerettet, weil der Geist des Flusses sich rächen würde, wenn man ihm sein Opfer streitig machen sollte. Dazu kommen noch Heroen und Halbgötter, Schutzpatrone und Zufallsgötter, deren Verehrung auf einem scheinbaren Wunder oder auffallenden Ereignis beruht. Die Tempel-

religion geht in China wohl in der Hauptsache auf das Eindringen des Buddhismus zurück. Darüber schreibt der frühere Chinamissionar Dr. Dr. Öhler: „Die Tempel sind in der Regel alle gleich eingerichtet: Im Hintergrund sitzt der große Hauptgötze, nicht selten zu beiden Seiten je eine Nebenfigur (die indische Dreiheit). Das Götterbild ist aus Lehm, Gips oder Holz und ist vergoldet, und ehe es in Gebrauch genommen worden ist, hat man in eine Öffnung in seinem Innern eine Ratte oder einen Tausendfüßler oder ein anderes Tierchen gesteckt, damit das Bild eine „Seele" bekomme und so erst „wirkungsfähig" werde. Vor dem Bild steht der Altartisch mit Räucherurne und Kerzen. An der Decke hängen Lampen, dazu an Dachgebälk und Wänden gestickte Tuchstreifen und geschnitzte Tafeln mit vergoldeten Schriftzeichen. Auf dem Altar stehen oft auch mehrere Meter hohe spitze Sträuße aus Papierblumen — alles Weihgeschenke von dankbaren Gläubigen. Im Hintergrund finden sich die große Trommel und die Glocke, die mit dem Hammer geschlagen wird. Im Unterschied von der peinlichen Sauberkeit japanischer Tempel ist in den chinesischen Tempeln meist alles mit Staub bedeckt und von Spinnweben überzogen, da der träge Tempelhüter gewöhnlich wenig Sinn für Reinlichkeit hat. Nur in Klöstern und bedeutenderen Stadttempeln wird der Dienst von Mönchen (Buddhisten oder Taoisten) versehen, in den meisten Tempeln aber hat man nur einen angestellten Hüter." [18]

Niemand darf mit leeren Händen kommen; er muß ein Opfer bringen und wären es auch nur ein paar Weihrauchstäbchen oder ein wenig Tee; die meisten bringen im Körbchen dreierlei Fleisch, von Schwein, Geflügel und Fisch, das sie vor dem Götzen aufstellen, um es nachher daheim selbst zu verzehren. Das knieend gemurmelte Gebet oder auch ein geschriebenes, das dann verbrannt wird, soll oft ohne jede religiöse Empfindung und inhaltlich maßlos übertrieben sein. Die Orakelhölzer, die benützt werden, um eine Antwort des Gottes zu erhalten, werden so lange geworfen, bis die gewünschte Antwort kommt, oder man wirft eine Nummer und erhält vom Tempeldiener, der auch zum Gebet die Glocke läutet, den entsprechenden, auf die Nummer lautenden

Spruch. Die Götzen werden in Prozession abgeholt und herumgetragen.

Den tiefen Verfall der chinesischen Volksreligion offenbaren die Zauberei, die Wahrsagekunst und der Volksaberglaube. Dabei spielt die Geisterfurcht die Hauptrolle; denn der Chinese weiß sich, genau wie der Primitive, auf Schritt und Tritt umgeben von unheimlichen Geistern und Dämonen. Daher die Tage- und Platzwählerei, um das Unglück, das von diesen Mächten droht, zu vermeiden; man nennt das eigene Kind Mädchen oder Schwein oder Hund oder Schlange, um die Geister zu täuschen. Abschreckende Gegenstände wie „Löwenmützchen", „Tigerschühlein" und Amulette, um die Geister zu vertreiben, sind sehr häufig, ebenso die acht Strichfiguren (pa Kwa). Zauberer, Wahrsager, Totenbeschwörerinnen, die mit den Verstorbenen, und Tempelmedien, die im Trancezustand mit den Göttern verkehren und Botschaften aus der Geisterwelt verkünden, halten das Volk in greulichem Aberglauben verstrickt. Spiritistische Medien schreiben die Botschaften in den Sand mit dem Geistergriffel. Wie bei den Primitiven wird die Seele als eine Art Doppelgänger vorgestellt und angeredet: „Gleichaltriger kehre zurück!" Im Speichel ist Seelenkraft vorhanden. Wörter, die Unglück bedeuten, werden peinlich vermieden und durch andere ersetzt. Unzählige Feste unterbrechen das Einerlei der Arbeit im Jahreslauf, so vor allem das Neujahrsfest, das Gräberfest, dann die Mondfeste, an welchen Mondküchlein gebacken werden. „Durch all den Wust von Aberglauben, durch all das Gewirr von kultischen Bräuchen bricht doch auch heute noch im Volk immer wieder der Glaube an den einen Gott durch. In seiner Verzweiflung fleht der Einzelne Himmel und Erde an, in großer allgemeiner Not stellt man in freiem Feld mehrere Tische aufeinander, und einer steigt hinauf, um den Himmel anzurufen. Es geht heute noch nach dem Wort in K'ü Jüans, des treuen Beamten, Biographie: „Der Himmel ist Vater und Mutter der Menschen; darum ruft jeder in schwerer Not und Erschöpfung zu Gott, wie jeder in Krankheit und Trauer sich an seine Eltern hält."[19]

3. Der dritte und wichtigste Zug in der chinesischen Religion aber ist die Ahnenverehrung. Sie ist diejenige Seite des religiösen Lebens, die das Volk mit der Staatsreligion, mit seinen Großen und Herrschern seit Jahrtausenden gemeinsam hat. Der Ahnendienst ist so recht der Kern der chinesischen Volksreligion. Wer in die Ahnenverehrung einen Einblick gewinnen will, muß sich zwei Erscheinungen im chinesischen Volksleben stets gegenwärtig halten: Die Ethik des Konfuzius mit ihrer hohen moralischen Forderung der Pietät gegenüber den Eltern im Leben und im Tod und die Geisterfurcht, von welcher wir bereits ausführlich gehandelt haben. Wir wenden uns also vor allem dem größten Lehrer Chinas, Konfuzius und seiner Lehre zu.

Konfuzius oder Kung-tse, der Lehrer aus dem Geschlecht der Kung (Kung-fu-tse) „Meister Kung" genannt — (sein Beiname war Tschung-ni) — lebte von 551 bis 478 v. Chr. Sein Geburtsort ist Küfau bei Jentschaufu in der Schantungprovinz, wo noch heute sein Grab unangetastet zu sehen ist und von seinen Nachkommen gepflegt wird. Er war von angesehener Familie, verlor aber frühzeitig seinen Vater und wurde in kümmerlichen Verhältnissen erzogen, wie er selbst betont: „Als ich klein war, lebte ich in geringen Verhältnissen, darum erwarb ich mir viele Geschicklichkeiten." Opfergefäße aufzustellen und die Opferbräuche nachzuahmen, war des kleinen Knaben Lieblingsspiel. Mit 19 Jahren bekleidete er, bereits verheiratet, ein kleines Amt, das er, weil seine Mutter starb, schon nach vier Jahren niederlegte, um sich ganz der vorgeschriebenen dreijährigen Trauerzeit zu widmen. Bald sammelte er einen Jüngerkreis, der ihn auf längeren Reisen begleitete und von ihm Unterricht in Sittenlehre empfing. Es war eine Zeit politischer Wirren, in welchen das Reich in Lehenstaaten zerfiel. Wie die Reichsregierung, so waren auch die Regenten der Lehenstaaten durch Adelsgeschlechter sehr bedrängt. Trotz dieser widrigen Verhältnisse hielt er es für seine Pflicht, sich dem Staatsdienste zu widmen. Er machte auch im Gefolge eines adeligen Herrn, in dessen Dienst er stand, eine Reise nach der Reichshaupt-

stadt Loyang, wo damals die Dynastie der Tschou herrschte, deren Begründer er als Inbegriff aller Weisheit und Güte hoch verehrte. Er interessierte sich besonders für das Altertum.

Damals soll er auch eine Begegnung mit dem älteren Weisen Lao-tse gehabt haben. Erst nach längerer Zeit fand er bei dem Fürsten seines Heimatlandes Lu eine Anstellung, zuletzt als Minister, so daß er große Reformen herbeiführen konnte. Lu wurde zum Musterländchen, das den Neid seiner Nachbarn erregte. Doch die Fürstengunst dauerte nur vier Jahre, dann wurde die Gewissenhaftigkeit des Weisen dem Fürsten zur Last. Traurig über eine sittliche Entgleisung des Fürsten verließ er das Heimatland und wanderte nun 14 Jahre lang als Verbannter umher, bald verehrt, bald verfolgt, verbreitete seine Lehre und suchte einen Fürsten, der bereit wäre, seine Gedanken zu verwirklichen. Er fand keinen. Auch seine Hoffnung, in sein Heimatland zurückgerufen zu werden, erfüllte sich nicht. „Kein verständiger Fürst steht auf, niemand im Reich will mich zum Lehrer haben, es ist Zeit für mich, zu sterben!" Ein in Lu angestellter Schüler rief ihn in sein Vaterland zurück; aber er spielte keine politische Rolle mehr. Beim Herannahen des Todes wurde seine Stimmung düster. Er klagte über den Verfall des Reiches und über das Sterben der Weisen. Er starb im 71. Jahre seines Lebens. Der Mann, dessen Ideal die Vergangenheit war, fand im Tode keinen tröstlichen Ausblick für die Zukunft. Das Religiöse tritt bei ihm sehr zurück. Auf das Gebet hielt er nicht viel. Wenn er die richtige und andächtige Weise des Opferns betonte, so geschah das mehr aus Anhänglichkeit an die Gebräuche des Altertums, als aus innerem religiösem Trieb. Als ein Schüler ihn über das Jenseits befragte, antwortete er, „So lange du das Leben nicht kennst, wie kannst du über den Tod etwas wissen?" Und doch hat er seinem Volk durch die Sammlung und Herausgabe der klassischen Schriften des Altertums einen unvergänglichen Dienst geleistet. Über die verlorene praktische Ministertätigkeit tröstete er sich mit den Worten: „Lernen und fortwährend üben, ist das denn nicht auch befriedigend? Freunde haben, die aus der Ferne kommen, ist

das nicht auch Freude? Von Menschen verkannt sein und doch nicht murren, ist das nicht auch edel?"

Seine Religion bestand hauptsächlich in der Pietät gegen das, was die Vorfahren gelehrt hatten. Doch wurde seine Moral nicht als eine von Menschen selbst erfundene angesehen. Vom Himmel sollte der Weise die rechte Ordnung des Lebens lernen. Des Himmels großartige Erhabenheit, seine alle Wesen unparteiisch bedenkende Güte, die Demut der Erde, die Regelmäßigkeit des Wechsels der Jahreszeiten und die ganze Zweckmäßigkeit der Einrichtungen der Natur soll für den Menschen vorbildlich sein. Vom Himmel ist auch das Leben jedes einzelnen Menschen bestimmt, und diese Bestimmung (ming) ehrt der Weise und zürnt dem Himmel nicht, wenn es nicht nach seinen Wünschen geht. Die Bestimmung ist aber kein blindes Schicksal, sondern das Gute, das der Mensch tut, hat eine Belohnung, das Böse eine Strafe zur Folge. Das rechte Verhalten aber besteht außer der sorgfältigen Beobachtung der heiligen Gebräuche in der richtigen Stellung 1. zwischen Eltern und Kindern, 2. Mann und Weib, 3. älteren und jüngeren Brüdern, 4. Freunden, 5. Obrigkeit und Untertan. Es gilt, überall die rechte Mitte einzuhalten. Konfuzius war in erster Linie auf das Wohl des Volkes und des Staates bedacht. Er wollte nicht ein Weltweiser oder Religionsstifter sein. Ihm lag alles daran, auf Grund uralter Anschauungen das rechte Verhalten von Herrscher und Volk endgültig festzustellen. Und nur zu diesem Zwecke durchforschte er das Altertum. Aus seiner Forschungsarbeit aber ergaben sich ihm die Grundsätze seiner Staatslehre oder Staatsethik. Klare Besonnenheit und ein nüchternes Urteil zeichnen ihn vor allem aus und er betrachtete sich selbst als Instrument des Himmels zur Rettung seines Volkes. Seine Lehren sind stets unpersönlich und „sein Thema ist das in jeder Lage angemessene Verhalten des Menschen. Die Familie ist die Grundlage des Staates, aber der Staat ist nicht um des Fürsten, sondern um des Volkes willen da. Seine Form ist die demokratische Monarchie. „Die Oberhäupter der Familien als Vertreter der sozialen

Rechte bilden eine Volksinstanz gegenüber der Kaiserregierung in Stellvertretung des himmlischen Willens. Das Entgegenwirken von Familiengesetz und Regierungsgewalt soll Tyrannei von oben und Anarchie von unten verhindern." [20] Zwischen Staats- und Volksmoral soll kein Unterschied vorhanden sein. Wenn die oben erwähnten fünffachen Beziehungen (wu-lun) erfüllt werden, steht alles recht.

Die bedeutendsten Schüler und Nachfolger des Konfuzius waren sein Enkel Tse-tse und vor allem Meng-tse, der 372 bis 289 im Heimatland des Konfuzius, im Staate Lu lebte, die Gedanken und Aussprüche des Meisters, der nichts schriftliches hinterlassen hatte, systematisch ordnete und zu einer Art „Fürstenspiegel" verarbeitete. Er hat es verstanden, dem Volke die Lehre des Konfuzius verständlich und mundgerecht wiederzugeben. Ferner Me-tse, den Faber übersetzt und erklärt hat unter dem Titel: „Die Grundgedanken des alten chinesischen Sozialismus oder die Lehre des Philosophen Micius" und dann noch Li-tse, der jedoch mehr noch als Vertreter des Taoismus gelten kann. Neuerdings gewinnt in China die Lehre des Me-tse, der sich in mancher Hinsicht von Konfuzius und Lao-tse unterscheidet, mehr Theist und ein scharfer Gegner des Krieges war, wieder mehr an Bedeutung und wird „Mehismus" genannt.

Es ist schwierig, die Lehre des Konfuzius und seiner Schüler übersichtlich darzustellen; denn wissenschaftlich im modernen Sinn haben die Chinesen und vor allem Konfuzius nicht gedacht. Das Mystische ist Konfuzius völlig fremd. Der Gottesbegriff „Himmel" ist nicht persönlich gefaßt, sondern wird zur Naturmacht. Das Tao waltet als Gesetz in den Naturvorgängen und regiert auch alles menschliche Handeln. Diesen Gedanken haben seine Schüler weiter ausgebildet und verlegten schließlich die Religion ganz in das äußere menschliche Handeln. „Ihre Religion ist gewissermaßen nur Zivilisation, die Kunst, glücklich zu leben." [21] Aber eben deswegen gehören Moral und Anstandslehre in China mehr als anderswo zur praktischen Ausübung der Religion.

Ein einzelner Begriff ist es, der in den Schriften seiner Schüler am meisten wiederkehrt: der Edle, das praktische

Lebensideal des Konfuzius, der edle Mensch (Tschün-tse). Für alle, welche nicht von Natur Heilige sind, steht der Weg des Edlen offen. Der Weg des Edlen geht vom Nahen zum Entfernten, von der Erkenntnis und Ausgestaltung des Wahren und Guten zur Umgestaltung der Welt. Im „großen Studium" wird der Stufengang des Edlen folgenderweise dargelegt: 1. Unterscheidung der Dinge und Studien, 2. Vollständigkeit der Erkenntnis, 3. Wahrhaftigkeit der Vorsätze, 4. Berichtigung des Herzens, 5. Kultivierung der ganzen Person, 6. Besorgung der Familie, 7. Ordnung des Staates, 8. Friedebringung für das Reich.

Der Edle, der beim Essen nicht Sattheit, beim Wohnen nicht Bequemlichkeit sucht, sondern eifrig ist in Geschäften, vorsichtig in Worten, der mit Leuten von festen Grundsätzen verkehrt und sich zu bessern sucht, mag allein ein Freund des Studiums heißen. Bloßes Denken ohne Studium ist schädlich oder doch nutzlos. Gegenstand des Studiums ist Literatur, d.h. die alten Klassiker, besonders das Jiking. Auch die Beispiele der alten heiligen Kaiser, also Geschichtsstudium, werden empfohlen. Das Studium soll zur Selbstverbesserung dienen, nicht um es vor den Leuten zur Schau zu tragen. Wer drei Jahre lernt, ohne es zu etwas zu bringen, kommt nicht leicht dazu. Aus dem Studium ergibt sich die Vollständigkeit der Erkenntnis, und zwar ist dreierlei zu wissen nötig: Die Bestimmung, die Sitte und die Worte oder Beredsamkeit. Vor allem soll man Klarheit bekommen über das, was man weiß und nicht weiß. Die rechte Erkenntnis geht auf Ursache und Wirkung, und ihr folgt dann die Auswahl des Guten. Ihr Zweck ist also ein praktischer, nicht gelehrte Vielwisserei. Die dritte Stufe des Edlen ist die Wahrhaftigkeit der Vorsätze, d.h. zunächst der Gedanken, welche dann in Absichten und den Willen übergehen. Der Edle ist auf sich und seine Gedanken aufmerksam, er betrügt sich nicht, sein Wille ist aufs Studium, auf Humanität und auf das Tao, auf den Weg des Menschen gerichtet. Da Gedanken und Wille aus dem Herzen kommen, ist die vierte Stufe die Berichtigung des Herzens. Denn im Zorn, in Furcht oder Vorliebe oder Betrübnis erlangt man nicht das

Korrekte. Die sieben Leidenschaften: Freude, Zorn, Schmerz, Furcht, Liebe, Haß, Lust, lassen sich auf die beiden Begriffe: Vorliebe und Abscheu zurückführen. Die Kultivierung der ganzen Person: In den Worten ist der Edle vorsichtig, er redet und schweigt zur rechten Zeit. Die Rede muß wahr sein und in beständiger Beziehung zum Wandel stehen. Man soll bloßen Worten nicht trauen, sondern den Gesichtsausdruck und besonders den Wandel betrachten. Die kindliche Pietät betrachtet Konfuzius als die Fundamentaltugend des sozialen Lebens. Die Kinder sollen den Eltern, solange sie leben, nach den Anstandsregeln dienen, wenn sie gestorben sind, sie anständig beerdigen und ihnen nach den Anstandsregeln opfern. Diese Pietät geht auch der Humanität vor, sofern der Sohn den Feind des Vaters töten soll.

Ihre Vollendung findet die Ethik des Konfuzius in der „Heiligkeit“. Obwohl Konfuzius sich selbst nicht als einen Heiligen ausgab, wurde er doch von der Nachwelt verehrt als der „allerheiligste Meister der Vorzeit“. Das Ideal der Heiligkeit waren für Konfuzius die alten Kaiser Jau und Schun. Ein Heiliger wird vollkommen ohne Menschengunst und Hilfe, infolge seiner Vollkommenheit aber übt er auf die Welt eine umwandelnde Wirkung aus. Er weiß sich vollkommen zu benehmen und das macht Eindruck. „Wer kraft seiner Tugend herrscht, gleicht dem Polarstern: der verweilt an seinem Ort, und alle Sterne drehen sich um ihn. Doch nur das Studium bringt echte Tugend hervor, und nur der Weise ist der Heilige.“ Hier unterscheidet sich Konfuzius von Lao-tse, der die Ansicht vertritt, der Weise sei deshalb vollkommen, weil das Tao als das ewige Gesetz in ihm sich auswirke.

Die sittliche Wirkung der Lehre des Konfuzius war eine gewaltige und durchgreifende. Die hohe Ehrfurcht, die dem Alter in China gezollt wird, und die Pietät der Kinder gegenüber den Eltern haben sicher zur Erhaltung des chinesischen Volkes viel mitgewirkt. „Sowohl die patriarchalischen Einrichtungen, welche bei der sehr mangelhaften Verwaltung in den Riß treten müssen, damit Ordnung gehandhabt und Recht geschafft werde, als auch die Familienverhältnisse, welche in China besser geordnet sind als in irgendeinem heid-

nischen Lande, geben Zeugnis dafür, daß die Lehren des Konfuzius in dieser Hinsicht nicht zur leeren Phrase herabgesunken sind, sondern ein lebendiges Element in dem chinesischen Volksleben bilden.[22] Die „24 Beispiele" von Kindesliebe sind das klassische Büchlein der chinesischen Sittenlehre, und seine Beispiele sind in Tempeln und Schulen, in Herbergen und Teehäusern, in den öffentlichen Ausrufhallen und in vielen Privathäusern an die Wände gemalt, damit jeder Beschauer „das Herz prüfe und den Bauch streiche", d. h. sich selbst prüfe, ob er diesen Vorbildern gleich seine Sohnespflicht erfülle.[23]

Wir haben am Anfang unserer Ausführung über die Ahnenverehrung auf ihre beiden Wurzeln hingewiesen: Die Geisterverehrung und die Lehre des Konfuzius über die Pietät, die der Meister mit den Worten erklärte: „Im Leben den Eltern dienen, beim Tode sie begraben, nach dem Tod sie verehren, alles der Sitte gemäß." Die Chinesen glauben an die Existenz einer andern Welt, in welcher die abgeschiedenen Geister leben, aber die Mittel zu einer ordentlichen Existenz in derselben, so daß sie Schen werden, müssen ihnen von den Menschen dieser Welt geliefert werden, also den Eltern namentlich von ihren Kindern. Das ist der Grundgedanke des chinesischen Ahnendienstes. Wie sehr die Geisterfurcht bei den Totengebräuchen den Ausschlag gibt, sehen wir beim Sterben eines Familiengliedes. Vor allem ist es wichtig, daß der Sterbende in der Halle seines Hauses und nicht an einem fremden Ort seine Seele aushaucht. In der Kammer darf er nicht sterben, weil sonst der Geist in dem engen Raum den Ausgang nicht findet. Stirbt ein Fremder, so muß er noch vor seinem Hinschied eiligst aus dem Hause hinausgetan werden, damit er nicht als Spukgeist darin sein Unwesen treibe. Auch ist es wichtig, daß der Sterbende auf die Erde gelegt wird, damit er nicht im Jenseits sein Bett auf dem Rücken herumschleppen muß. Mit dem letzten Atemzuge, wo die Seele entfliehen will, werden alle Anstrengungen gemacht, sie in „das Seelentäfelchen" zu bannen. Dieses wird bei der Beerdigung dem Sarge nachgetragen und später daheim in einem „Seelenhaus", von Papier ge-

macht, sorgfältig aufgestellt, wo ihm 100 Tage lang bei jeder Mahlzeit geopfert wird; „dann wird die Seelentafel samt Seelenhaus und einer Menge von Gebrauchsgegenständen, die alle aus Papier nachgebildet sind, und dazu viel Gold- und Silberpapier (als Geld) verbrannt und die Asche davon in die große Urne in der Ahnenhalle gebracht. Damit ist der Tote, wie man glaubt, zur Schar der andern Ahnen eingegangen, sein Geist ist nun beruhigt, und man braucht ihm nur noch mit den andern gemeinsam zu räuchern und zu opfern."[24]

Die Geister der Verstorbenen bedürfen zu ihrer eigenen Nahrung und Erquickung die Opfer der Hinterbliebenen. Da die andere Welt unsichtbar ist, muß das, was dem Verstorbenen dargebracht wird, unsichtbar gemacht, d. h. verbrannt werden. Das Jenseits wird gedacht als ein getreues Abbild des Diesseits, vom Kaiser bis herab zum geringsten Polizeimann, vom Mandarin bis zum Bettler, und so herrscht in jener Welt die nämliche Selbstsucht und Gemeinheit der Gesinnung wie im Diesseits. Allerdings sind Gerichte eingesetzt, vor welchen jeder Mensch erscheinen muß, aber auch da herrscht dieselbe Bestechlichkeit wie im Reich der Mitte. Man weiß von keinem Land der Ruhe, der sittlichen Vollendung und der ewigen Seligkeit. Erst unter dem Einfluß des Buddhismus verbreiten auch die taoistischen Priester und Mönche allerlei Vorstellungen von Himmel und Hölle. Der chinesische Buddhismus kennt allerdings ein westliches Paradies unter Amitâbha Buddha; aber abgesehen davon, daß diese Vorstellung nicht allgemein unter den Chinesen angenommen wird, ist der Zutritt zu demselben auch davon abhängig, was auf Erden für den Verstorbenen geschieht.

Besonders gefährlich für die auf Erden lebenden Menschen sind die Bettelgeister (Kwei). Ursprünglich bedeuteten Kwei und Schen zwei entgegengesetzte Seelenkräfte, das Dämonische und Kalte, das Himmlische und Lichte. Später werden sie personifiziert und treten als Geister auf, die Bettelgeister als solche, welche keine Verwandte mehr haben, die ihnen Nahrung und Kleidung ins Jenseits schicken, Leute, die auf dem Meer, im Krieg, in fremden Ländern gestorben sind, deren Gräber man nicht kennt. Diese Bettelgeister plagen die

Lebenden mit Krankheiten und allerlei Übeln. Deswegen werden für sie alljährlich drei Feste gefeiert, und die Chinesen in einer fremden Stadt bilden zusammen einen Wei-kwan, d. h. einen Verein, der für ein Begräbnis seiner Volksgenossen in der Heimat sorgt, damit sie an dem Segen der Ahnenverehrung teilnehmen. Auf diese Weise werden Tausende von Särgen mit Leichen von Chinesen aus fremden Ländern nach der Heimat geschafft.

Hat der Chinese Nachkommen, welche mit kindlicher Liebe an ihm hängen, so geht er verhältnismäßig ruhig dem Tod entgegen, namentlich wenn die Kinder ihm einen schönen Sarg zum Geschenk gemacht haben, denn „tausend Jahre nach ihrem Hinscheiden müssen die Voreltern noch derselben Verehrung gewürdigt werden, wie bei ihren Lebzeiten". So ist es in den Klassikern befohlen. „Der Mensch hat nach dem Glauben der Chinesen drei Seelen, eine im Kopf, eine in der Brust und eine in den untern Extremitäten: 1. Die Lebensseele (sang-fun), welche mit dem Tier- und Pflanzenreich gemeinsam ist, 2. die Empfindungsseele (kok-fun), dem Tier und Menschen eigen, 3. die Intelligenzseele (tin-fun), welche nur der Mensch besitzt. Oder auch bestimmt man das, was wir Seele nennen, als zehnteilige Einheit, die sich zerlegt in drei dem zeugenden Prinzip angehörigen und sieben dem gebärenden Prinzip eignenden Teile. Wird diese Einheit durch Entweichen der einen Kraft aufgehoben, so ist dies der Tod. Selbst das gemeine Volk gibt sich in seiner Art mit diesen Spekulationen ab. Auch nach dem Volksglauben hat man drei Seelen, deren eine nach dem Tode beim Leichnam bzw. im Grabe weilt; eine geht ins Reich der Unterwelt und eine nimmt ihren Platz bei der Ahnentafel. Diese Vorstellungen sind ohne Zweifel primitiven Ursprungs. Darnach ergibt sich eine dreifache Totenverehrung.

1. die sich um den Leichnam drehende bei der Bestattung und am Grabe.

2. die Verehrung der ins Schattenreich versetzten Seele oder die Seelenmesse.

3. die sich in der Ahnenhalle vollziehende Verehrung oder der Ahnendienst.[25]

Schon bei der Erkrankung eines Familiengliedes opfern und beten die Angehörigen vor der Ahnentafel. Es wird eine Anzahl Dins, Papiere von der Form des gangbaren Silbergelds oder Goldpapier verbrannt. Wird der Kranke bewußtlos, so stellt sich ein Familienglied mit einer Laterne vor die Haustür und sucht die entfliehende oder gebundene Seele zurückzurufen im Ton der zärtlichsten Besorgnis. Der Kranke darf, wie bereits erwähnt, gewöhnlich nicht in seinem Bett sterben, sondern er wird links von der Ahnentafel auf den Boden gelegt, damit er sogleich bei den Ahnen sei. Ist nun der Tod eingetreten, so begeben sich die nächsten Angehörigen an den naheliegenden Fluß oder Bach, um von den Geistern etwas Flußwasser zu erbitten zur Wartung des Toten. Am Hause wird ein blaues Plakat mit weißer Aufschrift angeschlagen, um es als Trauerhaus zu bezeichnen, denn weiß und blau sind die Trauerfarben. Dem Verstorbenen werden seine Kleider angezogen, zwei und mehr Anzüge übereinander. Bei dem Stamm der Hakkas gibt man dem Toten etwas Silbergeld in den Mund und in jede Hand einen Palmzweig, nicht etwa als Siegeszeichen, sondern damit er die bösen Hungergeister auf dem Weg in die Unterwelt vertreiben kann, und mit zwölf Kuchen soll er die Höllenhunde beschwichtigen.

Ist der Tote besorgt, so beginnt die Totenklage, ähnlich wie bei andern Völkern. Bei der Leiche des Vaters muß der älteste Sohn dem Verstorbenen ein Päckchen Arznei mitgeben gegen alle Krankheitsschäden in der Unterwelt; bei der Leiche der Mutter betet er vor einem Geräte, das an die Geburt erinnert. Von den nächsten Verwandten muß er sich mit einem Schuh vor der Leiche prügeln lassen wegen der Versäumnisse der kindlichen Liebe. Sodann wird ihm ein Stock gegeben aus dem das Haus umgebenden Bambus, der so lang sein muß, daß er das Herz des Sohnes erreicht. Derselbe soll ihm nicht nur zur Stütze, sondern auch als Waffe gegen böse Einflüsse vom Geist des Verstorbenen dienen. Vor der Ahnentafel bringt der Sohn sein Opfer dar, bestehend aus fünferlei Rohem und fünferlei Gekochtem. Vom Wein wird etwas vor der Leiche auf den Boden gegossen. Während des Opfers kniet der Spendende nieder, verneigt sich wiederholt

und liest von einem weißen Blatt eine Opferlitanei zur Verherrlichung des Verblichenen ab. Der Reihe nach opfern dann die nächsten Verwandten. Die Opfergaben dienen hierauf zum Schmause. Die Anordnung des eigentlichen Begräbnisses ist nicht Sache des Sohnes, sondern des Bruders. Dasselbe wird je nach Umständen aufgeschoben, bis der Geomant einen günstigen Platz und einen günstigen Tag gefunden hat. — Der Sarg ist ein so wichtiger Artikel, daß manche Familie sich hier mit einem armseligen Hause begnügt, nur um den Verstorbenen ein besseres zu verschaffen, und ein Lebender wählt sich oft den Sarg aus, oder schenken, wie schon gesagt, Kinder ihren Eltern einen schönen Sarg. Daß der Sarg im nämlichen Raum gezimmert wird, in welchem der Kranke liegt, kann auch vorkommen.

Die Seelenmesse für den Verstorbenen (thai thsam — große Reue, der Familie gegenüber dem Verstorbenen) wird von Taoistenpriestern oder von buddhistischen Mönchen gehalten. Die Familienglieder und Freunde versammeln sich in der mit gestickten Vorhängen geschmückten, die Macht der jenseitigen Gerichtsbehörden darstellenden Ahnenhalle. Die Familie bekennt unter tiefen Verbeugungen ihre Versäumnisse vor der auf einen Tisch gestellten Ahnentafel. Die Priester gehen nach dem Takt einer Schelle singend unter allerlei Verbeugungen umher. Zu der Feier gehören nach Schultze (M. M. 1887, S. 39 ff.) sechs Teile:

1. Beschwichtigung des Herdgottes oder der Herdgöttinnen. Diese steigen am letzten Tag des Jahres auf zu Nyuk fong, dem Obersten der Geister, und berichten ihm über die Vorkommnisse im Hause während des letzten Jahres. Es darf daher in der Nähe des Herdes nicht gezankt werden, und über einen Verstorbenen darf nichts Nachteiliges berichtet werden. Um die Geister des Herdes zu versöhnen, stellt der Priester eine Schale Reis auf, stellt zusammengerolltes Goldpapier aufrecht hin, ebenso einige Weihrauchstäbchen, zündet Papier und Weihrauch an und bewegt sich, monotone Gebete singend, um die Schale, bis beides verbrannt ist.

2. Feiung der Hinterbliebenen durch bestimmte

Arzneikräuter, welche in einem Kessel geröstet und mit Reiswein angebrüht von den Familiengliedern getrunken werden.

3. Das Überschreiten des Gelben Flusses, über welchen der Tote gehen muß. Aus Bambusblättern wird ein Schiffchen gemacht und dasselbe auf eine Schale mit Wasser gesetzt. Unter immer stärker anschwellenden Gebeten mit Schellen und Trommel laufen die Priester um die Schale herum, bis sie erklären, der Übergang sei durch ihre Gebete gelungen.

4. Die Versöhnung des Verstorbenen mit seinem Schicksal. Nachdem die Aufmerksamkeit der abgeschiedenen Seele durch Schlagen mit einer Holztrommel erregt ist, wird eine auf weißes Papier geschriebene Adresse an dieselbe verlesen, etwa des Inhaltes: „Der Mensch lebt und stirbt; es gibt unter den Bäumen hohe und niedere. Dieser stirbt im 60. oder 70. Lebensjahr, jener im 20. oder 30. Dieser erreicht kaum das Alter von 8 oder 10 Jahren, jener stirbt im ersten oder zweiten Monat seines Lebens. Der Tschong Ku-lau erreichte das Alter von 27000 Jahren; wo ist er jetzt? Darum sei nicht übermäßig betrübt! Das Sterben früher oder später ist aller Menschen Los."

5. Die Überreichung von Geschenken an den Verstorbenen. Seine Seele hat in der Unterwelt noch dieselben Bedürfnisse wie diesseits. Darum werden ihm Kleider, Schuhe, eine Kiste und Geld, alles aus Papier gefertigte Sachen, durch Verbrennen nachgesandt. In jedem größeren Ort kann man diese Papiergegenstände kaufen.

6. Die Verabschiedung des Geistes. Für alle Anwesenden wird am Bach etwas Flußsand in den ausgebreiteten Rockzipfel geschöpft. Findet sich darin kein lebendes Wesen, so ist das ein Zeichen, daß der Geist des Verstorbenen zur Ruhe gekommen ist.

Die Ahnenverehrung geht jahraus jahrein ohne Unterbrechung weiter. Im pietätvollen Hause wird den Ahnen jeden Morgen und Abend Weihrauch gebrannt und frischer Tee aufgefüllt. Mindestens viermal im Jahr werden ihnen Opfer gebracht, außerdem bei allen wichtigen Familienereignissen: Geburt eines Sohnes oder Enkels, Hochzeit,

Geburtstag und früher auch Erlangung eines durch Examen errungenen Grades. Die größte Halle des Hauses wird zur Aufstellung der Ahnentafel benützt. Die reichsten Leute errichten ein eigenes Gebäude dafür. „An der hinteren Schmalwand des meist rechteckigen Raumes ist in Kopfhöhe die Ahnentafel entweder in einem Schrein oder auf einem schmalen, etwa vier bis fünf Fuß langen Altartische aufgestellt. Es ist ein einfaches, in einem Fußsockel eingelassenes, rechteckiges flaches Brett aus härterem Holze, meistens von einem mit Schnitzerei verzierten Rahmen umgeben. Die Größe desselben ist verschieden, durchschnittlich eineinhalb bis zwei Fuß hoch und ein bis eineinhalb Fuß breit. Die eingravierten Zeichen sind meist vergoldet. In etwas fetteren Zeichen ist zu lesen: ‚Den verschiedenen Generationen, Urahnen, Ahnen, Urgroßeltern, Großeltern und Eltern‘; außerdem Name, Geburt und Tod der Ahnen. In größeren Städten gibt es wegen Mangel an Raum in den Häusern allgemeine Ahnenhallen, wo man sich oft um schweres Geld einkaufen muß.“[26]

Auch der Kaiser als „Sohn des Himmels“ opferte Kraft des Gesetzes der Pietät seinem Ahnherrn, dem Himmel, im größten und erhabensten Heiligtum des Reiches, dem Himmelstempel. „Der Kultus im Tempel des Himmels ist reiner Ahnendienst und Vorrecht des ältesten Sohnes der irdischen Menschheitsfamilie, des Kaisers. Hier opfert der Herrscher auf der gewaltigen runden, unbedeckten marmornen Altarterrasse, dem sogenannten ‚Altar des runden Hügels‘, im südlichen Teile des heiligen Geländes dem höchsten Ahnen, dem Schang-ti im Himmel, und gleichzeitig seinen dem Himmel ‚zugesellten‘ menschlichen Ahnen, deren Tafeln auf der obersten Terrasse mit der des Schang-ti aufgestellt sind. Auf einer untern Stufe stehen ferner die Tafeln der Sonne, der fünf Planeten und bestimmter Sternbilder, gegenüber die des Mondes, der Wolken, des Regens, des Windes und des Donners.“[27] Auf der Ost- und Westseite befanden sich gleichartige Seelentafeln der zehn verstorbenen Vorgänger des früher jeweils residierenden Kaisers. Vor jeder Seelentafel war eine Reihe von Opferspenden aufgestellt: Suppe, Fleisch,

Fisch, Gemüse, Datteln, Kastanien, Reis, Reiskuchen, Becher mit Wein, alles den alten klassischen Vorschriften gemäß. Den kaiserlichen Ahnen, der Sonne und dem Monde wurde überdies ein ganzes geschlachtetes Rind geopfert, den Planeten und Sternen ein Kalb, ein Schaf und ein Schwein. Und für den Himmel selbst war am Südosten des Altars ein Rind zur Verbrennung niedergelegt. Den Kaiser, der vorher gefastet hatte, führte ein langer aus den höchsten und niedrigeren Reichsdienern zusammengesetzter Zug zum Altar hin. Daselbst angekommen, wäscht er sich die Hände und während das Feuer des Scheiterhaufens das Rind verzehrt, opfert er an einem zu diesem Zweck aufgestellten Altartisch der Seelentafel des Himmels und nachher den Tafeln seiner Ahnen Weihrauchstäbchen. Darnach legt er knieend vor jede Tafel ein Stück Jaspis und Seide und präsentiert jeder eine Schüssel mit Fleischbrühe. Während er dann dem Himmel einen Becher Reiswein spendet, liest ein Beamter ein geschriebenes Gebet mit lauter Stimme vor und stellt dasselbe vor die Tafel hin. Der Kaiser wirft sich mit den Beamten zur Erde und berührt dreimal mit der Stirn den Marmorboden. Nachdem er auch den Tafeln seiner Vorfahren einen Becher gespendet, besteigen mehrere dazu angewiesene Beamte die zweite Terrasse und opfern den Tafeln der Himmelsgeister Weihrauch, Seide und Wein. Noch mehrere Opfer folgen, darunter die Darbietung eines Bechers mit sogenanntem „Glühwein" und einer Schüssel „Glücksfleisch", welche der Kaiser knieend nacheinander gegen die Tafel des Himmels emporhebt. Zahlreiche Hände tragen den Weihrauch, die Seide und die übrigen Opferartikel samt dem geschriebenen Opfergebet zu dazu bestimmten Öfen und werfen alles zur Verbrennung hinein. Nachdem der Kaiser der Verbrennung eine kurze Weile zugeschaut, werden die verschiedenen Tafeln in drei zu ihrer Aufbewahrung bestimmte Tempel nördlich vom runden Hügel feierlich zurückgetragen und der Kaiser selbst in den Palast zurückgeleitet.[28] Aber auch der Erde wurde einst vom Kaiser geopfert. Das Erdopfer war nach den Entsprechungen dem Himmelsopfer entgegengesetzt. Stand der Altar des Himmels im Süden, so der Altar der Erde im Nor-

den, war jener rund, so dieser viereckig. Bei dem einen galt die blaue Farbe und ungerade Zahl, beim andern die gelbe Farbe und gerade Zahl. Fand das Himmelsopfer zur Wintersonnenwende statt, so das Erdopfer zur Sommersonnenwende. Aber auch hier handelt es sich um Ahnenverehrung, die kaiserlichen Ahnen, sowie die niedrigen Erdgötter, die 15 vornehmen Berge und Hügel des Reichs, die großen Flüsse und die vier Ozeane der vier Himmelsgegenden erhalten ihre Gaben. Den kaiserlichen Ahnen wird natürlich heute auf einfachere Weise bei den Seelentafeln im kaiserlichen Haustempel geopfert; früher geschah das mit großem Pomp im „Großen Ahnentempel" (Thai-Miao) im Park des inneren Palastes. Den frühesten Ahnen des kaiserlichen Hauses werden in ihren Grabstätten bei Mukden wohl heute noch Opfer dargebracht. Einst geschah es vom Kaiser selbst oder von dazu angewiesenen Prinzen und Würdenträgern.

Das religiöse Leben der Chinesen findet seinen lebendigsten und tiefsten Ausdruck in der Ahnenverehrung, die alle, Hoch und Nieder als eine heilige Pflicht der Pietät gegen Gott und Menschen mit Gewissenhaftigkeit und Treue nun schon seit Jahrtausenden erfüllen. Und über dieser Gewissenhaftigkeit und Treue waltet der Geist des Mannes, der selber als Ahne des Volkes göttlich verehrt, den Geist der Vorahnen auf sein Volk, das er so sehr liebte, herabbeschworen hat und mit Recht sagen darf: „Ich habe es gewagt, die Gerechtigkeit wiederherzustellen." Gerechtigkeit, die vor Gott gilt, kannte er nicht.

3. Die japanische Nationalreligion: Der Schintoismus

Das japanische Volk ist von den Chinesen im Blick auf seine Herkunft, Sprache und Sitte, wie auch seine Religion wohl zu unterscheiden. Die Japaner sind ursprünglich ein Mischvolk mongolischer und malajischer Rasse. Die mongolischen Stämme müssen wohl in uralter Zeit über Korea von Nordasien her eingewandert sein, während das malajische Element später das Land eroberte und die Herrschaft über

das Inselreich an sich riß. Diese ozeanischen Eroberer, obwohl an Zahl viel geringer, bilden die herrschende Klasse, wie auch aus den mythischen Erzählungen deutlich hervorgeht. Wie in China, so sind aüch in Japan die Einflüsse altbabylonischer Kultur deutlich vorhanden, wenn auch die Zeit ihres Eindringens nicht nachzuweisen ist. Einen wesentlichen Einschlag im Geistesleben der Japaner bewirkte seit dem Beginn unserer Zeitrechnung die Lehre des Konfuzius. Sie beherrschte als ein von der Religion ziemlich losgelöstes Moralsystem bis in die neueste Zeit namentlich die höher gestellten Japaner und hat in den japanischen Schulen, wo anstelle des Religionsunterrichtes die Sittenlehre trat, neben einigen moralischen Regeln des Christentums, in starkem Maße Eingang gefunden. Viel bedeutender jedoch ist, wie wir später noch sehen werden, der Einfluß des Buddhismus in Japan. Wenn man einen Japaner fragt, zu welcher Religion er sich rechne, so wird die Antwort fast immer lauten: Ich bin Buddhist. Die eigentliche Nationalreligion der Japaner, der Schintoismus, hat durch das Eindringen des chinesischen Buddhismus nicht nur tiefe innere Umwandlungen erfahren, sondern auch viel an Volkstümlichkeit eingebüßt. Nach Munzingers Urteil stehen sich Schintoismus und Buddhismus so nahe, „daß man ebensowohl zu dem buddhistischen Götzen Hotoke als zu dem schintoistischen Gott Kami betet, daß man ebensogut zu dem buddhistischen Tempel O tera wie zu dem schintoistischen O miya geht. Warum aber der Buddhismus bestimmenden Einfluß vor dem Schintoismus gewonnen hat, erklärt sich daraus, daß in ihm viel mehr religiöser Gehalt steckt als im Schintoismus“.[1] Seit den Tagen der Religionsfreiheit im Jahre 1889 hat auch das Christentum in Japan Boden gewonnen und ist sein stillwirkender segensreicher Einfluß im Volke spürbar.

Da wir den Buddhismus gesondert behandeln und das Christentum in Japan noch keine besondere Eigenart herausgebildet hat, soll uns hier nur der Schintoismus näher beschäftigen. Er hat sich in der etwas abgelegenen Provinz Idzumo mit seiner konservativen Bevölkerung ziemlich rein erhalten; ebenso in der Ise-Provinz und im Fürstentum Sat-

suma. In der Entwicklungsgeschichte des Schintoismus sind drei Perioden zu unterscheiden: 1. Von der Urzeit bis zum Eindringen des Buddhismus im Jahre 552 n. Chr.; 2. die Zeit des Kampfes beider Religionen (552 bis 830) und ihrer Verschmelzung (vom 9. Jahrhundert bis 1868); 3. die neue Staatsreligion des Schinto (1868 bis heute).

1. Die religiösen Urkunden sind das um 620 n. Chr. vom Prinzen Schotokutaischi verfaßte Kudschiki (Geschichten aus der Urzeit); das 712 n. Chr. entstandene Kodschiki (Geschichten des Altertums); das Nihongi (720 n. Chr. in 30 Büchern) gibt die japanische Reichsgeschichte. Das Kudschiki ist wohl nur noch in alten Bruchstücken vorhanden. Dazu kommen noch das Konin-schiki (820), das Jogwan-schiki (871) und das Engi-schiki (927), in der Hauptsache Zeremonialbücher. Aus diesen Urkunden entnehmen die Forscher ihr Wissen über die alte Religion des Schinto, indem sie versuchen, aus den mythischen Erzählungen und Schilderungen die religiösen Gedanken der alten Japaner zu rekonstruieren. Die mythologischen Berichte sind weniger phantastisch aufgeputzte Fabeln, sondern nüchterne Erzählungen über das Leben und Treiben in der Götter- und Menschenwelt vergangener Tage, so daß es nicht unmöglich ist, durch Vergleiche und vorsichtige Sammlung bestimmter Tatsachen, sich ein ziemlich deutliches Bild von den damaligen Verhältnissen zu machen.

Das Wort Schin-to ist ein chinesisches Wort und wurde von den Japanern erst verwendet beim Eindringen des Buddhismus, im Gegensatz zum „Weg des Buddha", Butsu-do. Das Wort Schin-to kommt schon im Ji-king vor und bedeutet „Weg der Götter", Weg wohl im Sinne von Tao. Aber die japanische Religion ist von der chinesischen in ihrem Wesen und ihrem Kultus durchaus verschieden. In China steht im Mittelpunkt die Pietät und der damit eng verbundene Ahnenkult in der Großfamilie oder Sippe, dann die philosophische Erfassung des Weltganzen in den sich nach ewigen Grundgesetzen gestaltenden Entsprechungen, in der Natur sowohl als auch im sittlichen Leben des Volkes und jedes Einzelnen.

Ganz anders ist es in Japan. Seine Verehrung geht nicht auf das Ganze der Natur, sondern haftet an den einzelnen Naturerscheinungen und was er später an Moralgeboten in seine Religion aufgenommen hat, stammt aus der Lehre des Konfuzius, die alt-japanische Religion vertritt keine sittlichen Grundsätze und kennt deshalb auch keine moralischen Regeln und Vorschriften. Was sie an Verordnungen besitzt, sind eine Unmenge von Reinigungs- und Zeremonialvorschriften aus späterer Zeit; denn bei der Anlage des Japaners zu einem ästhetischen, graziösen Auftreten wird auch die Ethik mehr ins Äußere gezogen. Er ist nicht so tief und innerlich veranlagt; „die äußere Welt der greifbaren Wirklichkeit steht ihm über der inneren Welt der Herzensideale, das praktisch-sittliche Leben über der Mystik".[2] Er hat kein Bedürfnis, die Harmonie seiner eigenen Persönlichkeit mit dem Weltganzen irgendwie herzustellen, philosophische Systeme aufzubauen, ihn kümmert das praktische Leben, das Verhältnis zu seinen Mitmenschen und vor allem die Geschichte seines Volkes. Im Studium der Geschichte sucht und findet er die Einheit, die seinen Wirklichkeitssinn befriedigt. So ist seine Religion in der Hauptsache eben auch Göttergeschichte, und die Gottheiten sind ihm genau so reale Wirklichkeit wie die Menschen. Er denkt sich die unsichtbare Götterwelt ganz in Analogie zur sichtbaren Welt, und zwar sind es die japanischen Landschaften, die er bis in alle Einzelheiten in die Himmelswelt hineinschaut, und die Götter sind als japanische Menschen gedacht, nur groß und gewaltig im Ausmaß und mit ungeheuern Kräften ausgestattet, tragen jedoch ganz die gleichen körperlichen, geistigen und sittlichen Eigenschaften wie die Japaner. Darum auch die uns abstoßenden unsittlichen Beispiele in ihren Göttergeschichten. „Der Urjapaner," sagt Dr. K. Florenz, „erblickte in seinen Göttern einfach höhere Mächte, die sich als stärker erweisen als der Mensch selber. Dies liegt auch vortrefflich ausgeprägt in der japanischen Bezeichnung für die Gottheiten: Kami. Kami bedeutet in der alten wie in der neuen Sprache, oben, ‚das Obere, der Obere, der Höherstehende'; in religiöser Beziehung also das ‚höhere Wesen'," oder wie der Japaner sagt von seinen Göttern:

Tschi-haja-buru „sich gewaltig und heftig gebahrend, gewaltig".[3] Auch die Götter der Japaner leben, lieben, leiden und sterben wie die Menschen, nur wenige Naturgötter werden verwandelt und leben nach dem Tode weiter. Keiner der Götter ist allwissend. Sie senden Boten auf die Welt, um sich zu erkundigen, oder sie haben Ahnungen. Die meisten Götter sind gut und freundlich gesinnt, doch gibt es auch schlechte und gefährliche unter ihnen; doch „selbst der gefährlichste, der Feuergott, das ‚schlechtgesinnte Kind' der Izanami, läßt sich durch wohlgesetzte Lobreden und Opferspenden besänftigen".[4] Die Dämonen sind als Vertreter „der schmutzigen, fauligen" Unterwelt sehr zahlreich und werden durch Magie und Zauberei ferngehalten. Eine Ausnahme unter den Göttern nach Wesen und Schicksal scheint Izanagi zu bilden. Hören wir vorerst einiges aus den mythischen Erzählungen: Nach dem Kodschiki existierten im Anfang Himmel und Erde. Zunächst entstanden nun drei Gottheiten, dann zwei, dann wiederum zwei, und zuletzt fünf. Diese zwölf Götter sind Personifikationen abstrakter Begriffe und werden nicht mehr verehrt, mit Ausnahme des Götterpaares Izanagi „einladender Herr", und Izanami „einladendes Weib". Im Auftrag der Himmelsgötter bewegten diese den Ozean mit einem edelsteinbesetzten Spieß. Als Izanagi denselben zurückzog, fielen Tropfen von der Lanze, und wo einer hinfiel, entstand eine Insel. So wurden die tausend Inseln des japanischen Reiches geschaffen, darunter die erste Onogoro, wo das Götterpaar seinen Wohnsitz nahm. Söhne und Töchter wurden ihnen geboren, aber bei der Geburt des Feuergottes verlor Izanami ihr Leben. In heißer Sehnsucht nach ihr stieg Izanagi in die Unterwelt hinab. Er brach einen Zahn aus seinem Haarkamm und zündete ihn an, um Licht zu haben in der Dunkelheit der Unterwelt. So fand er Izanami, aber schon hatte die Verwesung ihr Werk begonnen. Betrübt und angewidert kehrte er, verfolgt von den Donnergöttern, in die Oberwelt zurück. Um sich reinzuwaschen von der Unreinheit des Todes und der Verwesung, beschloß er, im Flusse zu baden. Als er seine Kleider am Ufer niederlegte, wurden plötzlich aus allen Stücken und aus allen seinen Gliedern Söhne

und Töchter geboren. Aus seinem linken Auge kam die Sonnengöttin Amatarasu, aus seinem rechten die Mondgöttin Tsukinokami, aus seiner Nase der Regen- und Sturmgott Susano. Letzterer verwüstete das Land (Überschwemmung), worauf Amatarasu sich in eine Höhle zurückzieht, so daß große Finsternis über die Erde kommt. Mit einem Spiegel an einer Edelsteinschnur wird die Sonnengöttin wieder aus der Höhle herausgelockt, und Susano wird aus dem Palast des Himmels hinausgeworfen. Auf der Erde tötet er nun eine achtköpfige Schlange, welche sieben Töchter eines alten Mannes in der Provinz Izumo verschlungen hatte, nachdem er die Schlange mit Reisbranntwein (sake) berauscht hat. Aus ihrem Schwanz zieht er ein kostbares Schwert, und nun nimmt er die einzige noch übriggebliebene achte Tochter jenes Mannes zur Frau.

Als die Erdengötter (die Menschen) sich mehrten, beschloß Amatarasu, ihren Enkel Ninigi hinabzusenden, damit er über sie herrsche, und gab ihm die Edelsteinschnur mit dem Spiegel und das Schwert mit, welches Susano im Schwanz der Schlange gefunden hatte (das sind noch heute die drei Insignien des Schintoismus und des japanischen Reiches). Ninigi kam auf den Gipfel des Takachio auf der Insel Kjuschiu zur Erde herab, baute sich dort einen Palast und vermählte sich. Sein Enkel war Dschimmu Tenno, der Gründer des japanischen Reiches, der von Kjuschiu nach der Insel Hondo, der Hauptinsel, vordrang. Von da an, von 660 v. Chr., datieren die Japaner das Bestehen ihres Herrscherhauses, das manchmal durch Adoption vor dem Aussterben bewahrt wurde. — Wir werden wohl in diesen Sagen den Weg angedeutet finden, auf welchem die Japaner vom Festland herübergekommen sind und die Ureinwohner, die schwachen Ainos, auf die nördliche Insel Jesso zurückgedrängt haben. Dazu kämen noch andere Mythenkreise, doch ihre bloße Erwähnung würde zu weit führen; ebenso die Erwähnung der bedeutendsten Namen der „achthundert Myriaden Götter", die Geister der Verstorbenen, die später alle zu Göttern werden, ganz ausgenommen. Von den vielen Gottheiten nennen wir nur Amaterasu,

„Großes Tages-Weib", die Ahnmutter der menschlichen Kaiser, im Volksglauben die Sonne, die vom gewöhnlichen Japaner angebetet wird, besonders die aufgehende Sonne. Sie war im Altertum die wichtigste Göttin, ihr Symbol ist der achthändige Spiegel, der auch ihr Gottesleib genannt wird und ihr Vogel die vielhändige Krähe. Ihre Schwester ist Waka-Hirume, „Junges Sonnen-Weib". Auch der Mond wird noch heute verehrt. Der Mondgott Tsuki-jomi oder „Mondzähler" ist männlich gedacht. An seine Stelle tritt später der Sturmgott und Meerbeherrscher Susanowo, früher gefürchtet, später der Schutzgott von Liebe und Ehe. Sehr groß ist in dem gebirgigen Land die Zahl der Berggötter oder Berggeister. Den Frauen war in alten Zeiten das Besteigen heiliger Berge verwehrt. Oh-jama-tsu-mi, der „große Bergherrscher", war der oberste der Berggötter. Auf den Bergen wohnten auch die Schlangen- und Drachengottheiten und die Götter der Wasserverteilung. Zu den Berggöttern gesellen sich die Flußgötter, darunter die „Flußmündungsgötter" und das Fabeltier Kappa, welchen in ältester Zeit reichlich Menschenopfer dargebracht wurden. Die alte Brunnengottheit Mi-wi no kami, „Gottheit der erlauchten Brunnen", die das Wasser aus der Erde sprudeln läßt, empfängt noch heute Reinigungsopfer beim Graben von Brunnen. Dazu kommen zahlreiche Meergötter. Ihr Oberhaupt ist Oh-wata-tsu-mi, der „große Meerbeherrscher". Ihnen sind die Fische untertan; Krokodil und Hai sind ihre Boten. Oh-wata-tsu-mi besitzt das magische Flutsteige- und Flutsinke-Juwel. Ferner werden verehrt die Feld- und Baumgottheiten, die Nahrungsgöttin, aus deren getötetem Körper die wichtigsten Nährpflanzen entstanden sind, die Wind- und Donnergötter, der Gott des Feuers, in welchem die Missionare des Mittelalters den Satan erblickten, und die Wegegötter, die besonders vor den bösen Geistern der Unterwelt beschützen. Sehr weit verbreitet war im alten Japan der Phalluskult, der jedoch später auf das strengste verboten wurde. Wie bei den Lingaiten in Indien war der Phallus das Symbol der Zeugungskraft, doch hängen die zahllosen Freudenhäuser an den berühmten Wallfahrtsstätten

mit der Phallusverehrung zusammen. Dazu kam noch die Verehrung von Steinen und vielen Hausgottheiten, wie der allgemein verehrte Herdgott Kamado no Kami, den die Mägde „Herr Kochherd" nennen; aber auch der Reiskessel, die Pfanne und der Ziehbrunnen sind Götter.[5] Wir dürfen also die japanische Religion des Schinto als eine auf pantheistischer Weltanschauung beruhende Naturreligion betrachten. Und das ist noch heute der Fall: „Wenn man morgens früh über die Straße geht, kann man wohl sehen, wie einer oder der andere sich der aufgehenden Sonne gegenüber verneigt und sie mit Händeklatschen freudig begrüßt, und wenn man im Hochsommer auf den Gipfel des Fudschisan steigt, so erblickt man Dutzende von Pilgern, welche sich auch die weiteste Reise nicht verdrießen lassen, um der Sonne an diesem ihr besonders geweihten Ort ihre Verehrung darzubringen."[6]

Der Ahnendienst besteht auch in Japan, hat jedoch wenig mit dem altjapanischen Geisterdienst zu tun, sondern ist auf chinesischen Einfluß zurückzuführen. In Japan sind es die Ahnen des Kaiserhauses, nicht die Ahnen der einzelnen Familien, welchen in erster Linie die Verehrung gebührt. Dazu wird nach dem heute allgemein bestehenden Glauben der Japaner jeder Dahingeschiedene zum Gott (kami), den man anbetet und dem man Opfer darbringt: „Ich rede zu dir, erhabene Seele unseres zu einem Gott gewordenen Vaters".[7] Etwa mit dem 8. oder 9. Jahrhundert wurden auch die Kaiser vergöttlicht, wo an die verstorbenen Kaiser Gebete um Regen gerichtet wurden. Das japanische Herrscherhaus wurde von altersher auf göttlichen Ursprung zurückgeführt. Der Mikado ist nicht nur ein Diener Gottes, berufen, über die Nation zu herrschen, sondern der direkte Nachkomme der obersten Gottheit, selbst ein Gott, über alle Menschen und Götter gesetzt, ausgenommen seine eigenen Vorfahren. Dieser göttliche Charakter des Mikado erklärt es auch, daß man in der Zeit, da der Schogun in Japan das weltliche Regiment führte, in Europa den Mikado den geistlichen Beherrscher von Japan nannte. Doch werden von

den 122 Kaisern nur zwölf und dazu drei Kaiserinnen, darunter der 1912 verstorbene Meidschi-Tenno, mitsamt seiner Gemahlin, vom Volke göttlich verehrt. Ein Kaiser, Odschin, der Sohn der kriegerischen Kaiserin Dschingo, welche die ersten Feldzüge nach Korea unternahm, um die Mitte des 3. Jahrhunderts, wurde zu dem überaus populären Kriegsgott Hachiman, japanisch Jawata, „Acht-Banner-Gott". Außer den kaiserlichen Ahnengöttern oder Manen des Kaiserhauses und den großen historischen Persönlichkeiten des Kaiserhauses werden auch berühmte Staatsmänner, Patrioten und Dichter verehrt, welche durch Dekrete des Mikado unter die Götter versetzt worden sind. Der berühmteste ist der Staatsmann und Gelehrte Mitschizane, der zur Würde eines Kanzlers der Rechten emporgestiegen, verbannt wurde und 903 n. Chr. in der Verbannung starb. Er soll den Spruch getan haben: „Wenn nur das Herz der Wahrheit Pfad und Norm gemäß sich hält, so braucht ihr nicht zu beten, die Götter schützen dennoch." Da er in der Verbannung eine Kuh als Reittier benützte, ist ihm die Kuh geheiligt. Dazu kommen eine Reihe berühmter Persönlichkeiten bis hin zu dem im Jahre 1909 in Harbin ermordeten Staatsmann Ito, dem bei seinem Grabe in Omori ein Staatsschrein errichtet und vom Kaiser Meidschi der zweithöchste Rang verliehen wurde. Auf Befehl dieses Monarchen ist die Ehre der Vergottung mit Widmung von Schreinen an über zwanzig verdienstvolle Männer alter und neuer Zeit erteilt worden. Selbstverständlich, wie auch schon erwähnt, ist dieser Kaiser selber nun ein Gott. Im Jahre 1915 wurde ihm in Jojogi bei Tokyo der große Meidschi Dingu (Meiji Jingū), also ein Schrein allerersten Ranges, in dem auch seine Gemahlin eingeschreint wurde, geweiht, desgleichen 1919 der (Chōsen) Tschosen-Schrein in Seoul, Korea, den er mit der Sonnengöttin Amatarasu teilt.[8] Mit dem Ahnenkult verbunden ist die Verehrung der Schutzgottheiten der Sippen und der Lokalgötter, welchen jeweils die Kinder einer bestimmten Gegend zum Schutze dargebracht werden, die Knaben am 31., die Mädchen am 33. Tage nach der Geburt. Der Priester segnet sie mit den

Worten „Kriegsglück lange Dauer! Weg mit den grimmigen Feinden" und gibt dem Kinde seinen Namen. Außer diesen Schutzgöttern lenken und beschützen eine Menge von Sondergöttern Handel und Gewerbe, Wissenschaft und Erfindung, die Zimmerleute verehren den „Nasen-Ahu" Biso, die Ringer den Nomi no Sukune, die Dichter den Hitomaro, die Ärzte den sagenhaften chinesischen Kaiser Schinno, den Erfinder der Arzneikunde. Unter der großen Zahl heiliger Tiere ist der Fuchs, das heilige Tier Inaris, das geehrteste, und den Fuchsgeistern werden viele Opfer dargebracht. Da diese Fuchsgeister beliebige Gestalt annehmen können, werden Menschen von ihnen besessen, und diese „Menschenfüchse" sind unter Frauen häufig, sie erinnern an die Leopardenmänner der Neger. Besonders heilig sind auch die weißen Pferde. Alle diese Tiere denkt man sich mit übernatürlichen Kräften ausgestattet, und Tieropfer im großen Stil sind nicht selten.[9]

In den ältesten Zeiten gab es weder Tempel noch bildliche Darstellungen der Gottheiten. Noch heute kann man die Verehrung der Sonnengottheit im Freien beobachten. Aus Dschimmus Zeit wird berichtet, daß man zur Verehrung seiner kaiserlichen Vorfahren einen Platz für die Feierlichkeit herrichtete, indem man Bäume ringsherum pflanzte und den Platz mit Steinen umgab. Sudschiu Tenno verehrte die Sonnengottheit zuerst mit einer andern Gottheit zusammen in seinem Wohnhaus, dann aber ließ er für ihre Verehrung eine besondere Stätte herrichten. Erst später wurde der Tempel der Göttin nach seinem jetzigen Standort Ise verlegt.

Unter den heiligen Schreinen oder Schintotempeln (Omiya) sind solche zu unterscheiden, die von buddhistischem Einfluß ganz oder fast ganz unberührt geblieben sind, und andere, welche zur Zeit der Vorherrschaft des Buddhismus erbaut worden sind. Es ist wohl möglich, daß die einfachsten und schlichtesten Schreine Überreste einer uralten Zeit darstellen und daß schon die Urbewohner Japans solche einfache Tempelchen errichtet haben, denen man noch heute überall im Lande begegnet. Zu den vorbuddhistischen Schintotempeln gehören die Tempel in Ise und Izumo, ferner Hirano in Kyoto, so-

dann einige Tempel aus der allerneuesten Zeit, die nichts mit dem Buddhismus zu tun haben. Die Bauart ist sehr einfach und stellt wohl das älteste japanische Haus dar. Sie stehen auf Pfählen und sind aus dem Holze des Hinoki (Chamaecyparis obtusa) gebaut und mit der Rinde dieses Baumes, niemals mit Ziegeln, wie die buddhistischen Tempel, gedeckt. Eigentümlich sind die beiden hochstehenden Gabeln an beiden Enden des Daches, sowie runde, zigarrenähnliche Balken quer über dem First. In der Regel befinden sich die Tempel in einem Hain, in dem meist auch Sakakibäume stehen, und sind von einer oder mehreren Umzäunungen umgeben. Den Eingang bilden ein oder mehrere eigentümlich geformte, in kleinen Abständen aufeinanderfolgende Tore, die Torii (wörtlich Vogelsitz). Am unteren Querbalken hängt oft ein dickes Strohseil mit Papierstreifen, die dem Bösen den Eingang zum Tempel verwehren sollen.

Der Tempel ist geteilt in das Haiden, die Gebetshalle, wo die Priester dem Kami ihre Verehrung zollen, während das betende Volk draußen vor dem Tempel steht und seine Bitten um irdische Güter vorbringt, und in das Honden, die Gotteshalle, in welchem der Gott seine Wohnung hat und das stets verschlossen gehalten wird. Über dem Eingang des Tempels hängt eine Glocke, womit der Betende sich anmelden kann. Gewöhnlich klatscht er mit den Händen. Kahl und schmucklos wie das Äußere ist auch das Innere; Götzenbilder fehlen, denn der Schintoist denkt sich seinen Gott als eine Art unsichtbare Geistgestalt (mi-tama-schiro) „Stellvertreter des Geistes“ oder „Gottgestalt“. Dieses Schintai „Gottesleib“ hat verschiedene Gestalt, meist ist es ein Spiegel oder auch Waffen, Steine und Juwelen. Die Gegenstände im Innern sind: eine große Trommel, ein Metallspiegel (buddhistischen Ursprungs), einige kleine Holzgehäuse, welche Wohnungen für die Geister sein sollen, und zickzackförmig geschnittene, herabhängende weiße Papierstreifen (gohei), nach R. Lange ein Ersatz für die in alter Zeit in Stoff dargebrachten Opfer, während jetzt Kupfermünzen in einen Kasten oder auf den Boden des Tempels geworfen

werden. Das Volk glaubt, daß der Gottleib, das Schintai, in dieses Gohei herabsteigt und während des Gebets der Verehrer darin Platz nimmt. In Wirklichkeit aber wird das „machtbegabte“ Schintai im allerhintersten, innersten Teil des Tempels in einem Sack fest zugebunden aufbewahrt und nur der Priester darf es sehen. Das Gohei, ein Stab mit den Papierstreifen, dagegen wird bei großen Festzügen oft auf ein Pferd gesetzt und stellt so nach Ansicht vieler den Gott selbst dar. Auch findet man dergleichen auf dem Göttersims im Hause, dem Kamidana, und auf den Reisfeldern, wenn der Reis Ähren anzusetzen beginnt, wo es gleichfalls eine das Böse abwehrende Kraft haben soll.

Oft sind in der Nähe der Haupttempel eine Anzahl Gebäude, in denen die täglichen Opfer zubereitet und aufgestellt werden, ehe man sie darbringt. Dort befinden sich oft auch kleine Schreine für die Nebengottheiten, etwa auch ein Stall für den „Götterschimmel“, Schatzhäuser und Hallen für die Göttersänfte, Wagen und dergleichen. Bei größeren Tempeln sieht man auch eine Tanzbühne für mythologische Pantominenspiele, mit Musik, die an unsere mittelalterlichen Mysterienspiele erinnern. Dazu kommen Tafeln mit allerlei bildlichen Darstellungen. Auf dem Vorhof zum Tempel findet man außerdem ein Steinbecken, aus dem der Besucher Wasser schöpft, um sich für den Tempeldienst die Hände zu reinigen. Das Wasser spielt als reinigendes und sühnendes Element eine große Rolle im Schintoismus. Bei dem Fest der großen Reinigung (Ohharai), das noch heute in der Mitte und am Ende des Jahres in allen Schintotempeln zur Befreiung des Volkes von den Sünden, in Ise sogar jeden Monat, gefeiert wird, werden außer den geopferten Stoffen auch Puppen von Papier, auf welche die Gläubigen ihre Lebensjahre schreiben, ins Wasser geworfen. Ja, es kommt vor, daß einzelne im Winter kalt baden (kangori), um sich zu einem ganz besonderen Bittgang vorzubereiten. Auf solchen äußeren Reinigungen beruht hauptsächlich die Moral des Schintoismus. Ehe der Priester zum Tempel geht, muß er sich reinigen. Die große Reinigung am letzten Juni und letzten Dezember in Anwesenheit

des Bezirksbeamten gilt als Entsühnung des Volkes für alle Übertretungen wider den Reisbau, für alle Arten von Verunreinigung, für Körperverletzung und allerlei Sünden, die mit leiblicher Befleckung zusammenhängen.

Die Schintopriester sind verheiratet, und das Amt erbt der Sohn, doch kann derselbe auch einen andern Beruf erwählen. Sie beziehen keinen Gehalt, sind auf die Opfer der Gläubigen angewiesen und treiben daneben Landbau. In frühesten Zeiten war wohl der Kaiser, „die souveräne erlauchte Person", Herrscher und Oberpriester zugleich. Später standen sämtliche Staatszeremonien und Kultushandlungen unter der Aufsicht des Dschingihaku, als dem Oberhaupt des Götterkultusamtes. Beim Thronbesteigungsfest überreichten sie dem Kaiser Spiegel und Schwert, die Insignien der Herrschaft. Sie waren Mitglieder der mit dem Kaiserhaus blutsverwandten Nakatomi-Familie und gehörten zur Priesterschaft, wie die Imube, die oft auch an ihre Stelle traten, oder die Wahrsager, Urabe, die auch am Hofe und bei den großen Reinigungsopfern mitwirkten. Die Oberpriester werden vom Kaiser ernannt oder genehmigt und müssen ursprünglich mächtige weltliche Herren gewesen sein. Heute ist alles neu geordnet und es werden nach Prof. Dr. Florenz folgende Rangordnungen unterschieden: 1. Gudschi „Schreinvorsteher", Hauptpriester, einer an jedem Schrein; 2. Gon-gudschi „Unterschreinvorsteher", ihre Gehilfen an den großen Tempeln: 3. Negi „Beter", einer an jedem Schrein; 4. Schuten „Satzungsmeister" und 5. Schascho „Schreinverwalter" als Unterpriester. Die höchsten Priester erhalten jetzt Staatsgehalt. Gottesdienst, Religionsunterricht in unserm Sinne haben die Priester nicht. Viel Veranlassung zu Opfern geben die Erntesorgen. Die niedern Priester gelten auch als Wettermacher und treiben allerlei Zauberei. Die Gebete der Priester und Laien werden laut oder murmelnd mit vielen Seufzern gesprochen oder auch abgelesen und ihr Inhalt betrifft in der Hauptsache Bitte und Danksagung, die ganz auf irdische Güter gerichtet sind. Gebete tieferen Inhalts, wie die des Theologen Hirata sind neueren Datums und fremden Ursprungs. „Der Beter

zieht am Strang der Schelle (suzu), die vorn am Eingang hängt, wirft eine Münze in den Opferkasten (saizembako), klatscht in die Hände, was nach alter Sitte Ehrfurchtsbezeigung ist, verbeugt sich zweimal, spricht stehend mit geneigtem Kopf oder auf den Fersen hockend, mit auseinandergelegten oder gefalteten Händen sein Gebet, klatscht dann wieder zweimal und zieht sich zurück"[10]. An den Festen steht im Mittelpunkt der Kultushandlung ein laut verlesenes Gebet des Priesters. Der Grundgedanke ist das Handelsgeschäft: Ich gebe, damit du gibst. Die Opfergaben sind genau festgelegt und vorgeschrieben.

Auch das weibliche Geschlecht spielt im Schintokult eine Rolle. Die Töchter der Priester, Mädchen von 10—12 Jahren, erlauchte Kinder (Miko), oder auch Gotteskinder (Kanko) genannt, wirken als Tänzerinnen, helfen beim Opfern. Eine Priesterin, die Obermikando, versah den Kultusdienst am wichtigen Schrein der „Acht Gottheiten" im Kaiserlichen Palast. Berühmt waren im Mittelalter die beiden Sai-wo von Ise und Kamo, Prinzessinnen des kaiserlichen Hauses, die als Hohepriesterinnen die heiligsten Tempelgüter bewachten.

Als das altjapanische Sittengesetz, das in der Wertung des Volkes und namentlich der Gebildeten höher steht als alle religiösen Vorschriften, werden wir das Buschido bezeichnen müssen. Buschido heißt eigentlich: „Weg der Ritter" und ist der Inbegriff alles dessen, was nach altjapanischer Überlieferung für einen Samurai, einen japanischen Ritter und Vaterlandsfreund, sich schickt. Neben dem Dschiu-Dschitsu, der japanischen Methode den Körper zu stählen, wird das Buschido dem Japaner eingeprägt als ein ungeschriebenes Gesetz, als das national-japanische Ehrgefühl, so daß der japanische Soldat mit Todesverachtung in den Kampf geht, wie es in dem russisch-japanischen Krieg besonders hervorgetreten ist, daß er treu zu seinem Kaiser und zu seinen Ahnen steht und auch dem Feinde gegenüber fremdes Elend mitfühlt[11].

2. Um die Mitte des 6. Jahrhunderts kam der Buddhismus nach Japan und die Pracht des buddhistischen Kultus, die Ethik des Buddhismus und die Aussicht auf ein Leben nach

dem Tode in einem Paradies, welche die das Nirwâna umdeutende „Schule der großen Überfahrt“ gebracht hatte, scheint dem japanischen Volk mehr zugesagt zu haben, als der einfache, den Menschen wenig in Anspruch nehmende Schintoismus, denn die große Mehrzahl namentlich der niederen Volksklasse fiel ihm zu. Er ging eine Verbindung mit dem einheimischen Kultus ein, durch welchen die Gottheiten des Schintoismus als Wiedererscheinungen von Buddhas bezeichnet wurden und buddhistische Namen erhielten, die Schintotempel nach buddhistischem Vorbild erbaut wurden und buddhistische Gebräuche in denselben Eingang fanden. Nur einige der ältesten Tempel bildeten eine Ausnahme. Vom 9. bis zum 13. Jahrhundert entwickelte sich der Buddhismus auch in Japan selbständig, indem neue Kongregationen entstanden, die wir bei der Geschichte dieser Religion besprechen werden. Die Periode der Verschmelzung von Schintoismus und Buddhismus dauerte bis zur Wiederherstellung der Kaisermacht im Jahre 1868. In dieser Zeit der Vermischung, in welcher Ryobu-Schinto zu Macht und Herrschaft gelangte, geriet der Schintoismus selbst in Verfall, da selbst die Kaiser Buddhisten wurden, sich Knechte Buddhas nannten, vom Gehorsam ihrer Götter gegenüber Buddha sprachen, Mönche wurden und sich nach ihrem Tode nach buddhistischer Sitte verbrennen ließen. Der Ryobu-Schinto kam zu hoher Blüte und gab dem japanischen Volk, was es in religiöser und sittlicher Hinsicht so lange entbehrt hatte: die tiefe Innerlichkeit des Buddhismus und die hohe sittliche Reinheit des Konfuzianismus und es war gewiß eine Verkennung, wenn die Schintoreformer später nicht erkannten, was ihnen durch die Verbindung mit Buddha und Konfuzius an positiven Werten gegeben worden ist, allein schon dadurch, daß die Reinheit des Herzens über das bloße äußere Zeremoniell hoch hinaufgestellt wurde.

3. Schon nach der Verfolgung des Katholizismus und der Abschließung Japans gegen allen europäischen Einfluß, ungefähr um das Jahr 1700, begann eine Opposition gegen die Bevorzugung der fremden Lehren des Buddhismus und Konfuzianismus und eine Agitation für Wiederherstellung der

Kaisermacht und des reinen Schintoismus durch mehrere Gelehrte, darunter der bereits genannte Hirata Atsutana. Durch religiöse Schriften machten sie den Schintoismus dem Volke verständlicher und verlangten die Verehrung der alten mythologischen Götter und der Kaiser, die für Abkömmlinge der Götter gehalten werden. Aber erst mit dem Sturz des Schogunats 1868 gewann diese Richtung den Sieg und beginnt die dritte Periode des Schintoismus. Das Schogunat war eine Art Militärherrschaft einer machtvollen Familie, die lebhaft an das fränkische Hausmeiertum erinnert. Man versuchte vor allem, die kirchliche Organisation des Schintoismus neu zu schaffen oder nach alten Mustern wieder herzustellen, indem man die alte „Tempel- und Schreinbehörde“ einsetzte. Dann wurde dem Buddhismus die staatliche Anerkennung entzogen und ein Teil seiner Besitztümer vom Staate beschlagnahmt. Nun ging man daran, das Götterkultusamt wieder ins Leben zu rufen und stellte es über alle Ministerien; 1872 wurde es durch die „Ministerialbteilung für religiöse Lehren“ ersetzt und 1877 entstand im Anschluß an das Ministerium des Innern das „Büro für Schreine und Tempel“. Im Jahre 1900 wagte man sogar, die Schreine nicht als Stätten der religiösen Verehrung, sondern „als nationale Anstalten ethischen und historischen Charakters“ zu erklären, Stätten, welchen jeder Japaner seine Ehrfurcht zu bezeugen habe[12]. Nun wurde das Büro wieder aufgelöst und dafür zwei getrennte Behörden eingesetzt, das eine für die Schreine, das andere für die Religionen. Ersteres verwaltet den „nicht religiösen“ Reichs- oder Schintokultus, letzteres die Schintosekten, den Buddhismus und die übrigen religiösen Körperschaften. Die Schintopriesterschaft wird staatlich besoldet, man verleugnet geflissentlich den religiösen Charakter und redet viel von Verehrung der Vorfahren, Nationalbewußtsein und Loyalität gegen das Herrscherhaus. Es ist begreiflich, daß sich nur bestimmte Volksklassen für diesen entreligionisierten National-Schintoismus erwärmen können, das gewöhnliche Volk tritt um so eifriger den religiösen, schintoistischen oder buddhistischen Sekten bei oder wagt den Schritt in die christliche Gemeinde, die heute

gegen 300 000 Christen zählt, darunter 90 000 römisch-katholische und 35 000 griechisch-orthodoxe.

In Korea ist die eigentliche Volksreligion ein Schamanismus mit männlichen und weiblichen Zauberern (pansu und mutang). Demselben ist der Konfuzianismus und der Buddhismus aufgepfropft, ohne daß sie als verschiedene Religionen gelten; also ein ähnliches Verhältnis wie in China. Die Konfuzianische Wissenschaft bildet die Grundlage aller Erziehung und Bildung, und in jeder Bezirksstadt befindet sich ein Konfuziustempel, zu welchem sich der Magistrat mit seinen Unterbeamten zweimal im Jahr in Prozession begibt, um dem Geiste des weisen Lehrers die übliche Verehrung darzubringen. Aber auch buddhistische Klöster und Tempel sind über das ganze Land hin zerstreut. Den buddhistischen Bettelmönchen war aber bis zum Ausbruch des japanisch-chinesischen Krieges der Zutritt zur Hauptstadt geradezu untersagt. Neuerdings hat der Schintoismus in Korea Eingang gefunden und der Tschosen-Schrein in Seoul wurde bereits erwähnt.

Als höchstes Wesen gilt den Koreanern Hananim, der chinesische Schang-ti. Diesem zunächst steht (nach der Meinung vieler) Buddha. Dann folgen die zehn Richter des Schattenreichs, deren Bilder in den buddhistischen Tempeln zu sehen sind. Diese Richter sind durch ihre Diener aufs genaueste von allen Vorgängen der Sterblichen unterrichtet. Je nach ihrem Urteilsspruch wird die Seele eines Verstorbenen in den buddhistischen Himmel (des Amitâbha) oder in die Hölle verwiesen. Der Glaube an eine Art Seelenwanderung ist verbreitet, aber nicht allgemein. Daß die Seele ruhelos auf der Erde umherirrt, wenn ihr von den Söhnen nicht geopfert wird, soll von vielen geglaubt werden. Ebenso findet sich in Korea Ahnendienst und Geomantie und daneben die Verehrung von Berggeistern (sausin) und andern Dämonen (kuisin), vor welchen namentlich die Frauen in beständiger Furcht leben.

Die Bonreligion in Tibet: Der hervorragende Kenner tibetanischer Literatur, Dr. August Hermann Franke, hält die Bonreligion nicht für eine vorbuddhistische Naturreligion,

sondern bezeichnet sie als „die antibuddhistische Religion Tibets“. Sie ist stark vermischt mit buddhistischen Elementen. Die ursprüngliche Religion, von der sehr wenig bekannt ist, war wohl in diesem Land der Berge und Schluchten, Geister- und Dämonendienst, und die überaus rege Phantasie der Tibetaner bevölkerte das ganze All mit Göttern der Berge und Ströme, der Seen, der Stürme und des Gewitters. Ihren Zorn, der sich in den Schrecken der Bergwelt offenbarte, galt es zu versöhnen durch Opfergaben aus bunten Tuchstücken, Geldmünzen, Fahnen und aus Steinen, die man in die Schluchten warf oder auf Bergpfaden und Pässen niederlegte. Noch heute begegnet man solchen Steinhaufen, rdo-bum genannt. Die Zauberer, Wahrsager und Dämonenbeschwörer alter Zeit finden sich noch heute im Lamaismus wieder, die Menschen sind wohl andere, ihre Künste sind die gleichen geblieben. In der Bonreligion haben sich nun wahrscheinlich diese uralten religiösen Vorstellungen vermischt mit indischen und buddhistischen Gedanken. Wir bewundern die Geschichten und Sagen der Tibeter, aus welchen wir die religiösen Vorstellungen entnehmen, um der Tiefe der Gedanken und Empfindungen willen. Es sind Anhaltspunkte dafür vorhanden, daß die Bonreligion in früheren Zeiten in Turkestan ihren heiligen Berg hatte, vielleicht der berühmte Mustagh-Ata. Über einiges aus der Bonreligion berichtet Dr. A. H. Franke: „Auch in der Bonreligion spielt neben der wagrechten Gliederung der Welt (die vier Himmelsrichtungen) die senkrechte eine große Rolle. Das System hat sich aber etwas verschoben gegenüber der Kesarsage. Hier finden wir zwar auch ein Reich der Götter im Himmel, wie in der Kesarsage. Das unterste Reich der Nagas liegt aber nicht mehr tief unter der Erde in den Wassern, sondern in der Erde. Und als Mittelreich wird hier die Luft zwischen Himmel und Erde bezeichnet. Die Luft ist das Reich der Stimme und somit spielt sich das Tun der erlösenden Lehrer hauptsächlich in jenem Reiche ab; denn das Predigen ist ihr wichtigstes Wirken. Die körperliche Erlösung gehört dagegen dem Erdreich an, einmal weil die Körper der Menschen, auf die eingewirkt wird, dem Erd-

reich angehören, und ferner, weil die Erde als Sitz der Nagas und Zorngottheiten auch gleich die nötigen Büttel für die körperliche Einwirkung liefert. Der Himmel aber ist das Reich des Geistes, wo nur ästhetisch genossen wird. Es ist das die Welt des tibetischen Buddhismus der Laien, in der Avalokita als Gott, Mañjughoṣa (Mandschughosha) als Lehrer, und Vajrapani (Wadschrapani) als Büttel wirkt. Dem Himmel verwandt und doch durch seine Ewigkeitsnatur von ihm unterschieden ist der Ort der vollendeten Schau, der dem Nirwâna des Mahāyāna entspricht. Hier weilen die Erlösten in ewiger Seligkeit bei voller Erhaltung der Individualität. Sehr schön kommt eine Steigerung im Erlösungswerk des Schen-rab zum Ausdruck. Zuerst wird der grobe Sünder in Taten erlöst (Tobu); darnach die Sünderin in Worten (die Königin); und schließlich der Sünder in Gedanken (der König, der das Beste wollte)."[1] Die Bemerkungen beziehen sich auf ein Epos über den sagenhaften Stifter der Bonreligion, Schenrab, doch müssen wir hier auf eine Wiedergabe der tiefschürfenden Dichtung verzichten, ebenso auf einen Versuch, die in der Dichtung vorhandene Götter- und Teufelslehre (selbst der Teufel wurde von Schen-rab bekehrt) systematisch darzustellen, da uns hierzu die nötigen Unterlagen fehlen.

Dritter Abschnitt

Die arischen Nationalreligionen in Asien

Es gab eine Zeit, da man die Entwicklungsgeschichte der arischen Völkergruppe in hellem Lichte zu sehen glaubte und man sprach mit großer Sicherheit von indogermanischen und indoeuropäischen Völkerstämmen. Durch Bekanntschaft der Europäer mit dem Sanskrit, der heiligen, jetzt als Volkssprache ausgestorbenen Sprache Ostindiens, am Ende des 18. Jahrhunderts, hat die Wissenschaft der Sprachenvergleichung gefunden, daß die fernen Völker in Ostindien und Persien mit uns Europäern näher verwandt sind als mit den dazwischen wohnenden

semitischen Völkern. Aber man muß die Sprachen in ihre ältesten Formen zurückverfolgen, um ihre Verwandtschaft zu erkennen, denn sie haben manche Verwandlung durchgemacht, und einzelne Völker haben sich auch in Berührung mit Nachbarvölkern von anderem Stamm selbständig entwickelt. In neuester Zeit ist man auf Grund erweiterter Forschungen der vergleichenden Sprachwissenschaft sehr viel vorsichtiger geworden. Lange Zeit suchte man das indogermanische Stammland, etwa auf der Hochebene Pamir, in Armenien, in Südrußland, in Lithauen, in Süd-Schweden, ja sogar in den Nordpolgegenden, wie das ein geistvoller indischer Gelehrter nachweisen wollte. Auch von einer gemeinsamen indogermanischen Mythologie war die Rede. Es ist beides nicht nachweisbar. Nur einige allgemeine Schlüsse über nähere Verwandschaftsverhältnisse zwischen einzelnen Völkergruppen stehen fest. So bilden gewiß die Perser und Inder eine Gruppe, aber auf der andern Seite stehen die Iranier auch mit den Slaven in näherem Zusammenhang. Immerhin ist es bis heute nicht gelungen, die Tatsache umzustoßen, daß die Vorfahren von den Ariern, Iraniern und Griechen, von den Slaven, Lithauern und Germanen, von Italikern und Kelten in altersgrauer Vorzeit irgendwie in einem sprachlichen Zusammenhang gestanden haben. Doch schon bei den am nächsten verwandten arischen Völkern, den Indern und Iraniern, welche den Namen Arier, d. h. Edle, für sich in Anspruch nahmen, und welche in Asien geblieben sind, werden wir in der Religion neben den verwandtschaftlichen Zügen auch Gegensätzliches finden. Während das Wort dêva im Sanskrit Gott bezeichnet, sind in Persien, d. h. in Eran die bösen Geister im Gefolge des Angramainyu (Ahriman) daêvas genannt. Indra ist in Indien der hochverehrte Gott, Andra in Persien ein Dämon. Die Asuras der Inder hielt man in Persien für Dämonen, während Ahura-Mazda (Ormuzd) im Eran der höchste Gott war. So wurden die Inder von den Persern als Dämonenverehrer bezeichnet, sie selbst hielten ihre Religionsform, welche auf die Person des Reformators Zarathustra zurückging, für die höhere und reinere.

I. Die indische Religion

A. Übersicht

Die Inder dürfen wohl mit Recht als das religiöseste Volk der Erde bezeichnet werden. Der Ausspruch eines hochgebildeten Brahmanen: „Wenn ich den Kopf bedecke, wenn ich esse oder trinke, wenn ich ins Bad steige, alles was ich tue, trägt religiösen Charakter“ hat seine gewisse Berechtigung. Die Religion darf in Indien nicht vom Leben getrennt werden, sie ist tief eingegraben in den Charakter des indischen Volkes, sie ist das eigentliche Wesen der indischen Volksseele. Und doch ist die Halbinsel von Vorderindien, von vielen Völkern bewohnt, eher einem Kontinent vergleichbar, und bildete niemals eine politische Einheit, bis sie in unserer Zeit durch die englische Fremdherrschaft mehr oder weniger unter eine einheitliche Leitung gekommen ist. Aber auch eine vollständige religiöse Einheit können wir in Indien nicht finden; denn wir haben die unkultivierten Völker erwähnt, welche einen von der herrschenden Religion unabhängigen Dämonendienst teilen, ganz abgesehen von den 60 Millionen Mohammedanern, die neben 240 Millionen Hindus in religiöser, politischer und wirtschaftlicher Hinsicht einen starken Einfluß ausüben. Und doch finden wir in Indien einige allen Bewohnern gemeinsame Anschauungen. Vom Himalaya bis zum Kap Komorin, von der Indusmündung bis zum Meerbusen von Bengalen sind die Brahmanen die Götter der Erde, die Wedas die heiligen Schriften, das Sanskrit die heilige Sprache, das Mahâbhârata und das Râmâyana die nationalen Heldengedichte. Während im größten Teil der südlichen Halbinsel, im Dekhan, Sprachen gesprochen werden, die gar nicht vom Sanskrit abstammen, hat doch der Brahmanismus auch die sogenannten drawidischen Völker (63 Millionen), deren Herkunft unbekannt ist, soweit sie die arische Religion und Kultur annahmen, zu einer Nation vereinigt. Die tamulische und die kanaresische Literatur hat ganz denselben Nationalcharakter wie die Sanskritliteratur. Nicht die Sprache, nicht die politische Herrschaft,

sondern die Religion ist der vereinigende Faktor. Und doch ist diese Religion eine Nationalreligion geblieben, denn die nationalen Schranken sind im Kastensystem zugleich religiös, wie sonst in keinem Volke. Aber immerhin konnte aus dieser eigentümlichen Nationalreligion der erste Versuch einer Universalreligion hervorgehen, den wir später besprechen werden: der Buddhismus.

Um so auffallender ist es, daß der Buddhismus heute fast ganz aus Indien verschwunden ist, so mächtig auch seine Lehre in allen religiösen Systemen des indischen Volkes noch nachwirkt und in den Anschauungen der Inder einen kräftigen Einschlag bildet. Der klassische Buddhismus existiert nur noch in den klassischen alten Schriften und Überreste finden sich in Ceylon. Die indische Religion hat manche Wandlungen durchgemacht. Wir finden in Indien im Grunde sämtliche Religionsformen irgendwie vertreten, von der einfachsten Religionsanschauung der Primitiven bis zu ausgeprägten theistischen Vorstellungen ist alles vorhanden, was auch sonst an religiösen Erscheinungen auf Erden zu finden ist. Aber eine geschichtliche Darstellung in unserem Sinne suchen wir in der indischen Literatur vergebens. Es ist merkwürdig, wie das indische Volk, welches im Epos und Drama, in Philosophie, Grammatik und Mathematik bedeutendes geleistet, so gar keinen Sinn hat für Trennung von Wahrheit und Dichtung in der Geschichte. Auch die Autorschaft indischer Werke wird vielfach dadurch verwischt, daß sie noch heute irgendeinen großen Namen tragen, hinter dem sich der eigentliche Verfasser verborgen hält. Das einzige feste Datum aus dem indischen Altertum ist das Todesjahr des Buddha, das wir aus den Berichten anderer buddhistischer Völker erfahren, und dieses schwankt noch zwischen 480 und 477 v. Chr. Wie die Geologen aus den aufeinanderliegenden Gesteinsschichten die Geschichte der Erdoberfläche konstruieren, so muß die Geschichte der indischen Religion aus der Sprache und den gegenseitigen Beziehungen der aufeinanderfolgenden Schriften erschlossen werden. Über die Aufeinanderfolge im ganzen ist man ziemlich einig, aber auf welche Zeit die einzelne

Schrift zu setzen ist, darüber differieren die Gelehrten um Jahrhunderte.

Die indische Religion hat es von jeher verstanden, in unglaublicher Toleranz und Beweglichkeit fremde religiöse Einflüsse zu dulden und zu absorbieren, ganz gleich, ob es sich um primitive Vorstellungen handelt oder um tiefgründige philosophische Systeme, die, wie alles in Indien, durchaus religiös zu verstehen sind. Diese Tendenz des Hinduismus bildet auch heute die größte Gefahr für das Christentum in Indien. Die Fähigkeit, alle religiösen Erscheinungen, die in Indien auftauchen, in friedlichem Prozeß aufzusaugen und restlos zu verdauen, verdankt die indische Religon den Priestern. Die herrschenden Priester stammen von einem besonderen Geschlecht und haben sich in ihrer gesellschaftlichen Stellung selbst über die Könige erhoben. Ihre Satzungen beherrschen das ganze Volksleben. Eine ungeheure Menge von heiligen Schriften ist im Lauf der Jahrhunderte auf Palmblätter geschrieben und bis in unsere Zeit erhalten worden. Nur der kleinere Teil ist bis jetzt übersetzt oder der Forschung zugänglich. Eine Unzahl von heiligen Stätten werden von Pilgern aus weiter Ferne her besucht. Die religiösen Feste, die Melas, sind die indischen Volksfeste. Kein anderes heidnisches Volk hat in theologischem Denken so viel geleistet und ein englischer Gelehrter meinte, wir Europäer seien in philosophischer Hinsicht „stammelnde Kinder" im Vergleich mit den großen Philosophen Indiens. Theologie, Philosophie und Askese stehen in hohem Ansehen bei dem ganzen Volk und wenn auch den indischen Büßern tiefe Religiosität und eine ernste sittliche Lebensauffassung vielfach fehlt, so ist doch die ganze Erscheinung ein Beweis für den religiösen Sinn dieses Volkes.

Zu der Zeit, da die indischen Arier sich von den persischen trennten, war Indien von Völkern bewohnt, die eine ziemlich hohe Kultur besaßen, befestigte Städte angelegt hatten, welche sie tapfer gegen ihre Feinde verteidigten und die in religiöser Hinsicht durchaus nicht auf primitiver Stufe standen. Wir können uns die Entwicklung der Arier nach ihrem Eintreffen in Indien nicht anders denken, als daß die

Sieger von den Besiegten wichtige Teile ihrer wertvollen Kulturgüter angenommen und mit frischer Kraft weitergeführt haben. So ist es auch nur zu erklären, daß sich im religiösen Leben tiefeinschneidende Veränderungen vollzogen haben, für die aus guten Gründen die Arier nicht allein verantwortlich sind, wenn sie auch in ihrem stolzen Herrscherbewußtsein die Ureinwohner als Repräsentanten dämonischer Mächte betrachteten und die Gemeinschaft mit ihnen mieden. Diese Urbewohner Indiens, welche die Arier vorfanden, scheinen nicht alle von einem Stamm gewesen zu sein. Namentlich die Mundari- und Larka-Kols und die Santhals, wie auch einzelne kleinere Völker, unterscheiden sich stark nach Sprache und Sitten von den drawidischen Stämmen, welche auf der Halbinsel Dekhan den größten Teil des Landes einnehmen. Unter diesen drawidischen Stämmen, über deren Herkunft die Forscher nicht einig sind, — die einen vermuten mongolischen Ursprung, die andern Einwanderung vom Nordwesten —, haben die Tamulen, die Telugus, die Kanaresen und Malabaren die arische Religion, nicht aber die „arische“ Volkssprache angenommen, während die Tulu und andere kleine Völker bei ihrem Dämonendienst geblieben sind. Das große Epos Râmâyana hat ohne Zweifel zur geschichtlichen Grundlage die Verbreitung der arischen Kultur über diese südlichen Völker bis nach Ceylon.

Über die Religion der Arier vor ihrem Eindringen in Indien läßt sich nur Weniges mit Sicherheit aussagen. Die mündliche Überlieferung der Märchen und Sagen war damals noch fließend und unsicher. Erst viel später erlangte die Tradition jene Gewissenhaftigkeit und Treue, die wir heute noch bewundern, wo der Text bis auf den Buchstaben, ja sogar bis auf Ton und Klang der Aussprache, durch Jahrhunderte überliefert wurde und zwar ganz aus dem Gedächtnis, so daß die mündliche Tradition beinahe größere Sicherheit bot als die schriftliche. Auf jeden Fall standen die Arier nicht mehr auf einer primitiven Stufe und wir begegnen machtvollen, scharf ausgeprägten Göttergestalten. Die Oberkönige waren Hüter des Rechts und

wohl auch Volkspriester. Eigenartig und seltsam gestalten sich die Anschauungen der Arier auf indischem Boden. Wir gewahren hinter den erhabenen Göttergestalten eine urgründige Gebundenheit an unheimliche Kräfte und Mächte, von welchen der Indo-Arier nur mit tiefer Scheu und Verehrung spricht. Diese Mächte wirken sogar körperhaft in Menschen und Gegenständen als Hunger-, Durst- und Blitzkörper (tanû).[1] Im Opfertrank und in der Opferspeise, im Feuer und im Wasser, in Raum, Zahl und Zeit, in der Fluchformel und im Zauberspruch, ja auch im heiligen Lied sind diese magischen Kräfte verborgen, mit Hilfe derer es gelingt, Menschen und Götter zu beeinflussen und sich gefügig zu machen, eine Kunst, die heute noch geübt wird und so gefürchtet ist wie vor 4000 Jahren. Diese gesetzmäßig wirkenden Kräfte und Mächte hatten ihren Herrn, Sten Konow nennt sie Tätigkeitsgötter oder Potenzträger. So gab es einen Herrn der Städte (vâstoshpati), des Ackers (kschetrasya pati), Herren des Waldes oder die großen Bäume (vanaspatayas) und einen Herrn des Gebets- oder Zauberwortes, des magischen Wortes (Brahmanaspati). Diese Machtwesen spielen späterhin eine wichtige Rolle, denken wir nur an die Waldfrau (Âranyâni) und an die Wasserfrauen (Asparas), die götterschönen Gefährtinnen der Gandarven. Die Bedeutung von Brahmanaspati werden wir noch näher erkennen können. Aber auch Kama, der Liebesdämon, Riesen und Kraftmenschen, allerlei Unholde, böse Tiere und Geister, die an Leichenplätzen und an Kreuzwegen hausen, gehören hierher.

Im Lande des Indus, wo die wandernden Arier sich längere Zeit aufhielten und das sie das Land der sieben Ströme nannten (hapta hindu in Persisch, sapta sindhu in Sanskrit), entstanden wohl die meisten der Rig-Weda-Lieder, in welchen noch nichts von dem späterhin heiligen Strom, dem Ganges, enthalten ist, sondern die den Indus mit seinen fünf Zuflüssen und die im Sand versiegende Saraswati feiern. Die Sprache dieses Liedes ist nicht das Sanskrit, sondern das „Althochindische", das mehr dem Altpersischen verwandt ist, und ihre Entstehung fällt in die

Jahre 1500—1200 v. Chr. Das Wort Weda bedeutet Wissen, besonders auch „das heilige, das religiöse Wissen". Dieses Wissen, der Weda in seinem ganzen Umfang, wird auf das „Hören" (Šruti) zurückgeführt, d. h. auf Offenbarung, ganz gleich, ob es sich um mündlich überlieferte oder schriftlich fixierte Wahrheit handelt, im Gegensatz zu der nur auf dem Herkommen beruhenden „Erinnerung" (Smrti), ohne göttliche Autorität. Was die Einteilung der wedischen Literatur anbelangt, so unterscheidet man drei Klassen: 1. Die „Sammlungen", Saṃhitas, von Hymnen, Gebeten, Zaubersprüchen und Opferformeln, 2. die Brahmaṇas, umfangreiche Prosatexte mit theologischen Erklärungen und Erläuterungen und 3. Die Âraṇyakas oder „Waldtexte" und Upanišaden oder „Geheimlehren", Gedanken der Waldeinsiedler über Gott, Welt und Menschheit. Von den Sammlungen sind vier besonders wichtig: 1. Der Rig-Weda (ṛg-veda), eine Sammlung von Preisliedern; 2. Der Atharwaweda (atharva-veda), eine Sammlung des Wissens von den Zaubersprüchen; 3. Der Sámaweda, eine Sammlung des Wissens von den Melodien und 4. Der Jadschurweda (yajur veda), eine Sammlung des Wissens von den Opfersprüchen. Diese vier, Sammlungen: ṛ́g-veda-samhita, atharva-veda-saṃhita sáma-veda-saṃhita und yajur-veda-saṃhita zusammen mit den beiden andern bereits erwähnten Literaturklassen bilden die Grundlage des Brahmanismus, das religiöse Lehrsystem Indiens. Die Upanischads stammen wohl zum größten Teil aus späterer Zeit; sie enthalten reiche philosophische Gedanken und bilden die Hauptquelle des Brahmanismus. Außerdem gibt es noch eine Klasse von Werken, die sich eng an die Weden anschließen und die wir kurz Sutras nennen, „Lehrbücher des Rituals". Die wichtigsten sind: Die Schrauta sutras (šrauta sutras), die Grhyasûtras und die Dharmasûtras. An jeden Weda schließen sich als „Vedangas" Glieder, solche Sutras an. Sie gehören zu den Hilfswissenschaften des Weda und enthalten Opfer- und Priestervorschriften, etwa bei Geburt, Hochzeit und Sterbefällen, Regeln des geistlichen und weltlichen Rechts, allerlei über Phonetik, Grammatik, Etymo-

logie, Metrik und Astronomie.[2] Der Jadschur-Weda (Opfer-Weda) ist ohne Zweifel erst im Gangesland entstanden und es wird unterschieden zwischen einem schwarzen und weißen Yadschur-Weda.

Als die Arier im Pandschab nicht mehr Raum genug hatten, drangen sie in das Gangesland vor und unterjochten die dunkelfarbigen Urbewohner, welche fortan unter dem Namen Schudra die vierte, dienende Kaste bildeten, sich sogar teilweise mit den Ariern vermischten und zu ihrer Religionsgemeinschaft gerechnet wurden. Andere Urbewohner dagegen zogen sich ganz zurück und führten ein Sonderdasein als die Verachteten und Kastenlosen. Das Wort Kaste stammt von dem portugiesischen casta, Art, Rasse. Schon in der wedischen Zeit unterschied man deshalb vier verschiedene Stände oder Kasten: 1. Brâhmana oder Brahmanen, die Priester und ihre Nachkommen; 2. Kshatriyas, die Krieger, die Adeligen; 3. Vaisya (Waischja), Bauern und Kaufleute und 4. Sudras (Schudras), die Knechte, Handwerker und Leute mit verachteten Berufsarten. Noch heute sind die Angehörigen der beiden ersten Stände auf den ersten Blick als Arier zu unterscheiden, während die Waischjas und Schudras deutliche Spuren der Vermischung zeigen. Am Krischnafluß begegnet man selbst Leuten mit ausgesprochen germanischem Typus, blauen Augen, aber schwarzem Haar, mit heller Hautfarbe, ähnlich einem Spanier oder Italiener. Je weiter nach Osten und Süden, desto mehr herrscht der drawidische Typus vor und je höher die Kaste, desto reiner der arische Einschlag. Heute ist die Zahl der Kasten fast unabsehbar und die Differenzierung schreitet noch immer vorwärts, damit aber auch dem sicheren Zerfall des Kastenwesens entgegen.

Ehe die Arier in das Gangestal herniederstiegen, wohnten sie in kleinen, zum Teil umfriedigten Dörfern, gegen Feinde und wilde Tiere geschützt durch Dämme und Gräben. Ihre Haupterwerbsquelle war die Viehzucht, doch nahm auch schon der Ackerbau eine wichtige Stelle ein, dazu kam die Jagd mit Pfeil und Bogen, Fallen und Schlingen. Das Gewerbe beschränkte sich in der Hauptsache auf Holzarbeiten;

Schiffahrt und Handel im Austausch waren unbedeutend. Die Familie bildete die Grundlage des Gemeinschaftslebens und des Staates. Jüngling und Jungfrau lernten sich an den Festversammlungen kennen und ein Freund vermittelte als Brautwerber die Heirat. Der Freier hatte die Braut mit reichen Geschenken zu erkaufen. Monogamie war die Regel und echte Weiblichkeit und strenge sittliche Zucht war allenthalben herrschend. Das Einzelvolk oder der einzelne Stamm bildete die Einheit, zu welcher sich die Sippen und Dorfschaften zusammenschlossen. Das Land war in verschiedene Gaue eingeteilt und wurde von einem König regiert, der von den vereinigten Gauen in den Stammesversammlungen gewählt wurde. Er war Richter und Beschützer im Frieden und Oberbefehlshaber im Kriege. Als Priester des Volkes veranstaltete er die Stammesopfer. In Recht und Sitte gelten die ewigen Ordnungen des Weltenherrn, die auf geistigem und sittlichem Gebiet ebenso unverletzlich sind wie im Reiche der Natur, wo alles Unrecht bestraft und alle Schuld ge büßt wird. Trunk und Spiel, Tanz und Reigen gehören zu den beliebtesten Volksfreuden und werden vielfach mißbraucht, so daß die Familien in Not und Elend gestürzt werden. Wettkämpfe bilden die Vorübung für den Krieg. Unter den Wissenschaften und Künsten, die noch in den Anfängen stehen, gelangte die Dichtkunst bald zu hoher Blüte.

Im Gangesland ging ein großer Teil des Volkes von der Viehzucht zum Ackerbau über. Es beginnt das Heldenzeitalter der noch kräftigen jugendlichen Nation. Die Priester treten mehr und mehr in den Vordergrund und die Brahmanen werden zu „Göttern der Erde". Die Könige dagegen treten mit der Zeit zurück, da es ihnen nicht gelingt, alle die Unterkönige, die sich eifrig befehden, zu einem einheitlichen Reich zusammenzubringen. In dem großen Epos Mahâbhârata werden die Kämpfe der kriegerischen Bharatas besungen, die nach ihrem berühmtesten Herrscher Kuru auch Kaurawas (Kuruiden) genannt wurden und mit den Nachkommen des „bleichen" Pandu, den Pandawas, einen Kampf kämpfen auf Leben und Tod. Bald reiht sich

Sage an Sage, zahlreiche Legenden, philosophische Abhandlungen und theologische Spekulationen werden hinzugefügt, Dichtungen und Novellen werden eingeschoben, wie Nala und Damayanti oder Sawitri und das berühmte „neueste Testament" der Inder, das Gotteslied oder die Bhagawadgîtâ, bis zuletzt ein Werk entsteht, von dem das Sprichwort sagt: Was nicht im Mahâbhârata zu finden ist, das ist auch nicht in Bhârata, d. h. nicht in Indien, zu finden.

Allmählich erlahmt im heißen Gangestal die alt-arische Tatkraft; mit dem Verschwinden des kriegerischen Geistes treten auch die kriegerischen Götter in den Hintergrund. Die Edelsten des Volkes ziehen sich von der Welt zurück in die Einsamkeit des Urwaldes, Philosophie und Askese treten in den Vordergrund. Unter den vielen Göttern wird eine Einheit gesucht, aber diese Einheit findet man zuerst in dem Einen, das Götter und Welt geschaffen hat, dann im Âtman, dem „Selbst" des Menschen und im Brahman, bis zuletzt Brahman zum Atman der Welt wird und im Brahman-Atman die Spekulation ihre höchste Vollendung findet. Dadurch erhält die Religion einen durchaus theopanistischen Charakter oder verliert sich zuletzt in pantheistischen, atheistischen und akosmischen Denkweisen. Der Begriff der Persönlichkeit geht unter, jedes einzelne „Selbst" ist nur ein verschwindend kleiner Teil des ewigen All-Einen. Die Überzeugung bricht sich Bahn, daß alles Leben und Dasein leidvoll und die Existenz der ganzen Welt vom Übel ist, weil alles Tun und Denken über den Tod hinaus seine Wirkung ausübt und niemand dem ewigen Kreislauf der Wiedergeburten entrinnen kann. Und doch geht alles Denken und Sehnen aus auf die Befreiung von diesem Leid des Daseins, auf Erlösung. Aber diese Erlösung bietet kein positives Gut. Wo die Persönlichkeit Gottes fehlt, da verliert auch die Persönlichkeit des Menschen ihren Wert.

Die Brahmanen suchten durch Opfer, durch Abtötung des Leibes, durch Versenkung in den Ursprung und das Ziel aller Dinge von den Qualen der Wiedergeburten frei zu werden und das Ziel der Erlösung, das Auf-

gehen der individuellen Seele in der Allseele, zu erreichen. Auch den zwei andern arischen Kasten war der Weg dazu geöffnet. Aber im 6. Jahrhundert v. Chr. schlug ein Königssohn, der mit der brahmanischen Askese vergeblich sich abgemüht hatte, einen andern Weg ein. Er wurde Buddha, der Erleuchtete, und zeigte in wenigen Formeln und Geboten diesen neuen Weg für alle Menschen, und bald hieß es in weiten Kreisen: Der Erlöser ist gekommen, der den Pfad gezeigt hat. Es war eine Person aufgetreten, der man nachfolgen konnte. Buddha wurde der Stifter einer neuen Religion, welche das indische Kastensystem und die indische Nationalität durchbrach und in der Verehrung des Religionsstifters den Ersatz für die abgeblaßten indischen Gottheiten fand.

Im 3. Jahrhundert v. Chr., als König Asôka zum Buddhismus übertrat, schien dieser Religion der Sieg in Indien gesichert zu sein, und es muß ihr zum Ruhme nachgesagt werden, daß sie nicht mit dem Schwert ausgebreitet wurde. Aber der Brahmanismus, der an Reichtum theologischer Gedanken und an philosophischer Tiefe dem Buddhismus überlegen war, suchte durch die Erhebung der volkstümlichen Götter Wischnu und Schiwa und durch die Sagen von einer Menschwerdung des ersteren dem Bedürfnis des Volkes nach einem persönlichen Erlöser entgegenzukommen. Der Buddhismus verlor seine Anziehungskraft, als er zu einem geistlosen Formalismus geworden war, und um 700 bis 1000 n. Chr. wurde er aus seinem Heimatland ausgetrieben. Er hatte jedoch in andern Ländern festen Fuß gefaßt und trat mit dem Anspruch auf, Universalreligion zu werden.

Noch vor Buddha trat in Indien eine andere Sekte auf, welche die Autorität der Wedas verwarf und sich bis auf den heutigen Tag erhalten hat, wiewohl in kleinen Kreisen: die Dschainas (Jainas). Da wir auf sie nicht mehr zurückkommen, wollen wir hier die Grundzüge ihrer Religion mitteilen. Sie nehmen an, daß in großen Zwischenräumen nacheinander 24 Dschinas (Sieger) oder Tîrthakaras (tîrtha = Furt), aufgetreten seien, welche die Erlösung verkündet haben. Ihre Lehre war von Ewigkeit her, die Sieger sind nur die Er-

neuerer dieser „Seinslehre" in besonderem Sinne. In Wirklichkeit stammt sie wohl vom 23. Tîrthakaras, etwa aus dem Jahre 720 v. Chr. Sein Name ist Pârschwanâtha. Der letzte der Sieger Wardhamâna, genannt Mahâwîra (der große Held), war der Sohn eines adeligen Gutsherrn aus dem Geschlecht der Najas in einem Vorort der Stadt Waisâli. Er verließ, 30 Jahre alt, Gattin und Tochter und lebte 12 Jahre in strengster Kasteiung. Dann fühlte er sich vollendet und widmete nun sein übriges Leben der Verkündigung seiner Lehre und der Organisation seines Mönchsordens. Mahâwîra kannte den Buddha und bekämpfte ihn. Er starb noch vor ihm. Seine fünf Gebote oder Gelübde der Enthaltung von Tötung, Unwahrheit, Unredlichkeit, von der Ehe und Streben nach Besitz, stimmen fast ganz mit denen Buddhas überein. Der Dschaina soll nicht töten, nicht lügen, nicht stehlen, keinen geschlechtlichen Umgang haben und an nichts sein Herz hängen. Aber seine Lehre unterscheidet sich auf das bestimmteste von der buddhistischen dadurch, daß auf die Kasteiung ein großer Wert gelegt wird. „Durch Kasteiung entsteht das Abschneiden der Tat (karman), welche die Wurzel alles Übels ist. Weder das Wissen (von der Entstehung der Tat aus einem Tun) noch das Unterlassen (dieses Tuns), noch die Gleichgültigkeit (gegenüber allen Empfindungen und Gefühlen), noch die Sammlung des Geistes reicht hin zur Vernichtung der Tat. Erst die Kasteiung schneidet die Tat (und ihre Folgen) entzwei. Dadurch wird die Seele frei gemacht, von der Seelenwanderung erlöst. Man kasteit den Leib aber durch Fasten bis zum Sichverhungernlassen, ferner, indem man alle Fesseln abstreift, und zwar nicht bloß die sinnlichen Lüste, sondern auch die Kleider."[3] Es gibt daher eine Abteilung von Dschainamönchen, welche nackt gehen, die Digambaras, wahrscheinlich die Gymnosophisten, von welchen die griechischen Schriftsteller berichten, während die Swêtambaras weiße Kleider tragen. Auch die Dschainas halten fest an der Lehre vom Karman, daß die Tat in ihrer Auswirkung der eigentliche Grund der Neuverkörperungen bildet und mit jeder neuen Geburt auch das Schicksal des Menschen gestaltet. Nur ist dieser Begriff des Karman noch

viel naiver und ursprünglicher gefaßt als im Buddhismus und Brahmanismus. Denn es handelt sich bei diesem Karman um feinmaterielle Substanz, um gute und schlechte Stoffe, die infolge guter oder schlechter Taten, zu welchen auch die Gedanken gehören, in die Seele eindringen und sie aufs neue in den Kreislauf (samsâra) verstricken. Die Allbelebung oder Allbeseelung im Sinne von Dschiwa (jiva) Leben oder Seele wird festgehalten, nur der Raum (âkâsa), die Materie, Dharma und Adharma (vielleicht Ruhe und Bewegung) und die Zeit (kâla) sind unbeseelt gedacht als unsichtbare Substanzen ohne Dschiwa oder Leben. Deshalb spielt noch heute bei den Dschainas die Schonung alles Lebendigen vom Erdenkloß bis zum Menschen, die „Ehrfurcht vor dem Leben" eine so wichtige Rolle. Die Erlösung wird nun dadurch bewirkt, daß durch das dreifache Kleinod (Triratna), den rechten Glauben, daß der Dschina die Welt überwunden, daß er das Heil gefunden hat und für den Glaubenden eine Zuflucht ist; durch die rechte Erkenntnis, Einsicht in die Lehre, und durch den rechten Wandel, besonders die Askese, das Eindringen der Karman-Substanzen in die Seele verhindert wird und der schon vorhandene Karman-Stoff vernichtet wird. Das erklärt auch die rigorose Kasteiung bis zur völligen Abtötung, die in Indien so oft schon in die frivolste Lebensart umschlug, die jenseits von Gut und Böse einem Fatalismus huldigte, der jede sittliche Verantwortung aufhob, wie etwa die Lehre des Gosâla, eines Zeitgenossen des Mahâwîra, die von den Buddhisten als die schlechteste bezeichnet wird.[4] Die Dschainas haben im Unterschied von den Buddhisten auch die zu ihnen haltenden Laien als vollberechtigte Glieder der Gemeinde (samgha) betrachtet und dadurch wahrscheinlich festeren Boden in Vorderindien gewonnen. Auch entsprach ihre Lehre von den Übungen (tapas) ganz dem Geiste der Brahmanen. Aber sie haben auch ihren streng atheistischen Charakter aufgeben müssen. Ihre Dschina sind mit der Zeit zu Göttern geworden mit Tempeln und riesigen Bildern, mit Festtagen und mit Spenden von Blumen und Weihrauch. Ihre Mönche haben sich in Klöstern vereinigt und eine reichhaltige, jedoch trockene und eintönige

Literatur hervorgebracht. Der Kanon der Swêtambaras besteht aus 45 Werken und wird Siddhânta oder Âgama genannt: den 12 Angas, den 12 Upangas, den 10 Païnna, den 6 Tschedasutras, den 4 Mûlasutras und der Sammlung einzelner Texte. Die schließliche Redaktion wird von Jacobi um 460 n. Chr. angenommen, doch die Tradition reicht zurück bis in das 8. Jahrhundert v. Chr. Wahrscheinlich waren es die Dschainas, welche zuerst die drawidischen Sprachen zu Schriftsprachen erhoben haben. Ihre Laien sind als Kaufleute vielfach zu Wohlstand und Ansehen gekommen. Ackerbau treiben dürfen sie nicht, damit sie nichts Lebendes töten. Ihre Nonnen sind nicht zahlreich; es sind fast ausschließlich junge indische Witwen. Die Bauwerke, die sich durch ihre Schönheit auszeichnen, sind des Ruhmes wert.

Mit dem allmählichen Verschwinden des Buddhismus aus Indien empfangen die theologisch-philosophischen Hauptschulen des Brahmanismus ihre klassische Gestalt und zugleich treten die theistischen Tendenzen in der Wischnu- und Schiwaverehrung viel stärker als bisher in den Vordergrund, bis sie sich schließlich in drei religiösen Richtungen scharf voneinander abgrenzen als Wischnu-, Schiwa- und Shakti-Anbeter und eigentliche Konfessionen oder Kirchen bilden, die jedoch dauernd vom Brahmanismus beherrscht werden. Die liebende Hingabe an die Gottheit (Bhakti) ergreift die Seele dieses religiösesten Volkes der Erde mit fast unwiderstehlicher Gewalt und führt zur Verinnerlichung und Pflege der persönlichen Verbindung mit Gott.

Doch wenden wir uns nach dieser kurzen Übersicht nun wieder zurück zu den ersten Anfängen und verfolgen wir die Entwicklung der indischen Religion von der Weda-Zeit bis in unsere Tage, so stehen wir vor einer der gewaltigsten Erscheinungen der Religionsgeschichte.

B. Die Religion der Weda-Lieder

1. Die Weda-Götter

Am Anfang der indischen Geistesgeschichte stehen die 1028 Lieder des Rig-Weda, die mit Sicherheit im Nordwesten

Indiens entstanden sind, jedoch nur eine Auswahl aus einem weit größeren Liederschatze bilden. Nur wenige stammen aus der Kriegerkaste, die meisten Hymnen wurden von Priestern gedichtet, im Auftrag eines Kriegers oder aus freiem Antrieb; denn noch waren zu jener Zeit die Kastenunterschiede nicht strenge durchgeführt. Mehr und mehr treten die Priester mit ihrem von geheimnisvoller Kraft erfüllten Wort (brahman) in den Vordergrund. Aber diese Kraft wohnt nicht nur in den Worten des Priesters, sondern auch in seiner Person und „befähigt ihn zu dem gefährlichen Umgang mit den Göttern beim Opfer".[1] Diese magische Kraft wird in der Familie des Priesters fortvererbt und bald finden wir sie als Hauspriester an größeren und kleineren Fürstenhöfen, da jeder Fürst ein hohes Interesse bekundet, einen Brahmanen zur Seite zu haben. Doch wenden wir uns zur Götterwelt.

Das Wort dêva, später Bezeichnung für die Götter, die gleich allen geschaffenen Wesen vergänglich sind, wird abgeleitet von einem Zeitwort div = glänzen. Es wurde also im göttlichen Wesen das Licht besonders hervorgehoben. Dêva ist die allgemeine Bezeichnung für Gott. Die Zahl der Götter wird in der wedischen Theologie gewöhnlich zu dreiunddreißig angegeben; aber niemand kann die dreiunddreißig Namen aufzählen. Es ist ein willkürlicher Schematismus. In einem späteren Weda-Lied heißt es: „3339 Götter haben dem Agni gehuldigt," und der neuere Hinduismus redet in seiner Maßlosigkeit von 330 Millionen Göttern. Neben den Göttern treibt eine unzählige Menge von Dämonen im Volksglauben ihr Spiel. Die dreiunddreißig Götter werden in drei Regionen abgeteilt: Himmel, Luft und Erde.

Durch seinen Namen mit dem Wort dêva am nächsten verwandt ist der Gott Djaus oder Djaus Pitar = Himmel — Vater, eine uralte Göttergestalt, die schon der Vergangenheit angehört. In den Weda-Liedern wird Djaus in der Verbindung mit Prithiwî (Erde) genannt, so daß Himmel und Erde als ein Ehepaar gedacht werden mit zahlreicher Nachkommenschaft, aber die Nachkommen haben dann wieder die Eltern erzeugt. Dieser pantheistische Kreislauf, wo auch

der Priester die Götter schafft, findet sich in der indischen Religion häufig, und das Sexualproblem liegt aller heidnischen Mythologie zugrunde. In ein nicht sehr hohes Altertum deutet wohl das Lied Rig-Weda I, 159:

Djaus und Prithiwî preis' ich beim Fest mit Opfer,
die, groß und weise, am Heiligen sich laben,
Die, Göttereltern und reich an schönen Taten,
aufmerksam Schätze zurichten mit den Göttern.
Den großen, urkräftigen Geist des holden Vaters,
und den der Mutter verehr' ich mit Anbetung:
Die kinderreichen Eltern haben geschaffen
den weiten ew'gen Erdkreis für ihren Nachwuchs.
Die Söhne, kunstfertig, reich an schönen Taten,
erzeugten, rasch entschlossen, die großen Eltern.
Im Reiche dessen, was steht und was beweglich,
schirmt ihr die Stätte, fürwahr, des treuen Sohnes.
Diese geschickten Künstler haben gebildet
das Paar verschwistert, verbunden, gleichen Ursprungs:
Stets wieder neu Gewebe spannen die Weisen,
die ruhmreich strahlen, hin zwischen Meer und Himmel.
Wir ehren heute bei unsres Gottes Spende
die Gabe des Sawitar, die wünschenswerte;
Djaus und Prithiwî mögen mit holdem Sinne
uns Reichtum schenken mit hundertfältigen Gütern!

(Dilger, Die Erlösung des Menschen nach Hinduismus und Christentum, S. 21 f.)

Späterhin erscheint mit Djaus verbunden anstelle der Prithiwî auch zuweilen eine Göttin Aditi (Ungebundenheit), die Urmutter Erde. Unter ihren 12 Söhnen sind Waruna, Mitra, Dakscha, Indra die bedeutendsten. Sie repräsentiert die allumfassende Natur, die Mutter aller Wesen und wird oft gepriesen als die Freundin aller Menschen, die glanzbegabte himmlische Erhalterin der Völker, die reiche Segensspenderin, welche Waruna und Mitra, den mächtigsten Herrn, das Leben gab zur Offenbarung der höchsten Gottesmacht. Man hat sie schon als die Unendlichkeit, Ewigkeit gedeutet; Oldenberg betont, daß sie nach den Liedern dem Menschen besonders Schuldlosigkeit verschaffen müsse, als das Licht, das die Finsternis vertreibt. Ihr Sinnbild ist die Kuh und oft wird sie ihr gleichgesetzt: „Tötet nicht die sündlose Kuh, die

Aditi" (Rig-Weda VIII. 101, 15). „Die Milchkuh Aditi strotzt für den Gerechten, für den opferspendenden Menschen, o Mitra und Waruna."[2]

Die brahmanische Theologie gibt sieben Aditjas, Söhne der Aditi, an. Außer Waruna und Mitra kommen noch Aryaman, Andscha (Ança), Dakscha, Bhaga vor, doch gelingt es nicht, die sieben Namen bestimmt zu nennen. Vielleicht sind auch Sonne, Mond und die fünf Planeten gemeint. Sie sind „die Götter, licht und klar wie eine Quelle, erhaben über Makel, Trug und Schaden;"[3] haben als die gerechten Herrscher die ewigen Ordnungen im Reiche der Natur wie in dem des Geistes geschaffen und wachen über ihren ewigen Bestand. In ihrer Verehrung gelangt „das religiöse Gefühl in der größten Tiefe, Innigkeit und Reinheit zum Ausdruck".[4] Im Herzen drin durchschauen diese Ewig-Reinen die Menschen und sind dem Sündlosen Fürsorge und Stärke.

Waruna erscheint unter den Weda-Göttern am entschiedensten mit persönlicher Machtvollkommenheit ausgestattet, unabhängig von den Menschenkindern, als Herr über die Naturordnung und die sittliche Ordnung, das Rita, welches im Brahmanismus eine ähnliche Rolle spielt, wie das Schicksal in der griechischen, aber mehr den Charakter eines Zeremonialgesetzes hat. Er ist der alles durchschauende weise Richter und die wenigen Hymnen schildern Waruna als den allweisen Schöpfer, Erhalter und Regenten der Welten, den allwissenden Beschützer des Guten und Rächer des Bösen, heilig und gerecht, doch voll Erbarmen, ein Friedenskönig neben dem Kriegsgott Indra, dem Liebling des Volkes. Aber von Waruna erfleht Vergebung, wer Böses getan hat und an Waruna knüpft sich der Glaube an die persönliche Unsterblichkeit, an das Leben der Seele nach dem Tode, das eine freie Göttergabe genannt wird. Waruna wohnt im Wasser und ist später der Wassergott geworden. Er wirkt in der Nacht und weiß, was andere nicht wissen. Wenn wir einzelne Verse an ihn hören, könnten wir auf den Gedanken kommen, er sei der eine, allmächtige, heilige Gott. Aber er erscheint dann doch wieder nicht als der einzige. Maya ist seine Zauberkraft. (Vgl. Rig-Weda I, 25):

Waruna und Mitra

Ob wir die Untertanen auch, o Gott Waruna, Tag für Tag
verletzen mögen dein Gebot —
Gib uns der Waffe doch nicht hin, der tötenden, des, der uns zürnt,
uns nicht dem Grimm des Wütenden!
Zur Huld mit Liedern möchten wir, Waruna, lösen deinen Sinn,
dem angeschirrten Pferde gleich.
Es fliegen meine Wünsche hin, wo sich mir zeigt das höchste Glück,
wie Vögel zu dem Neste ziehn.
Wann schaffen Waruna wir her, den Mann, dem Herrschaftsglanz
erstrahlt, zur Gnade ihn, der weithin schaut?
Darin sind sich die beiden gleich*): dem Frommen, der die Satzung
hält, sind sie, die Liebenden nicht fern.
Er, der die Bahn der Vögel kennt, die droben durch die Lüfte ziehn,
Er kennt die Schiffe auch im Meer.
Der Monde Zwölfzahl, was sie bringt und was darnach kommt, kennt
er auch, Er, dessen Ordnung fest besteht.
Er kennt des Windes Wirbelbahn, der breit und hoch und mächtig
braust; die drüber sitzen, kennt er auch.
Waruna hat in seinem Sitz, zur Herrschaft tüchtig, sich gesetzt,
Er, dessen Ordnung fest besteht.
Von dort erschaut er aufmerksam, was wunderbar verborgen ist,
was war und was noch werden soll.
Er, der Aditi weiser Sohn, schaff' jeden Tag uns schöne Bahn,
lang dehne er das Leben uns!
Von Gold er einen Mantel trägt, Waruna trägt ein Prachtgewand;
die Späher sitzen ringsumher.
Nicht schaden ihm die Tückischen, nicht Menschen, die voll Arglist
sind; die Feinde tun dem Gott kein Leid.
Er, der selbst unter Menschen sich vollkommnen Ruhm erworben
hat, — an unsrem Leibe tat er's auch.
Es ziehn mir die Gedanken fort, wie Kühe nach der Weide ziehn:
Ihn suchen sie, der weithin schaut.
Laß uns denn Zwiesprach halten nun, da ich dir süßen Trank ge-
bracht, der dir wie einem Hotar**) schmeckt.
Den Allsichtbaren möcht ich seh'n, auf Erden seinen Wagen schau'n:
Sei dies mein Lied ihm angenehm!
Waruna, höre meinen Ruf und sei du heute gnädig mir!
Dich sehn' ich hilfesuchend her.
Das All, den Himmel und die Erd' beherrschest du, ein weiser Fürst.
Bei deiner Umfahrt höre mich!
Die obere Fessel löse uns, die mittlere, die unt're auch!***)
Damit wir leben, löse du!

(Dilger, a. a. O. S. 26.)

*) Waruna und Mitra.

**) Priester.

***) Der Sänger scheint von Krankheit gefesselt zu sein, oder der Mensch, für den das Opfer dargebracht wurde.

Ein Bußlied an Waruna ist Rig-Weda VII, 86:

Weise und groß ist wahrlich sein Wesen; der die beiden Welten, die weiten, auseinandergestützt hat, der das erhabene mächtige Firmament emportrieb und beides ausbreitete, die Sterne und die Erde.

Und mit mir selbst rede ich also: Wann werde ich Waruna wieder nahe sein? Welches Opfer wird er ohne Zorn annehmen?
Wann werde ich guten Mutes sein Erbarmen schauen?

Ich suche nach meiner Sünde, Waruna; ich begehre sie zu schauen. Zu den Verständigen gehe ich, nach ihr zu fragen. Einmütig sagen mir die Weisen: Waruna ist's, der dir zürnt.

Was war die große Sünde, Waruna, daß du deinen Sänger töten willst, deinen Freund? Das sage mir, Untrüglicher, Freier! Durch meine Andacht will ich dich eilends versöhnen.

Mache uns los von aller Sünde des Trugs, die wir von den Vätern ererbt, die wir selbst getan haben mit unsrem Leibe! Mache den Wasischta los, o König, wie einen Dieb, der Vieh stiehlt, wie ein Kalb vom Bande!

Es war nicht mein eigener Wille, Waruna; Betörung war es, Trunk- und Spielleidenschaft und Unbedacht. In des Jünglings Fehl gerät der Ältere. Selbst der Schlaf macht nicht frei vom Unrecht. Wie ein Knecht will ich dem Gnädigen genug tun, dem eifrigen Gott, daß ich schuldlos sei. Den Unbedachten hat Bedacht gegeben der Gott der Arier; den Klugen fördert der Weisere zum Reichtum. Dies Preislied soll, Waruna, du Freier, dir zum Herzen dringen. Heil sei uns, wenn wir ruhen, Heil, wenn wir uns regen! Schützt uns stets, ihr Götter, und gebt uns Wohlsein!

(Oldenberg, Die Religion des Veda, S. 206 f.)

Zur Seite des Waruna erscheint Mitra, der in der persischen Religion stärker hervorgetreten ist. Wenn wir die beiden als Repräsentanten des nächtlichen und des Taghimmels bezeichnen dürfen, so entspricht dem eigentlichen Sonnenkörper der Gott Sûrja, dem nun ebenfalls die Eigenschaften der beiden andern zugeschrieben werden, z. B. in dem Lied R. V. VII, 60:

Dem Mitra und Waruna nenn' uns heute
  bei deinem Aufgeh'n schuldlos doch, o Sûrja:
Aditi, dir sei'n in der Schar der Götter,
  dir, Arjaman, sei'n wir liebwerte Sänger!
Mitra-Waruna, über beide Welten
  geht männerschauend seine Bahn der Sûrja:
Allem, was geht und steht, ist er ein Hüter,
  der schaut, was recht und unrecht ist bei Menschen.

An seinem Sitz schirrt er die sieben Falben,
die, reich an Butter, her den Sûrja fahren:
Der Herde gleich erschaut er eu'r Gefolge,
o Mitra-Waruna, und eure Schöpfung.
Euch steh'n bereit die honigreichen Rosse;
der Sûrja steigt herauf durchs lichte Luftmeer,
Er, welchem Mitra, Arjaman, Waruna,
die Aditja, vereint die Wege bahnen.
Ja, Mitra, Arjaman und auch Waruna,
sie sind die Rächer jedes großen Unrechts:
Die in der Wahrheit Haus herangewachsen,
untrüglich sind und stark, Aditis Söhne.
Ja, Mitra und Waruna sind untrüglich,
mit Einsicht lehren sie den Unverständigen:
Wohlwollende Gesinnung sie erwecken,
durch Drangsal führen sie uns schöne Pfade.
Sie, die des Himmels und der Erde kundig,
geleiten wachsam den, der unverständig:
Die Furt ist da selbst in des Flusses Strömung;
sie führen uns auch jenseits dieser Drangsal.
Da doch Aditi, Mitra und Waruna
heilsamen, starken Schutz dem Sudâs reichen,
Dazu auch Kind und Kindeskinder geben. —
Mögen wir euch, ihr Starken, nie erzürnen!
Er weihe den Altar mit Opfergüssen,
er wehre ab die Warunabetrüger:
Mög' Arjaman von Feinden ihn befreien,
die Starken freien Raum dem Sudâs schaffen!
Heimlich ja ist ihr ungestümer Angriff
und mit verborgener Kraft sie Sieg erlangen?
Von eurer Furcht, ihr Starken, wir erbeben:
seid hold uns durch die Größe eurer Einsicht!
Der Andacht wendet zu er seine Gnade,
daß Wohlstand uns und höchster Reichtum werde.
Des Feindes Grimm besiegen reiche Spender,
vielfach zur Wohnung weiten Raum sie schaffen.
Vollbracht ist in den Opfern euch, ihr Götter,
Mitra-Waruna, dieser Dienst des Priesters:
Führt hin uns über alle Fährlichkeiten,
in steter Wohlfahrt wollet uns bewahren!

(Dilger, a. a. O. S. 29.)

Außer Sûrja, dem sonnenstrahlenden Jüngling, der gottgeborenen Leuchte, des Himmels Sohn mit goldenem Haar, dem allesschauenden Späher, wird noch ein Sonnengott Pûschan besungen, der namentlich „die Wege kennt, die

Wege zeigt, die Wege führt, vor dem Verirren, dem Verlorengehen bewahrt, das Verirrte zurückzuführen, das Verlorene wiederzufinden weiß".[5] Er ist der Ernährer, bringt verborgene Schätze ans Licht. In des Himmels Mitte thronend beschaut der Glutstrahlende als Hirt der Welt alle Wesen und nichts entgeht ihm. Er führt auch die Braut auf sicherem Weg vom Elternhaus zum Haus des Gatten und geleitet den Toten ins Jenseits zu den Vätern. Mit goldenen Schiffen im Meer und im Luftreich tut er Botendienst für die Sonne.

Auch der Gott Sawitar, der Erreger, Antreiber, Beleber, der als Gott hinter der Sonnenscheibe steht und in aller Farben Pracht gehüllt der Bahn der Uschas folgt, wird in noch reicherem Maße geschildert als der Sonnengott. An ihn ist die berühmte Gâjatrî oder Sawitrî gerichtet, das kurze Gebet, welches Brahmanen als Morgengebet und beim Beginn der wedischen Studien murmeln:

„Sinnen wir nach dem herrlichen, dem Glanz des Gottes Sawitar: Unsere Gebete fördre er!" oder nach der Deutung europäischer Gelehrter: „Unsere Gedanken fördere er!"

Wischnu, der Wirker, der später so gefeierte Gott, spielt in den Weda-Liedern eine untergeordnete Rolle. Er ist der Held, der mit drei Schritten den Weltraum durchmessen hat. Seine Fußstapfen sind voll Süßigkeit. Die indische Tradition erklärt die drei Schritte als Aufgang, Höhepunkt und Untergang der Sonne; aber nach Rig-Weda I, 155, 4 hat er den dritten Schritt dahin getan „wohin sich keiner wagt, auch die beschwingten Vögel nicht im Flug". Man könnte also auch an die drei Regionen: Erde, Luft und Himmel denken, überhaupt an die Weite des Raumes.

Uschas, Eos, Aurora, des Himmels goldene Tochter mit lieblichem Antlitz, die hellstrahlende Schwester der Nacht, eine Jungfrau, die der Welt ihre Schönheit zeigt. Ungleich und doch einmütigen Sinnes sind die beiden Schwestern Nacht und Morgenrot, willig räumt die Dunkle der Hellen den Platz. Weiße Rosse ziehen den schön geschmückten, von selbst sich schirrenden Wagen. Alle Wesen weckt sie auf, schafft guten Weg und Steg, untadelig geht sie täglich ihren Weg, ewig jung, in stets gleicher Schönheit. . . . .

Die Aschwin, die Rosselenker, stehen ebenfalls mit der Sonne in Verbindung, ein Zwillingspaar wie die griechischen Dioskuren. Es sind zwei strahlende Jünglinge, die frühesten Lichtbringer am Morgenhimmel, die beim ersten Morgengrauen auf ihrer himmlischen Bahn einherfahren und den Menschen in allerlei Bedrängnissen Hilfe bringen, namentlich als zwei himmlische Ärzte.

Während Waruna und seine Genossen in den Himmelshöhen als Hüter der Ordnung anerkannt, aber weniger verehrt werden und mehr als Überbleibsel aus einer sittlich reineren Religionsform erscheinen, die dem Wedasänger Wasischtha zugeschrieben wird, sind die populärsten Götter der Weda-Lieder der Donnergott Indra und der Feuergott Agni. Ihnen ist die größte Zahl der Lieder und der Opfer gewidmet. Von Indra werden besonders zwei Heldentaten gefeiert: Die Besiegung des Dämons Writra, welcher die Wasser in den Bergen gefangen hielt, und die Tötung des Geizhalses Pani, welcher die Kühe im Verborgenen gehalten hatte. Der Dämon, welcher die Wasser gefangen hielt, wird auch Ahi, Schlange oder Drache genannt. Begeistert durch die Gesänge seiner Verehrer, gestärkt durch scharfen Somatrank und fette Opfergabe, bewaffnet mit dem Donnerkeil, den ihm der Götterkünstler Twaschtar angefertigt hat, zerschmettert Indra das Haupt des Umhüllers, des Writra und verschafft den Wassern Freiheit, so daß sie sich geradewegs in das Meer ergießen können. Wir denken dabei an die tropischen Gewitter, welche nach der alles versengenden Gluthitze die Regenzeit herbeiführen und das Land wieder fruchtbar machen. Die Besiegung des Pani läßt auf Regenwolken unter dem Bilde von Kuhherden schließen, die der Geizhals hinweggetrieben hat und in Felsenhöhlen bewacht. Da naht der gewaltige Gott, treibt der Berge Grundfesten auseinander, da öffnet sich die Höhle und auf schönen Pfaden führt er die Herden niederwärts. Indra ist die Hauptgestalt des Mittelreichs der Lüfte, der Gott der Schlachten, welcher den Ariern den Sieg verleiht über die Dâsyu, die Urbewohner von Indien. Als Kampfesgott ist er das Ideal des nie besiegten Helden und der Liebling des um neue

Wohnsitze und reiche Herden kämpfenden Volkes. Wer ihm vertraut, hat reiche Beute und kann durch das liebste Lied, die reichste Opfergabe, den schärfsten Somatrank den „Sohn der großen Taten" zur Hilfe herbeiziehen; denn Indra muß zu seinen Kämpfen gestärkt werden durch den berauschenden Sômatrank, welchen seine Verehrer ihm spenden und welcher auch im Awesta unter dem Namen Haôma vorkommt. Er wird von seinen Verehrern aufgefordert, diesen Trank in vollen Zügen zu saufen wie ein durstiger Hirsch oder Ochse. Auch Indra wird erhoben zum Schöpfer und Erhalter der Welt, zum Führer der göttlichen und menschlichen Geschlechter, zum gewaltigen unumschränkten Herrn und Gebieter, zum grausamen Bestrafer der Gottlosen und zum untrüglichen Hort der Frommen. In der rohen Kriegszeit bei der Eroberung des Gangeslandes ist Indra vorzugsweise der Nationalgott der Arier. Der sittenstrenge Waruna muß ihm weichen. — Den Writrakampf besingt Rig-Weda I, 32.

Nun will ich Indras Heldentaten rühmen,
die ersten, die vollbracht der Donnerkeilmann:
Er schlug den Drachen, machte frei die Wasser,
den Schoß der Berge hat er aufgespalten.
Er schlug den Drachen, der im Berge ruhte;
tosender Keil hat Twaschtar ihm geschmiedet.
Blöckenden Kühen gleich die Wasser eilten,
zum Meere strömten sie geraden Laufes.
Mit wilder Gier verlangte er den Soma,
aus dreien Kufen trank er den gepreßten.
Der Schätzespender nahm den Spieß, den Wurfspeer,
er schlug damit der Drachen erstgebornen.
Als du erschlugst der Drachen erstgebornen,
als du der List'gen Zauberwerk zerstörtest,
Als Sonne, Himmel, Morgenrot du zeugtest,
da fandst du keinen ebenbürt'gen Gegner.
Writra, den schlimmsten, Indra schlug den Wjamsa,
mit seinem mächt'gen Keil, der Todeswaffe.
Wie mit der Axt zerhackt liegt das Gezweige,
so liegt der Drache hingestreckt am Boden.
Writra, wie ein berauschter Feigling, fordert
den Helden groß, der wuchtig kämpft und stürmisch,
Er hielt nicht stand dem Anprall seiner Waffen:
zerschmettert und zermalmt liegt Indras Gegner.

Handlos, fußlos bekämpfte er den Indra;
der schleuderte den Keil ihm in den Rücken.
Dem Starken wollte Gegner sein der Schwächling.
Vielfach zerstückelt liegt am Boden Writra.
Ihn, der da liegt wie ein verschnittner Bulle,
die Wasser, kühn sich hebend, überströmen,
Die mit Gewalt der Writra hielt gefangen.
Zu ihren Füßen liegt er nun, der Drache.
Der Mutter Writras ging die Kraft zu Ende;
es schleuderte auf sie die Waffe Indra:
Oben die Mutter lag, der Sohn lag unten,
wie mit dem Kalb die Kuh, so lag die Danu.
Da liegt sein Leib inmitten jener Ströme,
die keinen Stillstand, keine Einkehr kennen.
Die Wasser strömen durchs Versteck des Writra,
ins lange Dunkel sank des Indra Gegner.
Dem Feind vermählt, bewacht vom Drachen, weilten
die Wasser eingesperrt wie Vieh vom Geizhals;
Der Wasser Öffnung, die er hielt verschlossen,
er, der den Writra schlug, hat sie gespalten.
Als Indra dich, der Gott, allein aufspießte
an einer Lanze, wurdest du zum Roßschweif.
Du Held errangst die Kühe und den Soma,
frei ließest du die sieben Ströme fließen.
Nichts nützte ihn der Blitz und nichts der Donner,
nichts, daß er Nebel schuf und Hagelwetter:
Als Indra und der Drache sich bekämpften,
siegte für alle Zeit der Schätzespender.
Wen sahst du, Indra, der den Drachen rächte,
daß Furcht dir schlich ins Herz nach deinem Kampfe?
Du setztest über neunundneunzig Ströme,
wie ein geschreckter Adler durch die Lüfte.
Den Keil im Arm ist Indra allem König,
was geht und ruht, was zahm und was gehörnt ist:
Als König herrscht er über seine Völker,
umgibt sie wie der Felgenkranz die Speichen.

(Dilger, a. a. O. S. 44 f.)

Indra muß durch den Somatrank, der mit der weiteren Ausbildung des Pantheismus selbst wieder zum Gott geworden ist, geradezu berauscht und zum Kampf gegen seine Feinde gestärkt werden. Man bekommt den Eindruck von einem besoffenen Gott, der nicht hoch über den Fetischpriestern und Schamanen steht, in dem Lied R. V. X, 119:

Ist so wohl oder so mein Sinn? Soll ich erbeuten Rind und Roß?
Hab' ich den Soma wohl geschlürft?
Wie Winde, welche brausend wehn, so regen mich die Säfte auf:
Hab' ich den Soma wohl geschlürft?
Wie Rosse rasch den Wagen ziehn, so regten mich die Säfte auf:
Hab' ich den Soma wohl geschlürft?
Zu mir kam eilig her das Lied, so wie die Kuh zum lieben Kalb:
Hab' ich den Soma wohl geschlürft?
So wie ein Brett der Zimmermann, wend' ich das Lied im Herzen um:
Hab' ich den Soma wohl geschlürft?
Die fünf Geschlechter scheinen mir kaum einem Stäubchen gleich [zu sein:
Hab' ich den Soma wohl geschlürft?
Die beiden Welten sind nicht gleich nur einem halben Teil von mir:
Hab' ich den Soma wohl geschlürft?
An Größe überrage ich den Himmel und die weite Erde: Hab' ich ...
Wohlan, soll ich diese Erde hinsetzen hierhin oder dort? Hab' ich ...
Schnell, wahrlich, will ich zerschmettern die Erde, sei es hier, sei's [dort:
Hab' ich den Soma wohl geschlürft?
Im Himmel ist mein einer Teil, den andern Teil zog ich herab:
Hab' ich den Soma wohl geschlürft?
Ich bin doch ganz gewaltig groß, zur Wolkennähe reich' ich hin:
Hab' ich den Soma wohl geschlürft?
Bereit als Diener geh' ich hin, den Göttern trag' ich Opfer zu:
Hab' ich den Soma wohl geschlürft?

(Dilger, a. a. O. S. 49 f.)

Im Gefolge des Indra in der Region der Luft erscheinen die Wind- und Regengötter: Wâju und Wâta und die Marutas, eine Schar schöngeschmückter Jünglinge mit funkelnden Speeren und mit Goldschmuck auf der Brust. Wenn sie auf ihren von gefleckten Stuten oder Antilopen gezogenen Wagen einherfahren, begleiten Stürme und Regengüsse ihren Zug. Sie werden aber auch mit dem schrecklichen Gott Rudra in Verbindung gesetzt als dessen Söhne. Rudra haust in den Bergen des Himalaya mit seiner Gattin und seinen Söhnen wie Wölfe, die nach Beute schnappen. An Menschen und Vieh sendet Rudra Krankheit, doch auch wieder Gesundheit, wenn man es versteht, sich seiner Gunst zu versichern. Den Grund, daß an Rudra nur wenige Lieder gerichtet sind, findet Oldenberg darin, daß er um seiner unheimlichen Natur willen nicht in der Reihe der übrigen Götter seine Preislieder beim Somaopfer empfing.[6] Auch Rudra ist im alten Indien ein Sturm- und Wettergott. Auf

sein Verhältnis zu Schiwa werden wir noch zu sprechen kommen.

Bei dem Gott Agni, geboren aus des Himmels Fluten, als Blitz zur Erde niederfahrend, ist die Persönlichkeit am wenigsten losgelöst von der Naturerscheinung. Das Feuer in aller Art gehört in sein Gebiet: das Feuer am häuslichen Herd, das Opferfeuer und die feurigen Erscheinungen in der Luft und am Himmel. Agni ist der Bote der Götter zu den Menschen und wiederum der Bote, welcher die Götter herbeiruft zum Empfang des Opfers. An die Naturerscheinung des Feuers erinnert Rig-Weda II. 1—5:

Wie man den Wagen vorwärts treibt, will Agnis Fahrten preisen ich,
Ihn, der huldreich und herrlich ist;
Der seinen Frommen herrlich führt, nicht alternd alt den Feind uns [macht,
Der fettbegossen schön erscheint;
Den in den Häusern bei dem Licht man abends und frühmorgens [preist,
Des Wirken niemand hindern kann;
Der wie die Sonn' in ihrem Glanz mit seinen Flammen helle strahlt,
Mit ewig junger Pracht geschmückt.
Agni, ihn, der verzehrt, erfreu'n die Sprüche rings in seinem Reich,
Mit jedem Lichtglanz schmückt er sich.

(Dilger, a. a. O. S. 41.)

Agni ist auch der siegreiche Bekämpfer der Finsternis und der unheimlichen Geister, Gespenster, Kobolde, Zauberer und Hexen, ein sichtbarlicher Retter, eine breite, große weite Burg dem Frommen. Wie ein König beherrscht er alle Schätze auf Bergen und in Wassern, unter Pflanzen, Tier und Menschen. Wie Indra durch den Somatrank, so wird Agni durch die in das Feuer geworfene Butter besonders erfreut und gestärkt, schlägt „knisternd und wiehernd wie ein Roß in die Höhe". Er ist der vertraute Freund und Genosse der Menschen am häuslichen Herd, aber auch als Opferfeuer das Ideal der brahmanischen Priester, ja er wird selbst als der erste Priester gefeiert; so Rig-Weda V. I, 1:

Agni, den Priester, preise ich, den Priester und des Opfers Gott,
Den Opf'rer, der viel Gut verleiht.
Agni, den Sängern lobenswert, der frühern und der spätern Zeit, —
Er bring die Götter uns herbei!
Durch Agni Reichtum man erlangt, Gedeih'n und Wohlstand Tag [für Tag,
Der herrlich ist und heldenreich.

Das Opfer, Agni, und das Fest, das ringsum du umfangen hältst,
Nimmt zu den Göttern seinen Weg.
Agni, der Opf'rer, weisheitsvoll und wahr, des Stimme laut erschallt,
Der Gott komm mit den Göttern her!
Daß, Agni, deinem Frommen du was heilsam ist erweisen wirst,
Ist deine Treue, Angiras.
Zu dir, o Agni, Tag für Tag, Erleuchter, nah'n in Andacht wir,
Und bringen dir Anbetung dar,
Der du der Feste Herrscher bist, des Opfers lichter Hüter du,
Im eignen Hause groß dich zeigst.
Gleichwie ein Vater seinem Sohne, sei, Agni, hilfreich uns geneigt,
Geleite du zur Wohlfahrt uns!

(Dilger, a. a. O. S. 42.)

Wie die Griechen in der Prometheussage die Herabkunft des Feuers vom Himmel auf die Erde preisen, so feiern auch die Weda-Lieder ihren Matarischwan, ein halbgöttliches Wesen, der das Feuer dem Priestergeschlecht der Bhrigu als Geschenk aus dem Himmel gebracht hat.[7] Agni wird dabei zweigeburtig genannt, weil er nicht nur am Himmel als Sonne und Blitz erscheint, sondern auch auf Erden erzeugt werden kann durch Reiben mit Hölzern. In einzelnen Stellen, wie Rig-Weda X, 45, 1, werden ihm drei Geburten zugeschrieben: im Himmel, bei den Menschen und in den Wassern, so daß unter den Wassern wahrscheinlich die Wolken zu verstehen sind, aus welchen der Blitz hervorzuckt.

Schon beim Agnidienst tritt die Macht des Priestertums deutlich hervor. Wenn das Opferfeuer angezündet ist, müssen die Götter herbeikommen. Diese zauberhafte Kraft tritt noch mehr hervor bei dem Gott Brihaspati oder Brahmanaspati, der als göttliches Gegenstück und Vorbild des irdischen Priesters das heilige Lied und die magische Formel beherrscht. Er ist der Herr des Gebets, denn das Neutrum Brahman heißt Erhebung, Andacht, Gebet. Es reicht zurück in die frühesten Zeiten und deutet hinaus in die Zukunft, wo es sich schließlich zur höchsten philosophischen Idee entwickelt. Seine Geschichte gehört zum Interessantesten in der indischen Religion. Der männliche Gott Brahma kommt in den Weda-Liedern noch nicht vor. Aber die Entwicklung dieses Gottes läßt sich in der indischen Religionsgeschichte genau verfolgen. In den Weden werden dem Gebet durch die Lieder an

Brahmanaspati selbst die Heldentaten Indras zugeschrieben. Er tritt neben Indra als Helfer im Kampfe und steht an der Spitze der Ahnen aller priesterlichen Geschlechter als der göttliche Hauspriester des Königs Indra. Wie der Brahmane als Hauspriester durch die Macht des Gebets und der magischen Formel dem irdischen König Glück und Sieg verschafft, so erwirkt der Herr des Brahman als himmlischer Hauspriester dem Herrscher Indra Macht über Götter und Menschen. Damit tritt er bereits auf eine höhere Stufe und es ist nicht verwunderlich, daß er in späteren Zeiten die höchste Stellung einnimmt. Noch heute wird Brahmanaspati in Mittelindien verehrt in Gestalt eines runden Steines, der dem Betenden als Konzentrationspunkt dient. Aber es ist leicht begreiflich, daß dieser Brahmanaspati mehr und mehr in den Herzen der gläubigen Verehrer die Art und das Wesen des Gottes Brahma angenommen hat. Bereits sehen wir in der Wedazeit, wie die konzentrierte Gebetskraft, die Andacht und Buße mächtiger ist als alle Götter und so die indische Religion mehr und mehr dem Pantheismus zutreibt. Aber dieser Pantheismus ist mit der bei uns landläufigen Vorstellung nicht zu vergleichen; denn er ist im Wesen verschieden und wäre deshalb richtiger als eine Art Theopanismus zu bezeichnen, nach der Auffassung: „Gott ist das All" und nicht „Das All ist Gott." Ein Lied an Brahmanaspati ist R. V. II, 23:

Dich, der Heerscharen Herrscher, dich rufen wir an,
  dich Weisen aller Weisen von höchstem Ruhme:
Dich Allherrn der Gebete, dich Herrn der Andacht:
  nimm hier den Sitz ein, mit Hilfen uns erhörend!
In dir, himmlischer, weiser Herr der Gebete,
  haben der Anbetung Los erlangt die Götter:
So wie die Sonne, herrlichen Lichts, dem Frührot,
  bist den Gebeten allen du der Erzeuger.
Das Dunkel zu vertreiben, das ringsumher summt,
  besteigst den lichten Wagen des heil'gen Werks du:
Furchtbar bist du, Gebetsherr, vernichtest Feinde,
  tötest Unholde, bringst Heil, öffnest den Kuhstall.
Du führst und schützest das Volk mit schöner Leitung,
  niemals erreicht Bedrängnis den, der dir dienet.
Feinde der Andacht zermalmt dein Unmut brennend;
  ja deine Größe, Gebetsherr, ist gewaltig.

Nicht Drangsal, auch Gefahr nicht, woher sie komme,
nicht Feinde, nicht Betrüger können den fällen,
Den du, Gebetsherr, ein schöner Hüter, schützest:
die bösen Geister alle verjagst du ferne.
Ein Hüter weiten Blickes bahnst du uns Pfade,
deinem Gesetze singen wir mit Gebeten:
Wer Frevel an uns übte, Herr der Gebete,
die eig'ne, glühende Untat mög' ihn zermalmen!
Wer immer uns, die schuldlos, versehren möchte,
ein Mensch uns feindlich, ein beutegieriger Räuber,
Den treibe weg, Gebetsherr, von unsrem Pfade!
Bahn' uns die Wege zu diesem Götterschmause!
Wir rufen dich an, Beschützer unsrer Leiber,
der du bist Retter, uns zugetaner Anwalt:
Gebetsherr, schmett're die Götterfeinde nieder!
Laß höchsten Wohlstand die Bösen nicht erlangen!
Herr der Gebete, durch dich, der schön uns fördert,
laß uns erlangen den Menschen teure Güter!
Die Feinde nah und ferne, die uns besiegen,
zermalme du sie und mache sie besitzlos!
Durch dich die höchste Kraft zu teil uns werde,
freigeb'ger, edler Freund uns, Herr der Gebete!
Nicht zwinge uns der Feind, auf Schaden sinnend!
O laß gedeihn durch Lieder uns Gutgesinnte!
Störrigem Stiere gleich eilt er voran zum Kampfe,
den Feind versengend ist siegreich er in Schlachten.
Wahrhafter Rächer der Schuld bist du, Gebetsherr,
dem Starken ein Bezwinger, der pocht auf Burgen.
Wer uns zu schaden trachtet, gottlosen Sinnes,
uns sucht zu töten, sich allgewaltig dünkend, —
Nicht treff' uns dessen Keule, Herr der Gebete,
laß uns besiegen den Zorn des bösen Feindes!
Er, dem man ruft in Schlachten, sich naht mit Ehrfurcht,
der kommt in Kämpfen und Beut' um Beute austeilt,
Er, der Gebetsherr, trieb weg wie einen Wagen
all unsre Feinde, die schaden wollten.
Mit feuriger Glut versenge die Dämonen,
die dich bewährten Helden gelästert haben!
Das Preisenswerte wollst du selbst offenbaren!
Vernichte die Dämonen, die ringsum flüstern!
Herr der Gebete, daß dir der Fromme wert sei,
laß klar und kräftig erscheinen bei den Leuten!
Die herrlich und kraftvoll glänzen, die Güter,
Opfergeborner, die wollst du uns verleihen!
Gib uns nicht Räubern, die an der Unheilstätte
als Feinde lauern, gierig nach unsrer Nahrung!

Sie achten für nichts die Übermacht der Götter
und geben nichts auf Lieder, Herr der Gebete!
Dich zeugte Twaschtar, der Dichter vieler Lieder,
damit du stehest hoch über allen Wesen.
Richter und Rächer der Schuld ist der Gebetsherr,
des Unholds Töter, erhabner Ordnung Hüter.
Als du, Angiras, der Rinder Stall entleertest,
gingen die Berge entzwei vor deinem Glanze.
Vereint mit Indra ließest du, o Gebetsherr,
da los der Wasser dunkelumhüllte Wogen.
Sei du, Herr der Gebete, auch diesem Liede
ein Führer, laß gedeihn auch unsre Enkel!
Das, was die Götter fördern, ist alles glücklich:
laß reich an Helden uns laut beim Feste singen!

(Dilger, a. a. O. S. 52—54.)

Da die Weda-Lieder nur einen Auszug aus einer größeren Liedersammlung bilden und verschiedenen Ursprungs sind, sich auch über einen ganz bestimmten Zeitraum erstrecken, so daß wir ältere und jüngere Erzeugnisse deutlich unterscheiden, ist es verständlich, daß das, was in einem Liede einem bestimmten Gott zugeschrieben wurde, in einem andern als Tat eines andern Gottes gepriesen wird, als ob er der Allerhöchste wäre. Dazu kommt ein allem Denken innewohnendes Streben nach Einheit, das unwillkürlich inmitten der mannigfaltigen Gottheiten den Einen, den Höchsten, sucht. Der die Gottheit ehrende Mensch häuft auf diesen einen Gott auch die Großtaten der andern Götter, um so der Erhörung gewiß zu werden. Dieser Kathenotheismus oder Henotheismus darf jedoch nicht als Monotheismus angesprochen werden.

2. *Das Verhältnis der Menschen zu den Göttern in den Weda-Liedern*

Ein altes indisches Wort lautet: „Was der Mensch ißt, das essen auch seine Gottheiten.“ Auch an den wedischen Göttern und in ihrem Reden und Tun erkennen wir menschliche Züge, Sitten und Gebräuche. Wie in der Staatsform der Wedazeit die Könige und Oberkönige vertraglich und eidlich gebunden sind, ist das Verhältnis der Gottheiten zu den Men-

schen ein Treu- und Rechtsverhältnis. Gerechtigkeit und Wahrheit bestimmen als ewiges kosmisches Gesetz das Leben des Weltalls. Die Macht der Wahrheit beherrscht in ewiger Gesetzeskraft Himmel und Erde, die Himmelskörper und Jahreszeiten, die Rechtsordnungen des Staates und das Leben der Menschen. Mitra und Waruna sind seine Hüter, genau so wie die alt-arischen Könige die Hüter der Rechtsordnung auf Erden. Wie der Vertrags- und Eidbruch der Könige, so hat auch Vertragsbruch der Götter Not, Tod und Unglück zur schweren Folge. Wie beim Eid und Fluch das Wasser verwendet wurde, so ist das geweihte Wasser das Wahrzeichen des Waruna. Ihm, dem freien unbeschränkten Wahrheitshüter steht Aditya, die Ungebundenheit, als große Göttermutter zur Seite. Als dann die Arier in Indien einbrachen und die friedlichen Volksgemeinschaften zu kriegerischen Stämmen wurden, traten Waruna und Mitra, die Hüter der Wahrheit und des Rechts in den Hintergrund und der Herr der kriegerischen Kraft und Stärke, der Götterkönig Indra, nimmt ihre Stelle ein. Neben ihn tritt als Göttin die Personifikation der Götterstärke und er wird „Gemahl der Schaci" genannt. Er ist der Dämon der ungestümen Kraft und Gewalt und tritt in den Mittelpunkt der alten Heldensagen, der Donnerer und Drachentöter, der die Arier schützt im Kampfe mit der dunkelfarbigen Urbevölkerung, den Dasas. In seiner Herrscherstellung kommt jedoch ein anderer Königsbegriff zum Vorschein, er ist nicht mehr Oberkönig, sondern gewaltiger Selbstherrscher, ein Beweis, wie sich im Kriege auch die Stellung des irdischen Königs verändert hat. Mit dem andersartigen Leben der Arier in indischen Gefilden wurden auch ihre Götter den andersartigen Verhältnissen entsprechend neu gestaltet. Als dann die Länder erobert waren, durchmißt ein neuer Gott, Wischnu, dessen Name mit uralten Gottheiten zusammenhängt, in drei gewaltigen Schritten den Raum und verschafft den Menschen breite Wohnungen. Das fruchtbare Land wird verteilt und der Gott wird zum Herrn der Macht der Ausmessung des Bodens, die in feierlicher Handlung mit Vertrags- und Eideskraft vollzogen wird. Wischnu ist fortan der Erhalter der Welt, der über die Ord-

nung des Lebens wacht und für Wahrheit und Gerechtigkeit im Erwerbsleben sorgt.

Nun aber offenbart das neu eroberte Land seine unheimlichen und heimtückischen Gefahren und Kräfte, gewaltige Regengüsse, Sturm und Wetter, Seuchen und Pest unter Menschen und Vieh, wie sie heute noch in Indien wüten, dazu noch das Liebliche und Milde erquickter Tropenlandschaft, wohltätigwirkende Fruchtsäfte und Heilkräuter. Da taucht der schreckliche Rudra auf als der Herr dieser furchtbaren Gewalten, bald auch Schiwa, der Milde und Gnädige genannt, der über die heilenden Kräfte verfügt. Ihn vor allem gilt es zu versöhnen.

Es würde zu weit führen, alle Kräfte und Potenzen, die von den verschiedenen Göttern vertreten und verwaltet werden, der Reihe nach anzuführen. Die Kräfte des Himmels, der Zeit und des Raumes sammeln sich um den Götterkreis des Djaus-Pitar und der Mutter Erde, Prithiwi; die Naturkräfte stehen in enger Verbindung mit den Priestergottheiten Agni und Soma, die im Kultus und Opfer eine so wichtige Rolle spielen. Die Weda-Lieder sind im wesentlichen Opferlieder. Da jedoch die erklärenden Brahmana-Schriften größtenteils aus späterer Zeit stammen, ist es schwierig, den Kultus des indischen Volkes zur Zeit der ältesten Lieder genau darzustellen. Immerhin geben die Lieder selbst und die Vergleichung mit der altpersischen Religion einige Anhaltspunkte für die älteste Zeit.

Nirgends findet man in den Liedern eine Spur von Tempeln und Götterbildern. Der Opfernde bestreut einen Platz, der zum Opfern geeignet ist, mit Opfergras, auf welchem die Götter sich niederlassen sollen, um die dargebrachten Gaben in Empfang zu nehmen: Milch, Butter, Reis, Gerste und den Somatrank. Aber auch Tieropfer werden dargebracht, in älterer Zeit mehr als später, wo sie ohne Zweifel durch den Einfluß des Buddhismus reduziert wurden. Doch gibt es noch heute einige Opferstätten, wo das Blut der Opfertiere nie zu fließen aufhört. Das größte und kostbarste ist das Roßopfer, welches die Könige bei feierlichen Gelegenheiten spendeten, wobei eine Menge Prie-

ster funktionierten. Die Brahmanen führen den Ursprung der heiligen Schnur auf die Gebräuche dieses Opfers zurück. Die heilige Schnur der Zweimalgeborenen soll an das Seil erinnern, mit dem der schneeweiße Hengst an den Opferpfahl angebunden war und das der opfernde König oder Priester sich selbst um den Nacken legte, um damit seine eigene Schuld zu bezeugen und auf die stellvertretende Bedeutung des Tieropfers hinzuweisen; ein trefflicher Anknüpfungspunkt für das stellvertretende Leiden Jesu. Aber auch schon beim gewöhnlichen Opfer begegnen uns im Rig-Weda vier verschiedene Arten von Priestern: Der Hotar hat die Lieder aufzusagen; der Udgâtar hat zu singen, der Adhwarju hat die äußeren Geschäfte zu besorgen, und über den dreien steht der Brahman, der Oberpriester, welcher darüber zu wachen hat, daß alles gesetzmäßig zugehe. Wenn die Bitte nicht gewährt wurde, ließ sich bei dem schon in alten Zeiten komplizierten Ritual irgendein Fehler nachweisen. Schon von den Brahmanen des Jadschur-Weda sagt v. Schröder: „Wir werden sie nicht freisprechen können von dem Vorwurf, Gebet und Opfer schamanisch zu mißbrauchen. — Das Opfer mit seinen einzelnen Teilen, Sprüchen und Verrichtungen ist zum mächtigen Zaubermittel geworden, das in der Hand der Kundigen zu den höchsten Zwecken verhilft. Sei er Mensch oder Gott: vom Opfer hängt er ab, und Höheres, Mächtigeres kann er nicht erringen als jene felsenfeste Kenntnis des Rituals, die auch in den kleinsten Kleinigkeiten nicht schwankt. Sie wird zur Waffe in seiner Hand, zur gewaltigen, siegreichen Waffe, der sich alles im Himmel und auf Erden beugen muß. — In Maitr. Sanh. 1, 11, 3 heißt es: Die Lebenskraft wird durch das Opfer, der Odem wird durch das Opfer, das Auge wird durch das Opfer, das Gehör wird durch das Opfer, der Geist wird durch das Opfer."[8] — So sehen wir schon im Jadschur-Weda die Anfänge der brahmanischen Priesterherrschaft, wiewohl das Kastenwesen noch nicht so ausgebildet ist, wie später, und die theopanistische Weltanschauung muß dazu helfen, daß die Brahmanen zu Göttern der Erde werden. „Die Opfer, die religiöse Ordnung (rita) und der religiöse Glaube, nicht

die einzelnen Götter, werden die höchste Großmacht des indischen Völkerlebens."[9] Hinter allen Göttern und Priestern steht eine dunkle Gewalt, eine Zaubermacht, die sie bindet und wieder losläßt. Wer sie besitzt, kann die Götter nach seinem Willen lenken. Zauberhandlungen der Priester begegnen uns auf Schritt und Tritt. Das Opfer selbst ist ganz durchsetzt von dieser Zaubermacht. Das geflüsterte Zauberwort, Brahma, bannt alle schädigenden Wirkungen und deshalb sind Besprechungen außerordentlich zahlreich. Aber auch Wasser, Feuer, Rauch, Geräusch, Pfeile und Stöcke wirken helfend mit. Im Upanayana, der uralten Pubertätsweihe, wird der junge Arier gebadet, geschoren und neu bekleidet. Dabei brennt ein heiliges Feuer, um alles Unheil zu bannen und fernzuhalten. Nach der Aufnahme und Unterweisung besitzt auch er die geheimnisvolle Kraft und wird tapu. Ebenso spielen beim Heiraten Bad und Feuer eine wichtige Rolle. Das Hochzeitsfeuer wird zum sorgfältig unterhaltenen Herdfeuer der jungen Familie, das die Grundlage für das Opferfeuer bildet und mit täglichen Spenden genährt werden mußte (garhapatyâgni). Zu diesem kamen aber bei feierlichen Opfern noch zwei weitere Feuer, die am Herdfeuer entzündet werden mußten: das eigentliche Opferfeuer (âhavaniya), welches die Götter herbeirufen sollte, und das Südfeuer (dakschinâgni), welches die Dämonen und die abgeschiedenen Geister abwehren sollte, damit sie das Opfer nicht stören. Man tötete das Opfertier, indem man zu ihm sagte: „du stirbst nicht, dir geschieht kein Leid; zu den Göttern gehst du auf schönem Pfade." (Rig-Weda I, 162, 21). Die Tötung wurde durch Ersticken oder Erwürgen ohne Blutvergießen bewirkt. Man suchte dabei zu vermeiden, daß das Tier einen Laut ausstieß; die Hauptpersonen des Opfers wandten den Rücken, bis der Tod des Tieres eingetreten war.[10] Der Hausherr kann sich durch einen Brahmanen oder auch durch seine Frau vertreten lassen, in der Regel aber vollbringt er die priesterlichen Funktionen.

Beim Beginn der drei Jahreszeiten, Frühling, Regenzeit und Herbst, sowie an jedem Neumond und Vollmond gab es regelmäßige reichlichere Festopfer. Das größte Jahresfest

war die Sômapressung (Agnistôma = Feuerlob) im Frühling. Bei allen Opfern ist, wie wir gesehen, das Südfeuer zur Abwehr der Dämonen bestimmt, und ein Opfer, das nicht den Göttern, sondern den Vätern, Großvätern und Urgroßvätern dargebracht wird, findet gegen Abend am südlichen Feuer statt. Die Väter werden von Priestern eingeladen zu kommen, der Hausherr gießt Wasser auf das Opfergras und legt drei Klöße an die Stellen, wo das Wasser ausgegossen ist, und widmet dieselben den Vätern, auch Kleider und Salbe. Er spricht ein Gebet: „Verehrung eurem Saft und Kraft! Verehrung eurem Leben, eurem Zorn und Schrecken! Von denen, die in jener Welt sind, möget ihr die Tüchtigsten sein; von denen in dieser Welt möge ich der Tüchtigste sein!“[11] Nachdem die Götter entlassen sind, gibt der Hausherr einen der Klöße seiner Gattin zu essen, damit sie männliche Liebesfrucht empfange. Außerhalb des Hauses opfert die Hausfrau: „Verehrung der Frau, Verehrung dem Manne, Verehrung jedem Alter, dem weißen, dem schwarzhaarigen, dem Herrn der bösen Frauen, Verehrung denen, die meine Kinder verlocken, im Dorf oder im Walde.“[12]

Wir haben bereits gesehen, daß auch bei den Ariern jene primitiven Vorstellungen von Geistern und Dämonen, der Glaube an unheimliche Mächte, die Gemüter beherrschen. Im Atharwa-Weda sind die indischen Zaubersprüche erhalten geblieben, mit welchen man die Gefahren abzuwenden, die Geister zu bannen suchte. Es ist derselbe Aberglaube, der auch im christlichen Volk noch nicht ausgerottet ist. „Alles, was der Mensch zu befürchten hat oder wovon er los sein will, wie böse Geister, Feinde und Nebenbuhler, Unfälle, Krankheit und Mißgeschick, wird durch Beschwörungen beseitigt, alles, was er erreichen will, mit Hilfe desselben Mittels gesucht: Hier wird die Hexe aus Stall und Gehöft verbannt, hier die Pflanze gepflückt, kraft deren man alle bösen Wesen sieht. Hockt ein Geschwürdämon auf dem Genick des Menschen oder kommt Aussatz, Durchfall oder Irrsinn über ihn, dann sind Beschwörungen und Getränke da, um dieses Übel zu vertreiben. Das Horn der hurtigen Antilope soll die Genesung beschleunigen, Wunderpflanzen und alleserhaltende

Heilgetränke werden angewiesen, ja der Soma selbst und seine Preßsteine sollen mit Agni und Waruna die Gelbsucht verscheuchen.“[13]

Die Vorstellung über die Entstehung der Welt und des Menschen findet in einigen jüngeren Weda-Liedern ihren Ausdruck. Zugleich begegnen wir hier tiefgründigen Gedanken über das Woher der Welt und der Idee des Einen, dem „das“ (tad), welches in der späteren Philosophie eine so wichtige Erkenntnis bedeutet. In früheren Liedern werden jeweils den verschiedenen Gottheiten Schöpfung und Erhaltung der Welt zugeschrieben, Waruna, Indra, Agni, Surja und Soma werden als Weltenherrscher gefeiert. Jetzt wird der Name Wischwakarman (Weltenschöpfer) in früheren Hymnen dem Indra beigelegt, zum Namen eines besonderen Gottes (Rig-Weda X, 81). Der Weltschöpfer wird in diesem Liede als Priester dargestellt, der sich selbst, Erde und Himmel opfert. Er wird als riesenhafter Schmiedemeister geschildert, der mit seinen mächtigen Armen, welche zugleich als Flügel zum Anfachen des Feuers dienten, die ganze Welt zusammenblies. Wo war sein Standort? Woher nahm er das Material zu diesem Bau? — Diese Fragen werden in diesem Liede gestellt, aber nicht beantwortet.

Außer Wischwakarman wird auch Pradschâpati als Schöpfer genannt. Aber er ist ebenfalls kein vor aller Kreatur existierender persönlicher Schöpfer, sondern aus dem Urmeer hervorgegangen. Wir fügen noch zwei Lieder aus dem letzten Buch des Rig-Weda bei, welche sich mit der Entstehung der Welt beschäftigen, aber schon sehr die Weltanschauung der folgenden Periode des Brahmanismus verraten. Das eine, „dem ein erster Platz unter den spekulativen Dichtungen hohen Altertums aller Völker gesichert ist“,[14] steht Rig-Weda X, 129, Nâsadîya Sûkta genannt:

Nicht war das Sein, nicht war das Nichtsein damals,
kein Luftkreis war, kein Himmel war darüber.
Was regte sich? wo war's? in wessen Obhut?
War es Gewässer, schaurig tiefer Abgrund?
Kein Tod war damals, kein unsterblich Leben,
von Tag und Nacht gab es noch kein Erscheinen.

Ruhig, selbstherrlich atmete das Eine,
und außer diesem Einen war kein andres.
Dunkel im Anfang war, gehüllt in Dunkel,
ununterschieden, alles ein Gewoge:
Als rings umhüllt von Öde war das Leere,
da durch der Büßung Macht entstand das Eine.
Zuerst entwickelte sich die Begierde,
sie war des Geistes früheste Befruchtung.
Weise, die forschten mit Verstand im Herzen,
fanden in ihr das Band des Seins und Nichtseins.
Quer hingespannt war damals ihre Meßschnur:
ob sie wohl unten war, ob wohl darüber?
Befruchtende, gewaltige Wesen waren's:
Behagen unten und Gewährung oben.
Wer weiß es wohl, wer mag es hier verkünden:
woher entstand, woher kam das Erschaffene?
Die Götter kamen erst nach seiner Schöpfung:
wer weiß es dann, woher ist es gekommen?
Woher ist sie geworden diese Schöpfung,
ob sie geschaffen ward, ob nicht geschaffen,
Der davon Zeuge war im höchsten Himmel,
er weiß es wohl; oder weiß auch er es nicht?

(Dilger, a. a. O. S. 153.)

Während hier Fragen gestellt werden, weiß der Verfasser des Puruscha Sûkta (R. V. X, 90) den Hergang genauer darzustellen, aber so, daß auch hier die Entstehung der Welt mit der Idee des Opfers verquickt und ein wunderliches Durcheinander von phantastischen Vorstellungen erzeugt wird: V. 6—16.

Als mit dem Urgeist, als dem Opfertiere,
die Götter einst ein Opferwerk vollbrachten,
Da diente als das Opferschmalz der Frühling,
als Holz der Donner und der Herbst als Fettguß.
Zum Opfer auf der Opferstreu sie weihten
den Urgeist, der im Anfang ward geboren:
Mit ihm vollzogen sie das Opfer damals,
die Götter, welche Sâdhja sind und Rischi.
Aus diesem Opfer, das man ganz verbrannte,
entstanden da die Rig- und Sâma-Lieder;
Die Tschandasmelodien sind daraus entstanden,
und auch der Jadschusspruch ist draus entsprungen.
Die stolzen Pferde sind daraus entstanden
und alles, was besitzt zwei Reihen Zähne:

Die Rinderherden sind daraus entsprungen,
  Schafe und Ziegen sind daraus entstanden.
Als sie den Urgeist auseinanderlegten,
  wie viele machten sie aus ihm der Teile?
Was war da sein Gesicht, was seine Arme?
  Was nennt man seine Schenkel, seine Füße?
Sein Angesicht war damals der Brahmane,
  der königliche Krieger seine Arme;
Der Mann des Volks, das waren seine Schenkel;
  der Schudra ward erzeugt aus seinen Füßen.
Der Mond entstand aus seinem innern Sinne,
  aus seinem Auge ward die Sonn' geboren;
Indra und Agni wurden aus dem Munde,
  aus seinem Odem ist der Wind entstanden.
Der Luftkreis aus dem Nabel ward; der Himmel
  entsprang dem Haupt, die Erde seinen Füßen,
Die Himmelsgegenden aus dem Gehöre:
  so haben sie die Welten zubereitet.
Der Hölzer sieben lagen links im Kreise,
  bereitet waren dreimal sieben Scheiter,
Als einst die Götter beim Vollzug des Opfers
  festbanden als das Opfertier den Urgeist.
Opfer durch Opfer weihten da die Götter.
  So waren sie, die frühesten Gesetze.
Die Mächtigen gelangten in den Himmel,
  woselbst die Sâdhja sind, die frühen Götter.

(Dilger, a. a. O. 155.)

Dieser Puruscha Sûkta ist die erste Autorität für das indische Kastensystem und für die Inspiration oder vielmehr göttliche Abstammung der Weda-Lieder, die bereits in drei Sammlungen vorgelegen sind. Das Lied muß also jedenfalls zu den spätesten Weda-Liedern gehören. Wie die Entstehung der Welt durch das Opfer, so wird auch der erste Mensch als der erste Opferer dargestellt. Dieser Puruscha ist eigentlich der Urmensch und wird hier von den Göttern als Opfertier dargebracht. Zugleich ist dieses Opfer des Puruscha ein Opfer an Puruscha. Es liegt der tiefe philosophische Gedanke zugrunde, „daß alles Existierende nur Umwandlung eines organischen Urprinzips ist".[15] Dem Wiwaswant bringt Agni selbst vom Himmel herab das Feuer, die beherrschende Macht des Opfers. Des Wiwaswant Gebete treiben den Soma an zu

fließen. „Mit Wiwaswant im engsten Zusammenhang steht auf der einen Seite Manu, der Mensch, auf der andern Wiwaswants Sohn Jama, der Zwilling, der mit seiner Zwillingsschwester Jami das Menschengeschlecht erzeugt." „Der Vater Manu ist geradezu eine Doublette des Wiwaswant: er ist die in der wedischen Zeit lebende Gestalt des ersten Menschen, während hier Wiswawant, der für den Glauben des indoiranischen Zeitalters im Vordergrund gestanden hatte, im Abblassen begriffen ist. — In der Gestalt des Jama scheint ursprünglich nicht sowohl die Vorstellung eines ersten Opferers als die eines ersten Herrschers hervorgetreten zu sein. Der Awesta spricht von Jama als dem König eines goldenen Zeitalters, und König nennt den Jama auch der Weda. Hier ist freilich von seinem Königtum nur eine Seite übrig geblieben: der erste Mensch war auch der erste Gestorbene, der zu göttlichen Dimensionen erwachsene König des Totenreichs.[16] (Jama sprich Yama.)

In den Weda-Liedern findet sich noch keine Spur von der Seelenwanderungslehre, sondern die Himmelswelt wird als ein Ort der Seligkeit gedacht. Der Arier, so wie er leibte und lebte auf der Erde, geht durch das Feuer in den jenseitigen Lebensstand über, der von dem Dasein auf Erden nicht wesentlich verschieden ist. Es wird ihm in Rig-Weda X, 14, 7 f. zugerufen:

Geh' hin, geh' hin auf jenen alten Pfaden,
wo vordem unsre Väter hingegangen:
Die beiden Könige, nach Lust sich labend,
den Jama mögst du schauen, den Gott Waruna!
Vereine mit den Vätern dich, mit Jama,
und mit der Wünsche Ziel im höchsten Himmel!
Von Tadel frei zur Heimat wiederkehre,
vereine dich dem Leib in schönster Blüte!

Es wird also ein Fortleben in einem Leib gedacht, und wir werden die Vorstellungen von dem jenseitigen Leben ziemlich sinnlich denken müssen, wenn auch die Worte geistlich gedeutet werden könnten in einem Lied an Soma, R. V. IX, 113, 7—11:

Wo nie ermattend Licht erstrahlt,
die Welt, in der die Sonne steht,

In diese bring' mich, Strahlender,
  wo man nicht stirbt und nicht vergeht:
    Dem Indra rinn' der Tropfen zu!

Wo König ist Wiwaswants Sohn,
  des Himmels Heiligtum sich schließt,
Wo jene raschen Wasser sind,
  dort führ' mich zur Unsterblichkeit:
    Dem Indra rinn' der Tropfen zu!

Wo man in Lust sich kann ergehn
  im dreifach höchsten Himmelsraum,
Wo Lichtgefilde hold erglühn,
  dort führ' mich zur Unsterblichkeit:
    Dem Indra rinn' der Tropfen zu!

Wo Wünsche und Befriedigung,
  der Sonnenröte hoher Plan,
Behagen ist und Sättigung,
  dort führ' mich zur Unsterblichkeit:
    Dem Indra rinn' der Tropfen zu!

Wo Seligkeit und Wonne ist,
  wo Lust und froher Jubel wohnt,
Wo alle Wünsche sind erfüllt,
  dort führ' mich zur Unsterblichkeit:
    Dem Indra rinn' der Tropfen zu!

Das Leben im Himmel, in Jamas Reich ist ein Dasein ohne Tod und Vergänglichkeit, ein Leben im Licht, in Freude und Wonne, ein ewiges Genießen, so wie im goldenen Zeitalter. Nach der Wonne der Seligen sehnte sich der sterbende Arier. Der Missetäter aber wurde in die Grube geschleudert, eingeengt in Qual und Nacht durch den Richterspruch des Himmelskönigs, genau wie auf Erden. Die göttliche Macht des Feuers in den Weda-Liedern bietet wohl auch den Schlüssel zum Verständnis des Unsterblichkeitsglaubens. Durch das Verbrennen des Leichnams wird der Mensch geopfert und kommt in die Region der Götter. Es werden auch verstorbene Väter mit den Göttern angerufen. Die Bestrafung der Gottlosen wird nur selten angedeutet. Die Feinde der Götter und ihre Verehrer sollen in die unterste Finsternis geworfen werden (Rig-Weda X, 152, 4. Ath-Weda VIII, 2, 24). Eine gewisse Furcht vor Jamas Weg macht sich trotz der Ausmalung der Freuden des zukünftigen Lebens in

einigen Stellen geltend (Rig-Weda I, 38, 5; X, 97, 16). — Die sieben Rischis, die Stammväter der großen brahmanischen Familie, welche auch als Dichter der Weda-Lieder bezeichnet werden, sind ganz in besonderem Sinne die Heiligen, die in die Versammlung der Götter versetzt werden. — Für die Verbrennung der Witwe mit dem Leichnam des Mannes geben die Weda-Lieder keinen Anhaltspunkt. Im Gegenteil wird die Witwe aufgefordert, zur Welt des Lebens zurückzukehren (Rig-Weda X, 18). Roth gibt in der Zeitschrift der Deutsch. Morgenl. Gesellschaft 1854, S. 467 ff. den Nachweis, daß zur Zeit der Weda-Lieder neben der Verbrennung auch das Begräbnis der Toten vorgekommen sei.

C. Der ältere Brahmanismus

1. Die Konsolidierung des brahmanischen Theopanismus in der Lehre von Gott und Welt, Weltübel und Seelenwanderung

Die Wurzeln des Brahmanismus liegen verborgen in uralten Vorstellungen und nur selten gelingt es, einzelne bloßzulegen. Doch die innere Entwicklung zu dieser Lehre der Brahmanen läßt sich schon in den jüngeren Weda-Hymnen, besonders aber in den Opfersprüchen und Zauberliedern des Jadschur- und Atharwaweda beobachten. Etwas Neues ist im Werden begriffen. Die Religion, welche später Buddha vorgefunden hat, ist nicht mehr der heitere Naturdienst, es ist nicht mehr das Bekenntnis vor Waruna, nicht mehr der Kampf des Indra mit den Dämonen, nicht der freundliche Herdgott Agni. Die Wanderung der Arier vom Pandschab in das heiße Gangesland, die veränderte Lebensweise, nicht zum wenigsten auch das Zusammenleben mit den früheren Bewohnern des Landes, hat in der Religion und der mit ihr stets innig verbundenen Philosophie eine große Veränderung herbeigeführt. „Unter den Einflüssen der neuen Heimat, der indischen Natur, des indischen Klimas hat sich im Leben des Volkes ein Wandel vollzogen und der Volksseele jenen schmerzlichen Zug von Leiden und Krankheit aufgeprägt, der ihr durch alle Wechsel der Geschichte geblieben ist und bleiben wird, solange es ein indisches Volk gibt.“[1] Darum wird die Religions-

entwicklung doch übersichtlicher werden, wenn wir zwischen den Weda-Liedern und dem Auftreten des Buddhismus eine neue Periode setzen, welche auch neben dem Buddhismus noch hergeht und die wir Brahmanismus im engeren Sinne oder den älteren Brahmanismus nennen können und für welche die Brahmanaschriften mit ihren Upanischads, zum Teil auch die Heldengedichte, die Gesetzbücher und die philosophischen Schriften die Quellen sind.

Die Urheber des Neuen sind die Brahmanen und alle uns zur Verfügung stehenden Quellen sind ihr Werk. Schon jetzt ist der Anspruch der Brahmanenkaste ins Maßlose gesteigert. „Sie bezeichnen sich ganz offen als Menschengötter, die mit den Göttern droben gemeinsame Ansprüche beim Opfer haben.“ [2] Den Menschen- oder Erdengöttern gelten die Opfergeschenke, so wie den Himmelsgöttern die Opferspenden, der Opfernde wird dafür in den Himmel versetzt. Die Priesterherrschaft ist das Charakteristische für diese zweite Periode der indischen Religion. Zwei Dinge nehmen fortan das Sinnen und Denken der Priester in Anspruch: Die Herrschaft über die Menschen und die Macht über die Götter. Und beides ist ihnen gelungen durch die allbezwingende Gewalt des Opfers, das ganz in ihre Hand gegeben war. Sinn und Zweck der Opfer und Riten galt es zu verstehen, in diesem Verstehen des Opfergeheimnisses war ihre Priesterherrschaft fest und sicher begründet. Nach der patriarchischen Zeit der älteren Weda-Lieder ist das indische Volk unter das Gesetz getan worden durch die Herrschaft der Brahmanen, und zwar unter ein sehr kompliziertes Ritualgesetz, das in den Brahmanaschriften niedergelegt ist. Der Priesterstand, an ein bestimmtes Geschlecht gebunden, hat im bürgerlichen Leben so sehr die Oberhand gewonnen, daß selbst in der Heldenzeit die Könige ihm die Ehre gaben, wofür namentlich das Râmâyana zeugt. Von den Brahmanen sind fortan die Menschen in all ihrem Wohl und Wehe abhängig. Und mit einem ungeheuren Aufwand geistiger Kraft wissen sie diese Herrschaft als Götter der Menschen auf Jahrhunderte hinaus festzuhalten.

Aber auch die Götter selbst müssen sich ihren Machtan-

sprüchen beugen. Auch hier ist es die allesvermögende Ritualtechnik, die dem Priester die Macht verleiht. Vor allem wird nun festgestellt, daß die Götter von Anfang an gar nicht unsterblich waren und daß sie erst durch Opfern Unsterblichkeit erlangt haben. Damit wird ihnen ihre selbstverständliche Auszeichnung vor allen Menschenwesen genommen. Und bald erhebt sich über den Göttern das Alleine, dem sie alle gleichermaßen unterworfen sind. Von nun an „bewegt sich die ganze geistige Arbeit, die in Indien getan wird, um das Opfer. Die Welt, die den Brahmanen umgibt, ist der Opferplatz; die Ereignisse, von denen er vor allem andern weiß, sind die des Opferwerks. Das Opfer mit seinen Geheimnissen will er verstehen, denn Verstehen ist allbezwingende Macht. Durch diese Macht haben die Götter die Dämonen gebändigt." — „Die Welt der alten Götter kann für sich allein dem Denken der neuen Zeit nicht mehr genügen. Es bildet sich die Atmosphäre, in der Mysterien und Symbole gedeihen. Was beim Opfer dem Auge erscheint, ist nicht nur, was es ist oder zu sein scheint, sondern es ist noch ein Zweites, das es bedeutet."[3]

Das Suchen nach einer hinter allem Sein ruhenden Einheit ist unverkennbar und hat die Brahmanen auf eine theopanistische Einheit geführt und auf eine Emanation der Welt aus dem All. Der goldene Keim (hirañjagarbha), mit welchem in Rig-Weda X, 121 der Anfang alles Daseins bezeichnet wird, erscheint zwar in einigen Versen wie ein persönlicher Gott und wird zuletzt Pradschâpati genannt, aber der beständige Refrain: „wer ist der Gott, den wir mit Opfern ehren?" läßt uns nicht zu klarer Erkenntnis kommen, und in dem Ausdruck „goldener Keim" ist doch wieder die pantheistische Anschauung gegeben. Deutlicher tritt dieselbe hervor in dem schon genannten Puruscha-Sûkta (Rig-Weda X, 90), wo in den ersten Versen vom Urgeist gesagt wird, er habe tausend Häupter, tausend Augen, tausend Füße, von allen Seiten hülle er die Erde ein und rage zehn Finger breit darüber hervor. Die ganze Welt sei der Urgeist; alle Geschöpfe seien von ihm ein Viertel, die Unsterblichkeit im Himmel drei Viertel. Solche phantastische, maßlose Dar-

stellungen finden wir in der ganzen brahmanischen und buddhistischen Literatur.

Die Götter der Weda-Zeit sinken mehr zu einem bloßen Schattendasein herab und neben, ja über ihnen stehen die Erdengötter, die Brahmanen. Wohl bleiben die Namen der Götter reichlich hineingeflochten in das Opferritual, aber bald macht sich das Bedürfnis geltend, an die Stelle der abgelebten schemenhaften Gottheiten andere und glaubhaftere Mächte zu setzen. So tritt Prajâpati (sprich: Pradschâpati), der unaussprechliche und unermeßliche Vater der Welt, in den Vordergrund. Er befruchtet sich selbst, zeugt und gebiert die Welt durch sein Wort (vac), die als weiblich gedacht, nach der Schöpfung wieder in Prajâpati zurückkehrt. Der Urgott fühlt sich vereinsamt und will sich vermehren, deshalb wird er ein Büßer und die innere Erregung oder Erhitzung (Tapas) führt zum Ziel. Da beginnen die Umdeutungen: „Prajâpati ist das Jahr"; denn auch das Jahr schafft seine Jahreszeiten oder auch: „Prajâpati ist das Opfer".[4] Die in den Opferriten wohnende geheimnisvolle Kraft zwingt die Götter unter den Menschenwillen, der den Opferritus beherrscht. Zwischen dem Opferplatz und dem Geschehen im Weltall bestehen geheimnisvolle Wechselwirkungen und die Brahmanen beherrschen ihren Verlauf: „Die Sonne würde nicht aufgehen, vollzöge man nicht morgens das Feueropfer." (Schatapathabrâhmana 2, 3, 1, 5.)

„Die Kraft, die in der heiligen Formel liegt ..., erfüllt den Brahmanen ebenso, wie die ganze Kaste." Der heilige Spruch aber ist b r a h m a n. Viel früher als der Gott Brahmâ oder Brahman kommt das Neutrum B r a h m a n in der indischen Theologie vor. Wir haben gesehen, wie es ursprünglich das Gebet, das heilige Wort bezeichnet, und wie dem Gott B r a h m a n a s p a t i, dem Gebetsherrn, selbst die Heldentaten des Indra zugeschrieben werden und die ganze Schöpfung dem Gebet des Priesters. So wird nun immer mehr d i e K r a f t d e s G e b e t s u n d d e r a n d ä c h t i g e n E r h e b u n g d e s G e m ü t s z u r U r s a c h e d e s D a s e i n s, z u m a b s o l u t e n S e i n e r h o b e n, aus welchem man das Dasein der ganzen Welt, der Götter und der irdischen Wesen, herleitet; denn nach der immer mehr sich konsolidierenden theopani-

stischen Anschauung gibt es keine selbständige Person über der Welt. Nur im Menschengeist kommt der Geist des Universums zur Erscheinung. Damit aber sind wir bei dem andern wichtigen Begriff angelangt, dem Geist oder Selbst des Menschen, Atman. Das Wort Atman bezeichnet im Rig-Weda den Atem, den Hauch des Menschen. Aber da das Atmen das wichtigste Merkmal des Lebens ist, bezeichnet es auch den Lebenshauch, das innerste Wesen, den Geist, das Selbst des Menschen, besonders auch im Gegensatz zum Nichtselbst. „Auf dieser Höhe aber begegnet der Begriff des Atman dem Allprinzip des Brahman, dieses aus rituell-zauberischen Zusammenhängen in die Höhen des Denkens hineinwachsend, jenes offenbar ungebundeneren Tendenzen seine Bedeutung verdankend, aber jedes von beiden ein Höchstes darstellend und so zur Vereinigung strebend. Der Priester, der einerseits die magische Kraft des Brahman, d. h. des Weltprinzips, in sich fühlte, und andererseits das Prinzip seines eigenen Wesens in dem Begriff Atman zusammenfaßte, wird zu der Erkenntnis gedrängt, daß der Atman das Brahman ist. Doch erst in den Upanischads wird diese Vereinigung konsequent vollzogen."[5] Atman ist also das innerste Wesen des Menschen, und dieses Selbst wird mit dem Brahman identifiziert. Die Upanischads bemühen sich, diesen Urgrund alles Daseins zu beschreiben, z. B. Brihadaranyaka-Up. III., 8: „Das Brahman ist eben das, was die Brahmanen das Unvergängliche nennen. Es ist nicht grob und nicht fein, nicht kurz und nicht lang; nicht rötlich (wie Feuer), nicht anschmiegend (wie Wasser); nicht schattig, nicht finster, nicht luftartig, nicht ätherartig; nicht anklebend, geschmacklos, geruchlos; ohne Augen, ohne Ohren, ohne Stimme, ohne inneren Sinn, ohne Glanz, ohne Atem, ohne Mund, ohne Maß, ohne Inneres, ohne Äußeres; es ißt nicht und wird von niemand gegessen. Nach dem Willen dieses Unvergänglichen stehen Minuten und Stunden, Tage und Nächte, Halbmonate und Monate, Jahreszeiten und Jahre voneinander geschieden. Nach dem Willen dieses Unvergänglichen strömen die Flüsse von den Schneebergen, die einen nach Westen, die andern nach Osten, oder nach irgend-

einer andern Richtung. Nach seinem Willen preisen die Menschen diejenigen, welche freigebig sind, streben die Götter nach dem Opferer, die (verstorbenen) Väter nach dem Opferlöffel (der Totenspende). Fürwahr, wer, ohne dieses Unvergängliche in dieser Welt schon zu kennen, Opfer und Gottesdienst verrichtet und viel tausend Jahre lang Selbstkasteiung treibt, dem wird nur Endliches zuteil. Wer aber mit der Erkenntnis dieses Unvergänglichen aus dieser Welt scheidet, der ist ein Brahmaverwandter."[6] Das unpersönliche Brahman hat also doch einen Willen, nach welchem Götter und Menschen sich richten müssen, es ist das wirkende Prinzip in allen Bewegungen des Weltlebens. Seine Unvergänglichkeit wird auch Kathaka-Up. I, 2 geschildert:

Das Selbst wird nicht geboren, niemals stirbt es,
entspringt aus keinem, ihm entspringt auch keiner;
Geburtslos ist's auf ewig und von jeher.
Wenn man den Leib erschlägt, wird's nicht erschlagen.
Wer schlagend glaubt den andern zu erschlagen,
und wer geschlagen meint, er werd' erschlagen,
Die beiden haben nicht das wahre Wissen:
das Selbst erschlägt nicht und wird nicht erschlagen.
Kleiner als klein und größer als das Große
liegt still das Selbst im Innern des Lebend'gen.
Wer willenlos, schaut leidlos diese Größe,
das Selbst bei heitrer Ruhe seiner Sinne.
Indem es ruht, geht's hin in weite Ferne,
im Schlafe wandert es nach allen Seiten.
Wer außer mir vermag sie zu erkennen,
die stets aufs neue freudetrunk'ne Gottheit?
Selbst ohne Leib ist es in allen Leibern,
unwandelbar in allem Wandelbaren.
Der Weise, der das Wesen groß, durchdringend,
als eignes Selbst erkennt, ist frei von Kummer.

(Dilger, S. 82.)

Dieses Brahman ist also das Ewige, Unsichtbare, das absolute Sein. Es wird auch als das absolute Licht bezeichnet, z. B. Cvetaçv. Up. IV, 14:

Nicht strahlt die Sonne dort, nicht Mond und Sterne,
auch diese Blitze nicht, nicht irdisch Feuer:
Ihm nach, dem Strahlenden, nur strahlet alles,
von seinem Glanz erstrahlt das ganze Weltall.

Es ist auch erhaben über alles Leiden, allen Kummer, es ist leidensfreie Seligkeit; aber doch weder das eine noch das andere, weder ein persönliches Wesen, noch willenlose, unbewußte Kraft; denn es offenbart sich zwar in der Einzelseele, bleibt aber doch eine mehr unpersönliche Potenzvorstellung.

Wir haben gesehen, welch wichtige Stelle dem Opfer zugewiesen wird. Im Opfer sind zwei Dinge außerordentlich wichtig, der äußerliche Hergang oder die Handlung, das Karma, und die innere Erkenntnis, das Wissen (jñana). Es waren Gedanken an die Unsterblichkeit, an das Weiterleben nach dem Tode, die den guten Werken oder Opfern und dem Wissen, der Kenntnis des geheimen Sinnes der Opfer, ein solches Gewicht beilegten; denn es schlummerte in den frühesten Überlegungen der Brahmanen dieser Zeitperiode bereits der Gedanke vom Wiedertod, dem Tod im Jenseits, sofern die Werke nicht ausreichen, da man sich die ewige Dauer des jenseitigen Lebens von den Opferhandlungen abhängig dachte. Unter diesen Umständen wäre eine Wiederkehr ins irdische Leben zur Läuterung und Vollendung doch vorzuziehen. „Dazu treten Anschauungen aus dem Ritual: das Opfer läßt den Opferherrn nach der Lehre unserer Texte zum Himmel emporsteigen; ist aber seine Zeit noch nicht gekommen, dann muß er nicht nur wieder herabsteigen, sondern er möchte es auch gern.“[7] Hier findet die Wiedergeburtslehre einen Anhaltspunkt, doch scheint dabei auch die Religion der Ureinwohner ihren stillen Einfluß ausgeübt zu haben. Der Gedanke an den Wiedertod und den damit gegebenen Ernst der Lage trieb ältere Leute vielfach in die Einsamkeit, sich ausschließlich dem guten Opferwerk und der Erlangung höheren Wesens hinzugeben. Bald wurde daraus eine Gewohnheit und feste Lebensregel. Die Lebensführung verlangte außer dem Studium der heiligen Schriften und der Tätigkeit des Haushalters noch weitere Stufen. Der Zweimalgeborene soll zuerst zu einem Brahmanen als zu seinem Guru in den Unterricht gehen; das ist die erste Lebensstufe, die des Brahmatschâri. Dann soll er heiraten: die des Hausvaters (Grihamêdhin) oder des Haushalters (grhastha). Dann erst, wenn er merkt, daß seine Muskeln schlaff und seine

Haare grau werden, wenn er den Sohn seines Sohnes sieht, soll er das Haus verlassen und als Waldeinsiedler (Vânaprasta) leben. Das ist die dritte Lebensstufe (Manu VI, 1 ff.). Seine Frau kann er mitnehmen in die Einsamkeit, wie es die alten Helden häufig getan haben, oder sie zurücklassen bei den Söhnen. Auch das heilige Feuer nimmt er vom Hause mit, um in der Einsiedelei die fünf täglichen Opfer zu verrichten. Er kleidet sich in ein Kleid von Baumrinde oder in das Fell einer schwarzen Antilope. Sein Bett soll die Erde sein, seine Nahrung Früchte von den Bäumen oder die Wurzeln des Waldes, und Wasser, das durch ein leinenes Tuch gegossen ist, damit er kein Tierlein tötet. Haare, Bart und Nägel läßt er wachsen. Fasten soll er häufig und sich von allen Begierden lossagen, so daß ihn kein Ereignis in seiner Andacht stören kann. Namentlich beim Aussprechen des Wörtleins ôm soll er den Atem möglichst lang anhalten. Dadurch wird die Finsternis der Sinne ausgebrannt. Diese Silbe ôm soll die Darstellung des Brahman sein, doch gehört seine geheimnisvolle mystische Bedeutung wohl einer späteren Zeit an. Nach der indischen Grammatik ist O ein aus A und U zusammengesetzter Laut, so daß die Silbe Om aus A, U, M besteht. Wenn man jeden Laut einzeln nimmt und dann die drei zusammen, bekommt man vier Bestandteile oder Beziehungen dieser Silbe. So heißt es Mândûkya Up. I, 1: „Die Silbe ôm ist das Weltall. Die Deutung derselben ist: das was gewesen, das was ist, das was sein wird. Alles ist nur die Silbe ôm. Und was sonst über die dreifache Zeit erhaben ist, das alles ist nur die Silbe ôm. Denn das alles ist Brahman; dieses Selbst ist Brahman; und dieses Selbst ist vierteilig. — 1. Das erste Viertel ist das Selbst in wachem Zustand: nach außen erkennend, mit 7 Gliedern und 19 Öffnungen ausgestattet, das Grobsinnliche genießend, in allen Menschen wohnend. 2. Das zweite Viertel ist die Seele im Traumschlaf: nach innen erkennend, mit 7 Gliedern und 19 Öffnungen, das Feinsinnliche genießend, aus Lichtglanz bestehend. 3. Die Seele im Tiefschlaf hegt kein Begehren und träumt keinen Traum. Das dritte Viertel ist die Seele im Tiefschlaf: mit sich selbst geeinigt, eine unterschiedslose Masse von Erkenntnis, aus Seligkeit be-

stehend, Seligkeit genießend, zugänglich durch das Bewußtsein, mit höchster Einsicht ausgestattet. Dies ist der Allherr, dies der Allwissende, dies der innere Lenker, dies der Mutterschoß aller Dinge, woraus alle Geschöpfe hervorgehen und wohin sie zurückkehren. 4. Das was weder nach innen noch nach außen noch in beider Beziehung erkennt, nicht eine Masse von Erkenntnis, weder erkennend noch auch nicht erkennend ist, das Unsichtbare, was nicht Gegenstand praktischer Betätigung sein kann, das Unbegreifliche, Merkmallose, Undenkbare, Unnennbare, das nur durch die Erkenntnis von der Einheit des Selbst zu Erreichende, das, worin das Mannigfaltige sich aufhebt, das Stillruhige, Selige, Alleinige, — das wird für das Vierte gehalten. Dies ist das Selbst, dies das zu Erkennende. Das Vierte ist nicht ein einzelner Laut, sondern die ganze Silbe ôm, kein Gegenstand praktischer Betätigung, die Auflösung des Mannigfaltigen, die Seligkeit, das Alleinige. Das Selbst geht durch das Selbst ein in das Selbst, wenn man solches erkennt“ (Dilger, a.a.O. S. 87—91).

Nur mit heiligen Dingen, namentlich mit dem Lesen der Wedas und mit der Betrachtung des höchsten Wesens soll er sich beschäftigen, indem er Leib, Haupt und Nacken unbeweglich hält, fest sitzt, die Augen auf die Nasenspitze gerichtet. Will er aber vorwärtskommen in der Heiligkeit, so muß er sich auch noch Selbstpeinigungen auferlegen. Er soll auf der Erde hin- und herrutschen oder den ganzen Tag auf den Zehen stehen, fortwährend aufstehen und sich wieder setzen, in der kalten Jahreszeit nasse Kleider tragen oder ganz nackt sich den Regengüssen aussetzen, in der Sommerhitze zwischen vier Feuern sitzen. Diese Selbstpeinigungen bilden ein Lieblingsthema der Dichter, und als ihr Protektor wird namentlich der Gott Schiwa gepriesen.

Die vierte und höchste Lebensstufe des frommen Hindu ist das Leben des Sanjâsin, d.h. des Entsagenden. Der Sanjâsin ist gleichgültig gegen alles. Er bringt keine Opfer mehr, sondern ruht gänzlich in dem höchsten Wesen, jedem Gefühl entsagend. Er soll weder den Tod noch das Leben wünschen. Mit einem irdenen Wassergefäß oder einer Kürbisschale und einem Stabe wandelt der Sanjâsin nackt und ein-

sam bettelnd umher, schweigend und unbekümmert um alles Sichtbare. Wenn er Almosen bekommt, soll er sich nicht freuen, wenn er nichts bekommt, soll er sich nicht betrüben. Wenn er eingesehen hat, daß die Welten durch das karman entstanden sind, durch die Tätigkeit des Brahman und der Geschöpfe, so gehe er zum Entwissen (nirvêda). Durch den Untergang der Taten kommt die Andacht zustande. Mit dem Wörtlein ôm versenkt er sich völlig in das Brahman. — Das ist das Ideal der brahmanischen Frömmigkeit.

In der Waldeinsamkeit kam es nun des öftern vor, daß man sich bei einem Lehrer niedersetzte, um das geheime Wissen zu erlangen. Bei diesem Niedersitzen (upanischad) wurden die Mysterien und Geheimnisse gelehrt und die Geheimlehre sowohl wie die Geheimsitzung wurde Upanischad genannt. Hier wurden die tiefsten Fragen erörtert über die Entstehung der Welt, über Tod und Vergeltung und über die Erlösung von Leiden, bis zuletzt die eine große Frage nach der Erlösung in den Mittelpunkt trat und das religiöse Leben auf die Dauer als wichtigste Hauptfrage beherrschte. Dazu hat wesentlich die pessimistische Auffassung von der Welt als ein Übel von Anfang an beigetragen.

Wie die Entstehung der Welt durch Ausfluß aus dem Urgeist (Puruscha) schon in der späteren Wedazeit dargestellt wurde, haben wir beim Puruscha-Sûkta gesehen. Dieses Hervorgehen der Welt aus dem Brahman wird auch in den Upanischad unter allerlei Bildern dargestellt, so im Mund. Up. I, 1: „Wie die Spinne ihre Fäden herausläßt und wieder einzieht, wie aus der Erde Kräuter hervorsprossen, wie aus den Menschen Haupt- und Körperhaare, so geht aus dem Unvergänglichen hier dieses All hervor.“ In demselben Upanischad heißt es:

Wie Funken aus dem hell entflammten Feuer
zu tausenden von gleicher Art hervorsprüh'n,
So gehn hervor aus dem, was unvergänglich,
vielfält'ge Wesen, dorthin gehen sie zurück.
Ja himmlisch ist der Urgeist und gestaltlos,
außen ist er wie innen, ungeboren.
Nicht atmend, nicht empfindend, hell erglänzend,
steht hoch er über dem, was unvergänglich.

Der Lebenshauch, aus ihm wird er geboren,
der inn're Sinn zusamt den äußern Sinnen,
Die Luft, der Äther, auch das Licht, die Wasser,
die Trägerin von allem auch, die Erde.
Sein Haupt ist Agni, Sonn' und Mond die Augen,
die Himmelsgegenden sind seine Ohren,
Die Stimme die geoffenbarten Weden,
sein Odem ist der Wind, sein Herz das Weltall;
Aus seinen Füßen ging hervor die Erde:
das ist das Selbst im Innern aller Wesen.

(Dilger, a. a. O. S. 161.)

Wenn es bei der Entstehung der Welt nach der Bibel heißt: „Gott sah an alles, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut," so ist es dagegen nach brahmanischer Anschauung ein Unglück, daß das eine, selige Brahman oder Atman es erwählt hat, sich in der Welt der Vielheit, des Werdens und Vergehens zu offenbaren: Die Existenz der ganzen Welt ist vom Übel. Mit der Welt ist auch das Böse, das Leiden, die Kümmernis entstanden. Der Mensch hat zwar auch den Atman oder Puruscha „daumensgroß" in sich, aber die Einzelexistenz ist vom Übel, eine Aufhebung des Übels ist nicht möglich, außer dadurch, daß der Mensch auf seine Einzelexistenz verzichtet, und die ganze Welt wieder aufgelöst wird in das Brahman. Dieser Pessimismus ist so sehr zum indischen Dogma geworden, daß ihn auch Buddha herübergenommen hat in seine Religion.

Die Entwicklung der Welt ist eine fortwährende Verschlimmerung derselben. Das wird zunächst ausgedrückt durch die drei Grundsubstanzen (guna) der wirklichen Welt:

1. Die Grundsubstanz Sattva, d. h. Güte, die göttliche Seite des Universums, die erste Station der Ausströmung aus dem Brahman, die Region des persönlichen Brahmâ oder Ischwara und der Götter, die Welt des Lichts, der Tugend und Weisheit.

2. Die Grundsubstanz Radschas, d. h. Leidenschaft, Aktivität, schwankend und kämpfend zwischen göttlichen und ungöttlichen Wesen, die Welt der Menschen.

3. Die Grundsubstanz Tamas, d. h. Finsternis, die letzte Stufe der Entäußerung des Brahman, die Region der Unrein-

heit und des Todes, die Welt der Tiere, der Pflanzen und der toten Materie.

In volkstümlicher, mehr mythologischer Gestalt wird die fortwährende Verschlimmerung der Welt dargestellt in den vier Weltaltern, ganz ähnlich wie bei den alten Griechen und Römern. Es findet sich diese Darstellung im Mahâbhârata (Vanaparv. II, 234 ff.) und in Manus Gesetzbuch (I, 72 ff.).

1. Das Krita-juga (yuga), d. h. das Zeitalter, in welchem alles getan wurde und nichts zu tun übrig blieb, dauerte 4800 Götterjahre (1 Göttertag = 1 Menschenjahr). Die Pflicht wurde treulich erfüllt. Es gab weder Götter noch Dämonen. Es wurde nicht gekauft und verkauft. Die Wedas wurden nicht unterschieden als Sâman, Ritsch und Jadschusch. Die Erde brachte ihre Frucht hervor auf den bloßen Wunsch der Menschen um ihrer Gerechtigkeit und Enthaltsamkeit willen. Die Menschen fühlten keine Beschwerden des Alters. Das höchste Brahman war der erhabene Sammelpunkt dieser Jogin (Asketen). Obgleich die Kasten verschiedene Pflichten hatten, besaßen sie doch nur einen Weda und erfüllten ein Gesetz.

2. Im Trêta-juga, d. h. Alter der Dreiheit, der drei heiligen Feuer, begann das Opfern, und die Gerechtigkeit nahm ab um ein Viertel. Die Menschen gewöhnten sich an eine Gerechtigkeit, die von Zeremonien abhing. Das Opfer wurde vorherrschend mit einer Mannigfaltigkeit von Gebräuchen. Die Menschen suchten einen sichtbaren Gegenstand ihrer Verehrung und Belohnung für ihre Gottesdienste und Gaben. Das Trêta-juga dauerte 3600 Götterjahre.

3. Im Dwâpara-juga, d. h. dem auf zwei folgenden, war von der ursprünglichen Gerechtigkeit nur noch die Hälfte übrig. Der Weda wurde vierfach. Da die Schriften so zerstreut waren, wurden die Zeremonien verschieden und das mit Andachtsübungen und Opfern beschäftigte Volk sehr leidenschaftlich (râdschasi). Manche Unglücksfälle trafen die Menschen und veranlaßten sie zu Bußübungen und Opfern. Es dauerte 2400 Götterjahre.

4. Die Kali-juga (Streitalter), unser jetziges Zeitalter,

dauert nur 1200 Götterjahre. Von der ursprünglichen Gerechtigkeit ist nur noch ein Viertel übrig. Die Vorschriften der Wedas werden nicht befolgt. Werke der Gerechtigkeit werden unterlassen. Unglücksfälle, Sünden, Zorn, Angst nehmen überhand und alles geht abwärts.

Eine Flutsage erzählen auch die indischen heiligen Schriften in zwei verschiedenen Berichten. In beiden ist der indische Noah Manu, der erste Mensch; in beiden ist es ein Fisch, der ihn errettet, ein Fisch, der zuerst klein gewesen und ihn um Errettung von den großen Fischen gebeten und ihm dabei die Flut vorausgesagt hat. Manu errettet ihn, indem er ihn in ein immer größeres Wasser, zuletzt in das Meer bringt. Der Fisch wird entsprechend größer und errettet nun den Manu. Er befiehlt ihm ein Schiff zu bauen und in dasselbe zu steigen. Das Schiff wird an das Horn des Fisches befestigt, die Flut verbreitet sich über das ganze Land, aber das Schiff kommt glücklich an den nördlichen Berg. Dort wird es angebunden, und Manu steigt herab, dem Fallen des Wassers entsprechend. In dem älteren Bericht (Çatapatha-Brahm. I, 8) ist nur von Manu die Rede, in dem jüngeren dagegen (Mahabh., Vanaparv. 12747 fg.) besteigen mit Manu die sieben Rischis das Schiff (also im ganzen acht Personen, nur keine Frauen darunter), gut verproviantiert und mit allerlei Samen versehen. Viele Jahre lang zieht der Fisch das Schiff über die Wasser und bringt es endlich an den höchsten Gipfel des Himalaya. Dann sagt er freundlich lächelnd zu den Rischis: bindet das Schiff sogleich an den Gipfel, der daher den Namen Naubandhana (Schiffsanbindung) hat. Nun spricht der Fisch: „Ich bin Pradschâpati Brahmâ. In der Gestalt eines Fisches habe ich euch aus dieser großen Gefahr errettet. Manu soll alle lebenden Wesen schaffen, Götter, Asuras, Menschen, mit allen Welten und allen beweglichen und unbeweglichen Dingen. Durch meine Gunst und durch starke Askese soll er vollkommene Einsicht in das Schöpfungswerk bekommen und nicht darin gestört werden.“ Nachdem der Fisch so gesprochen, verschwand er. Da Manu Geschöpfe ins Dasein zu rufen wünschte und in seiner Arbeit gestört wurde, legte er sich eine strenge Andachtsübung auf. Dann begann

er alle lebenden Wesen zu schaffen. Die schöpferische Kraft der Andacht tritt also auch hier in den Vordergrund. Nach dem älteren Flutbericht opferte Manu das Pâkaopfer; er warf geklärte Butter, Dickmilch, Molken und Quark in das Wasser. Daraus entstand nach einem Jahr eine Frau. — In der indischen Flutsage fehlt, wie wir sehen, die Begründung der Flut durch die Sünden der Menschen, und das Eingreifen eines persönlichen Gottes wird erst am Schluß offenbar. Er hat sich in eine Tiergestalt verhüllt. Die Schöpfung des Menschengeschlechts geschieht durch Askese. Die Erlösung im Hinduismus ist nicht Erlösung von Sünde und Schuld im christlichen Sinne, sondern Erlösung oder Befreiung von der Welt und all dem Übel in der Welt, das eben die Existenz selbst mit sich bringt, die Befreiung vom Wiedertod, von Karma und Seelenwanderung.

Wir haben gesehen, wie die Existenz der ganzen Welt vom Übel ist. Nun gilt es, zu ergründen, wie die Erlösung als Befreiung vom Gesetz der Werke und von der Seelenwanderung aufgefaßt wurde. Im Schatapatha-Brahmana (10, 3, 6), und in der Tschândogja-Upanischad (3, 14) werden die Worte angeführt: „Wahrlich das Brahman ist die ganze Welt. Beruhigenden Herzens soll man es als jalân (eine geheimnisvolle Bezeichnung) verehren. Fürwahr aus Wollen besteht der Mensch. Wie sein Wollen (kratu) ist in dieser Welt, danach wird der Mensch nach seinem Abscheiden von hier. So möge er sein Wollen (demgemäß) gestalten.

Geist (oder Denken, manas) ist seine Natur, der Odem (prâna) sein Leib, Licht seine Gestalt, Wahrheit ist sein Ratschluß, der Äther sein Selbst. Allwirkend ist er, allwünschend, allriechend, allschmeckend, dies All in sich befassend, wortlos, achtlos.

Dieser ist mein Atman im innern Herzen, kleiner als ein Reiskorn oder Gerstenkorn oder Senfkorn oder Hirsekorn oder eines Hirsekornes Kern. Dieser ist mein Atman im innern Herzen, größer als die Erde, größer als der Himmel, größer als diese Welten.

Der Allwirkende, Allwünschende, Allriechende, Allschmekkende, dies All in sich Befassende, Wortlose, Achtlose, dieser ist meine Seele im innern Herzen, dieser ist das Brahman, zu ihm werde ich, von hier abscheidend, eingehen.

Wem solches ward, fürwahr, für den gibt es keinen Zweifel."[8] In einer berühmten Stelle (Chândogya-Up. 6) spaltet Schwetaketu auf Geheiß seines Vaters die Frucht eines Feigenbaumes und zuletzt die Kerne. „Was siehst du darin?" — „Gar nichts, o Ehrwürdiger"; da sprach er: „Die Feinheit, die du nicht wahrnimmst, o Teurer, aus dieser Feinheit ist dieser große Feigenbaum entstanden. Glaube, o Teurer, was jene Feinheit ist, ein Bestehen aus diesem ist dieses Weltall, das ist die Wahrheit, das bist du (tat twam asi), o Schwetaketu!"[9] Dann wieder heißt es: „Er ist sehend nicht gesehen, hörend nicht gehört, verstehend nicht verstanden, erkennend nicht erkannt. Nicht gibt es außer ihm einen Sehenden, nicht gibt es außer ihm einen Hörenden, nicht gibt es außer ihm einen Verstehenden, nicht gibt es außer ihm einen Erkennenden. Er ist deine Seele, der innere Lenker, der unsterbliche. — Was von ihm verschieden ist, das ist leidvoll."[10] Solche Aussagen ließen sich beliebig vermehren. Aus ihnen geht deutlich hervor, daß die Seele ihrem Wesen nach nichts anderes ist, als Brahman. Atman und Brahman sind identisch. Aber infolge der irdischen Existenz des Menschen ist die Seele, Atman, noch nicht eingegangen in das Brahman, „sie hat eine Sonderexistenz im empirischen Zustand".[11] Das Eingehen der Seele nun wäre endgültige Erlösung. Wie aber soll das geschehen? Das war die Frage, die von den Waldeinsiedlern, die nicht ausschließlich nur Brahmanen waren und zu denen auch Frauen gehörten wie Maitreji und Gârgî, in tiefem Nachsinnen erwogen wurde. Da wird vor allem der Schlaf in Erwägung gezogen und drei Seelenzustände, Wachen, Traumschlaf und Tiefschlaf werden voneinander unterschieden. Während die Seele im Traumschlaf (Swapna) umherschweift, wird sie im Tiefschlaf (Suschupti), frei von Begierde und Traumbild, zum zeitlosen Brahman; denn sie ist reiner Geist ohne Bewußtsein äußerer und innerer Vorgänge, ohne Leiden genießt sie höchste

Wonne. Aber diese vorübergehende Erlösung befriedigt die Suchenden nicht. Da tut sich ein neues Geheimnis auf: Die Erlösung durch die Tat (Karman), jetzt nicht mehr bloß die heilige Opferhandlung, sondern die sittliche Tat, der ganze Wandel des Menschen. „Gut wird einer durch gute Tat, böse durch böse", so verkündet Yajñavalkya (Jadschnawalkja) dem Arthabhâga, indem er ihn bei der Hand faßt und ihn aus der Versammlung in die Einsamkeit geleitet, um ihn über das Leben im Jenseits aufzuklären. An anderer Stelle spricht sich der Weise folgendermaßen darüber aus: „Wie eine Raupe, wenn sie zum Ende eines Grashalms gelangt ist, in eine neue Bahn eingehend sich in sich selbst zusammenzieht, so läßt dieser Atman diesen Leib fallen und in Bewußtlosigkeit versinken und zieht sich, in eine neue Bahn eingehend, in sich selbst zusammen. Wie eine Weberin von einem künstlichen Gewebe den Stoff nimmt und daraus ein anderes, neues, schöneres Gebilde bereitet, so läßt dieser Atman diesen Leib fallen und in Bewußtlosigkeit versinken und bereitet sich ein anderes, neues, schöneres Gebilde von der Natur der Väter oder Gandharven oder der Götter oder des Pradschâpati oder des Brahman oder von sonstigen Wesen." Es ist die Seele selbst, die sich ihr Schicksal bereitet durch Opfer und gute Werke, treue Befolgung der Weltordnung (rta), Wahrheitsliebe, strenge Askese und Selbstbezwingung, Abtötung der Begierden; denn aus dem Begehren kommt das Wollen und aus diesem die gute oder böse Tat.

Bald jedoch wird die Tatsache durchschaut, daß folgerichtig jede Tat, auch die gute, eben weil sich ihre Wirkungen bis in die andere Welt erstrecken, eine Wiederverkörperung bedingt. Die Tat selbst ist es, die ein Eingehen in das Brahman verhindert und so die Erlösung unmöglich macht, weil jede Tat sich auswirken muß. Damit kommen wir auf die Lehre von der Seelenwanderung, auf dieses indische Zentraldogma, das als die große Neuerung der Upanischaden gilt: Jeder Tat muß die ihr zukommende Belohnung oder Strafe zuteil werden. Geschieht die Vergeltung nicht in diesem Leben, so wird sie in einem andern folgen. Mit dieser Lehre hat der indische Theopanismus noch

einen sittlich-religiösen Gehalt. Der Mensch darf nicht denken, mit seinem Tode sei alles aus. Wenn er auch die Auflösung in das All als das letzte Ziel seiner Wünsche betrachtet, so wird ihm dieses Ziel durch die brahmanische Lehre in immer weitere Ferne gerückt, und zunächst droht ihm, nach seinem Tode als unglücklicher kastenloser Mensch, ja als unreines Tier oder gar als von höllischer Pein gequälter Geist wieder geboren zu werden. Viel betont wird auch die Verkörperung in kurzlebigen Insekten. Durch gute Werke, nämlich reichliche Opfer, Almosen und Selbstpeinigungen kann er es zunächst dahin bringen, daß er bei seiner nächsten Geburt in eine höhere Kaste aufrückt, er geht den „Vaterweg" zum Monde und dann durch Äther, Wind, Rauch, Nebel, Wolken und Regen zur Erde zurück, wo er seinen neuen Vater wählen muß, je nach dem er gehandelt hat. Nur wenige gehen den „Götterweg" zum Brahman ohne Rückkehr. Selbst die Götter sind noch der Seelenwanderung unterworfen. So sagt Yajnavalkyas' Gesetzbuch (III, 137—139) mit Anwendung der drei Grundsubstanzen auf die Seelenwanderung: „Wer den Geist erkennt, rein und bezähmt ist, Buße übt und die Erkenntnis der Wedas besitzt, dieser mit der Güte (sattva) Begabte wird als Gott geboren. Wer nicht an guten Taten Lust hat, unbeständig ist, an der Sinnlichkeit hängt, dieser mit der Leidenschaft (radschas) Begabte wird als Mensch wiedergeboren. Wer schläfrig ist, grausam handelt, der Gierige, Gott Leugnende usw., dieser mit der Finsternis Begabte wird als Tier wiedergeboren." Dabei werden auch nach Manus Gesetzbuch die Schudras und die kastenlosen Leute geradezu unter die Tiere gerechnet. In einzelnen Stellen kommt sogar eine Verwandlung in Pflanzen vor, aber das scheint nicht allgemeiner Volksglaube geworden zu sein. Dagegen werden die Höllenstrafen vielfach schematisiert und ausgemalt. Nur gibt es keine ewige Höllenstrafe. Allein die indische Maßlosigkeit rechnet auch hier ins Ungeheuerliche, und Manus Gesetzbuch (VI, 61) sagt: „Der Mensch möge bedenken, welche Wanderungen die Seele durch seine Schuld übernehmen müsse, er gedenke der Wiedergeburt aus zehn Millionen Mutterschößen." Auch die

himmlischen und höllischen Wesen werden als aus einem Leib Geborene betrachtet. So ist die klassische Stelle für die Lehre von der Seelenwanderung Râm. II, 7, 113 f:

> Durch frühern Lebens Werke wird die Seele
> stets wiederum mit neuem Leib geboren;
> Und wiederum durch neuen Lebens Werke,
> so ist der Leib das stete Los der Seele.
> Gleichwie man alte abgetragne Kleider
> ablegt und neue Kleider wieder anzieht,
> So legt den alten Leib die Seele nieder,
> um neuen Leib sich wieder anzulegen.
>
> (Dilger, S. 294.)

Unentrinnbar und unerbittlich ist dieses Gesetz vom Karma, daß jedes Werk, jede Handlung und Tat, ja der Wandel des Menschen eine neue Existenz in einem Leibe bedingt. Was der Mensch sät, das wird er ernten, was er sich eingebrockt hat, muß er ausessen. Die Frucht seiner Tat muß ausreifen, und zwar jeder Tat, sei es eine gute oder böse, mag sie nun in einer früheren Wiedergeburt geschehen sein oder im gegenwärtigen Dasein getan werden oder erst in einer zukünftigen Existenz geschehen. Mögen längere oder kürzere Ruhepausen eintreten, mit eiserner Notwendigkeit wird der Mensch wieder hineingeworfen in den Kreislauf der Geburten, und die Seelenwanderung (saṃsâra) wird noch heute in Indien als der Fluch empfunden, dem man irgendwie zu entrinnen sucht. Aber Millionen ergeben sich stillschweigend in ihr Schicksal und lehnen jedes Schuld- und Verantwortungsgefühl rundweg ab.

So ernst die Lebensanschauung im ganzen ist, welche der indische Pessimismus hervorgerufen hat, die Verantwortlichkeit des einzelnen für sein Tun wird dabei sehr abgeschwächt. Dem Menschen ist seine Bestimmung auf den Schädel geschrieben. „Das ist mir auf dem Schädel geschrieben"; „das ist mein Schicksal", ist in Indien stehende Redensart und die Folge ist stumpfe Resignation und ein vollständiger Fatalismus. Auch die Persönlichkeit des Menschen tritt stark zurück. Unser Ideal der vollendeten Persönlichkeit ist dem Inder unbekannt und der Begriff der Sünde, wie wir ihn als Christen fassen, ist ihm völlig fremd.

Weil alles außer Brahman, also das ganze Dasein leidvoll ist, weil keine sündlose Welt möglich ist, will der Fromme lieber gar keine Welt und keine persönliche Existenz. Der Europäer will die vollkommene freie Persönlichkeit und die Vollendung der Welt, der Inder die Vernichtung der Einzelexistenz, den Untergang der Welt. Die Erlösung, welche der Inder hofft, ist kein persönlicher Genuß, keine selige Gemeinschaft mit der Person Gottes, sondern eine Auflösung der Einzelexistenz in das All, eine Rückkehr der aus dem Brahman entfalteten Welt in das Brahman. Die Einzelexistenz ist an und für sich ein Übel, von welchem der Mensch sich zu befreien hat; aber das karman, d. h. das notwendige Resultat, welches seine in einer früheren Existenz begangenen Handlungen in seiner jetzigen Existenz zur Folge haben, bezieht sich nur auf die äußeren Momente und die Bedingungen derselben, nicht auf seine geistige und sittliche Kraft. Man meint manchmal Anklänge an die christliche Lehre von der Erbsünde zu finden, aber bei näherer Betrachtung sind die Begriffe umgewertet; es ist alles ins Äußerliche gezogen. Der indische Büßer kann der selbstgerechteste Mensch sein, ja wenn er, ins Brahman eingegangen, jenseits von gut und böse steht, kann er auch der genußsüchtigste und unflätigste Mensch sein; denn auch die Sünde berührt ihn nicht mehr. Es sieht aus, als ob er in tiefem Gefühl seiner eigenen Schuld und der Gesamtschuld der ganzen Menschheit und des ganzen Alls sich selbst zum Opfer gäbe, und daß er wirklich sein Fleisch so kreuzigt, muß als ein religiöser Akt anerkannt werden, zu welchem nicht jedermann willig und fähig wäre; aber es ist nicht das Gefühl der eigenen Unwürdigkeit und Unfähigkeit, was ihn bewegt, sondern er ist in bezug auf seine sittliche Kraft völlig frei und kann sich durch Eingehen auf den richtigen Pfad vollständig frei machen, er kann sich selbst aus den Banden der Endlichkeit ganz erlösen, ja er kann Götter bezwingen, er kann alles schaffen, er kann sich zuletzt auch alles erlauben, und der alte begehrliche Mensch wird zur Hintertüre wieder hereingelassen.

Als Beispiel dafür, wie die brahmanische Weisheit herum-

tastet, um die Verantwortlichkeit für das Tun des Menschen zu erklären, wollen wir eine Stelle aus dem Mahâbhârata (XII, 32, 12—22) anführen, wo der König Judhischtira anfragt, ob es recht sei, Krieg zu führen und damit das Leben so vieler Menschen auf das Spiel zu setzen, und von dem Büßer Wjâsa die Antwort bekommt, der Überlieferung gemäß gebe es eine vierfache Ursache des menschlichen Tuns. Der Urheber könne sein: 1. Gott (içvara = Ischwara), 2. der Mensch (puruscha), 3. die Notwendigkeit (hatha), das Schicksal, 4. das Gesetz der Werke, was er in einer früheren Geburt getan hat:

Gott kann der Täter sein von unsern Taten,
oder der Mensch, nach dem was überliefert:
Der Zwang kann herrschen in der Welt, Bhârata,
oder die Furcht, die aus dem Werk geboren.
Ist's nun nach dem Geheiß des höchsten Herrschers,
o Bhârata, daß Gutes oder Böses
Der Mensch vollbringt, so fällt dem höchsten Herrscher
die Frucht der Werke zu, die er vollbracht hat.
Es ist das so, wie wenn ein Mann im Walde
mit seiner Axt den Baum zur Erde hinstreckt.
Die Schuld gehört dem, der den Baum gehauen,
und nicht der Axt, die ihm als Werkzeug diente.
Oder es sei, daß sich die Furcht der Werke
ergibt als einer gleichen Ursach' Wirkung:
Dann ist die Sünde nur des Werkzeugs Wirkung
und nimmer kann sie finden sich im Menschen.
Es geht nicht an, daß das als Schuld gebüßt wird,
o Königssohn, was eines andern Tun ist:
„Ihn mög' es treffen!" — schieb mit diesen Worten
du es dem Schöpfer zu, von dem es herkommt.
Oder es sei auch, daß der Mensch der Täter
der Werke ist, ob gut sie sind, ob böse;
So gibt es dann kein Höheres als dieses,
und dieses muß als gutes Werk dir gelten.
Kein einziger kann ja jemals, o König,
sich dem entziehn, was ihm bestimmt ist:
Die Wirkung nur des Werkzeugs ist die Sünde
und nimmer wird im Menschen sie gefunden.
Oder es sei, daß du dir denkst, o König,
Notwendigkeit allein sei das, was feststeht:
So ist in diesem Fall auch nie begangen
ein böses Werk und nie wird eins geschehen.

So drehen in der Welt sich stets im Kreise,
o Bhârata, umher der Menschen Werke.
Daraus erwachsen Früchte, gut und böse;
das ist's, was ich von dieser Sache halte.
Jedwede böse Tat ist nur die Wirkung
von einer frühern Tat nach ihrem Wesen:
So gib es auf denn, o gewalt'ger Herrscher,
und überlaß dein Innres nicht der Trauer.

(Dilger, a. a. O. S. 275 f.)

So wird der Mensch möglichst freigesprochen von der Schuld, und schließlich bleibt dieselbe am Gesetz der Werke hangen, die er in einer früheren Geburt getan hat. Aber die Vergeltung in der Seelenwanderung will uns doch wieder als Ungerechtigkeit erscheinen, da der Mensch selbst von seinen früheren Geburten und den Taten in denselben nichts weiß. Eine tiefe Tragik schwebt über dieser Unentrinnbarkeit gegenüber dem Schicksal. „Wie ein Kalb unter Tausenden von Kühen seine Mutter herausfindet, so wird die in früheren Geburten getane Tat den Täter verfolgen und finden.“ [12] Die Furcht vor dem Wiedertod läßt die Wiederverkörperung als das geringere Übel wünschbar erscheinen und die Furcht vor der Wiederverkörperung treibt den Menschen in die schwersten Bußübungen und Kasteiungen. Aber nirgends findet er den Gott der Liebe, nirgends die Erlösung. Die Angst des Gewissens aber ist anderer Art als die Angst des unerlösten Christen vor dem zukünftigen Leben und dem Gericht: „Was den Inder plagt, ist nicht das Schuldbewußtsein, sondern die Existenz und die sie begleitenden Nöte. Wornach er sich sehnt, ist nicht die Vergebung und Friede mit Gott, sondern traumlose Ruhe.“ [13] Er findet sie nicht; denn weder Opfer, noch heiliger Wandel, noch jahrtausendelange Selbstpeinigung, all das führt doch nur zu endlichen Welten und alle Not hebt von neuem an. „Wer das Unendliche und Unbedingte sucht, dem können weder Werke noch Tugenden helfen.“ [14] Und doch drängt es die indische Seele mit aller Macht nach jenem Zustand jenseits von Kummer und Wahn, Hunger und Durst, Alter und Tod. [15] Es ist der bezaubernde Glanz des Alleinen, der mystischen Vereinigung des Atman und Brahman, der Idee des Brahman, der sie nicht

mehr losläßt: Erlösung (mukti, mokscha). Darin liegt der tiefste Gehalt der indischen Religion und der Weg, der nun für Jahrhunderte beschritten wird, um das hohe Ziel zu erreichen, ist der Pfad des Wissens (jnâna-marga). Dieses erlösende Wissen erscheint als einzige Rettung.

2. *Die Erlösung*

Dieses Wissen aber ist nicht intellektuelle Erkenntnis, sondern Intuition, mystisches Erlebnis, Wissen in höherem Sinne. Wir haben gesehen, wie die Idee des Absoluten, des Brahman, immer mehr in den Mittelpunkt gerückt wurde und wie der Atman im Menschenleibe oder die Einzelseele identisch ist mit dem universalen Atman, dem Weltprinzip oder Brahman. Doch erst das Erlebnis dieser Einheit oder Identität bringt das höhere Wissen und damit die Erlösung. Nichts Neues wird entdeckt, sondern was immer war, das wird erkannt, nämlich die absolute Identität des innersten Selbst mit dem Alleinen, dem Brahman. So wird die Erlösung durch Wissen erlangt, und wer dieses Wissen nicht empfängt, verfällt dem Samsara, der Wiedergeburt. Darum kommt auf die Erlösung alles an. „Es taucht zugleich mit dem Seelenwanderungsglauben und als sein notwendiges Komplement die Vorstellung auf, daß aus dem ziellosen Wechsel von Geburt und Sterben dem Geist ein Ausweg offen steht; der Gedanke und das Wort ‚Erlösung' schickt sich jetzt an, in den Vordergrund des religiösen Lebens zu treten.“[16] Keine der heidnischen Religionen, welche wir bis jetzt betrachtet haben, stellt uns so das Seufzen der Kreatur unter dem Dienst des vergänglichen Wesens vor Augen, wie die indische, und wenn wir auch bemerkt haben, wie dabei der einzelne Mensch sehr selbstgerecht sein kann, so hat doch der indische Pessimismus die Erlösungsbedürftigkeit der Menschheit im ganzen klargestellt wie sonst keine andere heidnische Religion und ernstlicher als andere nach Mitteln zur Erlösung gesucht. Wir müssen das anerkennen, mögen die Mittel richtig oder falsch sein.

Die Wedalieder sprechen noch kein Verlangen nach Erlösung aus. Sie begehren Regen und fruchtbare

Zeiten, Rinderherden, reiche Nachkommenschaft, Sieg über die Feinde. Den Tod fürchten sie allerdings und wünschen sich „reichlich hundert Herbste" (Rig Weda X, 18 f.). Doch wenn nun der Tod kommt, so hofft man, wie wir gesehen, in Jamas Reich ein glückliches Dasein, wenn man hier Opfer gebracht hat.

In den Brahmanaschriften finden wir den Übergang zu der späteren Vorstellung einer Vereinigung mit dem absoluten Brahman, indem die Weda-Götter noch als Mittelspersonen gedacht werden. So heißt es Çatap. Brahm. XI, 4, 4, 1: „Derjenige, der ein Brandopfer darbringt, gelangt durch Agni an Brahmas Türe: durch Agni an Brahmas Türe gelangt, gewinnt er Vereinigung mit Brahma und Wohnung in derselben Welt." Dr. Muir (Orig. Sanscr. Texts V, 320) faßt hier das Wort Brahma als Maskulinum, als den Gott Brahmâ, Dilger als Neutrum, das absolute Brahman (Dilger a. a. O., S. 336).

Auch in den Upanischaden lebt die Vorstellung von der Seligkeit der Himmelswelten noch fort (wie im Buddhismus), aber die Brahmawelt erscheint als die höchste Spitze der Seligkeit, und in der indischen Philosophie verliert die Götterwelt immer mehr ihre Realität, und alles geht im Brahman auf. In der Maitrâjana-Upanischad wird ein Lehrer von seinen Schülern gefragt, welcher von den besonderen Göttern (Agni, Wischnu usw.) der beste sei und sich somit am meisten zur Verehrung empfehle, und gibt darauf die Antwort: „Diese sind nur die Haupterscheinungsformen des höchsten, unsterblichen, leiblosen Brahman. Wer einem derselben fromm ergeben ist, ist hier fröhlich in der Welt derselben. Brahman fürwahr ist dieses alles; und man kann betrachten, verehren oder auch verwerfen alle diejenigen, die nur seine Haupterscheinungsformen sind. Mit ihnen geht er zu immer höheren Welten. Und wenn alles in nichts vergeht, wird er eins mit dem Selbst, ja mit dem Selbst" (IV, 6; Dilger a. a. O., S. 343).

Die Auflösung in das Brahman wird manchmal unter dem Bilde der Flußmündung in das Meer beschrieben, z. B. Mund. Up. IV, 2, 8:

Wie Flüsse strömend untergehn im Meere,
  indem sie Namen und Gestalt verlieren,
Geht, los von Namen und Gestalt, der Weise
  ein in den göttlichen, den höchsten Allgeist.

Die Seligkeit der Brahmawelt wird (Chand. Up. VIII, 2) in einem Rechenexempel, das die Glückseligkeiten aller höheren Wesen immer verhundertfacht, so berechnet, daß sie eine billionmal das Glück eines gesunden Menschen in fürstlichen Verhältnissen übersteigt. Aber die Qualität dieser Seligkeit ist nicht verschieden von der des irdischen Glücks, und sie ist schließlich doch eine bloß negative Erlösung von Geburt, Leiden, Tod und Seelenwanderung, eine Seligkeit ohne persönliches Selbstbewußtsein.

Der Ausdruck Nirvâna = Verwehen, Erlöschen, welcher, wie wir sehen werden, im Buddhismus eine so große Rolle spielt, kommt auch im Brahmanismus vor für die Vereinigung der Seele mit dem Brahman, z. B. Bhagavadgîtâ V, 24—26:

Wer in sich selbst sein Wohlsein, sein Vergnügen
  und wer das Licht im eignen Innern findet,
Der Fromme ist vereinigt mit dem Brahman,
  im Brahman wird ihm seliges Erlöschen.
Die heil'gen Weisen, die von Sünden los sind,
  die los vom Zweifel, die sich selbst bezwungen,
Die sich erfreun an aller Wesen Wohlsein,
  finden im Brahman seliges Erlöschen.
Die von der Lust, vom Zorn sind frei geworden,
  die Büßer, die den eignen Sinn bezwungen,
Die in sich selbst das wahre Selbst erkennen,
  finden im Brahman seliges Erlöschen.

Ebenso Mahâbh. XII, 177, 48:

Nachdem ich in das Brahman eingegangen,
  gleich' ich dem kühlen See im heißen Sommer:
Ich bin im Frieden nun, bin im Erlöschen,
  einsam genieße ich vollkommnes Wohlsein.

Wir werden wohl annehmen müssen, daß das brahmanische Nirvâna eine Umdeutung des buddhistischen sei: Das völlige Verlöschen im Unbegreiflichen, wo jeder Durst aufgehoben, die Flamme der Begierde gänzlich ausgelöscht ist, Nirvâna (Pali: nibbâna) ist zwar schon in den jüngeren Upani-

schaden angedeutet und der Buddhismus hat das Wort aus der brahmanischen Terminologie übernommen, aber in seiner heutigen Bedeutung geht es auf den Buddhismus zurück; wie überhaupt die Einwirkung des Buddhismus auf den Brahmanismus unverkennbar ist, besonders auch in der Herabsetzung des Opfers gegenüber der philosophischen Erkenntnis.

3. Der Weg zur Erlösung

Noch heute werden in Indien sieben Erlösungswege genannt, Gebet, Opfer, gute Werke, Kasteiung, Wallfahrt, hingebende Liebe und Wissen. Doch haben diese sieben Pfade nur noch für das gewöhnliche Volk einige Geltung; denn in Wirklichkeit gibt es nur einen Weg, der mit Sicherheit zur Erlösung führt, das Wissen. Immerhin wird es gut sein, einige der oben genannten Erlösungsmittel näher zu beleuchten.

a) Die Opfer

Die Brahmanaschriften enthalten sehr ausführliche Opfervorschriften, und auf alle einzelnen Zeremonien wird der größte Wert gelegt. Davon, daß dieselben richtig ausgeführt werden, hängt die Gültigkeit des Opfers ab; nach der Gesinnung des Herzens wird nicht gefragt. Es ist ein gewaltiges, gesetzliches Joch, das die Brahmanen dem Volk auferlegt haben, nicht erst in späterer Zeit, sondern schon im Jadschur-Weda, dessen altertümlichere Sprache dafür zeugt, daß diese kleinlichen Ritualgesetze viel älter sind als die Upanischaden, welche wir einigermaßen mit den Propheten vergleichen können, sofern sie eine geistigere Auffassung der brahmanischen Religion darstellen.

Bei den Opfern werden noch die alten Weda-Götter angerufen, und die Opfer werden mit einem Fahrzeug oder einer Brücke in die Himmelswelt verglichen, die der Gott Agni spannt, z. B. Taitt. Br. II, 4, 2:

Agni hat hingespannt den Himmelsfaden:
  Du, Agni, bist der Faden uns, die Brücke;
Du bist der Pfad, der hinführt zu den Göttern:
  laß uns mit dir zum höchsten Himmel steigen!

„Solange man aus jenem wirren Getriebe grotesk-symbolischer Ungestalten noch nicht den Weg zur Idee des Atman, des All-Einen gefunden hat, tragen auch die Vorstellungen von der Erlösung denselben Stempel willkürlich phantastischer Äußerlichkeit, welcher für die geistigen Hervorbringungen jener Zeit charakteristisch ist. Das Opfer, die große Grundpotenz und das Grundsymbol für alles Sein und alles Geschehen, ist auch die Macht, durch welche sich der Mensch den Banden des Todes entreißt, und neben dem Opfer hat das heilige Wissen vom Opfer erlösende Macht. Vor allem das tägliche Opfer an die beiden Lichtspender des Tages und der Nacht: das Morgenopfer an die Sonne (die Gâjatrî) und das Abendopfer an Agni, die Sonne der Nächte, beide begleitet von einer schweigend dergebrachten Spende an Pradschâpati, den Herrn der Geschöpfe.“ [17]

Wir haben bereits gesehen, wie die heiligen Opferwerke die Erlösung nicht zu schaffen vermochten und zuletzt nur für diejenigen Geltung hatten, die den „Väterweg“ gehen wollten. Die den „Götterweg“ Betretenden mußten sich, so wie die Dinge lagen, dem heiligen Wissen ausschließlich zuwenden. Trotzdem haben sich die Opferbräuche bis auf den heutigen Tag erhalten. Nur die eine Frage, ob im Brahmanismus auch Menschenopfer vorgekommen sind, soll uns noch kurz beschäftigen. Eine Stelle im Schatapatha-Brâhmana heißt: „Die Götter nahmen anfangs den Menschen (puruscha) als Opfertier. Da wich von ihm der mêdha (die Opferfähigkeit) und ging in das Roß. Sie nahmen das Roß; da entwich auch diesem der medha und ging in das Rind“ usf. bis zu Reis und Gerste, die nun im Opferkuchen die Hauptbestandteile des Tiers enthalten sollten. Allein diese Äußerung ist ebenso wie die ausführliche Beschreibung des Menschenopfers (in Vâdschas. Sanh. XIII, 41 ff.) allegorisch zu verstehen. Die einzig vollkommen zuverlässige Spur für ein Menschenopfer möchte wohl in dem sogenannten Bauopfer bei Errichtung eines Altars zu finden sein. Ein Abscheu der Arier gegen das Menschenopfer spricht sich namentlich im Mahâbhârata (Sabhap. v. 864 f., Muir, S. T. IV. p. 246) aus, wo ein

König dem Schiwa gefangene Könige schlachten will, und Krischna ihm ein solches Opfer als etwas Unerhörtes und dem Gott Mißfälliges vorstellt.

b) Reinigungen, Bußen und Selbstpeinigungen

In den neueren Upanischaden begegnen wir einer andern Wertung der Materie und einem tiefern Nachdenken über die Seele und ihr Wesen. Wir werden in unserer Darstellung des Sankhja (Sâmkhya)-Systems noch näher darauf zurückkommen. In der Hauptsache handelt es sich darum, durch Reinigungen die Befleckung zu beseitigen, die durch Berührung der Materie entsteht und durch Askese das Hängen am Dasein, die Verstrickung der Seele in die Materie, vollständig aufzuheben, das Fleisch abzutöten und so den Weg zum heiligen Wissen frei zu machen.

Um in der Seelenwanderung nicht zurückgeworfen zu werden, muß der Hindu vor allem nach jeder Verunreinigung genau die in den Gesetzbüchern vorgeschriebenen Reinigungen bei sich vollziehen. Jede Kaste ist für sich ein heiliges, abgesondertes, reines Volk, und die Vorschriften für dieselbe, für Opfer und Gebete, für Essen und Trinken und tägliches Leben sind so kompliziert, daß auch eine pedantische Frömmigkeit der Verunreinigung nicht leicht entgehen kann. Jeder unbefangene Beurteiler wird das alttestamentliche Gesetz noch geistvoll und milde nennen gegenüber den indischen Dharma-Schastras. Dieses äußerliche Zeremonienwesen hat wohl auch mitgewirkt, daß trotz der tieferen Auffassung des Bösen in der indischen Lehre vom Weltübel der eigentlich sittliche Begriff von Sünde und Schuld dem Hindu gänzlich verloren gegangen ist, und er unter Sünde nur eine solche äußerliche Verunreinigung versteht. Es verunreinigt, wie im Alten Testament, der Tod und die Berührung einer Leiche, aber auch die Geburt und was mit dem Geschlechtsleben zusammenhängt. Aber besonders greift in das gesellschaftliche Leben ein die Berührung mit einem Fremden oder einem Menschen von niedrigerer Kaste. Ja, die Absonderungen des eigenen Körpers, der

Schweiß, die Feuchtigkeit der Augen, auch das Betreten einer Stelle, wo Überreste eines Menschen oder Tiers, Knochen, Haare, Nägel und dergleichen gelegen sind, macht den Menschen unrein. Glücklicherweise sind aber die Reinigungsmittel nicht so schwer zu beschaffen: es ist hauptsächlich Wasser und Kuhmist, überhaupt alles, was mit der Kuh im Zusammenhang steht; denn dieses Tier ist bei den Hindus so heilig, daß von der Kuh selbst das sonst Unreinste als Reinigungsmittel gilt. So wird der Erdboden gereinigt, wenn man Kühe eine Nacht darauf lagern läßt, der Fußboden der Häuser, wenn man ihn mit Kuhmist bestreicht. Gewebe und Kleider, wenn man sie mit Kuhharn besprengt, und der Sterbende kann noch von allen seinen Sünden befreit werden, wenn er den Schwanz einer Kuh festhält. — Zur Reinigung mit Wasser gibt es viele heilige Badeplätze (tîrtha), namentlich an Stellen, wo mehrere Flüsse sich vereinigen. Einzelne Flüsse gelten für besonders heilig, vor allen der Ganges. Der Hindu soll sich überhaupt täglich baden, um die Verunreinigungen zu entfernen.

Auch für die eigentlichen Bußen haben die Gesetzbücher mancherlei Vorschriften. Für Sünden von geringerer Bedeutung ist Fasten von drei Tagen bis zu einem Monat verordnet, oder soll der Mensch schweigend nur heißes Wasser, heiße Milch und heiße Butter genießen und hundertmal den Atem anhalten, oder er soll einen Tag lang ein Gemisch von Butter, Milch, Kuhmist und Kuhharn genießen und dann 24 Stunden fasten. Wer die Gâjatrî einen Monat lang tausendmal täglich wiederholt, der kann sich dadurch von einem großen Vergehen reinigen, wie die Schlange ihre Haut abwirft (Manu XI, 211 ff.).

„Wenn ein Brahmane die drei Welten zerstörte und eine Speise genösse, die er von irgendwoher erhalten, so würde er keine Schuld auf sich laden, wenn er nur den großen Rig-Weda im Gedächtnis hätte. Wenn er dreimal mit andächtigem Sinn die Sanhitâ des Rik oder Jadschusch oder den Sâma mit den Upanischads wiederholte, so wäre er befreit von allen seinen Sünden. Gleichwie ein Erdenkloß,

in einen großen See geworfen, sich auflöst durch die Berührung mit dem Wasser, so sinken alle Sünden in den dreifachen Weda" (Manu XI, 261 ff.). Für das Essen verbotener Speisen wird unter anderem die sogenannte Mondbuße angesetzt. Der Betreffende muß 30 Tage lang nichts als Reis essen, und zwar am ersten Tag des abnehmenden Monds 15 Mund voll und jeden Tag einen Mund voll weniger, bis er am 16. Tag fastet. Von da an ißt er wieder bei zunehmendem Mond jeden Tag einen Mund vol mehr, bis der Bußmonat vorüber ist (Manu XI, 216 ff.).

Furchtbar streng sind die Strafen für Berauschung; aber es läßt sich nicht verkennen, daß sie abschreckend gewirkt haben. Wer sich berauscht hat, soll entweder kochendes Reiswasser oder kochenden Kuhharn oder kochenden Saft des Kuhmistes so lang trinken, bis er daran stirbt. Bei den Strafen für Tötung wird die Tötung einer Kuh wichtiger genommen als die eines Menschen von niedriger Kaste. Beim Ehebruch werden namentlich für einen Brahmanenschüler und die Frau seines Lehrers furchtbar schmerzhafte Strafen bestimmt, welche zum Tode führen.

Sittlichkeit ist in Indien nicht handelndes Gestalten der Welt, sondern Sichloslösen von der Welt. Jede Tat (karman), auch die gute, bleibt in der Endlichkeit befangen; sie findet ihren Lohn, aber nur einen endlichen, sie kann nicht von der Seelenwanderung befreien. Der Mensch muß daher allerlei Mittel versuchen, um sich von der Welt abzusondern und ihr Leben mit vollkommener Gleichgültigkeit zu betrachten. Höher als alle Gaben, die man dem Agni übergibt, steht daher das innere Sichselbstverbrennen des Menschen, die Glut (tapas) der Askese, und die Selbstpeinigungen haben von einer Zeit schon vor Alexander dem Großen bis auf unsere Tage in Indien eine große Rolle gespielt. Zu der indischen Askese haben nur die drei höheren Kasten, die Zweimalgeborenen (dvidyas) Zutritt. Ein Schudra kann mit aller Selbstverleugnung höchstens erreichen, daß seine Seele in der nächsten Geburt zu diesen Glücklichen gehört. Die Askese ist auch nicht für jedes Lebensalter bestimmt: eine

Ehelosigkeit für das ganze Leben wird vom Brahmanismus nicht verlangt.

Ein religiöser Selbstmord wird von einem Brahmanen erzählt, der Alexander den Großen nach Persien begleitete und in Pasargadä „nach väterlicher Sitte den Scheiterhaufen besteigend starb“. Hier erwähnen wir auch die Witwenverbrennung, für welche es kein eigentliches Gesetz gab, sondern nur Beispiele aus der Heldenzeit, das älteste Mâdri, die Frau des Pandu (Mahabh. XIII, 125). Es war eine Tat freiwilliger Askese, welche davon ausging, daß die Frau nach ihrem Tod in keinem Fall ein glücklicheres Los erlangen könne als der Mann. Die Witwenverbrennung war übrigens auch vor dem Verbot der englischen Regierung nicht allgemeine Sitte, sondern nur bei den höheren Klassen, hauptsächlich in Bengalen. Im Dekhan kam es fast nur bei Fürstenleichen vor, daß Frauen mitstarben. (Nach einer handschriftlichen Mitteilung von Dr. Gundert.)

Ein anschauliches Beispiel für die Macht der indischen Askese gibt die im Mahâbhârata und im Râmâyana erzählte Sage von Wischwâmitra und Wasischtha. Der König Wischwâmitra kam zu der Einsiedelei des Brahmanen Wasischtha und wünschte eine Wunderkuh zu besitzen, welche dem Einsiedler alle Wünsche gewährte. Doch vergeblich bietet er dafür dem heiligen Mann 100000 gewöhnliche Kühe an, vergeblich sucht er sie ihm mit Gewalt zu entreißen. Die Kuh erschafft durch ihr Brüllen ganze Kriegsheere, welche Wischwâmitras Heere besiegen. Die 100 Söhne Wischwâmitras, welche auf den Heiligen einstürmen, verbrennt er mit der Glut seiner Andacht. Beschämt erkennt der König die Überlegenheit des Brahmanen über den Kschatrija, aber er beschließt, ihn durch Büßungen zu überwinden. Er geht in den Wald, steht 100 Jahre auf den Zehen, lebt von Luft allein und bekommt dafür vom Gott Schiwa himmlische Waffen, mit denen er Wasischthas Hütte in Brand steckt. Allein selbst die göttliche Feuerwaffe wird ausgelöscht durch den Stab des Brahmanen, wie Feuer durch Wasser. Nun geht Wischwâmitra nach dem Süden und legt sich die schwersten Kasteiungen auf, um

sich selbst zum Brahmanen zu machen. Doch nach 1000 Jahren erklärt ihn der Gott Brahma erst für einen frommen König (Râdscharschi), für einen König, der zugleich Weda-Sänger ist. Dennoch kann er schon Großes ausrichten. Der fromme König Trischanku wünscht durch ein großes Opfer lebendigen Leibes zum Himmel erhoben zu werden. Nachdem er vergeblich den Wasischtha darum gebeten, wendet er sich an Wischwâmitra, und dieser versucht es im Vertrauen auf das Verdienst seiner Büßungen. Aber Indra wehrt dem Trischanku den Eintritt in seinen Himmel. Nun beginnt Wischmâmitra zornig im Süden einen neuen Himmel, sieben neue Rischis und einen Kranz von neuen Sternen zu schaffen. Ja er will einen neuen Indra schaffen. Da bitten die Götter den Wischwâmitra demütig, von Trischankus Himmelfahrt abzustehen. Allein er hat's ihm versprochen, und die Götter geben soweit nach, daß die neugeschaffenen Sterne bleiben sollen, doch außerhalb der Sonnenbahn, und daß Trischanku wie ein Unsterblicher, mit dem Haupt abwärts gekehrt, unter ihnen scheinen und im Himmel wohnen soll. Nun geht Wischmâmitra in den Westen, um weiter zu büßen. Nach 1000 Jahren erklärt ihn Brahma für einen Frommen (Rischi), noch immer nicht für einen Brahmanen. Er beginnt neue Bußen, wird aber von einer Apsarase (Nymphe) verführt und liegt 10 Jahre in ihren Fesseln. Doch er macht sich los, beginnt strengere Büßungen und wird nach 1000 Jahren für einen großen Frommen (Mahârschi) erklärt. Die Götter haben Angst vor ihm. Deshalb schickt ihm Indra eine neue Verführerin. Er läßt sich nicht von ihr fangen, verwandelt sie aber im Zorn in einen Stein, und zornig sollte ein Heiliger nicht werden. Nun begibt sich Wischwâmitra in den Osten, um dort die härteste Buße zu tun. Er spricht kein Wort und steht 1000 Jahre lang auf einem Bein. Da bitten endlich die Götter den Brahmâ, er möchte den Wischwâmitra zum Brahmanen machen, sonst werde dieser durch die Kraft seiner Buße die drei Welten zugrunde richten; schon erlösche die Sonne vor der Majestät des Büßers. Brahmâ willigt ein, und nun gehen sämtliche Götter zu Wischmâ-

mitra, um ihm ihre Verehrung zu bezeugen und ihn als frommen Brahmanen (Brahmârschi) zu begrüßen. Auch Wasischtha erkennt seine neue Würde an.

Wischwâmitra ist Hymnendichter; die berühmte Gâjatri wird ihm zugeschrieben. Der korrekte Brahmanismus wollte wahrscheinlich nicht zugeben, daß einem aus der Kriegerkaste ein Weda-Hymnus eingegeben worden sei. So mag diese Sage entstanden sein, welche uns ein Bild von der indischen Maßlosigkeit, Geschmacklosigkeit und Tatenlosigkeit gibt und darstellt, wie konzentrierte Andacht und Buße mächtiger ist als alle Götter. Ein solches Beispiel hat wohl zur Popularität der indischen Askese mehr beigetragen als alle Bestimmungen der Gesetzbücher.

c) Die Philosophie.

Die Voraussetzungen der indischen Philosophie, besonders des Sankhja und Yoga, reichen zurück bis in die Zeit der ältesten Upanischaden. Es waren die wandernden Büßer und Bettler, die uns dann in den neueren Upanischaden so häufig begegnen, die von Ort zu Ort ziehend ihre Lehre den Jüngern verkündigten und die Gedanken der älteren Upanischaden weiterführten. Es sind in der Hauptsache zwei Gedankenreihen, die uns neben der Vereinigung mit dem Absoluten und der Erlösung von der Wiedergeburt begegnen: Das Verhältnis des Absoluten zur Materie und die Beziehungen des Materiellen, des Psychen und des Allerhöchsten zueinander. Und dazu kommt noch ein Drittes: „Die Herrlichkeit des höchsten Brahman gestaltet sich jetzt in manchen Kreisen zu einem überweltlichen Gott, der dank der dazwischenliegenden Geistesarbeit sehr verschieden ist von den alten Göttern, denen man in der Rigveda- und Brâhmanaperiode opferte. Seine Gnade hilft auf dem schweren Pfade der Erlösung vorwärts, und zu gewinnen ist diese göttliche Hilfe eben durch das Verständnis von Gottes Größe, durch die Realisierung des Brahman, welches der Gott ist. Das ist der neue Theismus.“[18] Dabei aber bleibt doch auch in dieser Zeit die Vereinigung mit Brahman, das Eingehen zum Absoluten durch das Wissen, also die Erlösung, die

Hauptsache. Aber dieses heilige Wissen wird jetzt noch um einige wichtige Momente erweitert. Es handelt sich nicht nur — das zwar in erster Linie — um die Wesensgleichheit der Seele mit der Allseele, sondern auch um die Erkenntnis der Verbindung dieser meiner Seele mit dem Leibe, mit der Materie. Der Gedanke an die Urmaterie, der früher in den Hintergrund getreten war, taucht nun bei den Wissenden wieder auf. Diese Urmaterie wird wieder zum selbständigen Prinzip neben dem Urgeist. „Sie heißt jetzt Avyakta, das Unentfaltete."[19] Beide, die Einzelseele im Leibe und die große Seele (mahânâtmâ), die die Welt erfüllt, sind irgendwie in den Bereich dieses Unentfalteten verflochten. Das Wissen ist nun nicht mehr Intuition, mystische Schau, sondern seine Erlangung wird methodisch betrieben durch innere Vorbereitung und Sammlung:

> Nicht, wer von Frevel nicht abläßt,
> Unruhig, ungesammelt ist,
> Nicht, dessen Herz noch nicht stille,
> Kann durch Forschen erlangen ihn.[20]

Unter einem Bilde wird das Verhältnis der Seele zum Leibe etwa dargestellt: „Der Atman fährt im Wagen des Leibes, den die Vernunft (buddhi) lenkt; ihr Zügel ist das Denkorgan (manas), die Sinnesorgane sind die Rosse, und die Dinge der Außenwelt sind die Fahrbahn. Die unbändigen Rosse zu zügeln ist die Aufgabe des Weisen, und dazu bedarf es des angespannten Zügels, d. h. das Denkorgan (manas) muß yukta sein."[21] Mit der Wurzel dieses Wortes yukta hängt auch „Yoga" zusammen. Auch andere große Lebensfragen über das Woher und Wohin und Wozu bewegen jetzt die Geister, ebenso die Frage nach dem ewigen Urgrund, ist's die Zeit oder die Natur, der Zufall, die Elemente oder der Puruscha? Und das Nachdenken führt auf den einen Gott, den Unvergänglichen, dem die vergängliche Materie gegenübergestellt wird. Die Betonung der Vergänglichkeit aber führt zum Maya-Begriff, der schon im Rig-Weda mit der Bedeutung „Zauberkunststück" auftaucht. Die Welt erscheint als ein Zauberspiel des gött-

lichen Zauberers, der als Puruscha in den Herzen der Menschen wohnt.

In Indien gehört die Philosophie in die Religionsgeschichte, mehr als in andern Ländern, denn 1. erkennen die sechs philosophischen Systeme des Brahmanismus die Autorität der Wedas formell an, sie wollen nicht vom menschlichen Denken aus, unabhängig von der Religion, den letzten Grund aller Dinge untersuchen, wenn sie auch faktisch die Weda-Lieder nach ihrem Sinn umdeuten. 2. Materiell ist ihre Absicht nicht bloß ein klares Denken über die höchsten Wahrheiten, sondern die Erlösung der Seele von den Banden der Seelenwanderung (môkscha). 3. Ihr Einfluß auf die Volksreligion ist zwar nicht allenthalben durchschlagend, aber immerhin größer als der Einfluß der Philosophie in anderen Religionen.

Von den sechs philosophischen Systemen (darçana), deren Schriften nicht zu den geoffenbarten (çruti), aber zur Überlieferung (smriti) gehören, stehen je zwei in näherer Gemeinschaft miteinander:

1. Njâja und Waischêschika,
2. Sankhja und Yoga,
3. Mimânsa und Wedânta.

Das Njâja-System, das sich seinem Inhalte nach so eng an das Waischêschika anschließt, daß man in der Regel beide zusammennimmt, beschäftigt sich fast ausschließlich mit dem Weg, auf welchem der Mensch zur Erkenntnis der Wahrheit kommt. Aber das Werk enthält nicht bloß eine bis ins kleinste sorgfältig ausgearbeitete indische Psychologie, Logik und Erkenntnistheorie, die uns allerdings fremd anmutet, sondern dringt auf die Unterscheidung und Scheidung von Leib und Seele, so daß diese von den Leidenschaften und von der Werktätigkeit frei wird und damit zur Erlangung des heiligen Wissens, das die Erlösung bringt, vorbereitet. Wir können von einer Propädeutik der indischen Philosophie reden, die heute bei den indischen Pandits noch ihre wichtige Bedeutung hat. Der Name Gottes wird nicht genannt, wohl aber vorausgesetzt.

Das Waischêschika-System läßt die Welt aus ewigen

Atomen entstehen, welche sich zu den mannigfaltigen Formen der Erscheinungswelt vereinigen infolge der aufgehäuften Frucht von früheren Geburten. Da die Atome ewig sind, können sie von Gott nicht geschaffen werden, sondern erhalten vom göttlichen Willen, der im Schicksal zur Auswirkung gelangt, nur den Antrieb zum Weltaufbau und zur Weltvernichtung. Aber alles regelt sich automatisch durch die unsichtbare Macht der guten und schlechten Werke, so daß Gott nur eine Art Aufseheramt dabei ausübt. Der gegenwärtigen Welt ist eine frühere vorausgegangen und nach ihrer Vernichtung entsteht immer wieder eine neue; denn es sind Seelen vorhanden, welche am Dasein hängen. Zu den neun Substanzen Erde, Wasser, Feuer, Luft, Äther, Zeit, Raum, Seele und Manas treten 24 Qualitäten: Farbe, Geschmack, Geruch, Fühlbarkeit, Zahl, Ausdehnung, Unabhängigkeit, Verbindung, Trennung, Ferne, Nähe, Erkenntnis, Lust, Schmerz, Begierde, Abneigung, Energie, Schwere, Flüssigkeit, Anschmiegsamkeit, Disposition, Verdienst, Schuld und Laut. Ihre Erklärung würde zu weit führen, doch finden wir ähnliche Gedankengänge im folgenden System.

Das Sânkhja-System ist in seiner äußersten Konsequenz entschieden atheistisch. Aber auch hier läßt man die Weda-Götter bestehen. Sie sind nur Seelen, welche auf dem Weg zur Erlösung einen bestimmten Vorsprung erreicht haben. Das Wort Sânkhja bezeichnet: „Aufzählung", und das Charakteristische dieses Systems ist, daß es ausschließlich Erlösungslehre sein will und nichts andres: „die Erlösung ist das wahre Rückgrat des Systems in dem Maße, daß wertvolle Keime zur Ausgestaltung kosmischer und methodologischer Probleme nicht weiter entwickelt worden sind, weil sie zu weit vom Kernproblem der Erlösung abführten".[22] Doch will dieses System nicht alles in dem einen Brahman aufgehen lassen, sondern betrachtet die Welt als eine Vielheit, welche aus 25 Prinzipien entstanden ist. Davon gehören 24 zur Materie oder Natur (prakriti) und erst das 25. ist der Geist (puruscha). Aber es gibt unendlich viele, durch das ganze All verbreitete Puruschas, die von Ewigkeit her durch einen feinen Körper voneinander

getrennt, aber unter sich völlig gleich sind. Die Frage nach einem schöpferischen Gott wird ausdrücklich verneint und der Atheismus konsequent durchgeführt. Ein solcher Gott (nityeçvara) wäre entweder eine erlöste oder eine unerlöste Seele. Im ersteren Falle wäre er in einem Zustand völliger Bewußtlosigkeit und frei von Störungen und Begierden. Es könnte ihn nichts zum Schaffen bewegen. Wäre er aber nicht erlöst, so wäre er in das Weltleben gebunden, und würde ihm die Macht fehlen, eine Welt ins Dasein zu rufen. — Wir sehen, wie dieses atheistische Denken zu einem Ideal der Macht und Liebe sich nicht emporschwingen kann.

Alles nun, was nicht Puruscha ist, gehört zur Prakriti. Sie umfaßt nicht nur das Physische, sondern auch das Psychische. Letzteres ist gleichsam nur die Kehrseite des ersteren, beide sind eines Wesens und nur „verschiedene Aspekte der einen Prakriti". Es ist also im Sankhja-System die Materie (prakriti) die Wurzel des Weltlebens. Aus ihr entwickelt sich alles Stoffliche und dieses Stoffliche ist Unbewußtheit, sein Wesen stetige Wandlung, Evolution. Aber alles ist beherrscht von dem Kausalitätsgesetz. Die Weltentwicklung ist nichts anderes als eine bis ins letzte fortgehende Differenzierung des Urstoffes und wir gewahren hier das Gesetz von der Anfangslosigkeit und Unzerstörbarkeit des Stoffes. Die Prakriti hat mit dem Entfalteten, nämlich der aus ihr entwickelten Welt, die drei Grundsubstanzen gemeinschaftlich und diese drei Stoffe kennzeichnen beide, die subjektive und objektive Welt. Sattwa ist der Feinstoff, fähig das geistige Licht zu empfangen und bewirkt alles Leichte in der Natur, Frieden und Freude am Seelischen; Tamas dagegen ist alles Schwere in der Natur und Verwirrung und Verblendung auf seelischem Gebiet. Der Tätigkeits- und Energiestoff, Radschas, bewirkt die Aktivität in der Natur, die Tatkraft und damit auch das Leiden im Menschenleben. Wie sich durch Gärung die Milch in Rahm, Quark und Molken scheidet, so entfaltet sich die vernunftlose Prakriti zur vielgestalteten Welt. Die drei Grundsubstanzen verlieren ihr Gleichgewicht, jede ringt mit der andern um die Oberhand. Nicht von außen, „sondern von selbst beginnt die Prakriti zu wirken, wie die Milch für

das junge Kalb ausströmt". Das alles aber geschieht für den Puruscha, der lauteres geistiges Licht ist und dieser ewigen Bewegung in absoluter Ruhe gegenübersteht, gleichsam als untätiger Zuschauer. Die Prakriti trägt den Trieb in sich, zugunsten des Puruscha tätig zu sein, ohne daß dieser als Schöpfer gedacht wird. Seine Einwirkung ist unbewußt, wie der Magnet das Eisen anzieht. Während der Weltauflösung waren auch Verdienst und Schuld eingeschlafen. Aber alles, was in der vorigen Weltperiode an Lohn nicht genossen, an Strafe nicht abgebüßt wurde, erwacht am Anfang einer Weltzeit, und dieser Rest der Werke setzt die Urmaterie in Bewegung zum Anfang einer neuen Weltperiode. Die Prakriti hält vermöge ihrer drei Grundbestandteile die Seele im Leib gefangen. Je nach dem Vorherrschen des einen von diesen drei qualifiziert sich die Götter-, die Menschen- und die Tierwelt. Die Seelen sind also eingegangen in die Natur. Wäre die Seele (Puruscha) nur eine, sagen die Sankhja-Philosophen, so könnte sie nicht um dieselbe Zeit in dem einen Menschen Freude empfinden, in dem andern Schmerz. Die erste Hülle des Puruscha ist der innere, unsichtbare Leib (linga çarira oder linga dêha), welcher die Seele durch alle Seelenwanderungen begleitet und aus 19 von den genannten 25 Prinzipien besteht. Daneben erhält sie noch einen materiellen Leib, der aus den fünf groben Elementen (Äther, Luft, Licht, Wasser, Erde) zusammengesetzt ist. Dieser wird bei jeder Geburt von Vater und Mutter erzeugt. Die Seele selbst übt gar keinen Einfluß auf die Natur aus: Der Puruscha erkennt und beobachtet nur. Wenn er tätig zu sein scheint, ist es nur der Urleib, welcher handelt und alle Veränderungen durchmacht. Hier liegt nun die praktische Aufgabe und die erlösende Kraft der Philosophie: Der Puruscha kann etwas, was die Prakriti mit ihren Bestandteilen nicht vermag, er kann durch die unterscheidende Erkenntnis die Erlösung erlangen. Diese Erkenntnis (dhyâna) soll die Seele von der Natur losmachen, denn dieses Leben ist ein fortwährendes Leiden. Wenn die Seele weiß, daß sie nicht die Natur ist, daß die Prinzipien in der angegebenen

Weise sich zueinander verhalten, daß so vieles, was man der Seele zuschreibt, vom Urleib herkommt, so lebt sie zwar noch im Leibe fort, wie die vom Töpfer angetriebene Scheibe noch eine Weile sich umdreht, aber mit dem Tode des gegenwärtigen materiellen Leibes hört die Tätigkeit des Urleibes auf und damit die Notwendigkeit einer neuen Geburt. In der Erkenntnis von der Wesensverschiedenheit von Puruscha und Prakriti liegt die Erlösung.

Das Yoga-System, als dessen Urheber Patandschali bezeichnet wird, beruht auf dem Sankhya-System, sofern es nicht das eine Brahman, sondern eine Mehrheit von Seelen (Puruschas) annimmt, aber es teilt nicht den Atheismus desselben. „Gott ist eine besondere Seele (puruscha-viçêscha), unberührt vom Leiden, von der Frucht der Werke und von allem Begehren. (Yoga-Sûtra I, 24.) So hat diese philosophische Schule den Glauben an einen persönlichen Gott, aber die anzustrebende Erlösung wird nicht in einer Vereinigung mit Gott gesucht, sondern auf demselben Weg wie in der Sankhja-Philosophie.

Mit dem Namen Yoga wird nun überhaupt die indische Askese bezeichnet, die weltberühmten indischen Büßer werden noch heute Yogin, die Frauen Yogini genannt, denn Patandschali hat hauptsächlich die Askese schematisiert in acht Stufen, „zur Unterdrückung der Funktionen der Denksubstanz“ (manas). Diese Denksubstanz hat fünf Funktionen: 1. Die Erkenntnis durch die richtigen Erkenntnismittel; 2. die irrtümliche Erkenntnis; 3. die fiktive Erkenntnis; 4. den Schlaf; 5. die Erinnerung, die immer nur mit vorhandenem Material arbeitet. Zu diesen fünf Funktionen treten noch fünf Plagen oder Hemmnisse, die den Grund alles Werdens bilden. Sie sind in der irrtümlichen Erkenntnis, dem Nichtwissen (avidyâ) enthalten, aus welcher alle andern Irrtümer hervorgehen, den Nichtfreund (amitra) für einen Freund zu halten, Unreines für rein, Leid für Lust, das Nichtselbst für das Selbst, das Nichtewige für ewig zu nehmen. Durch diese Irrtümer entstehen der Ich-Wahn, die Liebe,

der Haß und der Lebenshang, die neue Wiederverkörperungen bedingen. Diesen Ich-Wahn und alle Funktionen zu ertöten, empfiehlt das System die oben genannten acht Stufen oder Glieder:

1. Zügelung (yama): Nichttöten, Wahrhaftigkeit, Nichtstehlen, Enthaltsamkeit, Nichtnehmen von Geschenken.

2. Vorschrift (niyama): äußere und innere Reinigung, Zufriedenheit, Selbstpeinigung, Studium des Weda und Gottesverehrung.

3. Stellung (âsana): die Wirbelsäule ist freizuhalten, indem man aufrecht sitzt und Brust, Hals und Kopf in gerader Linie hält.

4. Regelung des Atems (prânâyâma): das Ausatmen, Einatmen und Zurückhalten des Atems in der Lunge. Dadurch soll die Hülle des Denkens, die aus Radschas und Tamas besteht, entfernt werden, damit das Denkvermögen, das aus Atomen von Sattva besteht, seinen Glanz entfalten könne.

5. Zurückziehung (pratyâhâra): die Tätigkeit der Sinne muß von äußeren Dingen völlig zurückgezogen und nach innen gerichtet werden.

6. Stille Sammlung (dhâranâ): die Richtung des Denkens auf einen bestimmten Gegenstand.

7. Frommes Sinnen (dhyâna): ein ununterbrochener Zufluß der Erkenntnis des Selbst.

8. Versenkung (samâdhi): wenn das Dhyâna alle Form aufgebend nun über die Bedeutung des Puruscha nachdenkt (Yoga Sûtra II, 30 bis III, 3. Dilger a. a. O., S. 415 ff.).

Es werden ein bewußter und ein unbewußter Samâdhi unterschieden. Im bewußten werden zuerst die groben, materiellen Formen, dann die feinen, etwa die Urprakriti betrachtet, dann erfolgt auf einem für uns schwerverständlichen Wege die von jeder Denksynthese freie innere Anschauung des Objekts, wobei auch Raum, Zeit und Kausalität völlig wegfallen. Der unbewußte Samâdhi hat überhaupt kein äußeres Objekt mehr, sondern ist ein Zustand absoluter Indifferenz, wobei sich die Denksubstanz in die Urprakriti völlig aufgelöst hat. Der Samâdhi

wird oft auch als ein Entrücktsein in eine Art von Trance-Zustand bezeichnet.

Die Mimânsa (mimamsa = Erörterung) oder Pûrva-Mimânsa, die dem Jaimini (lies Dschaimini) zugeschrieben wird und wohl nur bis in das 2. Jahrhundert nachchristlicher Zeit zurückgeht, ist nicht ein eigentliches, selbständiges philosophisches System, sondern nur eine Anleitung zum Nachdenken über die Wedas, die Opfervorschriften und das Verdienst, welches man sich durch die Werke erwerben kann; es ist eine niedrige Stufe des Wedânta-Systems. In ihrem älteren Teil „strebt sie keine Erlösung an, und sie leugnet die Notwendigkeit des Gottesbegriffs". Die religiöse Pflicht (dharma) ist ihr am wichtigsten. Erst später kam eine Art philosophisches System zum Vorschein und die „Erlösung ist das absolute Aufhören der Verkörperung auf Grund restloser Vernichtung von Verdienst (dharma) und Schuld (adharma). Verdienst und Schuld bewirken die Wanderung der Seele von Leib zu Leib. Wenn nach ihrer völligen Aufhebung die Seele ihre Verbindung mit dem körperlichen Sinnesvermögen gelöst und die Fessel des Wanderungsleidens vollständig abgeschüttelt hat, so heißt sie erlöst". Diese Erlösung wird nicht als Wonne bezeichnet.[23]

Der Wedânta, Ende des Weda, ist das konsequenteste System der indischen Philosophie, doch sind die bedeutendsten Erklärer verschiedener Meinung, so daß es schwierig ist, eine einheitliche Darstellung zu geben. Das Wedanta-System geht bewußt zurück auf die Anschauungen der Upanischaden und sucht das Ziel zu bezeichnen, welchem die Weda-Religion zuführen will. Wir können sagen: dieses System zieht wirklich die Konsequenzen des brahmanischen Theopanismus, der in den jüngeren Weda-Liedern schon angebahnt ist. Es ist das einflußreichste unter den philosophischen Systemen des Brahmanismus und hat auch in Europa und Amerika Bewunderer gefunden. Es verhält sich zu den Upanischaden ungefähr wie in der christlichen Theologie die Scholastiker zu den Kirchenvätern.

Als Urheber des Wedânta-Systems gilt Bâdarâyana, auch Wjâsa genannt. Er soll die schwerverständlichen

Brahma-Sûtras verfaßt haben. Den bedeutendsten Kommentar dazu hat neben einigen selbständigen Werken Schankarâtscharya (Meister Schankara), der im 9. Jahrhundert in Malabar lebte, geschrieben. Auch Ramanudscha, um 1200 n. Chr., Nimbârka im 12. Jahrhundert und Wallabha um 1500 verfaßten wichtige Kommentare. Aus späterer Zeit stammt auch die Wedântasâra, welche dem Saranda zugeschrieben wird. Wir betrachten hier die philosophischen Systeme im Zusammenhang, um später nicht mehr darauf zurückzukommen.

Das Wedânta-System (Uttara Mimânsa) übernimmt die Spekulationen der Upanischaden über das Brahman in ihrem ganzen Umfang, sucht die Aussagen derselben in Übereinstimmung zu bringen, verfolgt sie bis in ihre äußersten Konsequenzen und bereichert sie mit eigenen Zutaten. „Was der indische Denker im eigenen Ich erkannt hat, überträgt sich ihm mit unwiderstehlicher Notwendigkeit auf die Außenwelt; für ihn spielen Mikrokosmos und Makrokosmos unablässig ineinander, und weisen von hüben und drüben gleiche Gestaltungen bedeutungsvoll aufeinander hin. Wie das menschliche Auge dem kosmischen Auge, der Sonne, gleicht, wie den menschlichen Atemkräften ähnlich im All die Götter als die Atemkräfte des Universums walten, so tritt auch der Atman, die zentrale Substanz des Ich, hinaus über den Bereich der menschlichen Person und wird zur schaffenden Gewalt, die den großen Leib des Alls bewegt. Er, der Herr der Atemkräfte, der Erstling, aus dem die Glieder des Leibes geworden sind, ist zugleich der Herr der Götter, der Schöpfer der Wesen, der die Welten aus seinem Ich hat hervorgehen lassen: der Atman ist Pradschâpati. Ja, es fällt gar das Wort: Der Atman ist das All".[24]

Schon Gaudapâda, der Lehrer von Schankaras Lehrer, verkündigte einen absoluten Monismus. Nichtzweiheit (advaita) ist die höchste Wahrheit. Die Seele jedes Menschen (jîva = dschîva) ist weder ein Teil, noch ein Ausfluß, noch eine Umwandlung des höchsten Atman oder des Brahman, sondern voll und ganz

das ewige, unteilbare Brahman. „Der höchste Atman ist wie der Raum (âkâscha), die Einzelseelen wie der Raum in den einzelnen Töpfen (Leibern)... Aber Lust und Leid ist doch in den verschiedenen Seelen verschieden! Ebenso wie in einem Topf Staub, im andern Rauch sein kann, ohne daß der Raum im Topfe beeinflußt wird, so steht es auch mit den Seelen." Diese Lehre wurde auch von Schankarâtschârya übernommen, doch stellt er dem höheren, allein erlösenden Wissen vom absoluten Brahman ein niederes, nur auf die relative Wahrheit gerichtetes, aber doch auch nicht wertloses Wissen von Gott und Seele, Strafe und Belohnung zur Seite. Doch hat dieses nur untergeordnete praktische Bedeutung. Das absolute Brahman ist Sein, Denken und Seligkeit, aber das Einzige, was man von ihm aussagen kann, ist nicht, daß es sei oder nicht sei, sondern daß es nicht „nicht sei". Insofern ist es also das Seiende, das Eine, außer dem es kein zweites gibt. Faßt man aber den Begriff des Seins im empirischen, vulgären Sinn, so ist das Brahman das Nichtseiende. Das Sein im wahren Sinn des Wortes, nicht so wie wir Menschen es uns gewöhnlich vorstellen, kommt also nur dem absoluten Selbst zu. Alles übrige, was sonst zu sein scheint, ist nur Schein und Täuschung, Maya, das Gebilde des Nichtwissens, Awidya. Vom Standpunkt der höheren Erkenntnis oder Wissenschaft (parâ vidya) existiert die Welt nur als Blendwerk (mâyâ), als Nichtwirklichkeit. Wie aber verhält es sich mit der Welt vom Standpunkt der niederen Wissenschaft (aparâ vidyâ)? Nun da wird sie als wirklich bezeichnet, so etwa wie ein Traumerlebnis, als Resultat des Nichtwissens (avidyâ). Was nun bringt uns zur richtigen Erkenntnis? Die Verehrung des Brahman genügt nicht. Die innige Liebe zu Brahman, der vom niederen Denken als höchster Herr (paramêschwara) erfaßt wird, bringt höchstens Gedeihen guter Werke, Glück und etwa eine höhere Stufe auf dem Weg zur Erlösung. Das höhere Wissen führt zur Erkenntnis des höchsten Brahman, nämlich zur Erkenntnis der Identität der Einzelseele mit der Weltseele, und diese Erkenntnis versetzt

den Menschen auf einmal in den Zustand absoluter Erlösung. Das niedere Wissen dagegen führt nur zu einer vorübergehenden Seligkeit, indem der Verehrer des Brahman, das er als persönlichen Gott erfaßt, nach dem Tode in dieses niedere Brahman eingeht und in ihm ruht bis zum Weltuntergang, reines Glück genießt, bis er endlich zur vollkommenen Schau gelangt.

Die individuelle Existenz ist etwas vom Atman Verschiedenes und darum ein Leiden. Die Befreiung der Seele kann aber nicht durch Werke geschehen, denn diese, die guten wie die bösen, fordern ihre Vergeltung und treiben den Menschen in die Seelenwanderung. Auch nicht durch moralische Läuterung kann man die Befreiung erreichen, denn eine solche Läuterung kann nur bei einem der Veränderung fähigen Gegenstand geschehen, der Atman aber ist unveränderlich. Daher kann die Erlösung nicht in irgend einem Werden zu etwas oder Betreiben von etwas bestehen, sondern nur in der Erkenntnis eines schon Vorhandenen, aber infolge Nichtwissens Verborgenen; die Erlösung ist das Innewerden der absoluten Identität mit dem einzig Realen. In dieser höheren Denkweise hat der Glaube keine Stätte, an seine Stelle tritt das Wissen (jnâna, Gnosis) und auch die Gegensätze von Glauben und Wissen, Werk und Glaube, sind nicht vorhanden, höchstens von Werk und Wissen. Das Aufgehen des Einzelnen im All führt als letzte Konsequenz zu dem im Vedântasâra deutlich ausgesprochenen Dilemma: „Entweder existiert das Brahman und die Welt existiert nicht, oder die Welt existiert und das Brahman existiert nicht. Nun aber existiert das Brahman, es ist die einzige reale Existenz (vastu), die verschiedenen Objekte, namentlich die individuellen Seelen sind unreal (avastu), also die Welt existiert in Wahrheit nicht." Das Unreale wird dem Realen beigefügt durch Dafürhalten, wie man ein Seil aus der Ferne für eine Schlange halten kann. Das kommt vom Nichtwissen oder der Täuschung.

Doch es drängt sich jedem Menschen die Realität der äußeren Welt so unwillkürlich auf, daß auch die Wedan-

tisten drei Stufen des Seins unterscheiden mußten. Bereits Schankara neigt zum Kompromiß:

1. Der bloße wesenlose Schein (prâtibhasika): Die Luftspiegelung in der Wüste, ein Seil, das man für eine Schlange hält, u. dergl.

2. Das praktische Dasein (vyâvahârika): Ischwara, der höchste persönliche Gott und das ganze Heer der Götter, die Einzelseelen in der Menschenwelt, Himmel, Hölle, Seelenwanderung mit ihren Leiden und das ganze Dasein der empirischen Welt. Alle diese Dinge sind im Grunde Täuschung (mâyâ), Erzeugnisse des Nichtwissens (avidyâ) oder besitzen nur eine relative Wirklichkeit (nach Schankarâtscharia). Ihnen kommt nicht mehr und nicht weniger Realität zu als den Gestalten und Ereignissen, die uns im Traume begegnen. Aber sie beeinflussen das Denken, Fühlen und Handeln des Menschen, als ob ihnen reales Sein zukäme. Deswegen werden sie praktisches, konventionelles Sein genannt.

3. Wahres reales Sein (pâra mârthika) kommt allein dem absoluten Selbst, dem reinen Brahman zu im vierten Zustand. Ihm gehören auch die verlorenen Strahlen, die Reflexe des Seins an, welche sich in die Dinge der zweiten Kategorie hinein verirrt haben.

Die Entstehung der Welt wird von Schankara als ein Ausatmen des Brahman bezeichnet, oder aber, da doch die Weda-Lieder von einer Erschaffung der Welt reden und die Wedanta-Philosophen sie nicht verwerfen wollen, wird (ähnlich wie in der Hegelschen Philosophie) ein Weltbild für die Sphäre der Vorstellung gezeichnet. Der Schöpfer ist das Brahman in der niedrigeren Gestalt des Ischwara, des persönlichen Gottes. Dieser Ischwara überlegte: „ich will schaffen, ich will mich vervielfältigen.“ Er wird als der bezeichnet, aus dem alles kommt, als der, welcher alles trägt. Aber die Frage, wie aus dem einen geistigen Brahman die vielgestaltige, unreine, grobstoffliche Welt hervorgehen könne, läßt Schankara unbeantwortet, denn für den Weisen ist die Welt doch nur trügerischer Schein. Doch nicht bei allen Denkern, erinnern wir nur an das Wort: Die Welt ist Wahr-

heit, doch Brahman ist die Wahrheit der Wahrheit. Immerhin heißt es Atmabodha 8:

Aus dem sie kommen, der sie alle träget,
im höchsten Herrn erlangen alle Welten
Ursprung, Bestand und Auflösung am Ende,
gleichwie im Wasser flücht'gen Schaumes Blasen.

In derselben Schrift des Schankara (47) heißt es:

Dies ganze Weltall ist fürwahr das Selbst nur;
verschieden von dem Selbst gibt es nichts anderes:
Wie Töpfe eben nur bestehn aus Erde,
so sieht im eignen Selbst das All der Weise.

Die Erlösung besteht also nach der Wedantalehre in der Erkenntnis, daß das empirische Selbst mit dem absoluten Selbst identisch ist: Ich bin das, d. h. das Brahman. Der Philosoph, der, gereinigt durch religiöse Zeremonien, seine Gedanken von der Außenwelt ablenkt und auf seines Lehrers Unterricht sorgfältig merkt, denkt nach über den großen Spruch: „Das bist Du (tat twam asi); Du bist das einzige Wesen." Er erkennt, daß alle Zweiheit Täuschung ist.

Wenn durch Erkenntnis erst der Seele Dunkel,
wie vor dem Morgenrot die Nacht, verschwindet,
Dann offenbart der ewige Geist von selbst sich,
so wie im Strahlenglanz die Sonne aufgeht.
(Atmabodha 42; Dilger, S. 432.)

Die Vergegenwärtigung des Brahman soll so oft wiederholt werden, bis das Schauen desselben eintritt, wie man das Korn so lange fortdrischt, bis alle Körner ausgedroschen sind. Für den, der zur Erkenntnis: „Das bist Du" gekommen ist, ist solche Wiederholung nicht mehr nötig. Wenn einer noch Schmerz empfindet, soll er denken, die Schmerzempfindung sei nur ein Wahn, wie einer, dessen Kinder oder Freunde leiden, selbst zu leiden meint. Im traumlosen Schlaf hören ja auch die Schmerzempfindungen auf.

Die Hauptfrage, wie die erlösende Erkenntnis entstehe, weiß aber Schankara nicht klar zu beantworten. Das eine Mal erscheint sie als Gnadengeschenk des Ischwara, das andre Mal als Frucht der eigenen Werke des

Menschen. So leidet das vielbewunderte, vor den äußersten Konsequenzen nicht zurückschreckende Wedântasystem doch an mancherlei Inkonsequenzen.

d) Bhakti.

Eine Upanischad eigener Art, die bis in das 4. Jahrhundert v. Chr. zurückreicht, ist die als eine Episode in das Mâhâbharata eingeschobene Bhâgavadgîta, welche zu den edelsten Produkten des indischen Geistes gehört und noch heute in Indien eine Geltung und ein Ansehen genießt, das wir mit dem Ansehen der heiligen Schrift vergleichen können. Die Bhagavadgita ist das neue Testament des Hinduismus. In dieser philosophischen Episode erscheint Krischna als Wagenlenker des Ardschuna und hält dem Pandufürsten, der Bedenken trägt, eine Schlacht zu liefern, welche vielen Menschen das Leben kostet, eine Rede über die Vergänglichkeit des Einzellebens, über die Seelenwanderung, die Erlösung und den Weg dazu. Er geht die verschiedenen philosophischen Systeme durch, beginnend mit dem Sankhja-System, und kommt schließlich zu dem Ergebnis: „Weihe dein Herz mir! Bete mich an! Opfere dich mir auf! Beuge deinen Willen vor mir! So wirst du zu mir kommen. Komm zu mir als dem alleinigen Zufluchtsort! Ich werde dich von allem Übel erlösen" (Bhag. Gita XVIII, 64—66). Also nach allen theopanistisch-asketischen Versuchen eine bhakti und ein Krishna-Monotheismus. Zum Karmamârga und Jnânamarga tritt als gleichberechtigt der Bhaktimârga, ein Heilsweg der Hingebung, auch für diejenigen gangbar, die weder große Opfer darbringen noch die höhere Erkenntnis erlangen. Schon die Verehrung des Bhagavat geschieht durch Bhakti und die Verehrer oder Bhâgavatas kennen den „Liebespfad" (bhaktimârga). Bhakti ist die schlechthinige Ergebung und Hingabe an die Gottheit, so daß dabei das eigene Wollen ganz in den Dienst des Verehrten gestellt wird und sie kann zu einer glühenden aufopfernden Liebe werden.

In seiner Übersetzung der Bhâgavadgîta hat Garbe das

herrliche Lied von der Gottesliebe „den Gesang des Erhabenen" in seiner Ursprünglichkeit wieder hergestellt durch Ausscheidung von 170 Versen brahmanistischen Inhalts, die fast wie Fremdkörper anmuten und dadurch die Anschauung der Bhâgavata-Religion, die sich später in eigenartiger Weise mit dem Yoga-System verbunden hatte, wieder deutlich ins Licht gestellt. In dieser Religion ist Gott ein bewußtes, ewiges und allmächtiges Wesen, der „anfangslose große Herr der Welt". Er ist nicht nur von der Welt, sondern auch vom unvergänglichen Geist der Wesen verschieden. Gott legt den Keim der Entfaltung in den Mutterschoß der Materie und ist so der Vater aller Geschöpfe, Gott leitet die Entstehung, Entwicklung und Auflösung des Universums. Alle Zustände der Wesen stammen von ihm, er leitet ihr Geschick. „Jedesmal, wenn das Recht im Abnehmen und das Unrecht im Zunehmen ist", erschafft Gott, der doch von Ewigkeit her und unvergänglich ist, sich selbst aufs neue, indem er neue Erscheinungsformen annimmt „zum Schutze der Guten und zur Vernichtung der Bösen, um das Recht zu befestigen." Gott liebt die Menschen, die ihn erkennen und ihm von ganzem Herzen ergeben sind, und erlöst denjenigen, der bei ihm allein seine Zuflucht nimmt, von allen Sünden.

Alle Werke aber werden von der Materie, die ewig ist, ausgeführt, doch Gott lenkt den Weltprozeß, ohne in die Materie irgendwie verstrickt zu werden. Aber auch der Geist des Menschen bleibt unberührt von allen Einflüssen und Werken der Materie. Wer da weiß, daß der Geist das wahre Ich ist, das die abgenutzten Körper verläßt und in neue eingeht, wie man alte Kleider ablegt und neue anzieht, daß der Geist weder verwundet noch vernichtet werden kann, der klagt nicht über Leid und Tod. Neben den Weg der Weltentsagung, den der Dichter nicht ganz zu verwerfen wagt, weil er bereits tief im Denken des Volkes wurzelt, tritt der Weg des pflichtgemäßen wunschlosen Handelns. Aber sowohl auf dem Wege der Erkenntnis als auch auf dem Wege der Pflichterfüllung führt die Liebe zu Gott mit unbedingter Sicherheit

zum Ziel, zur Erlösung. Jedem ohne Unterschied der Geburt oder des früheren Verhaltens gewährt die Bhakti die Gewißheit der Erlösung: selbst Bösewichten, Frauen, Waischjas und Schudras. Aber nicht um eine vorübergehende Regung von Gottesliebe darf es sich handeln, sondern das ganze Wesen des Menschen muß von unwandelbarer Gottesliebe erfüllt sein, dann sind auch in der Todesstunde die Gedanken des Menschen auf Gott gerichtet, was sehr wichtig ist, da der Mensch in diejenige Daseinsform eingeht, an die er in der Todesstunde denkt. Der Zustand der zu Gott eingegangenen Seele ist nicht Bewußtlosigkeit. Die Erlösung wird als ein glückseliger Zustand der in der Gegenwart Gottes individuell fortexistierenden Seele gedacht. Die Erlösten werden nicht Gott, aber sie sind gleich Gott und genießen zu seinen Füßen eine immerwährende Wonne, die lediglich darin besteht, daß sie Gott dienen. Garbe, dessen Ausführungen wir bisher fast wörtlich, wenn auch im Auszuge gefolgt sind, stellt folgende Übereinstimmungen mit christlichen Anschauungen fest. 1. „Der Glaube an die Liebe Gottes zu den Menschen und an seine daraus entspringende Gnade und Vergebung der Sünden, 2. die an den Menschen gestellte Forderung der Gottesliebe.“ Garbe selbst lehnt unter Hinweis auf den Gebrauch des Begriffes bhakti um 400 v. Chr. durch Panini und auf ähnliche Erscheinungen bei den Griechen, jede christliche Beeinflussung ab und betrachtet die scheinbar christliche Färbung der Bhâgawadgîta als einen Ausfluß echt indischer Religiosität. Wir lassen diese Streitfrage offen und weisen nur noch einmal hin auf die eigenartige Verquickung mit dem Sânkhya-Yogasystem, die Ewigkeit der Materie und die Gestalt des Krischna, die trotz ihrer Herrlichkeit in der Bhâgawadgîta einen Vergleich mit dem christlichen Erlöser nicht auszuhalten vermag. Die Liebe Gottes zu den Menschen findet sich schon im alten Testament und auch die göttliche Gnade (prasâda) wird in den Psalmen gepriesen. Juden aber lebten schon vor der christlichen Zeitrechnung in Indien. Sie werden heute als „schwarze“ Juden bezeichnet im Unterschied von den „weißen“, die erst später einwanderten.

4. Die Volksreligion zur Zeit des älteren Brahmanismus

Schon die Bhakti-Religion verheißt die Erlösung allen, die in liebender Hingabe an die Gottheit den Weg der Pflicht beschreiten. Es war zu allen Zeiten die Gewohnheit der Brahmanenpriester, fremde Religionen nur mit geistigen Waffen zu bekämpfen und auch die Anschauungen der primitiven Völker Indiens als eine niedere Stufe der Entwicklung in toleranter Weise zu dulden. So kam es, daß die Brahmanen auch die Anerkennung der primitiven Volksschichten erlangten und von ihnen als Erdengötter verehrt wurden. Mit der Zeit gelang es ihnen, den Glauben der unterjochten Völker tiefgehend zu beeinflussen und ihrerseits echt indische Religionsanschauungen in ihre Vorstellungswelt aufzunehmen und vollständig zu absorbieren. So entstand aus den Elementen der Volksreligion und dem Brahmanismus ein synkretistisches Gebilde, das noch heute jede Neuerscheinung auf religiösem Gebiet in sich aufzunehmen vermag, der Hinduismus. Die höchste Anforderung stellte in dieser Beziehung die Einverleibung des Buddhismus an den Geist der brahmanischen Religion, und wenn auch ganz Indien von buddhistischen Ideen durchdrungen ist, so wurde doch der Buddhismus als Religion in Indien so gut wie ausgerottet.

Wir sehen schon in der späteren Weda-Zeit, namentlich im Atharwa-Weda, wie neben dem offiziellen Dienst der Weda-Götter eine Zauberreligion und ein Geisterdienst fortbestand, der uns an die Religionen der unkultivierten Völker erinnert. Die Brahmanen haben es nicht verschmäht, die vorgefundenen volkstümlichen Zaubermittel in ein neues Gewand zu hüllen mit Wortspielen und künstlichem Versmaß. Und dem Geisterglauben begegneten sie überall und vielfach gelang es ihnen, den Sinn der religiösen Überlieferung der niederen Volksschichten völlig umzudeuten. Es handelt sich bei diesen Geistern nicht bloß um den Dienst für die hingeschiedenen Väter, die durch Speiseopfer befriedigt werden, sondern um Erdgeister, Baumgeister, Berggeister, Flußgeister, um lokale Schutzgeister aller Art, denen Spenden dargebracht wurden. Na-

mentlich ist der Schlangendienst ein altindischer Brauch, der durch alle Jahrhunderte und in allen Volksklassen vorkommt. Beim Eintritt der Regenzeit werden Schlangen bewirtet, aber auch an Zaubersprüchen (mantra) zur Abwehr derselben fehlt es nicht. Wenn die Störung eines Opfers für die Götter durch Geister zu befürchten ist, bringt man ein Gegenopfer dar. Die Geister werden auch irre geleitet und auf andere Menschen oder auf Tiere verwiesen. Seit uralten Zeiten verehrt der Inder unzählige Potenzen und Machtwesen, die in den Bergen und Schluchten, auf Bäumen und in Steinen, in Giftpflanzen, in Geräten, in Tieren und Menschen hausen und als übernatürliche Mächte, als Gottheiten oder devatâs, eine wichtige Rolle spielen in der indischen Volksreligion. Und die Brahmanen haben zu allen Zeiten den Kultus und die Verehrung diesen Machtwesen gegenüber gut geheißen und alle Bewohner in ihre höhere Kulturgemeinschaft aufgenommen, die sich ihrem Kastensystem anpaßten, die Verehrung der Kuh, das Gesetz des Karma, die Autorität der Wedas und der Brahmanen anerkannten; denn sie erkannten auch hier die Einzelerscheinungen der einen übersinnlichen Macht. Das Volk aber war dafür dankbar und sah in den Brahmanen selbst ehrwürdige Träger dieser Potenzen und Mächte, ja bezeichnete sie als bhudevas, Erdengötter. Viele der Haus- und Dorfgottheiten, welchen außer Reis und Feldfrüchten auch blutige Opfer wie Hühner, Schafe und Ziegen dargebracht wurden, zeigen stark animistisches Gepräge. So kommt es, daß in Indien seit den ältesten Zeiten bis heute alle nur denkbaren religiösen Anschauungen vertreten sind, von den untersten primitiven Stufen bis hinauf zu den sublimsten religionsphilosophischen Systemen.

Wenn nun schon in der Weda-Zeit die eigentliche Volksreligion nicht ganz übereinstimmte mit der offiziellen priesterlichen und doch von den Priestern besorgt wurde, die mit der Zeit auch an die Stelle des Hausvaters und der Hausmutter bei Familienopfern traten, so dauerte dieser Unterschied fort und wurde ohne Zweifel durch das Auftreten Buddhas und der Bhakti-Frömmigkeit noch gefördert. Der Mensch braucht einen persönlichen Erlöser, die bloße Idee der Er-

lösung genügt dem gewöhnlichen Manne nicht. Diese Erkenntnis bricht sich Bahn, nachdem der Brahmanismus die Erlösung als das Ziel aller Religion hingestellt hat; denn die Selbsterlösung ist nicht für alle Menschen zugänglich und auch für die oberen Zehntausend nicht immer erreichbar. Nach späterer buddhistischer Anschauung ist dieser Erlöser in der Person des Buddha gekommen. Der Brahmanismus will nun seine alten Götter nicht aufgeben, aber sich auch dem Verlangen nach einem persönlichen Erlöser nicht entziehen, vor allem um das Volk von der Nachfolge des Buddha zurückzuhalten. „Wir können im ganzen schließen, daß zu Buddhas Zeit verschiedene wedische Götter, namentlich Indra, im Volk verehrt wurden, daß der männliche Gott Brahmâ eine wichtige Rolle spielte, auch Wischnu und Schiwa Verehrung genossen, im ganzen aber die drei großen Götter noch nicht die hohe Stellung erhalten hatten, die ihnen in der Folge zuteil wurde."[25] Aber auch menschliche Persönlichkeiten, welche vom Volk zum persönlichen Gott und Erlöser erhoben wurden, suchte man mit Recht unter den Heroen des indischen Altertums. Der Grieche Megasthenes, der von 302—288 als Gesandter des Seleukos Nikator am Hofe zu Pataliputra weilte, erwähnt in seinen Berichten den Krischna als Avatâra des Wischnu unter dem Namen Herakles, neben dem Dionysos, dem Schiwa, welcher die ganze Erde und das Meer durchzogen und vom Übel gereinigt habe. Doch erst später, in den jüngeren Teilen des Mahâbhârata hat die Erhöhung Krischnas Fortschritte gemacht und seine Verehrung als eines menschgewordenen Gottes wird wohl erst nach Buddhas Zeit aufgekommen sein. Neben Krischna ist Rama, der Held des Râmâyana, der durch das Dekhan bis nach Ceylon vorgedrungen ist, zu einer als Gott verehrten Person geworden.

In der Bhâgavadgîtâ finden wir bereits den Grundsatz ausgesprochen: „So oft eine Erschlaffung des Gesetzes und eine Erhebung des Unrechts eingetreten ist, kommt Wischnu herab in irgendeiner Gestalt." Mit dem christlichen Begriff von der Menschwerdung Gottes hat diese Jdee des Herabsteigens, des Awatâra, die Ähnlichkeit, daß aller-

dings ein Herabsteigen der Gottheit in die menschliche Natur, nicht bloß ein Aufsteigen von Heroen für möglich und wirklich gehalten wird. In Râma und Krischna macht die Gottheit ein ganzes Menschenleben durch; es ist nicht nur eine vorübergehende Erscheinung. Auch der Zweck des Herabsteigens ist eine Erlösung von der Ungerechtigkeit. Aber bei näherer Betrachtung sind diese Awatâras des Wischnu von der Menschwerdung Christi ebenso verschieden, wie die indischen Büßungen von der christlichen Buße. Da die indische Religion mit der Lehre von der Seelenwanderung die Gottebenbildlichkeit des Menschen aufhebt, erscheint der Gott in Tierleibern wie in Menschenleibern. Aber auch da, wo Wischnu als Mensch auftritt, in der Person des Krischna, ist sein Leben so unheilig, daß zwischen ihm und Christus nur eine Namensähnlichkeit stattfindet, und einige Züge aus der Kindheitsgeschichte verglichen werden können. Ja, wir werden die ganze Idee der Awatâras aus dem indischen Theopanismus so erklären müssen, daß der Gott auf Erden nichts ausrichten kann, wenn er nicht als Mensch oder Tier auftritt. Auch ist die Wirkung der Inkarnation vorübergehend: das Unheil nimmt wieder überhand und erfordert eine neue Inkarnation; eine ewige Erlösung ist nicht gefunden. Ferner wird das Übel sehr äußerlich gefaßt: es ist keine Erlösung von der Sünde. Endlich sind die Awatâras keine Entäußerung der göttlichen Herrlichkeit. Der Gott existiert neben seiner Inkarnation noch fort, ohne daß man über dieses Verhältnis Rechenschaft gibt. So ist der Awatâra schließlich doch nur eine potenzierte menschliche Kraft.

Der Gott Wischnu, dem die Awatâras zugeschrieben werden, spielt, wie wir gesehen, in den Weda-Liedern nur eine untergeordnete Rolle. Er ist der Gott der drei Schritte, der den ganzen Weltraum durchmißt. Im Aitarêya Brâhmana (I, 1) hat beim Opfer Agni den niedersten, Wischnu den höchsten Platz. Er begegnet uns in den späteren Schriften unter verschiedenen Namen: Hari, Narâyana, Wasudêwa u. a. v. Schröder nimmt an, daß das selbständige Götter einzelner Stämme gewesen seien, welche im Kampfe

gegen den Buddhismus in den Wischnu-Kultus aufgenommen worden seien.[26] Der Gott Wischnu war der geeignetste Träger für die Idee der göttlichen Welterhaltung, denn er durchschreitet in einem Augenblick alle Welten und kann die mannigfaltigsten Formen annehmen, weil sein Wesen in den Weda-Liedern noch nicht näher beschrieben ist. Als Wassergott Narayana wird er abgebildet auf der zusammengerollten Schlange Schescha (Überrest) oder Ananta (endlos) ruhend über den Fluten des Urmeers. Indem er auf dem Garuda, einem Vogel mit goldenen Fittichen, einherfährt, steht er in Beziehung zur Sonne. Er trägt nach der Beschreibung seiner Erscheinung im Râmâyana in den Händen eine Muschel, eine Wurfscheibe und eine Keule, wurde also wahrscheinlich damals schon mit vier Händen abgebildet, von denen eine frei ist. Sein Palast oder sein Himmel wird Waikuntha genannt.

Seine Gattin ist Lakschmi oder Schri, die Göttin der Liebe, der Huld, der Fruchtbarkeit, der Ehe und des Reichtums. Ihr Fest ist das Fest der Ernte, ihr Symbol die Lotosblume. Ihr ist die Nahrung spendende Kuh geweiht.

Die Awatâras des Wischnu werden wir im neueren Brahmanismus, wo sie vollständiger ausgebildet sind, im Zusammenhang betrachten.

So groß das Ansehen des Wischnu, namentlich als Krischna und Râma, durch die Heldengedichte geworden ist, so hat er doch von alten Zeiten her einen Nebenbuhler in einem Gott, dessen jetziger Name zwar in den Weda-Liedern gar nicht vorkommt, dem aber heutzutage mehr als die Hälfte der Bewohner von Vorderindien fast ausschließlich dient, in dem Gott Schiwa.

Wir haben den wedischen Sturmgott Rudra erwähnt, den gewaltigen Zerstörer, der auf dem Himalaya haust, an den nur wenige wedische Lieder gerichtet sind. Die Forscher stimmen immer mehr darin überein, daß verschiedene Götter mit diesem Rudra identifiziert worden seien, und zwar so, daß die hohe Verehrung, welche der Gott schon in alten Zeiten genoß, nicht von den Ariern, sondern von den Drawiden herstammt, denn es ist auf-

fallend, wie der Gott Schiwa (d. h. der Gütige) oder Mahâdêwa (der große Gott) oder Schankara (der Heilbringende) im Dekhan von den drawidischen Völkern und in Hindostan von den Leuten aus niedrigen Kasten vorzugsweise verehrt wird. v. Schröder nimmt an, daß er in den ersten Jahrhunderten nach Buddha zum höchsten Gott erhoben und auf ihn die Eigenschaften des Agni und des Hari übertragen worden seien.[27] In Südindien verbindet sich der Schiwadienst selbst mit dem schon genannten Bhuten- oder Dämonendienst der unkultivierten Volksstämme, während der Wischnukultus demselben ferne bleibt. Nicht bloß Schiwa, sondern auch seine Gattin Kâli und seine Söhne Ganêscha und Kartikêja genießen durch ganz Indien eine hohe Verehrung, ohne daß ihre Taten durch das nationale Epos so verherrlicht worden sind, wie die Awatâras des Wischnu. Ferner haben die Opfer für diese Schiwa-Familie einen andern, mehr blutdürstigen Charakter und gehören nach einigen Andeutungen in den heiligen Schriften nicht in die Reihe der anerkannten Opfer für die Hindugötter. Endlich findet sich für die allgemein verbreitete Verehrung des Schiwa unter dem Symbol des Linga (Phallus) bei dem wedischen Rudra keine Spur. Dr. Kittel bestreitet zwar den drawidischen Ursprung des Lingadienstes, weil die Tulus und Kurgs diesen Dienst nicht haben, allein der wedische Ursprung kann ihm ebensowenig nachgewiesen werden. Wenn er auch aus dem Norden von Indien nach dem Dekhan gekommen ist, kann er doch von den nichtarischen Schudras herstammen. Auf die eigentliche Lingaitensekte kommen wir beim neueren Brahmanismus zu sprechen. Die Verehrung des Schiwa unter dem Symbol des Linga ist so weit verbreitet, daß man sich eine falsche Vorstellung von diesem Gott macht, wenn man ihn nur als den zerstörenden Gott betrachtet. Als der zeugende Gott genießt er die größte Verehrung.

Schiwa ist der starke Gott, der nicht durch Büßungen und Opfer überwunden werden kann, denn er ist selbst der größte Asket, der Schutzpatron aller Büßer. Dort im Himalaya, wo der Ganges mit gewaltigem Getöse von schwindelnder Höhe herab durch schauerliche Felsklüfte sich seinen Weg in die

hindostanische Ebene bahnt, ist Kailâsa, der Palast des Schiwa, zu suchen. Er ist der Herr der Berge (giriça). Als Sinnbild seiner Gewalt führt er den Dreizack (triçûla) und eine Jagdschlinge (pâça) oder hat er eine Antilope, zuweilen auch eine Feuerflamme in der Hand. Häufig trägt er eine Halskette von Totenschädeln. Auf der Stirne hat er ein drittes Auge. Der heilige Stier, Nandi, gehört zu seiner Umgebung. Zuweilen wird er mit fünf Köpfen abgebildet, zum Zeichen seiner Überlegenheit über den vierköpfigen Brahma.

Während sonst die Frauen der Götter in der indischen Mythologie eine viel geringere Bedeutung haben als in der griechischen, ist das bei der Frau des Schiwa nicht der Fall. Sie wird genannt Umâ (Mutter), Durgâ oder Pârwati (die schwer zugängliche, auf den Bergen hausende), oder Kâli (die schwarze, die verzehrende). Es gibt sehr verschiedene Abbildungen dieser Göttin, welche mit ihrem Gemahl auf Kailâsa wohnt. Auch sie wird mit einem dritten Auge auf der Stirne, mit einer Halskette von Totenschädeln und mit einem greulichen Angesicht abgebildet. Daneben gibt es aber Bilder, wo sie nicht häßlicher erscheint als andere Göttinnen. Ihr Kultus erinnert sehr an die Zauberreligionen der wilden Völker. Ihr nichtarischer Ursprung wird feststehen, da sie nicht früher erwähnt wird als in den jüngeren Upanischaden.

Die Verehrung von Wischnu und seinen Awatâras, sowie von Schiwa ist im Unterschied von der brahmanischen Askese die persönliche Hingabe an den Gott, der in einem Bilde dargestellt ist, die Bhakti, welche, wie oben geschildert, schon in der Bhagavadgîta gepriesen wird und im neueren Brahmanismus stärker hervortritt.

Wenn so die Götter Wischnu und Schiwa volkstümlich geworden sind, mußten die Brahmanen ihr unpersönliches Brahman auch zum persönlichen Gott Brahmâ machen, wozu in dem wedischen Brahmanaspati schon der Ansatz gegeben war. In den buddhistischen Sutras wird bereits dieser männliche Gott Brahmâ genannt. Er hat zwar bis auf den heutigen Tag keine Tempel und keine Opfer, aber er wird im Göttersystem als der höchste bezeichnet. Er ist Pradschâpati

(Herr der Geschöpfe) und wird mit vier Köpfen abgebildet. Unter ihm stehen die acht Welthüter (lôkapâlas), welche die acht Himmelsgegenden gegen die bösen Geister zu beschützen haben (Indra, Agni, Waruna, Sûrja, Tschandra oder Sôma als Mondgott, Wâju, Yama und ein in den Wedas noch nicht vorkommender Gott des Reichtums: Kuwêra). Brahmâ wird in den Mythen und Heldensagen wenig berührt.

Seine Gattin ist Saraswatî, welche nicht mehr als Flußgöttin erscheint, sondern als Göttin der Ordnung, der Harmonie, der Sprache, überhaupt der klaren Erkenntnis. Sie wird angerufen, wenn man die Kinder reden oder lesen lehrt. Auf Abbildungen hat sie eine Buchrolle oder ein Musikinstrument in der Hand.

5. Das Kastensystem und die Familienordnung

Das gesellschaftliche und religiöse Leben im Brahmanismus hat durch das Kastensystem eine so eigentümliche Gestalt bekommen wie bei keinem andern Volke, und der Hindu hängt daran mehr als an seinen Göttern.

Standesunterschiede gibt es ja überall, und sie lassen sich auch im Christentum nicht verwischen, ja das Zusammenhalten des Standes gibt manchem noch einen sittlichen Halt. Allein das Eigentümliche des brahmanischen Kastensystems ist, daß es nicht bloß Standesunterschiede sind, sondern das Volk in Hunderte von Kasten gegliedert ist, und daß jede Nichtbeachtung der sozialen Unterschiede auch religiös verunreinigt.

Wir haben gehört, daß nach dem Puruscha Sûkta die Brahmanen aus dem Haupt, die Kschatrijas oder Radschanjas aus den Armen, die Waischjas aus den Schenkeln, die Schudras aus den Füßen des von den Göttern geopferten Puruscha hervorgegangen sind. Wie hier aus dem Puruscha, so gehen sie in Manus Gesetzbuch aus dem Gott Brahma hervor, und ihre Obliegenheiten werden in den Gesetzbüchern genau beschrieben. Aber schon Manu führt neben den vier noch sechzehn gemischte Kasten auf, welche durch Zwischenheiraten entstanden sein sollen, von denen aber ein-

zelne Namen von dunkelfarbigen Volksstämmen sind, andere, z. B. Vaidya = Arzt, einen bestimmten Beruf angeben. So werden wir darauf geführt, daß es schon zu Manus Zeiten mehr als vier Kasten gegeben hat, und daß die soziale Scheidung immer weiter vorgeschritten ist bis auf unsre Zeit.

Das Sanskritwort für das portugiesische casta ist varna = Farbe, und der erste Blick auf das indische Volk im Norden wie im Süden verrät es, daß es aus verschiedenen Völkerschaften zusammengesetzt ist. Die Brahmanen haben eine viel hellere Hautfarbe als die Schudras, und diese wieder als die Paria oder Pulajer und andere als kastenlos bezeichnete Volksstämme. Wir können also mit Max Müller (Essays, deutsche Ausg. II, 285) eine ethnographische, eine politische (Priester, Adel, Bürger, Sklaven) und eine professionelle Kaste (Weber, Palmbauern, Fischer usw.) nachweisen.

Die Schudras sind unter den nichtarischen Stämmen immer noch der am höchsten geachtete, denn sie haben arische Sprache und Religion angenommen. Die Urvölker, welche eine andere Sprache reden, werden Nischâdas genannt; sofern sie sich vom brahmanischen Gesetz fernhalten, Dasyas. Aber auch diese müssen im gesellschaftlichen Leben sich nach dem brahmanischen Gesetz richten und einem Brahmanen in der vorgeschriebenen Entfernung ausweichen.

Das Erbteil der Brahmanen ist nach dem Gesetzbuch Weisheit, Tugend und Heiligkeit, das der Kschatrijas Stärke und Macht, das der Waischjas Reichtum, das der Schudras Untertänigkeit und Verachtung. Die zwei mittleren Kasten sind fast ganz ausgestorben, so daß namentlich im südlichen Indien nach den Brahmanen sogleich die Schudras kommen, aber in verschiedenen besonderen Kasten, und gegenüber den Kastenlosen noch eine höhere gesellschaftliche Stellung haben.

Die drei arischen Kasten dürfen als die zweimal Geborenen (dvidyas) die heilige Schnur anlegen, die Wedas lesen und die Gâjatri täglich hersagen. Die heilige Schnur soll den Brahmanen im achten, den Kschatrijas im elften, den Waischjas im zwölften Lebensjahr angelegt werden. Der Vorrang der Brahmanen selbst vor den Königen hängt wohl mit dem reli-

giösen Sinn des Volkes und dem theopanistischen Charakter der indischen Religion zusammen. Aber ganz ohne blutige Kämpfe scheint nach der später zu besprechenden Sage von Paraschu-Râma der Vorrang nicht anerkannt worden zu sein.

Das indische Kastensystem hängt mit der Familienordnung eng zusammen. „Die Tendenz der letzteren ist, die Individualität vollständig zu vernichten. Das Hindukind befindet sich in einer Familie, bestehend aus Großeltern, Eltern, Onkeln, Tanten und Vettern bis zum zweiten oder dritten Grad. Der Großvater oder vielleicht der ältere Bruder des Großvaters ist das Haupt der Familie, und wenn derselbe stirbt, folgt der jüngere Bruder oder der älteste der zweiten Generation nach. Der Hindusohn ist verlobt worden, ehe er etwas davon verstand, oder sucht in seinem siebenten oder achten Lebensjahr das Familienoberhaupt eine Frau für ihn, und ein großes Freudenfest findet zur Verlobung statt. Unter seinen Schwestern ist eine, der er kein Geschenk geben und die keinen Schmuck tragen darf. Sie war als Kind verlobt. Ihr Bräutigam starb, als sie noch wenige Jahre alt war. Sie ist nun Witwe, mit einem Fluch gebrandmarkt und muß bis an ihren Tod die Ungnade und die Schmähungen der Familie tragen. Der Hindusohn hört von nichts anderem als von den Angelegenheiten seiner Kaste. Er hat keine andere Laufbahn vor sich, als seinem Vater oder seinen Onkeln in ihrem Handel oder Gewerbe beizustehen, und wenn er etwas gewinnt, gehört es nicht ihm persönlich, sondern der ganzen Familie. Wenn er 17 oder 18 Jahre alt ist, bringt er seine Frau in seines Vaters Haus, und ein neuer Zweig ist der Familie hinzugefügt." [28]

D. Der neuere Brahmanismus oder Hinduismus

1. Die geschichtliche Entwicklung, die konfessionelle Sonderung und die Union in der Trimûrti. Die Literatur des Hinduismus

Der mehr als tausendjährige Kampf zwischen Brahmanismus und Buddhismus endigte mit der völligen Vertreibung des letzteren aus seinem Heimatland, doch nicht ohne

Einwirkung des Buddhismus auf den Brahmanismus. Der Brahmanismus erstarkte wieder, indem er volkstümliche Religionselemente und buddhistische Ideen in sich aufnahm. Die Brahmanen waren nicht gewohnt, der Kriegerkaste, aus welcher Buddha stammte, sich zu unterwerfen. Gewalt hat der Buddhismus niemals angewendet zur Unterwerfung eines Volks, aber es gelang ihm auch nicht, das ganze Volk in seinem Heimatlande für sich zu gewinnen. Als die erste Begeisterung vorüber war, als die Jünger Buddhas in einen leeren Formelkram verfallen waren, gewannen die Brahmanen wieder die Oberhand.

Über die Geschichte des Kampfes, der zwischen 600 und 1000 n. Chr. stattgefunden haben muß, gibt es nur dürftige Nachrichten. Es mag zur Vertreibung des Buddhismus beigetragen haben, daß die Träger dieser Religion in Vorderindien seit der Zeit von Christi Geburt einem fremden Volk angehörten. Es waren die Juetschi oder Indo-Skythen, ein turanisches Nomadenvolk, welches dem griechisch-baktrischen Reich ein Ende gemacht und das Gangesland erobert hatte. Diese Juetschi hatten sich zum Buddhismus bekehrt, aber allerlei abergläubische Elemente demselben beigemischt. Sie wurden im 6. Jahrhundert von dem Könige Wikramaditja in Uddschajini (Ossene) am Nordende des Windhjagebirges besiegt; und nun begann eine neue Blütezeit des Brahmanismus. Unter diesem König lebten die sogenannten neun Edelsteine: neun berühmte Dichter, darunter der bedeutendste, Kalidâsa, der Verfasser des Dramas Sakuntala. Auch die Fabel- und Märchenpoesie, die Roman- und Spruchdichtung, die Astronomie, Grammatik und Philosophie, kamen empor. Mit diesem nationalen Aufschwung werden wir uns auch ein Erstarken des Brahmanismus verbunden denken müssen. Damals bestanden die beiden Religionen noch friedlich nebeneinander. Aber im 8. Jahrhundert soll Kumârila Bhatta, ein brahmanischer Philosoph, den König Sudhanwan zur blutigen Verfolgung der Buddhisten getrieben haben. Durch Schankara wurde der Wedantismus, wie wir gesehen, neu belebt und damit die Autorität der

Wedas gegenüber dem Buddhismus gehoben. Schankara soll in Malabar die vier ursprünglichen Kasten in 72 verwandelt haben, d. h. er hat die vielen bereits existierenden Kasten auch theoretisch als solche anerkannt. Er soll in Südindien manche Klöster (mathas) gegründet haben, darunter das bedeutendste Schringagiri in den Westghats bei den Quellen des Tungabhadra. So hat der Brahmanismus, dem Buddhismus folgend, an die Stelle des Einsiedlerlebens das Klosterleben gesetzt. Nachdem Schankara weit herumgewandert und viel mit Dschainas disputiert hatte, soll er in Kaschmir sich auf den Thron der Saraswati gesetzt haben und 132 Jahre alt im Himalaya gestorben sein. Obgleich er Wischnuit gewesen sein soll, sind doch die Smârta-Brahmanen in Südindien, welche ihn als ihren Stifter betrachten, Schiwaiten. Die konfessionelle Sonderung, wie sie heutzutage unter den Brahmanen hervortritt, scheint also damals noch nicht so stark gewesen zu sein. Aber nach der Vertreibung des Buddhismus gingen die Brahmanenschulen auseinander, und jede zog einen Teil des Volks an sich und verfertigte ihre eigenen religiösen Schriften. So konnte die Restauration des Brahmanismus kein einheitliches Gebäude zustande bringen. Professor Monier Williams vergleicht daher den Hinduismus mit einem alten überwachsenen Gebäude, das nicht nach einem einheitlichen Plan gebaut zu sein scheint. Es ist geflickt, mit neuen Steinen versehen, nach allen Seiten erweitert, inwendig nach den mannigfaltigsten Ideen eingerichtet; und obgleich es aussieht, als ob es jeden Augenblick in Trümmer fallen könnte, sucht es doch noch über jedes Loch und jeden Winkel von erreichbarem Boden sich auszubreiten. Es wird zusammengehalten und bleibt stehen, weil es von der festen Grundlage des Brahmanismus und der Kaste getragen wird.[1]

Die politische und religiöse Unabhängigkeit Vorderindiens ging aber aufs neue in die Brüche, da seit dem 11. Jahrhundert die Mohammedaner den Indus überschritten und 1526 das Reich des Großmoguls gründeten. Unter der Regierung des toleranten Akbar (1556—1605) hatte dieses Reich seine Blütezeit und erstreckte sich weit in das Innere

des Dekhan. Aber später fielen die Sikhs im Pandschab, die Radschputen, die Mahratten, Audh, Bengalen und Haiderabad im Dekhan ab und gründeten selbständige Reiche.

Inzwischen waren auch an den Küsten des Dekhan fremde Völker und Religionen erschienen. Die Thomaschristen hatten im 6. und 7. Jahrhundert ihre Blütezeit und haben sich mit syrischer Kirchensprache in den Fürstentümern Kotschin und Trawankor bis auf unsere Zeit erhalten, aber das Christentum nicht weiter ausgebreitet. Die Portugiesen haben seit dem 16. Jahrhundert von Goa aus große Küstenstriche unterworfen, und unter ihrer Herrschaft haben römisch-katholische Missionare das Christentum verbreitet, auch einen Teil der Thomaschristen mit der Papstkirche uniert. Aber ihre Herrschaft wurde immer mehr zurückgedrängt, namentlich durch die Engländer, welche seit der Schlacht bei Plassey (1757) einen einheimischen Fürsten um den andern entthronten oder in Abhängigkeit brachten, der mohamedanischen Herrschaft ein Ende machten und nun Vorderindien beherrschen. Unter ihrer Regierung hat erst im 19. Jahrhundert auch die evangelische Mission größere Ausdehnung gewonnen. Aber noch immer ist die Zahl der katholischen und der evangelischen Christen gegenüber dem Brahmanismus und dem Islam gering.

Die konfessionelle Sonderung im Brahmanismus machte Fortschritte, als die Wischnuiten im 12. Jahrhundert in Râmanudscha und im 14. in Râmananda und Madhwâtscharya Häupter erhielten, welche in Philosophie und Askese hervorragten und beim Volke großen Anhang fanden. Râmanudscha stammte aus der Gegend von Madras und erneuerte die Lehre der Bhâgawatas, einer Partei, die schon im Mahâbhârata genannt wird, und welche die Bhakti, die Gottesliebe, betonte. Sein Brahma war nicht das unpersönliche Wesen des Schankara, sondern ein persönlicher Gott, der die reale Welt aus sich hervorgebracht hat, und Seelen, die durch Glauben und Liebe sich Gott nähern sollen, und dieser Gott ist Wischnu in der Person des Râma, in welchem er Mensch geworden ist. Seine Anhänger werden Râmanudschas genannt.

Ebenfalls einen Râmakult hat Râmananda im 14. Jahrhundert im Gangesland gestiftet. Seine Anhänger schrieben nicht in Sanskrit, sondern in der dortigen Volkssprache, dem Hindi, ihre heiligen Schriften. Darunter das Râmâyana des Tulasi Dâsa aus dem 16. Jahrhundert, das die Râmâsage in anderer Weise behandelt als das bekannte Râmâyana des Walmiki. Unter seinen Schülern ragt Kabir hervor, der eine zum Monotheismus neigende Wischnuitensekte gründete, indem er den Gottesbegriff der Mohammedaner mit der indischen Religion zu verbinden suchte. Nicht Opfer, sondern allein Wahrhaftigkeit und Reinheit im Handel und Wandel soll den einen Gott ehren. Der Tempel soll ein Haus des Gebets sein, nicht des Götzendienstes.

Die Madhwer, welche von dem im 14. Jahrhundert in Schringagiri erzogenen Anandatîrtha oder Madhwâtscharya herstammen und in Udapi an der Küste von Kanara ihren Hauptsitz haben, scheiden zwischen dem individuellen Leben (jîvâtma) und dem höchsten Leben (paramâtma), aber so, daß das erstere unauflöslich mit dem letzteren verbunden ist. Sie wollen keine Auflösung in das Brahman, aber sie glauben durch Verehrung des Wischnu von der Seelenwanderung erlöst zu werden und die Seligkeit in Waikuntha zu erlangen.

Die Wallabhâtschâris, welche im 16. Jahrhundert entstanden sind, haben ein anderes Gepräge. Sie leben gar nicht asketisch und sind spezielle Krischnaverehrer. Sie schreiben demselben einen Himmel über dem des Wischnu und der anderen Götter zu in Gôlôka (Kuhwelt), und stellen hauptsächlich das Jugendleben des Krischna unter den Hirtentöchtern bei den Anbetungen in ihren Tempeln symbolisch dar. Ihre Lehrer (Gosain) sind verheiratet und lassen sich von ihren Anhängern tan, man und dhan = Leib, Seele und Geld übergeben, was auch bei den Anhängerinnen sehr wörtlich genommen wird. Im Gangesland und in Gudscharat ist diese Partei sehr zahlreich, namentlich unter den Kaufleuten. In Bengalen sind die Anhänger des Tschaitanya, welcher im 16. Jahrhundert einen Glauben ohne Werke predigte, ebenfalls zu sehr unzüchtigen Krischnaverehrern geworden.

Die schiwaitischen Brahmanen werden im Norden Dandis, im Süden Smârtas genannt. Sie halten die Adwâita-Lehre (Unzweiheitslehre), den Theopanismus des Schankara, fest und verehren den Schiwa unter dem Symbol des sthâvara linga, des im Tempel stehenden Linga, sind jedoch nicht so ausschließliche Schiwaiten, daß nicht die Smarter mit den wischnuitischen Madhwern essen und sich verheiraten würden, wenn nicht provinzielle Verschiedenheit sie trennt. Die Frau folgt dabei der Konfession des Mannes. — Andere Schiwaiten, die wir nicht als Konfession, sondern als Sekte bezeichnen müssen, da sie mit den Wedas nichts zu tun haben, werden wir später besprechen.

Die konfessionelle Sonderung sollte doch nicht zu einer völligen religiösen Trennung führen, und so sehen wir, wie die drei großen Götter, welche allmählich über die alten Weda-Götter den Vorrang gewonnen hatten, auch untereinander in nähere Beziehung gesetzt werden, so daß Brahma als Schöpfer, Wischnu als Erhalter, Schiwa als Zerstörer dargestellt wird. Diese sogenannte indische Dreieinigkeit, welche man in Geographie- und Geschichtsbüchern lange Zeit als Grundlage der indischen Religion bezeichnet hat, die Trimûrti, d. h. Dreigestalt, stammt aus sehr später Zeit. Zuerst erscheint diese Idee im Hariwanscha, einem beträchtlich jüngeren Gedicht als das Mahâbhârata, wo es heißt: „er, der Wischnu ist, ist auch Schiwa, und er, der Schiwa ist, ist auch Brahma: ein Wesen, aber drei Götter: Schiwa, Wischnu, Brahma".[2] Während hier die Einheit mehr pantheistisch gedacht wird, finden wir im 15. Jahrhundert die Notiz, daß ein König Dewaraja im Dekhan dem Hiranyagarbha (Brahma), Wischnu und Schiwa einen Tempel habe bauen lassen. Aber er scheint damit keine Anregung zur Fortsetzung eines solchen gemeinsamen Kultus gegeben zu haben, wenn auch ein dreiköpfiges Bild aus einem Stein, das vorn den Brahma mit dem Almosentopf und dem Rosenkranz, rechts den Wischnu, links den Schiwa darstellt, noch öfter gefertigt wurde, und die Idee der Zusammengehörigkeit der drei Götter in Indien theoretisch festgehalten wird. Zu einer praktischen Union, zu einer ge-

meinsamen Anbetung der drei Götter ist es nicht gekommen. Namentlich wird Schiwa von seinen Anhängern keineswegs nur als der zerstörende Gott betrachtet, und die Darstellung des Brahma verrät die nachbuddhistische Zeit.

Blicken wir in die Literatur des neueren Brahmanismus, in die Purânas, d.h. Alten, welche die alten Sagen über die Weltentstehung u. dgl. in neuer Form, nicht nur für die Brahmanen, sondern für das Volk bestimmt, enthalten, so finden wir wohl darin die drei großen Götter, aber in den wischnuitischen Purânas ist Wischnu, in den schiwaitischen Schiwa der höchste Gott, dem die beiden andern untergeordnet sind. „Ähnlich wie die Purânas mit dem Mahâbhârata in näherer Verwandtschaft stehen, wenngleich sie durch eine bedeutende Kluft von demselben geschieden sind, reihen sich an das Râmâyana noch eine Anzahl anderer, jüngerer Kâwja oder Kunstgedichte. Am bedeutendsten und selbständigsten sind unter denselben zwei Dichtungen, welche dem Kalidâsa zugeschrieben werden, also wohl dem 6. Jahrhundert n. Chr. entstammen: der Raghuwanscha, d. h. das Geschlecht der Raghu, und der Kumârasambhawa, d. h. die Geburt des Liebesgotts, beide durch bedeutende Schönheiten ausgezeichnet und aller Wahrscheinlichkeit nach echt".[3] Die Tantras aus viel späterer Zeit sind ritualistische Schriften, die oft nur aus Häufungen von Namen und leeren Formeln bestehen, Zauberbücher, die hauptsächlich zu dem unzüchtigen Geheimkultus des Schaktidienstes benützt werden.

Im neueren Brahmanismus sind auch in Volkssprachen heilige Schriften entstanden. Die in Hindi verfaßten der Ramanandas haben wir bereits genannt. Im Tamil ist die schöne Spruchsammlung Kural des Tiruwalluwar (übersetzt von Graul in seiner Bibliotheca Tamulica, Leipzig 1856) und der Lyriker Mânikka Wâsatscher hervorzuheben, der ein Hauptkämpfer gegen den Buddhismus gewesen sein soll. In kanaresischer Sprache sind die gehaltreichsten Schriften von Dschainas geschrieben. In derselben Sprache sind auch die heiligen Schriften der Lingaitensekte verfaßt: das Basawa-Purâna und das Tschanna-Basawa-Pu-

râna. (Vergleiche zum Ganzen: Geschichte der Indischen Literatur von Dr. M. Winternitz, besonders auch II. S. 333 ff.)

2. *Wischnu und seine Awatâras*

Zum Verständnis der ersten Awatâras des Wischnu müssen wir zunächst die indische Weltbeschreibung uns vergegenwärtigen. Die Erde schwimmt nach indischer Darstellung wie ein mächtiges Fahrzeug auf dem Urmeer. Der Mittelpunkt des von einem kreisförmigen Gebirge (lôkalôka) umschlossenen Erdkreises ist der Berg Meru, der nach dem Wischnu-Purâna der Samenknospe einer Lotusblume gleicht, so daß er an seinem Fuß einen Durchmesser von 10 000 Jôdschana hat, dagegen auf dem Gipfel einen Durchmesser von 32 000 Jôdschana. Über dem Meru erhebt sich der Himmel in verschiedenen Stockwerken, von denen die zwei obersten, der Büßerhimmel und der Wahrheitshimmel, bei einer Zerstörung der Welt nicht mitzerstört werden. Auf der Oberfläche der Erde sind nach der älteren Darstellung, welche auch im Buddhismus sich findet, vier Erdteile, nach der späteren sieben, und ebensoviele Meere: das Salzmeer, das Zuckermeer, das Weinmeer, das Buttermeer, das Molkenmeer, das Milchmeer und das Wassermeer.

Das Mahâbhârata gibt die Zahl der Awatâras des Wischnu auf 10 an. Das erst aus später Zeit stammende Bhagawata-Purâna zählt 22 auf und sagt dann: „Die Awatâras des Hari (Wischnu) sind unzählig, wie die 1000 Kanäle, welche von einem unerschöpflichen See ausgehen: die Rischis, die Manus, die Pradschâpatis, die Dêwas usw. sind lauter Offenbarungen von verschiedenen Teilen des Hari selbst, Krischna allein ist der ganze Bhagawat. Aber alle diese Offenbarungen sind bestimmt, in jedem Yuga die durch die Feinde des Indra unterdrückte Welt zu trösten“ (Bhag. Pur. I, 3, 26—27).

In den 10 Awatâras, welche man gewöhnlich annimmt, ist eine gewisse Stufenfolge zu bemerken. Die drei ersten sind Inkarnationen in Tiere (vielleicht entstanden, um den Tierkultus von unkultivierten Stämmen in den Hinduismus aufzunehmen), in der vierten wird Wischnu Mensch und Löwe

zugleich, die folgenden sind menschliche Lebensläufe aus der Heroenzeit, aber die siebente und achte mehr eine theoretische Union verschiedener Kulte als eine wirkliche Stufenfolge.

1. Die Fisch-Inkarnation (Matsyâvatâra) ist eine wischnuitische Variation der Flutsage (S. 332). Wischnu nicht Brahma, ist nach dem Matsya-Purâna der Fisch, welcher dem Manu die Flut ankündigt und ihn auf dem Schiff durch dieselbe bis an einen Berg in Kaschmir geleitet.

2. Die Schildkröten-Inkarnation (Kûrmâvatâra) wird in zwei verschiedenen Sagen erzählt. Nach der einen wollten die Götter das Milchmeer mit dem Berg Mandara ausbuttern, um die Götterspeise Amrita zu gewinnen. Da sie den Berg nicht loslösen konnten, fuhr Wischnu in die unterste Tiefe hinab, verwandelte sich in eine Schildkröte und riß die Wurzel des Berges los. Auf seinem Schild konnten nun die Götter mittelst der Schlange Wasuki, die sie als Seil gebrauchten, den Berg als Stöpsel umdrehen, bis die Amrita und allerlei Kostbarkeiten aus dem Milchmeer hervorkamen. — Nach der andern Sage begann die Welt in das Urmeer zu versinken. Um sie zu tragen, wurde Wischnu eine Schildkröte und stützte so die Erde auf dem Urmeer.

3. Die Eber-Inkarnation (Varâhavatâra) wird nach dem Mahabhârata dadurch hervorgerufen, daß im Krita-yuga die ganze Erde viel Unheil zu leiden hatte durch die Asuras und deshalb 100 Jôdschana tief ins Urmeer versank. Aber Wischnu verwandelte sich in einen Eber und trug sie auf seinen Hauern an ihren alten Ort.

4. In der vierten Inkarnation als Mensch-Löwe (Narasinhâvatâra) tötet Wischnu einen Daitjakönig, der die drei Welten in seine Gewalt gebracht hatte, so daß die Götter von ihren Sitzen vertrieben waren. Dessen Sohn war aber ein eifriger Wischnuverehrer geworden. Der Dämonenkönig verhöhnte sein Vertrauen auf den überall gegenwärtigen Wischnu und fragte: „wenn Wischnu überall ist, warum ist er nicht in dieser Säule?“ Damit schlug er an eine Säule in seinem Palast. Plötzlich tritt Wischnu aus derselben heraus, halb Mensch halb Löwe, und zerreißt den Dämonenkönig mit seinen Tatzen.

5. In der Zwerg-Inkarnation (Vâmanâvatâra) erscheint Wischnu wie in den Wedas als der Gott der drei Schritte. Ein Daitjakönig Bali wollte durch 100 große Opfer den Indra aus seiner Herrschaft verdrängen. Bereits war er am hundertsten, als Wischnu ihm in der Gestalt eines zwerghaften Brahmanen erschien und soviel Gebiet zu seiner Wohnung verlangte, als er mit drei Schritten durchmessen könne. Bali sicherte es ihm mit einem Eide zu. Der Zwerg aber dehnte sich zu einem Riesen aus; es war der Gott Wischnu; er durchschritt mit drei Schritten Erde, Luft und Himmel, so daß dem Daitjakönig nur ein Platz in der Unterwelt blieb.

6. Als Paraschu-Râma (Beil-Râma) ist Wischnu der Sohn eines Brahmanen, dessen Vater von einem König Ardschuna beleidigt und von dessen Söhnen getötet worden ist, und schwört, er wolle das ganze Geschlecht der Kschatrijas ausrotten. Einundzwanzigmal veranstaltet er ein großes Blutbad unter ihnen mit der von Wischnu erhaltenen Streitaxt und dem ehernen Bogen des Wischnu. Dann schenkt er die Erde den Brahmanen. Aber der fromme Kaschjapa bedeutet ihm, es schicke sich nicht für ihn, auf einem weggeschenkten Boden zu wohnen. Nun bringt er es durch Büßungen dahin, daß der Meeresgott Waruna ihm soviel Land zum Wohnplatz zusagt, als der Wurf seines Schlachtbeils umfasse. Er wirft dasselbe von Kanja Kumâri (Kap Komorin) bis nach Gokarna (in Nordkanara). Da weicht das Meer zurück und es entsteht die Malabarküste. Dies ist die einheimische Sage über die Entstehung dieses Küstenlands. Die Tulu fügen noch hinzu, wie Paraschu-Râma vom Gebirge herabgestiegen sei an das Meer, habe er Fischer gefunden, welche ihre Netze ausbreiteten. Er habe ihre Netze zerrissen und ihnen davon die heilige Schnur umgehängt, sie zu Priestern geweiht und ihnen seinen Schutz versprochen. Das sind die Tulu-Brahmanen, deren dunklere Hautfarbe ihren nichtarischen Ursprung verrät.

7. Die Râma- oder Ramatschandra-Inkarnation bildet den Hauptinhalt des Râmâyana. Auf der Insel Lanka (Ceylon) wütete ein zehnköpfiger Riesenkönig Râwana gegen

die frommen Einsiedler, und Brahma hatte demselben versprochen, daß er weder von Göttern noch von Dämonen getötet werde. Daß Menschen ihn nicht töten können, hatte Râwana vorausgesetzt, und nun wird Wischnu von den Göttern aufgefordert, Mensch zu werden und sich von den drei Frauen des frommen Königs Dascharatha in Ajodhja (Audh) gebären zu lassen. Der Gott erscheint nun diesem König und reicht ihm eine Schale, aus welcher er seine drei Frauen trinken lassen soll, die erste die Hälfte, die zweite drei Achtel, die dritte ein Achtel. Die erste wird Mutter des Râma, die zweite des Lakschmana, die dritte des Bhârata. So wären eigentlich alle drei Inkarnationen des Wischnu, aber Râma in höherem Grad. Râma und Lakschmana werden in der Schule eines frommen Einsiedlers zu frommen und tapferen Jünglingen herangebildet. Nach Ajodhja zurückgekehrt, hätte eigentlich Râma König werden sollen. Allein sein Vater hat der dritten Frau versprochen, daß ihr Sohn Bhârata zur Regierung komme. Râma willigt ein und geht in die Waldeinsamkeit. Seine Gattin Sita erkennt es als ihre Pflicht an, bei ihrem Mann zu bleiben, denn sie könne nicht ohne ihn glücklich sein. Würde sie auch noch so eifrig den Göttern dienen, so ginge sie doch den Weg der Frevler, wenn sie ihren Mann nicht pflegte. So gehen Râma und Sita in die Wälder des Dekhan, welche von Rakschasen (Dämonen) und wilden Tieren bewohnt sind. Râma erhält Bogen und Schwert des Indra, um die Rakschase zu töten. Darüber entbrennt der Zorn ihres Königs Râwana. Während Râma und sein Bruder Lakschmana auf der Jagd sind, schleicht er in der Gestalt eines brahmanischen Bettlers in die Hütte des Râma und sucht die Sita zu verführen. Da sie ihn mit Entrüstung abweist, nimmt er seine wahre Gestalt an und schleppt sie mit Gewalt durch die Lüfte nach der Insel. Während sie schreiend und wehklagend durch die Lüfte geführt wird, sieht sie fünf Affen auf einem Berg sitzen und wirft diesen ihren Schmuck zu in der Hoffnung, er werde auf irgendeine Weise den Weg zu Râma finden und demselben zu einer Spur ihres Aufenthalts verhelfen. Die Affen übergeben den Schmuck ihrem König Sugrîwa, und zu diesem kommen Râma und Lakschmana auf

ihren Nachforschungsreisen und leisten ihm Beistand im Streit gegen seinen Bruder Bâli. Nun sendet derselbe seine Truppen nach allen Seiten aus, um die Sita zu suchen. Der Befehlshaber der südlichen Armee, Hanumân, hat als Sohn des Windgottes Wâju übernatürliche Kraft und hat mit einem Sprung über die Meerenge gesetzt, welche Ceylon vom Festlande trennt. Dort hat er die Sita in einem Lustgarten bei Râwanas Palast gefunden und als Gesandter des Königs Sugrîwa ihre Auslieferung verlangt. Aber der erzürnte Râwana hätte ihn getötet, wenn nicht sein Bruder die Unverletzlichkeit der Gesandten ihm vorgestellt hätte. Doch sollte ihm zur Strafe sein Schwanz verbrannt werden. Allein mit dem brennenden Schwanz hüpfte Hanumân auf den Dächern herum und zündete die Stadt an. Nachdem er sich versichert hatte, daß Sita in dem Brande nicht umgekommen, machte er wieder seinen Sprung auf das Festland und brachte dem Sugrîwa die Nachricht. Nun wird ein mächtiges Heer von Affen und Bären gegen die Rakschase auf Ceylon aufgeboten. Sie werfen Steine und Felsblöcke in das Meer und bauen so eine Brücke nach der bisher unangreifbaren Insel. Das ist das Felsenriff, welches von dem nördlichen Ceylon nach dem Festland sich hinüberzieht, von den Hindus Râmasbrücke, von den Mohammedanern Adamsbrücke genannt. In dem furchtbaren Kampf, der sich nun entspinnt, leistet Hanumân wieder treffliche Dienste durch rasche Herbeischaffung von heilsamen Kräutern für die Verwundeten. Am siebenten Tage erliegt endlich Râwana den Geschossen des Râma, und nachdem Sita durch die Feuerprobe bewiesen hat, daß sie ihrem Gatten auch im Palast des Räubers treu geblieben ist, kehrt Râma mit ihr nach Ajôdhja zurück, Bharata tritt ihm die Herrschaft ab, er bringt 100 Roßopfer und lebt noch viele Jahre in Glück und Freude, bis er nach seinem Tode mit Sita im Himmel auf dem Râmagiri thronen darf. — Die Râma-Sage bildet die Grundlage nicht nur für den Râma-Kultus, sondern auch für den Kultus des Hanumân, der eine der beliebtesten Gottheiten namentlich im südlichen Indien geworden ist, und dessen Bild man vielfach auch in Tempeln von andern Göttern sieht. Er ist wohl auch eine Gottheit der

ersten Bewohner des Landes, die in das brahmanische Religionssystem aufgenommen wurde.

8. Die Krischna-Inkarnation bildet den Höhepunkt des Wischnu-Kultus, kommt im Mahâbhârata zuerst vor und ist in den Purânas am mannigfaltigsten behandelt. Im historischen Teil des Mahâbhârata erscheint Krischna als Wagenlenker des Pandusohns Ardschuna und verhilft ihm durch seine Kühnheit und List zum Sieg über die Kuru. Zur Strafe für seine Grausamkeit, mit der er früher sein eigenes Geschlecht getötet hat, wird er später in eine Gazelle verwandelt und von einem Jäger getötet. — Als Inkarnation des Wischnu ist Krischna in der Wertschätzung vieler Hindus an die Stelle des Dämonentöters Indra getreten, vielleicht auch an die Stelle eines Hirtengotts Gowinda. — Der König Kansa in Mathura an der Jamuna übte eine solche Tyrannei auf der Erde aus, daß die Götter den Wischnu um Hilfe baten. Dieser riß sich zwei Haare aus, ein schwarzes und ein weißes, und versprach, dieselben sollen auf die Erde herabsteigen und sie befreien. Von Dêwaki, der Schwester des Kansa, der Gattin des Wasudêwa, wird das weiße Haar als das siebente Kind, Bala Râma, das schwarze als das achte, Krischna (der Schwarze) geboren. Da dem Kansa prophezeit worden war, das achte Kind der Dêwaki werde ihm Thron und Leben nehmen, ließ er alle ihre Kinder töten. Das siebente wurde auf wunderbare Weise vor der Geburt einer andern Frau des Wasudêwa zugeteilt; das achte wurde über die angeschwollene Flut der Jamuna hinüber zu einem Hirten Nanda gerettet, dessen Frau ein Mädchen geboren hatte, und dieses der Dêwaki gebracht. Kansa wollte nun alle neugeborenen Knaben in seinem Reich umbringen, indem weibliche böse Geister als Ammen über das Land verbreitet wurden, welche durch ihre giftige Milch die Kinder töteten. Als eine solche auch den Krischna vergiften wollte, ergriff er ihre Brust mit beiden Händen und sog sie mit solcher Heftigkeit aus, daß sie tot niederstürzte. Auch schlug er schon als Knabe mit der Keule alles nieder, was gegen ihn ausgesandt wurde. Er wurde von den Hirtinnen gepflegt, von den Göttern mit Gaben von Spielzeug und Schmuck beglückt. Krischna als Kind (Balakrischna)

wird daher häufig in kleinen Figuren dargestellt. Als Liebling der Hirten gab er ihnen den Rat, nicht mehr dem Indra zu opfern, der kein Gott der Hirten sei. Die Geister der Berge wandern durch die Wälder und verwandeln sich in Löwen und Tiger, um die Herden zu zerreißen, wenn man sie nicht gebührend ehre. Darum sollen die Hirten die Geister der Berge und des Viehs verehren*. So schlägt er ein Opfer für den Berg Gôwardhana vor. Die Hirtenmädchen (Gôpis) sollen mit Herbstblumen geschmückt um die Kühe herumtanzen und die Brahmanen reichlich gespeist werden. Der siebenjährige Krischna stellte sich auf die Spitze des Berges und rief: „Ich bin der Berg." Da ließ Indra zur Strafe ein furchtbares Gewitter mit mächtigen Wassergüssen kommen. Allein Krischna erhob den Berg und hielt ihn sieben Tage lang zum Schutz für die erschrockenen Hirten in die Höhe. Auch als Schlangentreter wird Krischna häufig abgebildet. Die Schlange hat aber nichts mit der Sünde zu tun. Es ist eine giftige Schlange Kalija. Krischna stürzte sich in ihren Pfuhl und wurde von ihr erfaßt, so daß die Hirtenmädchen voll Verzweiflung vom Ufer aus zusahen. Aber sein Bruder Bala Râma, der mit ihm bei den Hirten erzogen wurde, ermahnte ihn, er solle doch als Träger der ganzen Welt seine göttliche Kraft gebrauchen, und nun drückte er ihr den Kopf zusammen und tanzte darauf herum, auf der Flöte spielend, so daß das ganze Schlangeschlecht sich vor ihm beugte und von ihm die Erlaubnis bekam, sich vom Fluß in das Meer zu begeben. — Die Hirtenmädchen waren so trunken von Liebe zu ihm, daß er seinen Leib vervielfältigen mußte, damit 64 zugleich mit ihm tanzen konnten. Besonders wird in dem lyrischen Drama Gîtagowinda seine Liebe zu einer derselben, Râdhâ, mit Zwist und Versöhnung in feurigen Farben geschildert. Der Krischna-Kultus dieser Richtung ist namentlich bei der schon genannten Partei der Wallabhatschâris ein unzüchtiger.

9. Merkwürdig ist nun, daß als neunte Inkarnation die Inkarnation in Buddha angegeben wird. Aber es ist, wie

---

* Offenbar eine Legitimation des Bhutendienstes, S. 93.

so oft in Indien, eine bloße theoretische Aufzählung, um alles in den Rahmen des Brahmanismus zu bringen. Es ist durchaus kein Kultus damit verbunden.

10. Als Kalkin, der tapfere Ritter, soll Wischnu am Ende des Kali-yuga erscheinen, wenn die Ungerechtigkeit zu sehr überhandgenommen hat; er soll alle bösen Geister und Menschen vertilgen und eine neue Menschheit, ein neues Krita-yuga herstellen. Daß er auf einem weißen Roß mit einem zweischneidigen Schwert erscheine, ist eine sehr späte Darstellung. Sie findet sich noch nicht einmal im 14. Jahrhundert.

3. Schiwa und die Lingaitensekte

So sehr im klassischen Epos die heitere, allezeit hilfreiche, der mannigfaltigsten Verwandlungen fähige Gestalt des Wischnu in den Vordergrund tritt, so hat doch dieser Gott in der Verehrung des Volks einen gewaltigen Nebenbuhler in Schiwa, dem im Süden die große Mehrzahl, im Norden wenigstens ein bedeutender Bruchteil der Bevölkerung anhängt. Wir haben schon davon gesprochen, daß der Schiwadienst wahrscheinlich vor der Einwanderung der Arier im Gangesland und im Dekhan von den früheren Bewohnern getrieben und erst später in den Brahmanismus aufgenommen wurde. Schiwa ist eine festere Persönlichkeit als die verschwommenen Weda-Götter. Er läßt sich nicht durch Kasteiungen überwinden; er steigt nicht herab in tierische und menschliche Leiber, sondern nur Wesen in seiner Umgebung tun das, aber er kann einzelnen erscheinen. In den schiwaitischen Purânas werden die Awatâras des Wischnu auch erzählt, ebenso die Entstehung der Welt aus dem Brahma-Ei und die Tätigkeit des Brahma bei der Schöpfung. Aber Schiwa ist der Urgrund aller Dinge; von ihm ist Brahma und Wischnu allezeit abhängig. Ziegenbalg, der erste evangelische Missionar in Indien, der zu Anfang des 18. Jahrhunderts die indische Religion im Tamilgebiet kennen lernte, sagt, die Brahmanen erzählen von 1008 Erscheinungen des Schiwa an verschiedenen Orten; an diesen 1008 Plätzen habe er verschiedene Namen bekommen, und jeder dieser Plätze

habe eine besondere Historie, die stets in der Pagode desselben Orts gelesen oder gesungen werde (Ziegenbalg, Genealogie der malabarischen Götter, herausg. von Germann S. 48). Es gibt also ohne Zweifel eine umfangreiche schiwaitische Literatur, um deren Bearbeitung und Herausgabe sich neuerdings H. W. Schomerus hohe Verdienste erworben hat.

Die Dandis oder Smârtas, die schiwaitischen Brahmanen, welche an drei wagrechten Strichen auf der Stirne kenntlich sind (die Wischnuiten tragen senkrechte) und den Schiwa unter dem Symbol des stehenden Linga, eines obeliskenförmigen Steines in den Tempeln und auf dem Felde, verehren, schließen den Dienst anderer Götter nicht aus. Dagegen ist zwischen dem 12. und 16. Jahrhundert in Südmahratta eine Partei entstanden, die sich Wîra Schaiwas, d. h. starke Schiwaiten nennt, und die wir als Sekte bezeichnen müssen, weil sie sich vom brahmanischen Organismus losgesagt hat. Diese Lingaitensekte bildet im Kollektorat Dharwar ein Drittel, in Belgaum ein Viertel der Bevölkerung. Jedes Mitglied trägt von Kind auf das Linga in einem Büchschen um den Leib gehängt (Dschangama linga), das herausgenommen wird zur Anbetung. Wer sein Linga verliert, meint, er müsse sterben. Die andern Hindu-Götter werden gegenüber dem Schiwa geringschätzig behandelt, und die Vorrechte der Brahmanen werden nicht anerkannt. Dagegen steht das Volk, wie im Buddhismus, vollständig unter der Herrschaft der zahlreichen Mönche.

Unter einem König Bidschala, der 1168 starb, soll dessen Minister Basawa in Kaljana als Inkarnation des Schiwa-Stiers Nandi allerlei alberne Wunder getan und gegenüber den Dschainas, Buddhisten und Brahmanen die Schiwareligion unter der Priesterschaft der Dschangama-Mönche und unter dem Symbol des Dschangama Linga aufgerichtet haben. Ihm zur Seite soll sein Neffe Tschanna-Basawa gestanden sein als erster Lehrer des Dschangama-Lingaismus. In ihm soll die Tschitkalê, der Lichtglanz des Schiwa, Mensch geworden sein. Er hat die heilige Kenntnis der sechs Plätze bekommen. Das ist die eigentümliche Philosophie der Lingaitensekte, welche das Tschanna-Basawa-Purâna enthält. Die sechs

Plätze sind verschiedene Arten und Stufen der Versenkung in Schiwa, dem Wortlaut nach angelehnt an das „das bist du" des Wedantasystems, aber faktisch doch bhakti, die Versenkung in den persönlichen Gott Schiwa. Die Bedeutung des Linga als Zeugungsglieds scheint dabei — zum Vorteil für den sittlichen Charakter der Sekte — ziemlich in Vergessenheit geraten zu sein. Das Tschanna-Basawa-Purâna ist nach der eigenen Angabe des Verfassers erst 1586 verfaßt worden und enthält am Schluß Weissagungen auf die Mohammedaner und ihre schließliche Vertreibung. Die ganze Organisation der Lingaitensekte deutet auf das Vorbild des Buddhismus und Dschainismus. Die Mönche bilden gleichsam die Kirche, an welche die Laien nur angegliedert sind. Aber der Erfolg war offenbar die Vertreibung der Dschainas aus jener Gegend*.

4. *Die Frauen der drei großen Götter und die bedeutendsten unter den übrigen Göttern des Hinduismus*

Der neuere Brahmanismus hat der männlichen Trimûrti von Brahma, Wischnu und Schiwa auch eine Vereinigung der drei Frauen: Saraswati, Lakschmi (oder Schri), Pârwati (oder Dêwi, Umâ, Dûrga, Kâli) nicht zu einem dreiköpfigen Bild, wohl aber zu einer gemeinsamen Verehrung unter dem Charakter einer bestimmten Sekte, der Schakti, und mit eigenen heiligen Schriften, den schon genannten Tantras, zur Seite gestellt.

Die mächtigste unter diesen drei ist nicht bloß im Schakti-Dienst, sondern überhaupt im Glauben des Volkes die Gattin des Schiwa. In den schiwaitischen Purânas erscheint Pârwati oder Umâ als die wohltätige, freigebige, überaus mächtige Göttin. Was die Wischnuiten von Lakschmi sagen, sie sei die Mutter der Welt, das Sprechen, die Klugheit, die Erkenntnis, die Frömmigkeit, die Schöpfung, die Erde, das Opfer, das Gebet usw., das wird von den Schiwaiten auf die Frau des Schiwa übertragen. Aber nach andern Schriften ist sie eine rohe, blutdürstige Göttin. Im Markandêja-Purâna ist

* Näheres über die Lingaitensekte und ihre Philosophie, s. Wurm, Geschichte der indischen Religion S. 249—260.

Durga eine besondere Liebhaberin von starken Getränken. Als Kâli wird sie oft mit einem Schwert in der einen, mit einem abgehauenen Menschenhaupt in der andern Hand abgebildet, eine Kette von Menschenschädeln um den Hals, auf dem Leib ihres Gatten Schiwa stehend, der sich auf die Bitten der Götter unter die Leichname der Riesen gelegt haben soll, um ihrem maßlosen Schlachten Einhalt zu tun, so daß sie nun aus Erstaunen über diese Begegnung mit ihrem Mann ihre lange Zunge ausstreckt.[4] Kâli ist die Choleragöttin in Indien, überhaupt die Göttin der Epidemien. Zu ihrer Sühnung sind blutige Opfer nötig, nicht nur Geflügel, sondern auch Böcke und Schweine. Wahrscheinlich sind ihr auch Menschenopfer dargebracht worden. Das Kâlika-Purâna erklärt, das Opfer eines Menschen oder eines Löwen besänftige sie für 1000 Jahre, durch ein Opfer von drei Menschen könne man sie für 100000 Jahre versöhnen. Der Opfernde soll den Namen Kâli anrufen mit den Worten: „Hrang, hring, Kâli, Kâli! O du Göttin mit den schrecklichen Zähnen! iß, schlachte, zerstöre alle Bösen, schlage mit dieser Axt! binde, binde! fasse, fasse! trinke Blut! fahre los! halte sie fest! Verehrung der Kâli!“[5] — In Südindien wird die Kâli zu den Grâmadêvatas (Dorfgöttern) gerechnet, die eine Mittelstellung zwischen Göttern und Bhuten einnehmen, und deren Dienst Graul als Halbbrahmanentum bezeichnet. Die Tamulen reden von neun verschiedenen Schakis oder Müttern: Ellamma, Mariamma, Ankalamma, Bhadra-Kâli, Pidâri, Tschâmundi, Durgâ, Pûranai, Pudkalai, welche wahrscheinlich als lokale oder für besondere Verhältnisse berechnete Gestaltungen der Göttin Kâli zu betrachten sind. Daß sie nicht arischen Ursprungs sind, liegt auf der Hand.

Der Schaktidienst, mit welchem Namen die Verehrung der drei Götterfrauen bezeichnet wird, will das weibliche Prinzip, den Mutterschoß der Natur, zu seinem Recht bringen, im Gegensatz gegen die Wedântaphilosophie, welche die Vielheit der Wesen für eine bloße Täuschung hält. Es soll die Realität der Natur, die Freude an der Schöpfung und an der Fortpflanzung des Geschaffenen zum Ausdruck kommen. Aber der Schaktidienst ist in einen gottlosen Naturalismus

verfallen. Namentlich die Anbeter der linken Hand (Vâmatschâris) feiern schändliche, nächtliche Orgien, bei welchen aller Kastenunterschied aufhört. Nachher sondern sie sich wieder in Kasten ab und halten ihre Zusammenkünfte sehr geheim.

Unter den übrigen Göttern des Hinduismus nennen wir vor allem die Söhne des Schiwa, von welchen in den Wedas keine Spur zu finden ist, die aber im neueren Brahmanismus sehr hervortreten.

Ganêscha, der Gott der Klugheit, mit dessen Verehrung jedes Buch anfängt (Namô Ganêschâya!) und den man zum Beginn eines jeden Unternehmens anrufen soll, ist einer der populärsten Götter. Er ist leicht kenntlich an seinem Elefantenkopf, und sein Bild findet sich fast in allen Tempeln, aber auch in den Häusern, denn als Beschützer des Hauses ist er an die Stelle des wedischen Agni getreten. Über seine Geburt und seinen Elefantenkopf gibt es allerlei Sagen, die aber nicht erklären, warum der Gott der Klugheit einen Elefantenkopf haben müsse. Eine besondere Sekte, die Ganapatjas, glaubt an eine Inkarnation dieses Gottes in dem Geschlecht des Morôba, aber sie ist nicht zahlreich geworden.

Kârtikêja oder Skanda, im Dekhan Subhramanja genannt, auch Schanmukha, der sechsköpfige Kriegsgott, ist ebenfalls ein Sohn des Schiwa. Das Skanda-Purâna läßt ihn als Sohn des Schiwa aus dem Ganges hervorgehen. Er ist dazu bestimmt, den Dämon Sûra oder Târaka aus der Welt zu schaffen. Die Sage von seiner Geburt ist eine schiwaitische Nachbildung der Krischna-Legende. In Südindien vertritt die Kawêri die Stelle der Gangâ, und Subhramanja ist namentlich der Gott der Burgen. Seine Pagoden krönen manche Bergspitzen. Am Westabhang der Kurgberge befindet sich ein weit besuchtes Heiligtum dieses Gottes. Seine Feste zeichnen sich aus durch Musik und auf den Bergen angezündete Feuer, welche die Siegesfeier der heimkehrenden Krieger bedeuten sollen. Die Tempeldirnen, welche ihm ergeben sind, tragen nicht zur Hebung der Sittlichkeit in jenen Gegenden bei.

Die Tamulen verehren noch einen dritten Sohn des Schiwa,

den Ajenar, ein Mittelglied zwischen Schiwa und den Bhuten. Aber im Westen des Dekhan findet sich dieser Dienst nicht.

Zur Familie des Schiwa gehört auch Gangâ, die berühmte Flußgöttin. Ihre Entstehung wird in den Purânas mit dem dritten Auge des Schiwa in Verbindung gebracht. Pârwati fand einmal ihren Gatten nach längerem Suchen in einem Hain unter einem Mango-Baum, schlich sich von hinten zu ihm und bedeckte mit ihren Händen seine zwei Augen. Da wurde die ganze Welt in Finsternis gehüllt. Nun öffnete Schiwa sein Feuerauge auf der Stirne. Die Finsternis floh, aber die Welt war in Gefahr zu verbrennen. Die Götter schrien zu Schiwa um Hilfe. Pârwati zog ihre Hände zurück, und augenblicklich ergossen sich aus seinen Augen so mächtige Tränenbäche, daß eine Überschwemmung drohte. Da tauchte der Herr der Welt seine Haarbüschel in das Gewässer und zog das Wasser an sich. Aber wie ist die Gangâ vom Himmel auf die Erde herabgekommen? Davon erzählt schon das Râmâyana. Die 60000 Söhne des Königs Sagar waren von dem frommen Kapila in Asche verwandelt worden und in die Unterwelt gekommen, weil sie ihn in seiner Andacht gestört hatten, um ein von Indra geraubtes und bei Kapila verstecktes Opferpferd wieder zu holen. Sagars Jammer um seine Söhne bewog selbst den Kapila zu dem Versprechen zur Befreiung seiner Söhne zu helfen, wenn einer seiner Nachkommen die Gangâ vom Himmel herab in die Unterwelt leiten könne. Das tat Bhagîratha durch tausendjährige Büßungen mit Wischnus Hilfe. Die Gangâ kam zunächst auf den Himalaya. Sie war einmal zwölf Jahre lang in einer Höhle eingeschlossen, bis Indras Elefant den Felsen mit seinen Stoßzähnen spaltete. Die Aufsaugung in den Haarlocken des Schiwa wird nach anderer Darstellung auch auf diesen Weg versetzt. Wischnu muß das Haar des Schiwa auflösen bei Haridwâra (wo der Ganges aus dem Gebirge in die Ebene tritt). Deshalb ist der Fluß an dieser Stelle besonders heilig, ferner bei Allahabâd, wo die Jamunâ einmündet, bei Benares und beim Ausfluß in das Meer, dem Sagar-Ende. Hier steigt die Gangâ in die Unterwelt, um Sagars Söhne zu befreien, die nun zum

Himmel emporfahren dürfen. So hat das Baden in der Gangâ besonders reinigende Kraft. Wer am Ganges stirbt, hat nach dem Skanda-Purâna Auflösung in das Brahman zu erwarten. Die Göttin wird abgebildet in lieblicher Gestalt, mit einer Lotosblume in der Hand.

Dakscha, einer der alten Aditjas, kommt in den Purânas häufig vor als ein Heiliger, der in dem vorhin genannten Haridwâra, am Fuß des Himalaya, ein großes Roßopfer bringt. Dabei hat er aber für Mahâdêwa (Schiwa) keinen Anteil am Opfer bestimmt. Empört über diese Behandlung läßt Schiwa auf Betreiben der Kâli ein schreckliches Ungeheuer aus seinem Munde hervorgehen, den Wîrabhadra, mit 1000 Köpfen und 1000 Füßen, das 1000 Keulen schwingt und 1000 Speere wirft, geschmückt mit dem wachsenden Mond, gekleidet in ein bluttriefendes Tigerfell. Mit Kâli überfällt dieser Wîrabhadra die beim Opfergelage schmausenden Götter, Jadschna (das personifizierte Opfer) wird enthauptet, Indra zu Boden geschlagen und mit Füßen getreten, dem Jama sein Stab gebrochen, der Saraswati die Nase abgeschnitten usw. Endlich unterwirft sich Dakscha dem Mahâdêwa und sagt seine 8000 Namen her. Diese Zerstörung des Dakschaopfers ist ein Lieblingsgegenstand für die Bildhauerkunst der schiwaitischen Richtung und findet sich namentlich in den Felsentempeln von Ellora und Elephanta. Sie spricht offenbar für die nichtarische Herkunft des Schiwadienstes.

Von den übrigen Göttern des neueren Brahmanismus nennen wir noch die acht Welthüter (Lôkapâlas) an den verschiedenen Himmelsgegenden, zu welchem Amt die alten Weda-Götter degradiert worden sind: Indra, Waruna (der Gott des Wassers geworden ist), Agni, Sûrja, Sôma oder Tschandra (als Mondgott), Wâju, Jama, der die Seelen durch seine Boten holen läßt und über sie richtet, ob sie in die Hölle versetzt, oder auf Erden in einen neuen Leib zurückgeführt, oder in eine Himmelsregion aufgenommen werden sollen. Zu diesen sieben alten Göttern kommt noch als Welthüter Kuwêra, der Gott des Reichtums, der in den Bergwerken von Kailâsa haust. Dort halten seine zwerghaften, häßlichen Diener Wache, können aber durch Zaubermittel

gewonnen oder gezwungen werden, etwas von den Schätzen herzugeben. Kuwêra wird als ein häßlicher Geizhals abgebildet.

Zur wischnuitischen Familie gehört Kâma, der Gott der Liebe, der, auf einem Papagei reitend, mit seinem Pfeil diejenigen verwundet, welche Liebe empfinden. Schiwas, des strengen Asketen Auge hat ihn zu Asche verbrannt, aber sobald Schiwa die Pârwati heiratet, wird er wieder geboren als Sohn des Krischna. Ihn begleitet die schöne Rati, welche er sich aus dem Hause des Riesen Sambara erobert hat.

Fassen wir in Kürze die wichtigsten Erscheinungen des Hinduismus zusammen. Der gläubige Hindu redet gerne vom „Sanâtana Dharma", von der „ewigen Religion" des Hinduismus und versteht darunter ein ewiges unverbrüchliches Gesetz, das seine Kraftwirkung offenbart vom kleinsten Atom bis hinauf zur ewigen Gottheit; denn die Welt ist ewig. Für den orthodoxen Hindu ist der ganze Dharma niedergelegt im Weda. Wie ihm die Kraft und Nahrung spendende Mutter Erde heilig ist, so bilden die Berge Herrschaftsgebiete mächtiger Gottheiten; aber auch merkwürdig geformte Steine, ja selbst Edelsteine werden in ein Verhältnis zu Geistern oder der Gottheit gebracht. Wunschsteine finden sich häufig, weißer Lehm spielt eine wichtige Rolle und das Quecksilber wird als wichtigstes Metall mit den Göttern in Beziehung gebracht. Ebenso heilig wie die Berge sind die Quellen und Ströme, denn Wasser hat heilende und reinigende Kraft, besonders das Gangeswasser. Auch Seen, Wasserfälle und Mineralquellen erfreuen sich göttlicher Verehrung. Wie Feuer, Wind und Wetter von Anfang an ihre religiöse Bedeutung erlangten, haben wir gesehen, von der Sternenwelt gar nicht zu reden. Aber der Hindu verehrt auch alle Werke seiner Hand, die ihm Nutzen bringen, so den Pflug, die Axt, die Maschine und das Kassenbuch. Dazu kommen heilige Worte und Symbole aller Art, vom Zauberspruch bis zu den uralten heiligen Schriften, die Silbe Om und andere mystische Wörter, heilige Figuren und Zeichen, wie der Swastika, das Hakenkreuz und die verschiedenen Sektenzeichen. Unzählige Götterbilder und Kultsymbole sind ja allgemein

bekannt. Nicht geringer ist die Verehrung der Pflanzen- und Tierwelt; wir nennen unter vielen den Feigenbaum und das Basilienkraut (Tulasi), das in jedem Hofe gepflanzt wird, dann den Lotus und die Kokosnuß. Von der Kuh war bereits die Rede. Die Mutter aller Kühe ist die himmlische Wunschkuh, der edelste aller Stiere ist Nandi. Heilig sind auch der Elefant, das Pferd, der Affe, die Schlange und unzählige andere. Fast jedes Dorf besitzt sein Schlangenheiligtum. Zu allen andern Kreaturen tritt auch der Mensch als ein göttlich zu Verehrender: Die Gattin verehrt ihren Mann, die Kinder den Vater, die Schüler den Lehrer, alle aber verehren die Brahmanen, denn sie „sind die menschlichen Götter". Menschenopfer waren noch vor wenigen Jahren üblich, besonders bei wilden Stämmen.

Stark ausgeprägt ist überall in Indien der Geisterdienst, in bestimmten Gegenden auch die Verehrung Verstorbener. Besonders gefürchtet sind die umherirrenden Geister der Toten, namentlich solcher, die eines gewaltsamen Todes gestorben sind, oder die schon zu ihren Lebzeiten bösen Zauber ausgeübt haben. Deshalb bringt man den Geistern Spenden und Opfer dar oder holt die Hilfe des Geisterbanners, der die Macht hat, den Geist in einen Bambuszylinder zu sperren, oft sogar wagt, denselben für billiges Geld zu verkaufen. Die Manipulationen gleichen den Künsten der Zauberer bei den Primitiven. „Waren alle Versuche erfolglos, so geht man zu energischeren Maßnahmen über. Ein Feuer wird angezündet, in welches Pfeffer, Kümmel, Salz, Hunde-, Affen- oder Eselsdreck" geworfen werden, bis der Geist, durch den Rauch gequält, sich bereit erklärt, auszufahren.

Über ganz Indien verbreitet ist auch die Verehrung der großen Männer nach ihrem Tode, die Heldenverehrung, wie des Manu und der Helden des Mahâbhârata, ja selbst großer Dichter und Denker, Räuberführer und muselmanischer Märtyrer. Auch Europäer sind von dieser Verehrung nicht ausgeschlossen. Ebenso wie die Geister der Verstorbenen werden auch die Naturgeister verehrt, so die Nagas, halb Schlange, halb Mensch, die Yakschas, welche geheime Schätze hüten, sowie schreckliche Unholde, wie der zehn-

köpfige Fürst der Riesen, Rawana und andere. Doch auch liebliche Wesen werden geglaubt, die himmlischen Spielleute und die Gandharven, sowie ihre Geliebten, die Apsarasen. Von den wichtigsten Gottheiten war oben ausführlicher die Rede, ihre Zahl von den Dorfgottheiten und großen Müttern bis zu den Göttern Wischnu und Schiwa ist Legion, die Schiwaiten nennen die Zahl von 1 100 000 Göttern und Dämonen. Sie bleiben ewig jung und schön. Im allgemeinen stehen sie ethisch höher als die Menschen und empfinden etwa auch Reue, da sie von den mächtigeren Genossen für ihre Vergehen bestraft werden; in religiöser Hinsicht gleichen sie ganz den Menschen. Wie der Glaube an viele Götter allmählich überwunden wurde und der indische Geist zum Monotheismus oder auch zum Atheismus gelangte, sahen wir in den philosophischen Systemen und den großen Sekten des Hinduismus. Es ist nicht zu verkennen, daß der Theismus Indiens dem Theopanismus sehr viel näher steht, alle Kreatur ist in ihrer Art göttliche Erscheinung. Die äußerste Konsequenz des indischen Denkens landete schließlich beim rein Unpersönlichen und diese Stellungnahme, wie sie uns im Vedanta-System entgegentritt, wird heute gerne als Akosmismus bezeichnet.

In seinem Streben nach Glückseligkeit verfolgt der Hindu den Weg zu einem dreifachen Ziele, „das Streben nach dem Angenehmen (Kâma), dem Nützlichen (Artha) und dem Guten (Dharma)". Der Liebesgenuß wurde ebenfalls mit dem Göttlichen in Verbindung gebracht und die Kunst zu lieben zuerst von Brahma verkündet, dann von Nandi dem Schiwa vorgetragen, ehe er sich ein „göttliches Jahrtausend hindurch dem Liebesspiel hingab". Das Streben nach Erwerb, Vermögen, Wissen und Macht wurde gleicherweise von den Göttern gelehrt. Der Gott Brahaspati verfaßte das „erste grundlegende Lehrbuch des Artha". Dharma bedeutet die treue Erfüllung aller religiösen Pflichten, die das ganze Leben umfassen, ja die ganze Wirklichkeit „von Brahma bis zum Grashalm". Aber dieses dreifache Streben verbürgt kein dauerndes Glück. Nur durch das Wissen, durch die Konzentration des Geistes auf das Innere wird Erlösung

erlangt, die Verbundenheit und persönliche Vereinigung mit Wischnu oder Schiwa, jedoch ohne vollständig in der Gottheit aufzugehen, — die Persönlichkeit bleibt erhalten; in der innigsten Liebesgemeinschaft mit einem persönlichen Gott erlangt die Seele das höchste Heil, was jedoch von der Vedantaschule bestritten wird. Damit mündet das Erlösungsstreben wieder ein in die vorhinduistischen Erlösungstheorien, die in den sechs Systemen der indischen Philosophie besprochen wurden. Aber in den großen Sekten des Hinduismus, den Waischnawas, Schaiwas und Shâktas wurde die Vereinigung mit dem höchsten Gott festgehalten und durch theologische Erörterungen sorgfältig ausgebaut. Innerhalb des Wischnuismus unterscheidet Helmuth v. Glasenapp vier Konfessionen, doch ihre Darstellung würde zu weit führen. Die Theologie des Schiwaismus findet sich dargestellt im „Schaiwa-Siddhanta" und in der „Trika-Lehre" (Kaschmir). Die „Smartas" dagegen sind Anhänger der reinen Adwaita-Lehre.

In unserer Zusammenfassung folgten wir den gründlichen Erörterungen von Helmuth v. Glasenapp in seinem großangelegten Werk: Der Hinduismus, Religion und Gesellschaft im heutigen Indien. Von hier aus finden wir nun den Übergang in die neueste Zeit, die wir in einem besonderen Kapitel: „Das religiöse Leben im heutigen Indien", behandeln werden.

5. *Verfassung und Kultus im neueren Brahmanismus*

Wir können hier bei der großen Verschiedenheit in verschiedenen Gegenden von Vorderindien und bei den verschiedenen religiösen Parteien nur einige charakteristische Punkte hervorheben.

Die Brahmanenkaste ist zu zahlreich, als daß alle durch den Gottesdienst ihren Unterhalt gewinnen könnten. Es sind sehr viele in Staatsämtern, im Militär- oder Polizeidienst oder in Handel und Gewerbe beschäftigt. Nur den Pflug zu halten ist ihnen untersagt; aber bei leichteren Feldgeschäften legen sie mit Hand an. Es dienen sogar arme Brahmanen bei reichen Schûdras als Köche, wobei der unreine Herr seines heiligen Koches Küchengeschirr nicht berühren darf.

Unter den mit priesterlichem Amt bekleideten Brahmanen gibt es hierarchische Stufen:

1. Die höchsten Autoritäten des Volkes in religiösen Dingen sind die Kirchenfürsten und Klostergeistlichen, die Swâmis und Gurus. Sie müssen unverheiratete Sanjâsin sein. Wie im Buddhismus, so sind auch im neueren Brahmanismus die Klöster Sitze des Kirchenregiments. Die Aufgabe des Swâmi, des Abts, ist zugleich die des Bischofs für die Umgegend. Es gibt keine unabhängige Weltgeistlichkeit. Allerdings leben nicht alle Priester im Zölibat und im Kloster, aber der Swâmi macht Visitationsreisen, bei welchen Ausschließungen aus der Kaste und Wiederaufnahme u. dgl. stattfinden und der Swâmi mit seinem Gefolge glänzend bewirtet und beschenkt werden muß. Das Wort Guru bedeutet: „schwer, würdig", entspricht also dem hebräischen Rabbi. Die Gurus sind mit dem Unterricht der Brahmatschâris und sonstigen Angelegenheiten des Klosters beschäftigt. Der Guru soll als Sikschakarta (Herr der Unterweisung) in der Religion unterrichten und die Übertretung der Klostergebote bestrafen, als Dîkschakarta (Herr der Einweihung) in die Geheimnisse einweihen, seinen Segen spenden, sein Fußwasser zum Trinken austeilen u. dgl.; als Môkschakarta kann er durch seinen Unterricht und seinen Weihespruch die Seele vollends von den künftigen Geburten befreien.

2. Die Purôhitas oder Hauspriester sind in der Regel verheiratet und haben die Zeremonien zu verrichten für die übrigen Brahmanen, für Fürsten und reiche Kaufleute. Nur selten lassen sie ihren Segen auch bevorzugten Schûdra-Familien zukommen. Ihre Einkünfte sind so groß, daß ein gewöhnlicher Purôhita, der in zehn bis zwölf Familien erblicher Hauspriester ist, als ein wohlversorgter Mann angesehen wird. Das Lesen der Wedas ist ihre Pflicht. Manche begnügen sich aber damit, außer ihren Ritualbüchern 20—30 liturgische Weda-Abschnitte auswendig zu lernen. Andere lesen täglich einen Abschnitt aus dem in der Familie vererbten Weda-Zweig. Den Mangel an Verständnis des Textes ersetzen dabei die vorausgegangenen Waschungen, die Haltung des Körpers beim Lesen, der näselnd singende Ton u. dgl. Der Ehrentitel

der Purôhitas ist Atschâri. Eigentlich gelehrte Atschâris oder Panditas finden sich am ehesten an Fürstenhöfen oder an Sitzen von Swâmis. Die Purôhitas wohnen besonders zahlreich an den heiligen Badeplätzen (tîrthas) und in eigenen steuerfreien Brahmanendörfern (agrahara).

3. Die Dschjôtischas oder Astrologen werden mit dem Titel Bhatta begrüßt und sind in jedem Dorf so unentbehrlich wie die nötigsten Handwerker, denn sie haben nicht nur den Kalender zu machen, sondern sind auch Hauspriester für die niedrigeren Kasten und haben namentlich bei jedem Unternehmen und jedem Ereignis anzugeben, ob die Planetenstellung eine günstige oder ungünstige sei.

4. Die Pudschâris oder Tempeldiener, welche die Opfer den Göttern darzubringen haben, gelten als die niedrigsten unter den Priestern. In vielen Tempeln werden dazu nicht einmal Brahmanen angestellt, namentlich in Kâlî-Tempeln. Der Pudschâri bekommt die Hälfte der Opfergabe, die andere Hälfte wird dem Opfernden als des Gottes Gnadengeschenk zurückerstattet.

Die Madhwer in Udapi machen eine Ausnahme in der Wertschätzung des Tempeldienstes, indem dort die Swâmis selbst die Opfer darbringen.

Abgesehen von der schon besprochenen konfessionellen Scheidung sind die Brahmanen auch national oder provinziell so geschieden, daß sie nicht miteinander essen. Die nördlichen Brahmanen werfen den südlichen vor, daß sie ihre Frauen und Töchter unverschleiert gehen lassen, die südlichen den nördlichen, daß sie Fische essen und der Kâlî blutige Opfer darbringen u. dgl.

Was den Kultus betrifft, so hat uns die niedrige Stellung der Pudschâris schon darauf hingewiesen, daß die gewöhnlichen Tempel in Indien eine untergeordnete Rolle spielen, daß überhaupt die Ortsgemeinde nicht als kirchliche Gemeinde abgegrenzt ist. Dagegen gehören die Wallfahrten nach den berühmten Heiligtümern und die dort gefeierten großen Feste (mêlas), welche zugleich die Jahrmärkte sind, zu den notwendigen Erfordernissen des religiösen Lebens in Indien. Die großen Tempel oder Pagoden bilden gewöhn-

lich ein längliches Viereck, von einem Wall und Vorhof umgeben. Ein großes Tor, über welchem sich ein hoher, mit Bildhauerarbeit geschmückter Turm in Form einer abgestumpften Pyramide erhebt, bezeichnet den Haupteingang. Im Vorhof steht der Götzenwagen, auf welchem der Gott bei den Festen hinausgeführt wird, da die Volksmenge nicht Platz hätte innerhalb der Mauern. Der Tempel selbst, von vielen Steinsäulen getragen, ist gewöhnlich kein großes Gebäude. Er enthält ein Heiligtum (sabhâ) und ein Allerheiligstes (garbagriha). Aber diese Teile sind nicht vor dem Volk abgeschlossen, wenigstens nicht vor den höheren Kasten, welche zunächst die mit Götterbildern geschmückte Veranda umwandeln, dann eintreten, indem sie an der Glocke am Eingang mehrmals anschlagen und an der Schwelle des Allerheiligsten dem dienstuenden Priester ihr Opfer von Blumen, Reis, Früchten usw. darbringen. Sie werfen sich auf die Kniee, murmeln ein Gebet und gehen wieder nach Haus.

Die zu den Tempeln gehörigen Gebäude dienen häufig als Absteigequartier für Fremde ohne Unterschied der Religion. Viele Tempel haben ihre Tempeldirnen, welche durch Gesang und Tanz die Besucher fesseln sollen.

Die Feste dauern häufig eine ganze Woche. Sie haben ihre Bedeutung zum Teil in den Jahreszeiten (Frühling, Ernte u. dgl.), zum Teil in der indischen Sage (Geburtsfest des Krischna und anderer Götter) und bieten allerlei Vergnügungen für alt und jung.

In bezug auf die Götterbilder, wie auch im Tempelbau, hat der Buddhismus weit mehr Geschmack gezeigt als der Brahmanismus. Die indische Maßlosigkeit tritt hier besonders in die Erscheinung durch die vielen Köpfe und Hände, mit denen die übermenschliche Größe des Gottes zum Ausdruck kommen soll. Die Frauen der Götter sind immer viel kleiner dargestellt als die Männer. Jeder bedeutende Gott hat sein Fuhrwerk oder sein Tier, auf dem er reitet (Brahma einen Schwan, Wischnu seinen Vogel Garuda oder seine Schlange, Schiwa seinen Nandi-Stier, Indra seinen Elefanten, Kâma seinen Papagei u. s. f.).

Die zu Hause verrichteten sakramentalen Handlungen um-

spannen namentlich in Brahmanenfamilien das ganze Leben. Schon vor der zu erwartenden Geburt eines Kindes werden zu drei verschiedenen Zeiten Opfer für dasselbe dargebracht, das vierte findet statt, wenn dem Neugeborenen mit einem goldenen Löffel geklärte Butter eingeträufelt wird, ferner die Namengebung, 12 Tage nach der Geburt; sodann wenn dem Kinde zum erstenmal Sonne und Mond gezeigt werden; weiter das Entwöhnen, die Durchbohrung der Ohren für den Goldschmuck, das Scheren des Haars mit Ansatz zum Brahmanenzopf, das Anlegen der heiligen Schnur, die erste Einweihung in die Wedas, die Trauung; endlich das Sterbsakrament, wobei der Sterbende den Schwanz einer Kuh in die Hand nehmen muß, die Leichenbestattung, gewöhnlich Verbrennung der Leiche (von den Brahmanen werden nur die Sanjâsin-Gurus begraben, und ihre Gräber sind häufig Wallfahrtsorte) und das Totenopfer.

Selbst die Lingaitensekte, welche ihren Gott im Büchschen am Leibe trägt, hat bei ihrem häuslichen Gottesdienst eine völlige Priesterverehrung.

Das Gebet ist wie im Buddhismus zu einem bloßen Mechanismus, zu einem maßlosen Plappern geworden. Die Rosenkränze finden sich in Indien früher als in Europa, und es werden mit ihrer Hilfe nicht nur kurze Gebete, wie die Gajatri, sondern auch bloße Namen möglichst oft hergesagt, z.B. Râm, Râm! Râm, Sîta? Die gewöhnliche schiwaitische Formel ist: „Namas Schiwaja!“ (Verehrung dem Schiwa!), eine wischnuitische: „Om! Schri-Nârâjanâja namas!“ Die Schiwaiten haben Rosenkränze mit 32 oder 64 Beeren von der Rudrâkschastaude (Elaeocarpus), die Wischnuiten mit 108 Knöpfchen von der Tulasipflanze (Basilienkraut).

6. Die Religion der Sikhs

Eine Mischreligion zwischen Hinduismus und Islam müssen wir hier noch erwähnen, denn sie ist in einem indischen Stamm Volksreligion geworden: die Religion der Sikhs.

Zu Ende des 15. Jahrhunderts hatte der Islam nicht nur die politische Herrschaft über Nordindien erlangt, sondern

auch etwa ein Drittel der Einwohner bekannte sich zur Lehre Mohammeds. Die in Persien entstandene mystische Richtung des Islam, der Sufismus, fand bei dem grübelnden Hinduvolk Anklang, denn der schon genannte Kabir (um 1450) hatte eine zum Monotheismus neigende Wischnu-Sekte gegründet. Da trat im Fünfstromland ein Mann auf, welcher Hinduismus und Islam zu einer Religion zu verschmelzen suchte.

Nânak wurde 1469 in Talwandi am Rawi geboren. Er war eine in sich gekehrte Natur, aber freundlich gegen jedermann und von heiligem Eifer beseelt, das in Unwissenheit und Aberglauben versunkene Volk zur Verehrung des höchsten einen Wesens zurückzuführen, man möge es Hari oder Allah nennen. In einem wunderlichen Aufzug, begleitet von seinem Spielmann Mardana, zog er durch das Land und erklärte sich für den wahren Guru, der die, welche sich ihm anvertrauen, über den Ozean der Einzelexistenz hinüberzuführen versprach. Er wollte dabei den Brahmanismus nicht verwerfen. Aber durch den vierten Guru Râmdâs (1574 bis 1581) bekam die Partei eine festere Organisation. Derselbe errichtete in der Mitte eines Teichs, den er Amritsar (Nektarteich) nannte, ein Heiligtum ohne Götzenbild. Die Stadt, welche um den Teich entstand, wurde der Mittelpunkt der Sekte. Der Gebildetste unter den Guru war Ardschun (1581–1616), der selbst viel gedichtet und das heilige Buch der Sekte, den Adi Granth, zusammengestellt hat. Dasselbe war in der Volkssprache, dem Pandschâbi oder Gurumukhi, verfaßt und verdrängte allmählich den Weda. „Am Granth erhielten die Sikhs ihre Bibel, die jeder zu lesen und teilweise auswendig zu lernen verbunden war; davon bekam die Volkssprache eine feste, gültige Norm, die auf die Ausbildung derselben großen Einfluß ausübte“ (Trumpp, Die Religion der Sikhs, S. 64). Unter den späteren Guru, namentlich unter Gowind Singh (1675–1708), wurde die Sekte allmählich ein kriegerischer Volksstamm, der seine besonderen Satzungen hatte. Trotz den Kriegen mit dem Großmogul behaupteten sich die Sikhs als politische Macht bis zum Tode Randschit Singhs (1839). Zehn Jahre später kam das Land unter englische Herrschaft.

Die Religion der Sikhs ist durch Dr. E. Trumpp genauer erforscht worden, der im Dienst der Englisch-kirchlichen Mission in Pandschâb stationiert war*. Nanaks Losungswort war: „Wisse, daß es zwei Wege gibt (Hinduismus und Islam), aber nur einen Herrn. Dieser eine Herr ist Schöpfer aller Dinge." Aber die Schöpfung wird dann doch wieder pantheistisch als Ausbreitung dargestellt. Von den strengen Denkern wird Gott als unpersönlich und unbewußt gedacht, aber dann wieder als Vater und Beschützer angerufen. Der eine Gott wird auch mit den Hindunamen Hari, Brahm, Paramêsur bezeichnet und die Hindugötter nicht geleugnet, sondern wie im Buddhismus zu untergeordneten Wesen degradiert. Der Bilderdienst wird verworfen und verspottet, und die monotheistische Richtung hat im Kampf verschiedener Parteien doch den Sieg davongetragen.

Die Seelenwanderung wird gelehrt. Durch den höchsten Lenker ist das Schicksal geschrieben. Wie er es macht, so ist das Gewand einer jeden Kreatur. Dennoch wird dem Menschen sein Tun zugerechnet und vergolten, je nachdem er in Güte, Leidenschaft oder Finsternis gelebt hat, wie im Hinduismus. Nicht das Paradies der Mohammedaner ist das Ziel der Wünsche, sondern das Nirban (Nirvâna), das Verwehen oder die Auflösung in das All. Um zu diesem Ziel zu kommen, muß der Sikh dem Guru mit Leib und Seele sich überlassen, denn dieser allein kann den Namen Haris so anrufen, daß die Erlösung erfolgt. Vier Stufen hat der Schüler bis zu seiner Vollendung durchzumachen, bis er ohne Begierde und Hoffnung das höchste Brahm selbst ist.

Die Vorleser des Granth, die Granthis, treten an die Stelle der Brahmanen. Das Mönchtum spielt keine Rolle in der Sikhreligion. Aber die Einweihung in die Khalsa, in die vollständige Nachfolge des Guru, der Pahul, welcher beim Eintritt in die Reife am liebsten am Teich von Amritsar vorgenommen wird, ist ein wichtiger Akt. Dort steht der einzige Tempel der Sikhs. Sonst haben sie nur Religionshallen

* Dr. E. Trumpp, The Adi Granth, translated from the original Gurumukhi. London 1877. — Dr. E. Trumpp, Die Religion der Sikhs, nach den Quellen dargestellt. Leipzig 1881.

(Dharmsâlas), in welchen der Granth vorgelesen wird. Verboten ist den Sikhs der Rauchtabak, das Würfelspiel, der Besuch von Bordellen, der Genuß von Kuhfleisch und von allem Fleisch, das nicht von einem Sikh geschlachtet ist. So hängt dieser Sekte der Hinduismus noch stark an. Ihre Anhänger haben sich vermindert seit dem Ende ihrer politischen Selbständigkeit.

7. *Das religiöse Leben im heutigen Indien*

Die im vorhergehenden geschilderten religiösen Anschauungen und Zustände dauern in Indien fort, völlig unberührt von modernen Einflüssen. Das Landvolk, besonders die Frauenwelt, ist äußerst konservativ und hält mit aller Zähigkeit fest an den bisherigen Sitten und Gebräuchen. Inder, die in Europa oder Amerika die Schäden der indischen Denkweise und des indischen sozialen Lebens deutlich erkannt haben und es in Wort und Schrift bekämpfen, beugen sich im eigenen Lande unter das alte System und führen oft genug ein Doppelleben. Innerlich sind sie losgelöst von alten Vorurteilen, doch äußerlich unterwerfen sie sich allen Regeln und Vorschriften ihrer Religion und Kastenordnung. Und doch ist seit der Jahrhundertwende und besonders seit den Tagen des Weltkriegs auch Indien mit hineingezogen in die große Umwälzung, die alle Völker des Ostens, auch die Türkei und Afrika ergriffen hat. Drei Dinge charakterisieren auch in Indien das Erwachen einer neuen Zeit: 1. Die Eigenlandbewegung und der Kampf gegen alle Fremdherrschaft auf geistigem, politischem und wirtschaftlichem Gebiete, 2. der Synkretismus mit seinen Bemühungen, alle fremden religiösen Wahrheiten in die eigene Religion hereinzunehmen und das gemein Indische vor allem zu bewahren und heilig zu halten, und 3. die Emanzipation der Frauenwelt. Hier soll der zweite Punkt nähere Berücksichtigung finden. Sei es unter dem Einfluß des Christentums und des Islam oder auch der Bhaktifrömmigkeit, Indien nähert sich mehr und mehr der theistischen Weltanschauung. Der Monotheismus findet in den breiten Volksschichten nach und nach Eingang. Zwei große Bewegungen, deren Geschichte wir berührten,

beherrschen das indische Volk: Der Krischnaismus und der Ramaismus einerseits und der Schiwaismus andererseits. Auf die Theologie des Schiwaismus und die monotheistische Denkweise der Schiwaverehrer in den einzelnen Verbänden und Sekten näher einzugehen, verbietet uns der Raum. Sie findet sich ausführlich dargestellt in dem Werke von Schomerus: „Der Çaiva-Siddhanta, eine Mystik Indiens 1912". Der Ramaismus teilt sich in zwei Sekten, deren eine die „Katzenlehre", die andere die „Affenlehre" vertritt. Nach der Katzenlehre errettet der Gott Rama die Menschen ohne ihr Dazutun, so wie die Katze ihre Jungen aufnimmt, nach der Affenlehre muß der Mensch Gott zustreben und sich an ihn klammern wie ein junger Affe an seine Mutter, wenn er gerettet werden will. Unter dem Einfluß der Bhaktifrömmigkeit, die einen ausgesprochenen Monotheismus vertrat, gingen diese beiden Bewegungen, der Krischnaismus und der Ramaismus, mancherlei Verbindungen ein, die sich im Laufe der Jahrhunderte bekämpften und zu weiteren Sektenbildungen führten. In Südindien fand die Lehre des Râmânudscha und des Râmânanda, die Bhaktireligion immer mehr Eingang und verbreitete sich über ganz Indien. Sie zeigt eine deutliche Anlehnung an das Christentum und ist stark beeinflußt; so gab Râmânanda einige Aussprüche Jesu wörtlich wieder und erinnert an das Johannesevangelium, wenn er lehrt: „Im Anfang war Gott allein, aber von ihm ging das Wort aus. Als Gott wollte, daß die Schöpfung ins Leben träte, gab er Befehl durch sein Wort, und so wurden durch das Wort alle Dinge gemacht, die da sind. Obwohl das Wort von Gott ausging, ist es doch nicht verschieden von Gott, sondern bleibt bei ihm, wie das Denken in dem Herzen des Menschen bleibt. Gottes Stimme erschallt, damit die Menschen von dem Wort Kenntnis haben; und so ist das Wort in der Welt und zugleich bei Gott."[6] Auch die Lehre des Tulasîdâsa ist vom Christentum stark beeinflußt. Das höchste Wesen, das in seiner unendlichen Barmherzigkeit zur Erde hinabgestiegen und in der Person des Rama Mensch geworden war, um die Welt von Sünde zu erlösen, weiß nun aus eigener Erfahrung um die Schwächen der Menschen und hilft jedem, der ihn an-

ruft; selbst der Verbrecher, der seine Tat ernstlich bereut, wird dadurch entsühnt. Aber alle diese religiösen Lehrer haben die Verbindung mit dem Brahmanismus niemals aufgegeben. Auch die neuzeitlichen Reformer haben trotz ihrer engen Beziehungen zum Christentum an brahmanistische Ideen angeknüpft und am Hinduismus festgehalten.

Ram Mohan Roy (1772—1833) war der Sohn eines brahmanischen Gutsbesitzers und kam durch das Studium der persischen und arabischen Sprache schon in frühester Jugend mit dem Mohammedanismus in Berührung. Später studierte er den Buddhismus in Tibet und trieb in Benares eifrig hinduistische Studien. Durch das Englische wurde er auch mit dem Christentum bekannt und lernte alles götzendienerische Wesen verabscheuen. Vom Pantheismus der Upanischaden ausgehend, gelangte er zum Glauben an einen persönlichen Gott und näherte sich immer mehr den Lehren des Christentums. „Er glaubte schließlich an das jüngste Gericht, an die Begründung der wahren Religion durch Christus und an die ihm zugeschriebenen Wunder; aber das Dogma von der Trinität lehnte er ab.“[7] Im Jahre 1814 gründete er die Atmija Sabha, 1816 die Brahmija Vereinigung und 1828 die Wedantische Gesellschaft, die 1830 in den Brâhma Samadsch überging. Die Gebräuche des christlichen Gottesdienstes wurden nachgeahmt, doch wählte man die Texte aus allen religiösen Büchern, besonders den indischen. Man erstrebte eine Reinigung des Hinduismus und zugleich eine Vereinigung aller großen Religionen auf höherer Stufe. Ram Mohan Roy starb in England, wo er besonders von den Unitariern gefeiert worden war. An seine Stelle trat der Vater des bekannten Dichters Rabindra Nath Tagore, Debendra Nath Tagore, eine tiefreligiöse Natur. Im Jahre 1841 trat er mit seinem neugegründeten Bund der Wahrheitssucher dem Brâhma Samâdsch bei und wurde dessen Führer. Nun wurden „folgende Glaubenssätze aufgestellt: 1. Gott ist ein persönliches Wesen mit hohen ethischen Eigenschaften; 2. Gott ist niemals Mensch geworden; 3. Gott hört und erhört Gebete; 4. Gott ist nur im Geiste zu verehren, Menschen aller Kasten und Rassen können ihn verehren; 5. Reue und Ablassen von Sünde

ist der einzige Weg zur Vergebung und Erlösung; 6. Natur und Intuition sind die Quellen für die Erkenntnis Gottes. Kein Buch ist autoritativ."[8] Nachdem der junge und feurige Keschab Tschandra Sen, der hauptsächlich auch soziale Reformen erstrebte, im Jahre 1857 in den Brâhma Samâdsch eingetreten war, kam es zu einer Spaltung, weil Debendra Nath Tagore den Verlust des religiösen Charakters der Bewegung befürchtete. Da gründete Keschab Tschandra Sen im Jahre 1866 einen neuen Brâhma Samâdsch. Er verkündigte in seinen Vorträgen eine derart schwärmerische Liebe zu Christus, daß man seinen Übertritt zum Christentum befürchtete. Aber der Hang zum Synkretismus und persönliche Eitelkeit hielten ihn davon ab. Die Agende, die er für den gottesdienstlichen Gebrauch zusammenstellte, enthält Stücke aus den heiligen Schriften aller Religionen und betont besonders die Offenbarung Gottes in der Geschichte. Auch er selbst ließ sich als Prophet verehren. Als er aber im Jahre 1878 die Verheiratung seiner minderjährigen Tochter mit dem ebenfalls noch minderjährigen Mahârâdscha von Kusch Behar gestattete, kam es zum zweitenmal zu einer Neugründung, die Sâdhârana (allgemeine) Brâhma Samâdsch genannt wurde. Zu den oben erwähnten Glaubenssätzen kamen noch folgende Punkte hinzu: „7. Gott ist der Vater der Menschen, und alle Menschen sind Brüder; 8. die Seele ist unsterblich und ihre Geschichte eine ewige; 9. Gott belohnt Tugend und bestraft Sünde. Seine Strafe ist aber eine bessernde und keine ewige."[9] Schließlich gab er sich und zwölf Anhänger als von Gott berufene Apostel aus, der Gottesdienst wurde reicher, alte indische Opfer, Taufe und Abendmahl traten dazu und die neun Glaubenssätze wurden durch drei weitere vermehrt: „10. Gott ist eine Dreiheit in einer Einheit: Vater, Sohn und Geist. Gott ist sowohl Mutter als Vater; 11. Brâhmanismus ist die universelle Religion, der Brâhma Samâdsch ist Gottes letzte Dispensation, d.h. Offenbarung, Heilsordnung, und die Missionare (nämlich die des Brâhma Samâdsch) sind seine Apostel; 12. Erkenntnis Gottes wird erlangt durch inspirierte Männer sowohl als durch die Natur und Intuition."[10] Obwohl die Anhänger, etwa 6500, überall in Indien zerstreut sind, hat der

Brâhma Samâdsch an Einfluß bedeutend verloren durch die Gründung anderer Vereinigungen.

Der Arya-Samâdsch, gegründet im Jahr 1875 von Swami Dayânanda Saraswati (1824—1883), einem Manne von gewaltiger Körperkraft und impulsiver Art, bedeutet eine Wiederbelebung der alten indischen Anschauungen. Die Weden sind die Quelle aller Wahrheit. Alle Kultur, auch die europäische, setzt nur in die Tat um, was in den Weden bereits vorhanden ist. Das systematische Hauptwerk des Gründers, „Satyârthaprakâsch", ist in Hindi geschrieben. In dieser „Fackel der Wahrheit" gibt Dayananda eine Darstellung seiner Lehre und eine Auseinandersetzung mit den wichtigsten Sekten des Hinduismus, mit der Bibel und dem Koran. Daneben entstand ein ziemlich umfangreiches Schrifttum. Das Bekenntnis des Arya-Samâdsch besteht aus zehn Artikeln*:

1. Die erste Ursache aller wahren Erkenntnis und alles dessen, was durch Erkenntnis des Wahrhaften (padârth) erkannt werden kann, ist Gott (Paramêschwara).

2. Gott ist seinem Wesen nach Sein, Denken, Wonne (saccidânanda), formlos, allmächtig, gerecht, gnädig, ungeboren, unendlich, unveränderlich, anfangslos, unvergleichlich, die Grundlage von allem (sarvâdhâra), der Herr von allem, alldurchdringend (d. h. allgegenwärtig), alldurchwaltend (immanent), unalternd, unsterblich, furchtlos, ewig, rein und der Vollbringer der Schöpfung (srishtikarttâ). Er allein ist der Verehrung würdig.

3. Der Weda ist das Buch aller wahren Erkenntnisse. Den Weda zu lesen, zu lehren, zu hören und zu Gehör zu bringen ist aller Arier oberste Pflicht.

4. Immerdar soll man das Wahre anzunehmen und das Unwahre fahren zu lassen bestrebt sein.

5. Alle Werke sind entsprechend dem Dharma (Pflicht, Recht, Tugend) zu tun, d. h. nachdem man zwischen Wahrem und Unwahrem unterschieden hat.

*) Nach Helmuth von Glasenapp: Religiöse Reformbewegungen im heutigen Indien (1929), wo auch eine ausführliche Lebensbeschreibung und Darstellung der Lehre zu finden ist.

6. Das hauptsächlichste Ziel des Aryâ-Samâdsch ist es, der Welt (samsâr) Gutes zu tun, nämlich ihre Wohlfahrt (unnati) in leiblicher, geistiger und gesellschaftlicher Hinsicht zu fördern.

7. Alle Wesen soll man mit Liebe und Gerechtigkeit in angemessener Weise behandeln.

8. Unwissenheit soll man ausrotten, Wissen befördern.

9. Jedermann soll sich nicht mit seiner eigenen Wohlfahrt begnügen, sondern seine eigene Wohlfahrt in der Wohlfahrt aller erblicken.

10. In Dingen, welche die gesellschaftlichen gemeinnützigen Pflichten der Menschen angehen, soll man sich den (Gesetzen der) andern unterwerfen, in den Pflichten, welche nur das Wohl der eigenen Person betreffen, ist man frei.

Es handelt sich also auch beim Aryâ-Samâdsch um eine monotheistische Lehre. Der Weda wird als eine ewige göttliche Offenbarung betrachtet, eine göttliche und alleinige Autorität in allen Glaubenssachen. Sie wurden den alten Heiligen und Sehern (Rischis) im Zustande der Versenkung geoffenbart. Doch gelingt es nur durch gewaltsame Umdeutung und durch Spitzfindigkeiten, die Aussagen der Weda-Texte mit den Anschauungen des Aryâ-Samâdsch in Einklang zu bringen und aus dem Polytheismus einen Monotheismus zu konstruieren. In Wirklichkeit handelt es sich um einen Eklektizismus, hauptsächlich eine Auswahl aus den sechs Systemen der indischen Philosophie. Die Kritik an der Bibel bewegt sich ganz in den Bahnen, wie sie heute in den Kreisen der Gebildeten und Halbgebildeten Indiens üblich sind, die dem Christentum feindlich gegenüberstehen. Dafür wird die Lehre des Weda um so eifriger verherrlicht. Der Kultus ist einfach und schlicht ohne äußere Symbole und besteht in Lobpreis, Gebet und Meditation. Dazu tritt die Erfüllung der fünf täglichen Pflichten: Studium des Weda, Butteropfer, Bedienung der Eltern, Lehrer und Vorgesetzten, Speiseopfer und Gastfreundschaft.

Die Kaste wird durchbrochen, die Kinderheirat als Mißbrauch bekämpft, dagegen der außereheliche Verkehr (Niyoga) unter besonderen Umständen gestattet, um auf diese

Weise die Härten des Verbots der Wiederverheiratung zu mildern, Ehebruch und Prostitution unmöglich zu machen. Der Gründer selbst preist die Weltentsagung. Die Vereinigung läßt sich die Erziehung und Bildung der Jugend in ihrem Geist und Sinn sehr angelegen sein. Der Aryâ-Samâdsch darf einen ziemlich starken Erfolg verzeichnen, da er alle Gebiete des sozialen Lebens umspannt und eifrig an der Arbeit ist. Seine Anhänger mögen etwa eine halbe Million zählen und der Verband ist in stetem Wachsen begriffen, besonders auch infolge des Übertritts der Kastenlosen.

Eine weitere Vereinigung ist der Dewa-Samâdsch, der ganz atheistisch gesinnt ist, den Wunderglauben und die göttliche Offenbarung verwirft und an die Stelle des Glaubens an einen überirdischen Gott den Glauben an den irdischen Lehrer setzt, der mit überirdischen göttlichen Kräften ausgerüstet ist. Der Gründer, Schiwa Nârâyana Agnihotrî, ein Brahmane, war von Beruf Zeichenlehrer an einer indischen Mittelschule in Lâhor und ein bedeutendes Mitglied des Brahma-Samâdsch. Da wurden ihm überirdische Kräfte zuteil, und 1887 gründete er den Dewa-Samâdsch (Gottes-Gesellschaft) und gab einige Jahre später (1894) den Glauben an einen persönlichen Gott vollständig auf. Seine Lehre ist folgende: Das Weltall ist ewig, unerschaffen und unvergänglich und besteht aus Stoff und Kraft. Das Pflanzen- und Tierreich und zuletzt auch die Menschen, alles entwickelte sich aus dem Anorganischen. Auch die Seele ist nur eine andere Form der an den Stoff gebundenen Lebenskraft. Bei guten Menschen bildet sich schon in diesem Leben ein feiner Leib (sûkschma scharîrâ), mit dem die Seele in der Geisterwelt weiterlebt. Mit Hilfe von Medien (Spiritismus) ist es möglich, mit den Geistern der Verstorbenen in Verbindung zu treten. Agnihotrî soll ihnen seine Lehre verkündigt haben. Die Lehre bekämpft „den Irrtum" des Glaubens an einen persönlichen Gott und an das Wesen der Seele. Der Kultus gilt mehr und mehr der Verherrlichung des Gründers. Die Sittenlehre verlangt 1. nicht zu betrügen, 2. nicht zu stehlen, 3. nichts Entliehenes zurückzuhalten, 4. nicht zu rauben, 5. nicht zu spielen oder zu wetten, 6. nicht müßig zu gehen, 7. nicht

Ehebruch, Polygamie, Polyandrie oder unnatürliche Laster zu begehen, 8. nicht Wein, Opium, Tabak, Kokain oder andere Rauschgifte zu benützen, herzustellen, zu kaufen oder zu verkaufen, 9. nicht Fleisch oder Eier zu essen oder andern zu essen zu geben, 10. nicht lebende Wesen zu töten, es sei denn im Fall der Notwehr. Verstöße gegen diese Gebote werden durch Bußen geahndet. Auch diese Vereinigung tritt energisch ein für soziale Reformen und fördert die Jugendbildung. Die Verehrer des Dewa-Guru, wie der Gründer genannt wird, erreichen höchstens die Zahl von 5000. Eine der interessantesten Erscheinungen ist der Râdhâswâmî-Satsang mit seiner Mystik der Gottestöne, über den Helmuth von Glasenapp ausführlich berichtet. Der Gründer ist Schiwadayâl Singh, der sich selbst als eine Erscheinung Gottes entdeckte. Ihm folgten Huzûr Maharâdsch, Rai Schâligram Sâheb Bahâdûr im Jahre 1878 und Brahm Schankar Mischra im Jahre 1898. Nach seinem Tode 1907 entstanden Spaltungen. Diese drei galten als Inkarnationen der Gottheit und sie erst lehrten die wahre Religion. Nach dieser Lehre ist Gott reiner Geist und die Quelle aller Energien in der Welt, der das ganze Universum mit den Strömen seiner Kraft durchdringt, mit dem geistigen Ton oder Wort-Strom, der aktiv wirkt und mit dem Geist-Strom, der latente Mittelpunkte schafft. Von den drei Sphären, die Gott durchwaltet, ist die erste oberste Sphäre der „Sitz des fleckenlosen Geistes" oder „die Region des Gnädigen", wo die geschlechtlosen Geister wohnen. Die zweite Sphäre, von der ersten durch eine Kluft getrennt, ist geist-materiell, doch vom Geist beherrscht. Der Leib der hier wohnenden Wesen ist aus feinstem Stoff bereitet, auch besteht ein Unterschied zwischen männlichen und weiblichen Bewohnern, doch ohne Geschlechtsfunktionen. Die dritte Sphäre ist materiell-geistig. Ihre sechs Regionen entsprechen sechs Planeten, bewohnt von Pflanzen, Würmern, Vögeln, Säugetieren und Menschen mit ihren groben Leibern, Lüsten und Leiden. Unterhalb der untersten Region liegen die Höllen. Alle lebenden Wesen sind wie Tropfen aus dem einen unendlichen Meer alles Geistes, dem höchsten Wesen, Satyapurusch Râdhâswami. Einzig und allein die Anweisun-

gen des Râdhâswâmî-Glaubens führen aus niederer Erkenntnis zur unmittelbaren Erfassung des höchsten Wesens und damit zur Erlösung; Bedingung ist der aufrichtige Wunsch, erlöst zu werden und die tiefe Liebe zu den Manifestationen des höchsten Geistes. Die irdischen Erscheinungen sind eben die obengenannten drei Gründer und Lehrer dieser Sekte. Sie stammen aus der höchsten Sphäre und sind deshalb erhaben über Mohammed, Buddha und Jesus, die Söhne von Gottheiten aus niederen Regionen der ersten und zweiten Sphäre darstellen. Fast sämtliche Dogmen des Hinduismus sind in das Lehrsystem mitaufgenommen. Râdhâswâmi bedeutet „Herr der Râdhâ" und ist eine häufige Bezeichnung für Krischna. Die Hauptheiligtümer der Sekte sind die Gräber der drei ersten Gurus; ihre Gotteshäuser sind einfache Versammlungshallen. Der Gottesdienst ist einfach: Rezitation heiliger Verse, Texterklärung, tiefe Kontemplation, oft auch Verteilung von Oblaten und die Predigt eines Lehrers, wenn gerade ein solcher Guru vorhanden ist. Als letzte neuzeitliche Bewegung nennen wir noch die Râmakrischna-Mission des Heiligen Gadâdhara Cattopâdhyaya, kurz Râmakrischna genannt. Zum Asketenorden, den einige seiner Schüler bildeten, um seine Lehre, einen Neu-Vedantismus zu verkündigen, gehörte auch Swâmi Wiwekânanda.

Neben diesen Reformbewegungen beobachten wir eine Renaissance des Hinduismus, sowohl in der Wischnu-, Schiwa- und Saktilehre als auch in den andern religiösen Verbänden. Kongresse werden abgehalten, man gibt Zeitschriften und Flugblätter heraus, veranstaltet Kurse, hält Vorträge und sendet Wanderprediger aus. Dabei werden, je nach Bedürfnis, die Lehren stark modernisiert. Aber auch nach Amerika und Europa wurde die missionarische Tätigkeit ausgedehnt. Im Jahre 1893 begeisterte Swâmi Wiwekânanda auf dem Weltparlament der Religionen in Chicago die Amerikaner für die erleuchteten Ideen der indischen Philosophie. Eine starke Tätigkeit in diesem Sinne entwickelt auch die in Adyar in Indien lebende Theosophin Anni Besant, deren neuer Messias Krischnamurti in allen Erdteilen seine Verehrer findet. In Wirklichkeit zeichnet sich dieser

junge Brahmane vor Tausenden seiner Altersgenossen in Indien in keiner Weise aus. In der denkbar glücklichsten Weise versuchte der Dichter Rabindra Nath Tagore eine Art Versöhnung von Orient und Occident, indem er in dichterischer Freiheit beide Welten miteinander verband und so zu einer pantheistisch gerichteten europäisch-indischen Philosophie gelangte, also wie alle andern dem Synkretismus huldigt. Die meisten der bisher erwähnten Bewegungen sind Verfallserscheinungen, die letzten Endes dem Sieg des Christentums durch ihre innerlich auflösenden Tendenzen den Weg bereiten.

Am meisten Einfluß auf die Gestaltung Indiens übt gegenwärtig der Mahatma Mohandas Karamchand Gandhi aus. Seine Lehren sollen bis in die entlegensten Dörfer Indiens gedrungen sein. Auch Gandhi schätzt die Person Jesu hoch ein und preist besonders die Lehre der Bergpredigt, aber er ist mit ganzer Seele der indischen Religion ergeben und vertritt, wie viele andere seiner Zeitgenossen, einen möglichst harmlosen Synkretismus. Seine starke und dauernde Wirkung liegt auf sozial-politischem Gebiet.

Wir können uns des Eindrucks nicht erwehren, daß Indien weit über den Rahmen der christlichen Mission hinaus vom christlichen Geiste ergriffen ist und die still in die Tiefe wirkende Kraft des Evangeliums die indischen Religionen von innen heraus überwindet. Es gelingt den starken synkretistischen Bestrebungen nicht, diesen Prozeß zu beschwören und der Hinduismus hat die Kraft nicht, auch das Christentum zu verschlingen und zu absorbieren. Krischna und Christus werden ringen im Geisteskampfe um die Seele des indischen Volkes. Auch das Christentum hat unter den Indern selbst bedeutende Vertreter gefunden, wie die Mutter der indischen Waisen und Witwen, Pandita Ramabai, die Dichterin Toru Dutt, die Schriftstellerin Krupabai Satthianadhan, den erleuchteten Theologen Nehemiah Nilakantha Schastri Goreh, den Sekretär des christlichen Studentenbundes Surendra Kumar Datta und den bekannten Evangelisten Sadhu Sundar Singh, der seine eindrucksvolle Wortverkündigung auch nach Europa ausdehnte

und dessen Lebensschicksale einen heftigen Streit unter den Theologen ausgelöst haben. Die Christianisierung Indiens schreitet rastlos vorwärts und wenn die Gefahren des Synkretismus überwunden werden, die indische Kirche ihre besondere Eigenart empfangen hat, wird die indisch-christliche Theologie der Christenheit zum Segen gereichen, denn kein Volk ist wie das indische zu tiefem theologischem Denken veranlagt.

II. Der Parsismus

1. Übersicht

Von Indien gehen wir hinüber zu dem nächstverwandten Volk, den persischen oder iranischen (auch eranischen) Ariern. Die älteste Sprache derselben, welche dem Sanskrit am nächsten steht, hat man eine zeitlang die Zendsprache genannt, da ihre heiligen Schriften, welche noch jetzt den Parsi in Indien als Grundlage ihrer Religion dienen, der Zend-Awesta genannt werden. Allein man hat neuerdings gefunden, daß das Wort Zend nicht Sprache bezeichnet, sondern die zum ursprünglichen Text gegebene Erklärung, also Zend-Awesta soviel bedeutet wie „das erklärte Gesetz". Die Erklärung ist großenteils in einer andern, späteren Sprache geschrieben, im Pehlewi oder Huzwaresch, dem Mittelpersischen, welches zur Zeit der Sasanidenherrschaft (vom dritten Jahrhundert n. Chr. bis zur Eroberung des Landes durch die Araber) die Landessprache oder wenigstens die Schriftsprache war. Da man schon damals die Sprache des Awesta nur noch ungenügend verstand, sind die Übersetzungen der alten heiligen Schriften in das Pehlewi, welche von den für die Wiederherstellung der altpersischen Religion besorgten Königen veranstaltet wurden, nicht in allen Stücken zuverlässig; aber sie haben kanonische Geltung. Die Vergleichung der alten Awesta-Sprache mit dem Sanskrit der Weda-Lieder gibt manchen Aufschluß. Doch muß man auch hier vorsichtig zu Werke gehen, und so bietet namentlich die Übersetzung der ältesten Bestandteile des Awesta, der Gathas, die den Kern des Jasna bilden, allerlei Schwierigkeiten, die mit der Entzifferung der Hieroglyphen

und der Keilschriften in Parallele gestellt werden können. Spiegel, der nach der Tradition übersetzt, und Haug, der vom Sanskrit ausging, kommen oft zu ganz verschiedenen Deutungen. Mills, der in den Sacred Books of the East eine möglichst wörtliche, durch Klammern und Anmerkungen motivierte englische Übersetzung gibt, stimmt im ganzen mehr mit Spiegel als mit Haug überein, doch weicht er auch manchmal von beiden ab.

Ein Teil der Schriften, welche die heutigen Parsi noch besitzen, kam zuerst 1723 durch einen Engländer in Indien in die Bodleianische Bibliothek in Oxford. Da niemand das Buch lesen konnte, hängte man es an einer Kette auf, um es als Merkwürdigkeit den Besuchern der Bibliothek zu zeigen. Ein Faksimile von vier Blättern dieser Handschrift kam an einen Orientalisten in Paris. Dort sah es ein 20jähriger Zögling der Schule für orientalische Sprachen, Anquetil du Perron. Er faßte den Entschluß, seinem Vaterland die Bücher des Zoroaster und die erste Übersetzung derselben zu verschaffen. Als auf eine Bitte an die Regierung um Unterstützung zu diesem Zweck lange Zeit keine Antwort kam, ließ der feurige Jüngling sich anwerben als gemeiner Soldat im Dienst der französisch-ostindischen Kompagnie, 1755. Nachdem er drei Jahre lang unter vielen Abenteuern als französischer Soldat in Ostindien gedient und dann drei Jahre unter den Parsi in Surat zugebracht hatte, um ihre Sprache und Sitten zu erlernen, bekam er nach manchen vergeblichen Versuchen ihre heiligen Schriften in die Hände und veröffentlichte sie 1771 nach der Pehlewi-Übersetzung.

Die fünf Teile des Awesta sind:

1. Der Jasna, das Opferbuch mit den Hymnen, die bei den Opferhandlungen rezitiert wurden. Zwischen die aus späterer Zeit stammenden Hymnen sind die Gathas eingefügt, siebzehn uralte Lieder in fünf Rubriken, welche durch ihre Sprache, ihre dunkle Ausdrucksweise und durch ihr Metrum, das dem alt-arischen der Weda-Lieder entspricht, sich als der älteste Teil der Sammlung kennzeichnen.

2. Der Wispered, eine kleine Opferlitanei, als Anhang des Jasna.

3. Der Wendîdâd (vîdaêva-data = gegen die Teufel gegeben), eine Sammlung von religiösen Gesetzen, namentlich Reinigungsgesetzen, nebst einigen Sagen über Zarathustra, ein Spiegelbild uralter Sitten und Gebräuche.

4. Die Jaschts, mit vielen Sagen von Göttern und Helden, Lobgesänge an die Volksgottheiten und Geister (Gâh).

5. Das Khorda Awesta (kurze Awesta), ein Laiengebetbüchlein. Oft wird dieses Büchlein auch zusammen mit den Jaschts und allem außer Jasna, Wispered und Wendidad als Khorda Awesta bezeichnet.

An diese Schriften schließt sich unter der Sasanidenherrschaft eine umfangreiche Literatur in der Pehlewi- und Farsisprache an, darunter die bedeutendste der Bundehesch, der wahrscheinlich erst nach der Eroberung des Landes durch die Mohammedaner geschrieben wurde. Er enthält Bruchstücke eines großangelegten Werkes über Geschichte und Naturwissenschaften, den ganzen Weltlauf von der Urzeit bis zum jüngsten Gericht umspannend. Auch in dem Epos des persischen Dichters Firdûsi, dem Schah-Name (Königsbuch), finden sich altpersische Sagen. Andere Werke sind Dinkard („die frommen Werke"), Dadistan-i-Denig („die Kennzeichen des Glaubens") und Minokherd („die Ansichten des weisen Geistes"), ferner ein Anstandsbüchlein Schajast-la-Schajast („Man darf = man darf nicht").

So nahe die persischen Arier in der Sprache mit den indischen verwandt sind, so hat doch in politischer wie in religiöser Hinsicht jeder Stamm seine besondere Entwicklung. Während die Inder niemals zu einer politischen Einheit gekommen sind, haben bekanntlich die Perser ein großes Weltreich gegründet, welches in seiner Blütezeit vom Indus bis zum Ägäischen Meer und bis nach Ägypten sich ausdehnte. Aber auch in religiöser Beziehung sind sie verschiedene Wege gegangen. Wir haben schon darauf hingedeutet, daß das Wort dêva, welches im Sanskrit Gott bezeichnet, in der Sprache des Awesta für die Dämonen gebraucht wird. Aber besonders charakteristisch für die iranischen Arier ist es, daß hier die Persönlichkeit eines

Religionsstifters und die Persönlichkeit des einen Gottes hervortritt, wie wir sie in Indien nicht finden. Allerdings steht dem einen Gott von Anfang an ein böses Wesen gegenüber, das aber zuletzt überwunden werden muß. Das Böse wird hier in einer Realität aufgefaßt wie sonst nirgends im Heidentum. Die in den ältesten Schriften enthaltene Religion ist so frei von allen mythologischen Elementen und so sittlich rein, daß wir in dem Manne, der als Religionsstifter angegeben wird, Zarathustra oder Zoroaster, wie die Griechen ihn nannten, eine Persönlichkeit suchen müssen, die wir einem Abraham und Melchisedek an die Seite stellen dürfen, wenn auch die Lehre, die er verkündigt, nicht den vollen Wahrheitsgehalt der alttestamentlichen Prophetie besitzt. Eine gesetzliche Religion ist auch die des Zarathustra. Die Reinigungen spielen eine große Rolle.

Ohne Zweifel war die Religion vor Zarathustra Natur- und Geisterdienst und erst eine spätere Theologie hat diese Wesen zu geistigen Potenzen verflüchtigt. Da gab es Schutzgeister, die Frawaschis, die Seelen der Verstorbenen, Familien- und Landschaftsgeister, aber auch eine Menge von bösen Geistern, die dann später zu Teufeln wurden. Kuh und Hund waren heilig und ein altes Gebet lautet nach Anrufung der Götter und Engel weiter: „Ich opfere den Sternen, den Geschöpfen des heiligen Geistes, dem Tischtrya (Sirius), dem glänzenden herrlichen Stern, dem Monde, der den Samen des Stieres besitzt, und der strahlenden Sonne mit den eilenden Rossen, dem Auge des Ormazd; ich opfere den Schutzgeistern der Gerechten und dir, o Feuer, Sohn des Mazda, samt jedem andern Feuer; den guten Wassern und jedem Gewässer von Gott geschaffen, wie auch jedem gottgeschaffenen Kraute."[1]

Man hat schon die Ansicht ausgesprochen, die Feueranbetung, welche sich durch alle Jahrhunderte erhalten hat, sei das Ursprüngliche der iranischen Religion, und wie in der Weda-Religion das Licht als das Göttliche hervortritt und der Feuergott Agni eine große Rolle spielt, so sei auch in Iran das natürliche Licht das ursprünglich Göttliche und der Gegensatz von Licht und Finsternis zunächst

nicht der sittliche, sondern der natürliche. Für den Kultus des Volkes mag es zutreffen, daß der natürliche Gegensatz die Grundlage für den sittlichen war, aber in den ältesten Schriften ist der Gegensatz durchaus ein sittlicher und tritt der natürliche gar nicht hervor. Eben darum werden wir diese Schriften nicht als Produkt des Volkes, sondern einer prophetischen Persönlichkeit betrachten müssen, eines eigentlichen persönlichen Religionsstifters. In den Gathas tritt Zarathustra als eine menschliche Persönlichkeit auf, die mit ihrem Flehen für ihr bedrängtes Volk bei dem einen Gott Ahuramazda eintritt und dessen Lob singt. Die Amescha Spentas, die Gehilfen des Ahuramazda, sind keine mythologischen Götter, sondern Personifikationen, ungefähr wie die Weisheit in den Sprüchen Salomos. Der später hochgefeierte Gott Mithra kommt hier gar nicht vor. Erst in den späteren Schriften wird die Person Zarathustras mit allerlei Legenden umgeben.

Daß Zarathustra einen tiefen Eindruck auf sein Volk gemacht und daß er dasselbe auf eine höhere Stufe der Religion gehoben, dürfte namentlich bei der Vergleichung mit der Religionsentwicklung des stammverwandten indischen Volkes nicht zweifelhaft sein. Wo tritt in Indien eine solche religiöse Persönlichkeit in den Vordergrund? Wo wird ein solcher Schöpfer alles Guten angerufen als der Helfer in allen Nöten? — So schön die Weda-Lieder an Waruna sind, so tritt doch diese Gestalt hinter Indra, Agni und andere Götter zurück. Dagegen in Persien bleibt Ahuramazda der Schöpfer, der heilige Gott, Zarathustra der heilige Prophet für alle Zeiten, und seine Gathas werden als Grundlage der persischen Religion noch gesungen, auch wenn sie nicht mehr verstanden werden, wie die Weda-Lieder in Indien. Haug nimmt geradezu an, daß die Götzendiener, welche in den Gathas bekämpft werden, die Hindus seien, aber andere Forscher denken dabei doch lieber an die turanischen Völker. Daß Zarathustra der Verfasser der Gathas oder wenigstens eines Teils derselben sei, nehmen Haug und Mills an; als eine historische Person wird er von der Mehrzahl anerkannt, während Tiele, Kern, Darmesteter, Ed. Meyer einen Gott aus ihm kon-

struieren. Dagegen sagt Lehmann: „Die Zarathustraberichte des jüngeren Awesta und noch mehr die des ganz abenteuerlichen neupersischen „Zerdust nâme," des Zarathustrabuches, sind überwiegend legendarisch, die alten Hymnen dagegen, die sog. Gâthas, nicht: hier stehen wir keiner Gottheit oder Sagengestalt gegenüber, vielmehr sehen wir (vor allem in Jasna 46) einen Menschen und Mann, vom Geiste und Glauben eines Propheten getragen, einen Mann, der gelebt und gelitten, gehofft und gekämpft hat, und dessen Persönlichkeit und Gedanken der Religion wirklich ihr Gepräge gegeben haben. Denn das System, das Zarathustras Namen trägt, ist keineswegs eine von selbst emporgewachsene Volksreligion, deren Vorstellungen und Gebräuche, wie etwa in den Weden, mit Aberglauben und Zauberei reichlich versetzt, ein buntes Gemenge bilden; wir sehen vielmehr hier eine von Haus aus scharf durchdachte Theologie, die gegen den Volksglauben, auf dessen Boden sie entstanden ist, eine ganz bestimmte Position einnimmt."[2]

Für das Alter der Zarathustra-Religion haben wir ebensowenig einheimische Zeugnisse wie für die Weda-Lieder, denn Geschichtschreibung ist auch nicht die Vorliebe der alten Perser gewesen. Aber zwei Anhaltspunkte sind uns gegeben:

1. Die Angaben der Griechen über Zoroaster und seine Religion, die ihn allerdings zum Teil bis 6000 Jahre vor Plato oder 5000 Jahre vor dem trojanischen Krieg hinaufsetzen. Doch die Tatsache, daß die Religion der Perser schon zur Zeit Herodots den Charakter hatte, wie er im Awesta dargestellt ist, steht fest. Er erwähnt bereits den seltsamen Gebrauch, den Toten nicht zu begraben, ehe er von einem Hund oder Vogel umhergeschleift worden sei, allerdings nur als einen Gebrauch der Magier, nicht des ganzen Volkes (Herod. II, 140). Für diesen Gebrauch findet sich in den Gathas noch keine Spur. Es muß also doch wohl schon eine weitere Religionsentwicklung vorangegangen sein.

2. Die Keilschriften auf den Grabmälern der persischen Könige. Die Tatsache, daß sie sich begraben ließen, deutet darauf hin, daß das Verbot des Begrabens und Verbrennens

der Leichen, welches im Wendidad ausgesprochen ist, damals jedenfalls nicht allgemein anerkannt wurde. Aber der Gott Auramazda wird auf dem Grabmal des Darius Hystaspis so verherrlicht, wie man es von einem Jünger Zarathustras erwarten kann. Daß der böse Geist Angromainju in den Grabschriften nicht vorkommt, beweist nicht, daß der Dualismus damals nicht gelehrt wurde.

Cyrus scheint sehr tolerant gegen alle Religionen gewesen zu sein. Wie er nach Esra 1, 2 dem Gott Israels einen Tempel bauen ließ, so schreibt er nach einem in Babel aufgefundenen Tonzylinder seinen Sieg über das babylonische Reich dem Gott Marduk zu. Auch sein Sohn Kambyses hat nach ägyptischen Denkmälern dem Apis gehuldigt. Aber deswegen kann doch schon vor Darius die zoroastrische Religion die Religion der Perser gewesen sein. Der Umstand, daß ein König Wistaspa in den Gathas als Beschützer und Anhänger des Zarathustra vorkommt, hat ohne Zweifel den römischen Schriftsteller Ammianus Marcellinus veranlaßt, den Zoroaster in die Zeit des Darius Hystaspis zu versetzen. Allein die meisten Forscher nehmen an, daß in den Gathas ein viel älterer Wistaspa gemeint sei. Mills ist geneigt, die Abfassung der Gathas und das Leben des Zarathustra in die Zeit zwischen 1500 und 900 v. Chr. zu setzen (Sacred Books of the East Vol. XXXI, p. XXXVII).

Über das Vaterland Zarathustras sind die Gelehrten nicht einig, ob Medien oder Baktrien. Zu letzterem neigen Haug und Mills, zu ersterem die meisten andern. Jedenfalls werden wir nach den Angaben der Griechen annehmen müssen, daß die Magier erst unter Cyrus aus Medien, wo sie einen angesehenen Stand bildeten, nach Persien gekommen seien (Xenophon, Cyropädie 8, 1, 23). So haben die Perser die zoroastrische Religion erst angenommen, und wie in Indien die Weda-Religion durch drawidische Religionselemente vielfach geändert wurde, so werden wir uns denken müssen, daß die Perser nicht die reine Zarathustrareligion angenommen haben, und daß hier mythologische Elemente hereingekommen seien, welche Zarathustra fernezuhalten suchte.

Der spätere Awesta wird also wohl unter der Achämenidenherrschaft entstanden sein. Aber es ist nicht derselbe Dialekt wie in den Inschriften auf den Königsgräbern. Der Awesta-Dialekt ist also wohl der medische oder baktrische, der als heilige Sprache der Magier auch in Persien fortgepflanzt wurde.

Die Perser erzählen, Alexander der Große habe ihre heiligen Schriften in Persopolis verbrannt. Aber es ist jedenfalls nicht der ganze Awesta damit untergegangen. Hermippos (im dritten Jahrhundert v. Chr.) berichtet, Zoroaster, der Urheber der Lehre der Magier, habe zwanzig Bücher verfaßt von je 100000 Versen, aus denen er einige Vorschriften angibt. Die griechische Herrschaft wurde 256 v. Chr. verdrängt durch die Arsaciden, welche das Partherreich gründeten. Einer dieser Könige, Walkasch (Vologeses), soll die zerstreuten heiligen Schriften gesammelt und die verlorenen aus dem Gedächtnis der Priester ergänzt haben. Noch einen entschiedeneren Aufschwung nahm die altpersische Religion unter der Herrschaft der Sasaniden von 226 n. Chr. bis zum Einfall der Mohammedaner. Der erste König aus dieser Dynastie, Ardeschir (Artaxerxes), soll die Feststellung des Kanons der heiligen Schriften veranstaltet haben. Nun entstanden die Übersetzungen in das Pehlewi und neue Schriften in dieser Sprache. Später trat das Farsi an die Stelle. Nach der mohammedanischen Eroberung konnte sich die alte Religion in Persien nur in kümmerlichen Resten noch halten, in Jezd und Kerman. Eine Anzahl Parsi wanderte nach der Westküste von Indien aus, wo man sie gegenwärtig auf 90000 Seelen schätzt. Sie lesen ihre alten heiligen Schriften im Gottesdienst, ohne sie zu verstehen. Eine nach dem Pehlewitext gefertigte Übersetzung derselben ins Gudscharati dient ihnen zum Verständnis. Die Feuertempel werden von vermummten Priestern in weißem Gewand bedient, die Dakhmas, die Türme des Schweigens, dienen zur Aufbewahrung der Leichname und werden von Aasvögeln umkreist. Man hütet sich, das Wasser, das Feuer, die Luft und die Erde zu verunreinigen. Die Parsi verwahren sich dagegen, daß sie Feueranbeter seien. Das Feuer sei nur der Abglanz der Gott-

heit, an dem sie ihre religiösen Gefühle entzünden. Auch den Dualismus wollen sie nicht zugeben. Gegen das Christentum sind sie sehr ablehnend, ein sittlich strenges, aber sehr selbstgerechtes Völklein.

2. *Die Religion der Gâthâs*

Bei dem geringen Umfang der Gathas und den Differenzen in ihrer Auslegung ist es natürlich nicht möglich, ein vollständiges Bild von der religiösen Anschauung zu geben, welche diesen Liedern zugrunde liegt, aber einige Züge möchten wir doch hervorkehren, damit die Leser einen Eindruck von der ältesten Form dieser Religion bekommen.

Ahura Mazda = Herr, Allwissender (neupersisch Ormazd) wird angerufen als der eine persönliche, vollkommen reine, heilige, allweise Gott und Schöpfer der Welt. Er wird auch angerufen unter dem Namen Spento Mainju, d. h. vermehrender Geist, im Gegensatz zu Angro Mainju, dem schlagenden Geist. Während man bei mythologischen Göttern oft nicht einig ist über die ursprüngliche Bedeutung des Namens, sind die Boten und Gehilfen Ahura Mazdas, die Amescha Spentas (Amschaspands) = unsterbliche Heilige, schon durch ihre Namen kenntlich als Personifikationen göttlicher Eigenschaften. „Wenn sie mehr von ihrer ethischen Seite, ja oft geradezu als Abstracta aufgefaßt scheinen, so ist dies nicht auf die Gathas beschränkt, sondern läßt sich den ganzen Awesta hindurch nachweisen.“[3] Die beiden größten sind Wohumano = der gute Gedanke, die gute Gesinnung, wir können's oft geradezu mit „Güte“ übersetzen, und Ascha Wahista = die beste Gerechtigkeit, die sittliche Weltordnung. Diese zwei bilden oft mit Ahura Mazda eine Dreiheit. Ferner: Kschathra Wairija = das erwünschte Reich oder das Reich des göttlichen Willens; Spenta Armâiti = die heilige Demut, die Frömmigkeit, und das Paar Haurwatât und Ameretât = Gesundheit und Unsterblichkeit. Dazu kommt noch als siebenter Sraoscha = der Gehorsam.

Daß die Amescha Spentas in den Gathas nicht als selbständige Wesen neben Ahura Mazda, sondern als seine Geschöpfe gedacht werden, geht z. B. aus Jasna 31, 7. 8 hervor.

Nach Spiegels Übersetzung ist der Sinn dieser Verse:

7. Er kam als erster Bildner, (als) mit den Lichtern Glanz sich mischte,
Er (bildete) die reine Schöpfung, er erhält den besten Geist mit seinem Verstande.
Du lässest beides auf himmlische Weise wachsen, o Mazda Ahura, der du auch jetzt der Herr bist.
8. Dich habe ich gedacht, o Mazda, als den zuerst zu preisenden mit dem Geiste,
Als den Vater des Vohu-manô, da ich dich mit Augen erblickte,
Den wirklichen Schöpfer der Reinheit, den Herrn der Welt in Taten. (Spiegel, Avesta II, S. 122.)

Haug übersetzt:

7. Der, welcher durch sein eigenes Licht der Himmelslichter Menge uranfänglich erfand,
Der schafft durch seine Einsicht das Wahre, wodurch besteht der gute Sinn.
Dies lässest du gedeihen, weiser Geist! der du derselbe bleibst zu aller Zeit.
8. Dich dacht' ich als den urersten, Weiser! als den Hohen in der Natur wie im Geiste,
Als den Vater des guten Sinnes, da ich dich mit Augen schaute;
Als der Wahrheit Wesenheit, als des Lebens Schöpfer, als den Lebendigen in deinen Handlungen.
(Abhandl. f. d. Kunde des Morgenlands, 1. Bd. 1858, S. 28 f.)

Mills übersetzt:

7. Er, der diese zuerst erfand, kleidete sie herrlich in die Sterne.
Er ist durch seinen Verstand der Schöpfer der rechten Ordnung (Ascha) und gleicherweise erhält er seinen rechten Sinn (Vohu-manô).
Und diese mögest du gedeihen lassen durch deinen Geist, o Ahura Mazda! du, der du bist immer derselbe.
8. Darum dachte ich dich zuerst, o Ahura Mazda! als den einen, der anzubeten ist im Geist in der Schöpfung,
Als den Vater der guten Gesinnung (Vohu-manô) bei uns, da ich dich sah mit meinen Augen,
Als den wirklichen Schöpfer unsrer Gerechtigkeit, als den Herrn der Taten des Lebens.
(Sacr. Books of the East, Vol. XXXI, p. 43 f.)

Trotz aller Verschiedenheit der Übersetzungen wird doch jeder Leser in diesen Versen bei jeder Übersetzung mehr Anklänge an das Alte Testament als an heidnische Religionen

finden. Ahura Mazda tritt als der eine, heilige Gott und Schöpfer hervor, und die Amescha Spentas sind keine mythologischen Gestalten. Die Schöpferherrlichkeit Ahura Mazdas wird auch Jasna 44, 3 ff. gepriesen:

3. Das frage ich dich, sage mir das Richtige, o Ahura,
Wer war der Vater der reinen Geschöpfe vom Anfang?
Wer hat der Sonne, den Sternen den Weg geschaffen?
Wer (anders als) du (macht), daß der Mond wächst und abnimmt?
Das, Mazda, und anderes wünschte ich zu wissen.
4. Das will ich dich fragen, sage mir das Richtige, o Ahura!
Wer hält die Erde und die Stützenlosen (Sterne oder Wolken?),
so daß sie nicht fallen; wer die Gewässer und Bäume?
Wer hat mit dem Winde und den Wolken die Schnelligkeit geeinigt?
Wer, o Mazda, ist der Schöpfer des Vohu-manô?
5. Das will ich dich fragen, sage mir das Richtige, o Ahura!
Wer hat gutwirkend gemacht das Licht wie die Finsternis?
Wer gutwirkend den Schlaf und das Wachen,
Wer die Morgenröte, die Mittage, die Nächte?
(Wer) den, welcher bedenkt die Maße des Gesetzes?

(Spiegel II, 146 f.)

„Ahura Mazda und seine heiligen Unsterblichen machen miteinander die Gottheit aus, ein monotheistischer Komplex, wo jeder Genius für sich allerdings seinen Kultus haben, keiner aber ohne Mazda gedacht werden kann, denn sie sind alle nur als Funktionen seines Willens vorhanden. Mit den frommen Menschen (und den reinen Tieren und Pflanzen) bilden die ahurischen Wesen „das Gottesreich“ (Khshathra). Dieses Reich zu erweitern war die Sache jedes Gläubigen; die vollkommene Herrichtung des idealen Zustandes war aber nur in der Zukunft zu erwarten; eben „das Reich“ soll Mazda am jüngsten Tage als die leibhaftige Darstellung aller Wünsche bringen. In dieser eschatologischen Erwartung münden die Gedanken der Gathalehre aus, und sie sind ohne diesen Abschluß nicht verständlich.“[4] So bilden in der Tat der Monotheismus und die Eschatologie den zentralen Inhalt der Lehre Zarathustras, wie sie in den Gathas erscheint; der Dualismus tritt in seiner Schärfe erst später hervor. —

Durch die oben angeführten Verse aus Jasna 44 bekommen wir den Eindruck, als ob in den Gathas der Dualismus überhaupt noch nicht vorhanden wäre. Angro Mainju

kommt allerdings in denselben noch nicht als Eigenname vor, aber zwei Geister bestanden von Anbeginn, der gute (vohu) und der schlechte (ako), oder der gnädige, wohltätige (spenta) und der angreifende (angra). Droben in den höchsten Sphären ist der Ort der unbeschränkten Herrschaft des allweisen Herrn, unten im tiefsten Abgrund das Reich seines mächtigen Gegners, der doch am Ende unterliegen muß. Der Gegensatz ist ein ethischer, ein religiöser, aber allmählich wird die Scheidung auf die ganze organische und anorganische, materielle und geistige Schöpfung erstreckt. In den Gathas ist Ahura Mazda noch Schöpfer von allem.[5] Aber daneben lesen wir Jasna 30, 3 ff. (nach Haugs Übersetzung):

3. Von Anbeginn gibt es ein Zwillingspaar, zwei Geister, jeder von eigener Tätigkeit;
Sie sind das Gute und das Böse in Gedanken, Wort und Tat,
Wählet unter beiden, seid gut, nicht bös!

4. Und diese zwei Geister begegnen sich und schaffen das erste (Irdische),
Das Sein und Nichtsein, und das letzte (Geistige);
Den Lügnern wird das schlimmste Dasein, dem Wahrhaftigen das beste.

5. Von diesen beiden Geistern wählt einen, entweder den lügnerischen, das Schlimmste vollbringenden,
Oder den wahren heiligsten Geist! Wer jenen wählt, erwählt das härteste Los,
Wer diesen, verehrt den Ahura Mazda gläubig und in Wahrheit durch seine Taten.

6. Diesen beiden könnet ihr nicht dienen. Irgend ein böser Geist, den wir vernichten wollen,
Überfällt die sich Beratenden und spricht: Wählt den schlechtesten Sinn!
Dann scharen sich diese Geister zum Angriff gegen die beiden Leben, die die Propheten laut verkündigten.

7. Und diesem irdischen Leben kam Armaiti mit irdischer Macht, der Wahrheit und dem guten Sinn zu Hilfe;
Sie, die Ewige, schuf die Körperwelt,
Der Geist aber ist bei dir, Weiser! in der Zeit das erste bei den Schöpfungen.

8. Wenn der Geist in irgend welches Übel kommt,
So wird von dir, o Weiser, ird'scher Besitz nebst guten Sitten verliehen;
Aber die straft er, deren Versprechen Lüge, nicht Wahrheit ist.

9. So laßt uns denn als Forterhalter dieses Lebens wirken,
Dessen eifrigste und wahre Förderer die lebendigen Weisen selbst sind.
Dort nur ist der Verständige, wo Einsicht wohnt.
10. Gerade sie ist die rechte Hilfe gegen das Böse, sie ist die Zerstörung des Verderbens.
Vollkommenes wohnt nur in dem schönen Haus des guten Sinnes,
Des Weisen und des Wahren, die als gut berühmt sind.
11. Übet aus die Lehren, von Mazdas eigenem Mund gesprochen,
Die er den Menschen gab, den Lügnern zum Schaden, zur Vernichtung,
Dem Wahrhaftigen zum Heil! In ihnen ruht das Glück.

(Abhandl. f. d. Kunde des Morgenlands I, S. 27.)

Nach Spiegels und Mills Übersetzung ist V. 5 f. nicht eine Aufforderung zum Wählen, sondern eine Darstellung, wie die bösen Geister das Gute nicht wählen können, und wie durch die Amescha Spentas das Reich für Ahura Mazda gewonnen wird. Aber nach allen Übersetzungen sind Ahura Mazda und Angro Mainju von Ewigkeit her nebeneinander. Wo sie herkommen, wird nicht gesagt, auch im späteren Awesta nicht. Nur eine Sekte hat das Zerwana akarana, die unendliche Zeit, als das Prinzip bezeichnet, aus welchem die Zwillinge geboren sind. Von den Daêwas und Drudschas, den bösen Geistern und Lügengeistern, wird Jasna 32, 3—6 gesagt:

3. Ihr Daêwas seid alle die Abkömmlinge des Ako-manô,
Wer euch viele Opfer bringt, gehört den Drudschas und der schlechten Gesinnung.
Ihr kommt zu mir nach euren Betrügereien, ihr, die ihr Unglauben verbreitet auf der siebenfältigen Erde.
4. Was immer Gutes ist, das verkehren die schlechten Menschen.
Sie heißen Freunde der Daêwas, abgefallen von Vohu-manô,
Sich entfernend vom Verstande Ahura-Mazdas und der Reinheit,
5. Um beides betrügt den Menschen: um Fülle und Unsterblichkeit,
Wenn euch, die Daêwas, durch schlechte Gesinnung Aka-mainju
Schlechte Taten und Worte lehrt — die Herrschaft für die Schlechten.
6. Viele Strafe erlangt der Mensch, wenn so, wie er es verkündigt hat, Offenbar abrechnen wird Ahura, er, der kundig ist durch den besten Geist.
In deinem Reiche, o Mazda, wird die Lehre des Ascha vernommen."

(Spiegel II, S. 126 f.)

Die bösen Geister werden nicht angerufen, sondern als Waffe gegen dieselben erscheint das Gebet und Opfer an Ahura Mazda, das Feuer und die Reinheit der Gesinnung des Betenden, z. B. Jasna 34, 4 f.:

4. Wir wünschen herbei dein starkes Feuer, o Ahura, samt Ascha,
Das sehr schnelle, kraftvolle, offenbar Schutz gewährende für den, der es erfreut,
Das dem Peiniger aber, o Mazda, durch mächtige Waffen Strafe bereitet.
5. Was ist euer Reich, welches euer Begehr für das Handeln? Denn euch, o Mazda, gehöre ich,
Mit Reinheit und guter Gesinnung will ich eure Armen ernähren,
Euch aber allen entsagen wir: den Daêwas und den verkehrten Menschen. (Spiegel II, S. 132.)

Gebete und gute Taten haben ihren Lohn im Reich Ahura Mazdas, z. B. Jasna 43, 5 f.:

5. Für den Heiligen hielt ich dich, Mazda-Ahura,
als ich dich zuerst gesehen habe bei dem Entstehen der Welt,
als du es bewirktest, daß die Taten und Gebete ihren Lohn finden,
schlechten für den Schlechten, guten Segen für den Guten,
bei der letzten Auflösung der Schöpfung durch deine Tugend.
6. Bei dieser Auflösung wird kommen zu deinem Reiche,
o heiliger, himmlischer Mazda, durch gute Gesinnung,
der, durch dessen Taten die Welt an Reinheit zunimmt.
Armaiti lehrt ihnen die Führer
deines Geistes, den niemand betrügt. (Spiegel II, S. 144.)

Die Tschinwat-Brücke, über welche die Frommen in den Himmel gehen, und von der die Gottlosen in die Hölle zu den Drudschas hinabstürzen, kommt schon in einer der Gathas, Jasna 46, 10. 11 vor.

Neben den erhabenen Stellen finden sich aber in den Gathas auch solche, die uns abstoßen. Namentlich sehen wir, wie im Parsismus die Kuh eine ähnliche Rolle spielt wie im Hinduismus. Selbst das Unreine, das von ihr herkommt, hat reinigende Kraft. Als Schöpfer der Kühe wird Ahura Mazda besonders gepriesen (Jasna 31, 9). Die Seele des Stiers klagt (Jasna 29) über die Verwüstung des Landes und sucht Schutz bei Ahura Mazda, welcher den Zarathustra erwählt, daß er den Manthra (Opferspruch) des Wachstums den Sterblichen verkündige. Wir werden nicht leugnen können, daß schon in

den Gathas dem Gebet und dem Feuer eine gewisse magische Kraft zugeschrieben wird, aber so geistlos wie im späteren Awesta erscheint die Frömmigkeit nicht.

Über die persönlichen Verhältnisse des Zarathustra erfahren wir in den Gâthâs nur (Jasna 53) die Verheiratung einer Tochter, die ihren Vätern nachzueifern verspricht in Verehrung des Ahura Mazda, und es wird daran eine Ermahnung an die Gespielen geknüpft, auf dem Pfad der Reinheit zu wandeln, damit es ihnen wohl gehe.

Die Gathas sind später, wie die Wedas in Indien, zu einem magisch wirkenden Mittel geworden. Sie werden geradezu angerufen und wie Götter behandelt. So werden sie als ein kostbares Erbstück überliefert, aber nicht mehr verstanden. Immerhin ist die Überlieferung derselben ein Beweis dafür, daß Zarathustra wirklich ein persönlicher Religionsstifter gewesen ist, der einen tiefen Eindruck auf Priesterschaft und Volk gemacht.

3. Die weitere Entwicklung der parsischen Religion

a) Ahura Mazda und die guten Geister

Die religiöse Grundanschauung Zarathustras, die Verehrung des einen, persönlichen, heiligen Gottes, dem gute Geister zu Dienst stehen und das Reich des Bösen in beständigem Kampf gegenübertritt, ein Reich des Bösen, das zwar von Anfang der Welt an besteht, aber endlich überwunden wird, und von dessen Befleckung der Mensch durch Reinigungen loskommen kann und durch Opfer für den Gott, dessen Symbol das Feuer ist, — diese religiöse Grundanschauung Zarathustras ist durch alle Jahrhunderte hindurch das Charakteristische des Parsismus geblieben. Die Religion in Iran hat sich nicht so stark verändert wie in Indien, sie ist nicht in Pantheismus verfallen und nicht vom Polytheismus so überwuchert worden. Wir werden wohl annehmen müssen, daß bereits zu Zarathustras Zeiten das Volk seine Gedanken nicht in ihrer Reinheit angenommen habe, und daß namentlich bei der Verbreitung derselben unter den Nachbarvölkern der Naturdienst und damit eine tatsächliche Vielgötterei einge-

rissen oder fortgepflanzt worden sei. Aber ganz verloren gingen dabei doch die zoroastrischen Elemente nicht, wie auch bei Entartungen des Christentums die Bibel immer noch auf ein höheres Ziel hinweist als der Volksglaube.

Es wird auch in den späteren Teilen des Awesta Ahura Mazda als der Schöpfer der Welt und der Schöpfer aller von den Menschen verehrten Wesen anerkannt. Auch von dem später so hoch verehrten Mithra, dessen Dienst in der Kaiserzeit bis nach Rom vordrang, wird im Mihr-Jast XXVI, 103 gesagt: „welchen als Beherrscher und Beaufsichtiger schuf Ahura Mazda für die ganze lebendige Natur, der ohne zu schlafen die Geschöpfe des Ahura Mazda durch seine Wachsamkeit schützt."

In einer Inschrift des Königs Darius heißt es: „Ein mächtiger Gott ist Auramazda. Er hat diese Erde hier unten gemacht, Er hat diese Himmel da oben gemacht, Er hat die Sterblichen gemacht." So ist er durch alle Phasen des Parsismus hindurch der Schöpfer aller Dinge, der Inbegriff alles Lebens, alles Lichts, alles Guten. Nur Angro Mainju wird, wie wir gesehen, schon in den Gathas als nicht von ihm geschaffen dargestellt. Die furchtbare Macht des Bösen wird im Awesta mehr als in andern heidnischen Religionen anerkannt. Der heilige Gott kann nicht der Urheber des Bösen sein. So weiß Zarathustras Religion keine andere Auskunft, als daß das böse Wesen gleich anfangs dem heiligen Gott gegenübergestanden sei, daß Ahura Mazda und Angro Mainju Zwillinge seien. Aber niemals werden Angro Mainju und seine Geister durch Opfer verehrt, um ihren Zorn abzuwenden. Angro Mainju ist nicht allwissend wie Ahura Mazda, er täuscht sich über den Verlauf der Welt und wird schließlich zugrunde gehen.

Die dem Ahura Mazda zunächst untergeordneten Geister, die Amescha Spentas, haben, schon in den Gathas Namen, welche göttliche Eigenschaften und Attribute ausdrücken. Auch im späteren Awesta sind sie keine mythologischen Gestalten, wiewohl sie etwas sinnlicher dargestellt werden und ihr besonderes Gebiet auf Erden zur Aufsicht bekommen: Vohumano, die gute Gesinnung, wird Schutz-

geist des Viehs, so daß selbst sein Name zur Bezeichnung desselben gebraucht werden kann; Ascha wahista, die beste Gerechtigkeit, die sittliche Weltordnung, beaufsichtigt das Feuer; Kschathra wairja, die vollkommene Herrschaft, hat die Metalle unter sich; Armâiti, die Frömmigkeit, beschützt die Erde; Haurwatât, die Gesundheit, hat ihr Gebiet in den Bäumen, Ameretât, die Unsterblichkeit, im Wasser.

Sraoscha wird im späteren Awesta nicht unter die Amescha Spentas gerechnet, sondern der siebente derselben ist Ahura Mazda selbst, wie im Alten Testament in dem Wort Elohim alle Erscheinungen aus der himmlischen Welt, Gott und Engel, zusammengefaßt werden.

Unter den Amescha Spentas steht eine unbegrenzte Zahl von Jazatas (Izeds), Verehrungswürdigen. Unter diese wird Sraoscha gerechnet, der Genius des Gehorsams. Er ist der erste, der die Gatha und die andern heiligen Hymnen gesungen hat; er ist der personifizierte Manthra, das göttliche Wort oder das Gebet. Er lehrt das Gesetz. Er schläft nicht und beschirmt durch seine Wachsamkeit die Menschheit. Er kämpft gegen die Dämonen, namentlich gegen Aëschma Daëva (Asmodi Tob. 3, 8) und ist gegen sie anzurufen. Er ist auch Totenrichter. Mithra (Mihr), der in den Weda-Liedern vorkommt, aber nicht in den Gathas, wird ebenfalls unter die Jazatas gerechnet. Er ist von Ahura Mazda so verehrungswürdig, so preiswürdig geschaffen wie Ahura Mazda selbst. Er besitzt weite Triften und verleiht angenehmes Wohnen den arischen Stämmen. Er wird angerufen, daß er komme zur Heilung, zum Sieg, zur Zubereitung, zur Heiligung. Er hat 1000 Ohren und 10 000 Augen, so daß er nicht betrogen werden kann. Er steigt als der erste himmlische Jazata über die Berge vor der Sonne, der unsterblichen, mit schnellen Pferden begabten. Er ergreift zuerst mit goldener Gestalt die schönen Gipfel und umfaßt dann den ganzen Ariersitz. Er ist der Beherrscher und Beaufsichtiger der ganzen lebenden Natur und schützt sie durch seine Wachsamkeit usw. (Mihr-Jast im Khorda-Awesta XXVI, Spiegel III, S. 79—106). Lehmann nimmt an, daß Mithra besonders von den adeligen Krie-

gergeschlechtern verehrt und dadurch in den Mazdaismus hineingezogen worden sei, wie er ja noch in der römischen Zeit der Gott der Soldaten war. Er ist aber auch Bundesgott. Wer ihm Treue bewahrt und wer ihn fromm und gerecht mit Opfergaben verehrt, dem verleiht er Glück, Segen und Sieg. Da die Sonne alles an den Tag bringt, ist er im späteren Parsismus auch Totenrichter. Mithra ist ein viel konkreterer, mit der Natur verwachsener Gott als die ahurischen Gottheiten, aber wegen der Energie, mit welcher er das Böse zu bewältigen sucht und dem Licht und der Wahrheit zum Siege verhilft, hat er seinen Platz im Awesta. Einen volkstümlichen Kult hat er als Sonnengott genossen. Der Tag Mithragan, der Geburtstag der Sonne, war ein lustiges Fest, wo der Großkönig selbst im Prunkgewande, die Sonnenkrone auf dem Haupt, am Trinkgelage teilnahm.[6] Mithra bedeutet „Eid", „Treue", „Freund".

Der besondere Kriegsgott des jüngeren Awesta ist Werethragna. Der Name ist derselbe wie der Beiname des indischen Writratöters. Er offenbart sich als Sturm, als Stier, als weißes Pferd, als Kamel, als Eber, als der Habicht Warghna, als vornehmer Jüngling, als bewaffneter Edelmann, kann also wie der indische Wischnu auf allerlei Weise erscheinen. Zu Mithras Kreis gehört auch sein richterlicher Gehilfe Raschnu Razista, der ihm beim Wägen der Seele vor Gericht zur Hand geht. Ihn ruft man bei Gottesurteilen an. Keiner kann ihm entfliehen. Wer bei seinem Namen falsch schwört, bekommt 700 Schläge. Der dritte beim Totengericht ist Sraoscha, der Seelenführer. Auch die Naturgötter Wata und Waju, die Windgötter, und der Flurgott Rama Hwastra werden dem Mithra zur Seite gestellt.

Tischtrija, der lichte, strahlende Stern (Sirius), der uns gute Wohnstätten bereitet, der Stern, „nach dem Herden und Triften und Menschen sich sehnen", wird Jast 7 angerufen. „Wann wird Tischtrija aufgehen, der weiße, leuchtende Stern, wann werden die Quellen strömen mit schäumenden Wellen?" In allerlei Gestalten tritt dieser Tischtrija auf und begehrt Opfer, um den Menschen zu helfen. Als weißes Roß mit goldenen Ohren und goldenen Zügeln muß er mit dem schwar-

zen, kahlen Roß, mit dem Dämon Apaoscha kämpfen um den himmlischen Regenteich, den See Wourukascha, aus welchem alle Gewässer herströmen. Zweimal wird Tischtrija von dem See weggetrieben. Dann ruft er Ahura Mazda um Hilfe an; dieser opfert dem bedrängten Stern und verleiht ihm dadurch die Kraft, das schwarze Roß von dem See zu vertreiben, und nun öffnen sich die Ströme des Sees und fließen nach allen Seiten auf die Erde. Man sieht in Persien wie in Indien, daß das Seufzen des Volkes nach Regen in der Religion eine große Rolle spielt.

Als heiliges Wasser wird aber auch der mächtige Strom Ardwisûra angebetet. Die Nixe dieses Stromes ist zugleich die Göttin der Fruchtbarkeit, auch beim Menschen, und durch Artaxerxes Mnemon wurde ihr Kult mit der semitischen Göttin Anâhita verschmolzen. Diese Anâhita wird als mächtige Frauengestalt dargestellt, stark und hoch, hell und schön, mit vollen weißen Armen, mit schwellenden Brüsten; sie fährt mit einem prächtigen weißen Viergespann, besiegt die Dämonen und beglückt die Gläubigen; sie sehnt sich nach dem Preis der Männer und wird von ihnen gelobt. Strabo berichtet, daß sie unter vielen Zeremonien an Strömen und Seen verehrt wurde, und junge Mädchen, auch aus den besten Familien, sich dieser Göttin zu Ehren prostituierten.

Es ist merkwürdig wie diese Göttin der weiblichen Schönheit und der sinnlichen Lust bei verschiedenen, nicht stammverwandten Völkern Eingang gefunden hat (Istar, Astarte, Anâhita, Kybele, Aphrodite), und wie sie offenbar bei mehreren Völkern nicht zum ursprünglichen nationalen Kultus gehört, wie aber diese Vergötterung der Fleischeslust ansteckend von einem Volk auf das andere gewirkt hat. Wir sehen darin eine Verfallserscheinung, die Religion verliert ihre ethisch bindende Kraft.

Haoma entspricht dem indischen Sôma und spielt auch im Awesta eine große Rolle. Wie der Haoma personifiziert wird, so wird im späteren Awesta auch Atar, das Feuer, in der Liturgie als persönlich angerufen als Sohn des Ahura Mazda, der sogleich nach den Amescha Spentas kommt. Es werden fünf verschiedene Gattungen von Feuer aufgezählt,

und der parsische Altar hat seine Heiligkeit in sich selbst, nicht nur als Vermittler des Opfers, wie der wedische Agni. — Die Frawaschis sind Schutzgeister der einzelnen Stämme und einzelnen Menschen. Sie werden später auch mit den Sternen kombiniert. Da sind vielleicht auch babylonische Einflüsse zu bemerken.

Wenn es in Israel nicht möglich war, heidnische Elemente vom Eindringen in die Volksreligion abzuwehren, so können wir's im Zoroastrismus noch weniger erwarten, denn da traten keine neuen Propheten auf.

b) Das Reich des Bösen und der Kampf

Angro Mainju (Ahriman), d. h. der schlagende Geist, der Geist der Qual, ist wie Spentamainju oder Ahuramazda eine durchaus geistige Macht, umgeben von einer Menge von bösen Geistern und Unholden, welche seine schlimmen Pläne im Weltleben ausführen und das lügnerische Wesen darstellen. Sie werden Daêwas (persisch Dews) genannt, also mit demselben Wort bezeichnet, welches im Sanskrit „Götter" heißt. Ihre Zahl ist aber nicht bloß sieben. Doch erscheinen einzelne als besondere Gegner von einzelnen Amescha Spentas, so ist Akomano der Gegner von Vohu-mano, Andra (der indische Indra) von Ascha-wahista, Naoghaithi von Spenta-Armaiti, Tauru und Zairitscha Gegner des Haurwatât und Ameretât.[7] Von diesen kommt Akomano schon in den Gathas vor, außerdem Aëschma, der Gegner des Sraoscha, später des Mithra, der Dämon des Zorns, der Widersacher der Seelen. Ihrem Wesen nach werden die Dämonen auch Drukh (Drudschas) genannt, trügerische Geister. Namentlich geringere weibliche Teufel werden mit diesem Namen bezeichnet. Die ganze Welt ist mit solchen Wesen erfüllt, kein Haus, kein Mensch ist vor denselben sicher, und es müssen tägliche Reinigungen, Opfer und Beschwörungen vorgenommen werden, um dieselben abzuhalten. Doch wird den bösen Geistern selbst kein Opfer dargebracht. Ihre Wohnung ist die Hölle (duzhaka), ihre Haupteigenschaft die Finsternis. Seit Zarathustra in die Welt gekommen ist, müssen sie sich in die

Erde verbergen, während sie vorher in der Gestalt von Männern auf die Erde herumgelaufen waren (Jasna IX, 46). Darin liegt wohl eine Erinnerung an die Bekämpfung des Dämonendienstes durch Zarathustra.

Eine ausführliche Beschreibung der Weltschöpfung findet sich in Awesta nicht, aber die im Bundehesch enthaltene entspricht im ganzen den Andeutungen im jüngeren Awesta. Nach dieser Darstellung wohnten im Anfang Ahuramazda und Angromainju voneinander geschieden, der eine im höchsten Licht, der andere in tiefster Finsternis, der eine die höchste Vollkommenheit, der andere der Ausbund alles Schlechten. Ihre Macht ist gleich, aber nicht ihr Wissen. Angromainju weiß die Folgen seiner Handlungen erst, wenn er gehandelt hat. Zwischen beiden ist ein leerer Luftraum, der sie voneinander trennt. Angromainju faßt, sobald er erkennt, daß Ahuramazda vorhanden ist, den Entschluß, denselben zu vernichten. Ahuramazda hätte den Angromainju sogleich vernichten können, aber es soll durch einen Kampf offenbar werden, wem Recht und Macht gehört. Deshalb schließt er mit Angromainju einen Vertrag, daß der eigentliche Kampf erst nach 9000 Jahren beginnen solle. Seine guten Geister hatte er schon vor diesem Vertrag geschaffen, ebenso Angromainju seine Daêwas und Drudschas. Nachdem der Vertrag geschlossen war, sprach Ahuramazda das Gebet, welches wie ein Zauberspruch von den Parsen behandelt wird, das Gebet Ahuna vairja (Honover): „Der Wille des Herrn ist das Gesetz der Gerechtigkeit; der Lohn des Himmels für die Werke, die hier in der Welt für Mazda geübt werden; das Reich schenkt Ahura demjenigen, der die Armen unterstützt.“ — Durch dieses Gebet wird Angromainju so bestürzt, daß er vor Schrecken 3000 Jahre lang ruhig in der Hölle bleibt. Diese Ruhezeit benützte Ahuramazda zur Schöpfung der Körperwelt in dem leeren Raum zwischen den beiden feindlichen Wesen. Er schuf zuerst den Himmel in 45 Tagen, dann das Wasser in 60, die Erde in 75, die Bäume in 30, das Vieh in 80, die Menschen in 75 Tagen, so daß die ganze Schöpfung in 365 Tagen vollendet wurde.

Als die sichtbare Schöpfung 3000 Jahre lang ihres Daseins

sich gefreut hatte, erholte sich Angromainju von seinem Schrecken und schuf in 3000 Jahren alle die bösen Geister, die tödlichen, quälenden, verderblichen Dinge. Jm 1. Kapitel des Wendidâd zählt Ahuramazda dem Zarathustra auf, wie er 16 gute Länder geschaffen habe, aber für jedes habe Angromainju eine Plage bereitet: den Winter mit seiner Kälte, gefährliche Fliegen, böse Begierden, Ameisen, Moskitos, Hochmut, unnatürliche Sünden, Leichenverbrennung usw. — natürliche Plagen und sittliche Schäden.

Nach dem Bundehesch war die Erde ursprünglich als ein Ganzes geschaffen, aber durch die Bedrängung der bösen Geister wurde sie in 7 Teile, die 7 Kareschwaras, zerbrochen. Die uns bekannte Welt ist nur der siebente Kareschwara, Kaniratha genannt. Er zerfällt in 7 Klimas: Iran, Turan, Mazendiran, China, Rûm (das römische Reich), Sind und Turkestan. Zwischen Kaniratha und den übrigen Kareschwaras werden Meere gedacht, das wichtigste Wouru-kascha, östlich von Iran. Aus ihm steigen segensreiche Gewässer auf, welche dann Tischtrija herabregnen läßt (Vend. V, 56ff.). Im Westen ist der See Puitika, wohin die unreinen Gewässer fließen, die dann gereinigt werden und wieder in den See Wourukascha gelangen. Am Wourukascha ist der Baum Gaokerena, welcher den weißen Haoma trägt, auch andere Bäume, von denen der Same auf die Erde herabgeregnet wird, und verschiedene Vögel. In der Mitte des Sees steht der dreibeinige Esel (Jasna 41, 28), der mit seinem Geschrei die bösen Wesen vertreibt und alles Wasser, das mit unreinem Wesen in Berührung gekommen ist, sogleich reinigt.

In dieser Welt wurden nach den späteren Schriften zuerst zwei Wesen geschaffen: der Urstier (gâus aêvo dâto), aus dessen Samen die verschiedenen Tierarten hervorgegangen sind, und der Urmensch (gayo-maratan). Diese beiden Wesen können aber nicht leben, weil Angromainju zu mächtig ist. Aus dem Samen des Gayomaratan geht das erste Menschenpaar hervor: Meschia und Meschiâna. Nachdem durch ihre Nachkommen die Welt bevölkert war, begann der Kampf mit den Mächten der Finsternis, für welche in den späteren Schriften eine Reihe von fabelhaften Königen auf-

gezählt wird, unter ihnen Jima (persisch: Dschemschid), der wedische Jama, der Herrscher in einem goldenen Zeitalter. An Jimas Person knüpft sich eine Sage, die Paradies und Sintflut vereinigt. Ahuramazda kündigt ihm an (Vend. II), es werde eine Zeit des Winters und der Überschwemmung kommen; er soll deshalb einen großen viereckigen Garten anlegen und dahin den Samen der Menschen und aller Pflanzen und Tiere bringen, ebenso das Feuer. Der Garten soll nur eine Türe haben und durch ein Fenster das Licht empfangen. So wurde die Menschheit gerettet. Nach Jast 19, 34 hörte die glückliche Zeit auf „als Jima lügnerische, unwahre Rede zu lieben anfing. Da entfloh sichtbarlich mit dem Körper eines Vogels die Majestät von ihm hinweg". Er wurde sterblich. Nach Jimas Tod kommt Azhis Dahâka, die beißende Schlange, ein Gebilde Angromainjus, zur Herrschaft. Ihr Wohnsitz ist Bawri, d. h. Babylon. Von dorther erobert Azhis Dahâka Iran, wird aber von Thraêtona getötet, der nun (Jast 13, 131) als Helfer gegen alle Schlangenbisse angerufen wird.

Die segensreichste Zeit in der Folge ist das Auftreten des Zarathustra, der das gute Gesetz Ahuramazdas, welches Jima nicht verkündigen wollte, der Welt mitteilte. Sein Leben wird in den späteren Schriften mit mancherlei Fabeln umgeben. Seine Waffen gegen die Dämonen sind kultische und magische. Allerdings stirbt auch Zarathustra. Aber an einen künftig erst das Licht der Welt erblickenden Sohn desselben knüpft sich die Hoffnung auf gänzliche Überwindung der bösen Macht. Derselbe wird geboren am Ende des zwölften Jahrtausends von einer Jungfrau, die in einem See gebadet hat, wohin durch besondere Umstände der Same Zarathustras geraten ist, den er sterbend zurückließ. Dieser Sohn bekommt den Namen Saoschjant (Soschjosch), d. h. der wachsen machen wird.

Das Kommen des Reichs ist schon in den Gathas verkündigt. In den späteren Schriften werden die Weltperioden, der geschichtlichen Wirklichkeit entsprechend, weiter ausgedehnt. Aber die Erwartungen der Perser für die letzte Zeit werden unter den unglücklichen politischen Verhältnissen

stets lebendig erhalten und weiter ausgemalt. Die zwei letzten Jahrtausende vor der Geburt des Saoschjant sind eine Zeit des furchtbarsten Kampfes gewesen. Durch ihn erfolgt nun Fraschokereti = das Vorwärtsschaffen, d. h. die Welterneuerung, zunächst die Auferstehung der Toten.

Die einzelne Seele muß, nachdem sie drei Tage noch bei dem Körper geweilt, von Sraoscha geleitet und durch Feuer vor Dämonen behütet, über die Brücke Tschinwat in das Jenseits gehen. Mithra, Sraoscha und Raschnu sind die drei Totenrichter. Die Werke der Menschen werden auf der Wage gewogen, und wenn die Seelen über die Brücke gehen, so fallen die Bösen hinab in die Hölle, deren Schlucht unter der Brücke schrecklich gähnt. Der Gerechte kommt, von Sraoscha geleitet, glücklich über die Brücke. Die balsamischen Lüfte des Paradieses wehen ihm entgegen; eine strahlende Jungfrau, die Personifikation seines guten Bekenntnisses, führt ihn zu den guten Gedanken, zu den guten Worten und zu den guten Werken. Durch diese drei Vorhöfe des Paradieses gelangt er in das ewige Licht. So ist die Seele erlöst. — Aber auch der Leib soll auferstehen. Seine Teile sind in den verschiedenen Elementen aufgegangen: die Gebeine in der Erde, das Blut im Wasser, das Leben im Feuer, das Haar in den Pflanzen usw. Diese Körperteile wird die Seele am jüngsten Tag zusammenlesen, und in voller Körperlichkeit wird der Mensch an der Stelle, wo er verschied, wieder auferstehen, der gute wie der böse. Zuerst wird der Urmensch Gajomard seine Gebeine aus der Gruft erheben, dann das erste Menschenpaar und nach und nach die ganze Menschheit. Jeder wird seine guten und bösen Taten vor sich sehen, und der Böse wird sogleich zu erkennen sein, wie ein schwarzes Schaf unter den weißen. Die Bösen werden drei Tage lang in der Hölle gepeinigt werden, und es wird ein großes Weinen geben. Dann werden alle Berge und Hügel zerschmelzen, und es wird sich ein Strom von geschmolzenem Metall über die Erde ergießen, durch welchen die Menschen gehen müssen. Für die Bösen wird es ein verzehrendes Feuer sein. Wenn die Feuerprobe bestanden ist, werden alle Menschen den Ahuramazda preisen. Die bösen Geister werden von

den Amescha Spentas, die Schlange Azhi von Sraoscha, Angromainju von Ahuramazda vernichtet werden. Dann ist die Welt vollkommen rein, und alles, was lebt, geht in die Unsterblichkeit und himmlische Vollkommenheit ein.

Für die jüngste Darstellung dieser Kämpfe und Siege sind der Zeit nach wohl jüdische, christliche und mohammedanische Einflüsse möglich, aber die Grundgedanken der strengen Scheidung des Guten und Bösen und des endlichen Sieges sind jedenfalls vorchristlich und echt zarathustrisch. Daß die Perser eine Auferstehung der Toten glauben, erwähnt schon der griechische Geschichtsschreiber Theopompos, der zur Zeit Alexanders des Großen lebte.

4. Kultus, Sitten und Verfassung im Parsismus

Wir haben die Religion Zarathustras in bezug auf Gotteserkenntnis und Scheidung zwischen Guten und Bösen entschieden höher stellen müssen als die bisher betrachteten heidnischen Religionen. Die spätere Entwicklung hat, wie wir gesehen, naturalistische Elemente aus dem Heidentum der Nachbarvölker aufgenommen. Auch die Sittenlehre ist nicht auf der Höhe geblieben, sondern in eine kleinliche Mückenseigerei ausgeartet, so daß nach dem Wendidad manche äußere Verunreinigungen härter bestraft werden als sittliche Vergehen. Gesetz war schon die Religion Zarathustras, verbunden mit der Verheißung eines Reichs, in welchem das Böse vom Guten überwunden sein wird. Aber dieses Gesetz wird im Wendidad, der doch zu den früheren Schriften nach den Gathas gehört, so ausgesponnen und so harte Strafen für Verunreinigungen festgesetzt, daß man zweifelhaft sein muß, ob dieser priesterliche Codex auch wirklich angewandt worden ist.

In Indien ist uns die Macht und magische Wirkung des Opfers als ein charakteristisches Merkmal der Religion entgegengetreten und damit der alles beherrschende Einfluß des Priesterstandes. In Iran ist Ahuramazda wohl entschieden stärker als die Weda-Götter, aber die magische Wirkung von Opfer und Gebet tritt auch hier manchmal in befremdlicher

Weise hervor. So klagt Tischtrija im Kampf mit Apaoscha dem Ahura, daß er keine Opfer von den Menschen bekomme, und Ahura selbst bringt ihm ein Opfer, welches ihn so stärkt, daß Apaoscha fliehen muß (Jast 8, 23 f.).

Beim Opfer wird heiliges Fleisch, heiliges Wasser und Haoma dargebracht. Der letztere Trank, der ja in Indien so viel vermag und auch bei den Skythen gebraucht wurde, galt für besonders wirkungsvoll. Da der Mensch durch den Hunger, welchen der böse Dämon ihm auferlegt hat, genötigt ist, reine Tiere zu töten und zu essen, so hat er beim Schlachten eines solchen dem Gott Haoma das linke Auge des Tieres sowie seine Kinnbacken und seine Zunge zu weihen. Dadurch bleibt die Lebenskraft des Tieres der guten Schöpfung erhalten. Der Trank Haoma wurde nicht nur von den Priestern genossen, sondern auch medizinisch verwendet.

Der Zauber der Gebetsformeln ist in Persien nicht geringer als in Indien. Besonders mächtig ist das Ahuna vairja (Honover), mit welchem, wie schon bemerkt, Ahuramazda den Angromainju aus der Fassung gebracht hat, aber auch das Aschem vohu, das beim Schlafengehen und Erwachen gesprochen werden soll: „Gerechtigkeit ist das beste Gut; selig der Mann, dessen Gerechtigkeit vollkommen ist.“[8] Bei der Darbringung der Gebete hatte der Priester ein Bündel von Zweigen in der Hand, das Baresma (Barsom). Die Zweige sollten von Granatapfel- oder Dattelbäumen genommen werden, jedenfalls von einem Baum ohne Dornen, und mußten unter besonderen Zeremonien gepflückt werden. Die heutigen Parsi haben sie durch Messingdrähte ersetzt, welche, einmal geweiht, fortwährend gebraucht werden können.[9]

Daß in der ältesten parsischen Religion Tempel und Götterbilder so wenig vorhanden waren als in der ältesten indischen, läßt sich erwarten. Herodot bezeugt es noch für seine Zeit. Wahrscheinlich erst als die Perser mit den Babyloniern in nähere Verbindung gekommen waren und die Könige durch Bilder und Inschriften sich verewigen wollten, wurde Ahuramazda abgebildet und Tempel erbaut. In der Sasanidenzeit wurde dann die griechische Kunst zum Vorbild genommen.

Die Heilighaltung des Feuers bleibt durch alle Jahrhunderte dieselbe. Es ist, wie wir gesehen, im Parsismus nicht nur Mittel zum Opfer, sondern an sich heilig; es verscheucht die Dämonen und erfreut die guten Geister. Daher soll auch das häusliche Herdfeuer von aller Unreinigkeit ferngehalten werden. Man darf es nicht mit dem Mund anblasen, da der Atem verunreinigt. Man darf keine unreinen Stoffe darein bringen. Es muß gereinigt werden, wenn ein Topf übergelaufen ist, indem man es zu heiligem Feuer bringt, das in völlig finstrem Raum an heiliger Stätte brennt. Die Priester müssen dasselbe mit verhängtem Munde bedienen. Auch tragbare Feueraltäre wurden von den Perserkönigen auf Feldzügen mitgenommen.

Die verschiedenen Stufen des menschlichen Lebens wurden auch im Parsismus von Kultushandlungen umrahmt. Die Geburt eines Kindes machte Reinigungen für dieses und seine Mutter nötig. Mitglied der mazdajanischen Gemeinde wird es, nachdem es in den Wahrheiten der Religion unterrichtet worden ist. Im fünfzehnten Jahr wurde der Parsi mit dem heiligen Hemd bekleidet und mit dem heiligen Gürtel umgürtet (bei den heutigen Parsi schon im siebenten). Daß der Gürtel bei den heutigen Parsi fünfmal täglich abgenommen und sorgfältig wieder angelegt werden muß unter Anrufung Ahuramazdas um Vernichtung aller bösen Geister und um Sündenvergebung,[10] ist vielleicht eine Nachahmung des mohammedanischen Gebets. Bei der Mündigkeitserklärung muß er sich einen Jazata als Schutzpatron und einen Destur (Beichtvater) aussuchen, dem er wie den Eltern unbedingten Gehorsam schuldig ist. Bei der Eheschließung hat der Priester wieder seinen Segen zu spenden. Die Ehe stand als heiliger Vertrag unter Mithras Schutz. Die Frau mußte zwar dem Mann untertan sein, aber sie war nicht rechtlos. Bei Kinderlosigkeit war es gestattet, eine zweite Frau zu nehmen, ohne die erste zu verstoßen. Auch waren die Fälle festgestellt, wo der Mann sich scheiden lassen durfte. Unzucht wurde als Dämonenwerk streng gestraft.[11]

Im täglichen Leben gilt es, das Feuer, das Wasser und die Erde vor aller Unreinheit zu bewahren. Überall, wo Totes ist, muß das Wasser abgeleitet werden. Das Feld, wo

ein toter Mensch oder Hund gelegen ist, muß ein ganzes Jahr brach liegen. Alle Geschirre, Kleider, Betten müssen vor Befleckung gehütet oder mit endloser Sorgfalt gereinigt werden. Nicht nur Exkremente, sondern auch abgeschnittene Haare und Nägel sind unrein und müssen unter Beschwörungen in die Erde versenkt werden. Eine Wöchnerin muß nach einer Mißgeburt auf einer trockenen Stelle, fern vom Feuer, fern vom Vieh, fern von den Gläubigen und von den Barsombündeln in einem hölzernen Pferch drei Tage und drei Nächte liegen und Ochsenharn mit Asche gemischt trinken, damit die Stelle des Todes in ihr gereinigt werde; später darf sie geringe Rationen von gekochtem Essen zu sich nehmen; Wasser darf sie aber erst nach Vollziehung einiger Zeremonien trinken. Ähnlich wird die Frau im gewöhnlichen Falle der Unreinheit behandelt, und sie wird dann zu äußerst strenger Diät gezwungen, damit der Teufel in ihr verhungere. In Krankheitsfällen werden mit Vorliebe Beschwörungen angewandt und nach der Genesung allerlei Desinfizierungen mit Sorgfalt vorgenommen.[12]

„Die Ethik der Perser hat einen streng formalen Charakter; sie schätzt im Leben des Einzelnen Wahrheit, Selbstzucht und Tätigkeit, im gesellschaftlichen Leben Gerechtigkeit, Ordnung und Eintracht am höchsten. Für den Aufbau einer Kultur und eines politischen Lebens ist diese Moral vorzüglich, auch kann es nicht fehlen, daß sie durch die Reinheit ihrer Gesinnung und die Unerschütterlichkeit ihrer Bestimmungen einen erhabenen Eindruck macht. Ihre Kehrseite aber zeigt eine abstrakte Steifheit, die sich dem Leben nicht anpassen will und sich mit ihren sinnlosen Konsequenzen oft gegen das Leben richtet; dazu eine Härte, die oft zur Brutalität wird. Wie die Gerichtspraxis der Perser überaus grausam war, so verrät sich auch eine gewisse Roheit in der Rücksichtslosigkeit, mit der sie in ihrer Ethik immer nur zwischen Gut und Böse zu unterscheiden weiß und den Zwischenbestimmungen der Wirklichkeit, dem Individualen und Spontanen, jeden Spielraum verschließt. Die uninteressierten Gefühle haben für die Perser wenig Geltung gehabt; auch in dem religiösen Gefühle vermißt man nur allzu häufig die lyrische Seite, fühlt aber um so

öfter den Druck der Gesetzmäßigkeit. Dementsprechend wird die Religion im Awesta Gesetz (daêna) genannt, und die Perser konnten zwischen diesen beiden Begriffen sprachlich nicht unterscheiden.“ [13]

Jede Sünde wirkt eine doppelte Strafe, eine auf Erden und eine in der andern Welt. Die erste wird durch Reinigungen und Bußen gesühnt, die andere durch religiöse Leistungen. Der gewöhnliche schwere Fall der Sünde macht den Menschen zu einem Peschôtanu (der an seinem eigenen Leibe büßen muß), der wenigstens 200 Schläge mit der Pferdepeitsche bekommt. Ein Sündenbekenntnis, das zur Befreiung von den jenseitigen Strafen führt, wird das Patet genannt. Es wird namentlich auf dem Sterbebett abgelegt und tritt in den Fürbitten bei der Totenfeier hervor.

Zu den Sterbenden wird der Priester geholt, damit er ihnen nicht nur das Patet vorsage, sondern ihnen auch den Haoma, das Getränk der Unsterblichkeit, in Mund und Ohr gieße. Schon vor dem Tode wird der Sterbende gewaschen und neu gekleidet. Aber nach dem Tod erfolgt noch eine Waschung, worauf der Tote auf die eiserne Bahre gelegt wird und niemand außer dem Leichenbereiter und den Leichenträgern ihn anrühren darf. Denn schon vor dem Augenblick des Todes hat Angromainju die Leichendrukh Naṣu in Gestalt einer Aasfliege an das Sterbebett gesandt. Um den Dämon zu bannen, wird ein vieräugiger Hund, d. h. ein Hund mit zwei Stirnflecken, in die Stube geführt, denn der Blick des Hundes vertreibt die Teufel. Das Zimmer wird durch Feuer desinfiziert. An dem Feuergefäß sitzt der Priester und rezitiert die Totengebete des Awesta. Immer müssen zwei Personen in der Nähe der Leiche bleiben, um die Dämonen abzuwehren. Auf der Bahre, die nicht von Holz sein darf, wird der Leichnam, vom Leichenzug begleitet, bei Tag, nicht bei Nacht, nach dem Dakhma, dem Leichenturm, gebracht. Die Leichenverbrennung wird im Awesta scharf getadelt, aber auch das Begraben wird nicht gestattet, wegen Verunreinigung der Erde. So werden die Leichname den aasfressenden Tieren und den Einwirkungen der Luft preisgegeben. Dakhma ist ein weites, etwa 12 Fuß hohes, zylinderförmiges Gebäude

von massiven Steinen, mit schräger, nach innen geneigter Dachfläche. In der Mitte ist eine brunnenartige Höhlung, in welche von allen Seiten Wasserkanäle münden. Wenn der Leichnam abgefressen oder eingetrocknet ist, wird das Gerippe von den Leichenträgern in den Brunnen geworfen, wo es liegen bleibt, solange der Dakhma steht. — Ein Trauerfest für den Toten wird drei Tage lang gehalten, denn so lange dauert es, bis die Seele über die Brücke Tschinwat gegangen ist. Sie wird dem Seelenführer Sraoscha durch Patet, Gebete und Gaben an die Priester und an die Armen befohlen.

Für die persischen Priester kommt schon bei Herodot der Name Magier vor, und dies scheint auch die volkstümliche Benennung gewesen zu sein, denn der Name Mobed, welcher bei den heutigen Parsi gebräuchlich ist, wird von Moghpati abgeleitet. Ihr Name im Awesta ist aber Athrawan (Feuerpriester), und ihr ehrwürdigster Name Zaota, welches den Opferpriester bezeichnet, der die heiligen Texte rezitiert und die heiligsten Handlungen verrichtet. Mit dem Magiernamen wurden auch babylonische Priester von den Griechen bezeichnet, und an solche haben wir wohl in Matth. 2, 1 zu denken. — Die Athrawans bilden eine Kaste, in welche keine Leute von andrer Herkunft aufgenommen werden können, und die religiösen Funktionen werden ausschließlich der Priesterschaft vorbehalten. Nach dem Bundehesch stammen alle Mobeds vom König Minokhir ab. Auch bei den jetzigen Parsi ist zwar der Sohn eines Destur nicht genötigt, ein Destur zu werden, aber keiner kann einer werden, der nicht Sohn eines Destur ist.[14] In Vend. XVIII werden auch sittliche Anforderungen an den Priester gestellt: „Manchen gibt es, ehrwürdiger Zarathustra, welcher die Mundbinde trägt, der aber nicht seine Lenden mit dem Gesetz gegürtet hat. Wenn solch ein Mann sagt: ‚Ich bin ein Athrawan', dann lügt er; nenne ihn nicht Athrawan, sagte Ahuramazda. Den aber sollst du Priester nennen, ehrwürdiger Zarathustra, der die ganze Nacht hindurch wach dasitzt und nach der heiligen Weisheit verlangt, die den Menschen furchtlos und freudigen Herzens an der Todesbrücke stehen läßt, nach der Weisheit, durch die er

die heilige, herrliche Welt des Paradieses erreicht."[15] Aber im ganzen ist der Kult der Athrawan doch ein sehr mechanischer, und das Wort magisch, das wir für zauberisch gebrauchen, wird nicht so ganz mit Unrecht von den späteren Awestapriestern abgeleitet, denn die Wirkung ihrer Gebetsformeln wird gar häufig als eine zauberische vorgestellt. Immerhin stehen sie damit nicht unter dem Durchschnitt der heidnischen Nationalreligionen.

Vierter Abschnitt

Die europäischen Nationalreligionen

I. Die griechische Religion

1. Das eigentümliche Gepräge der griechischen Religion

Wie aus düstern Klostermauern in eine schöne, sonnige Landschaft unter ein heiteres Volk kommen wir vom Brahmanismus und Parsismus zu der griechischen Religion. Sind denn aber nicht diese asiatischen arischen Religionen näher verwandt mit den europäischen? — Über die Sprachverwandtschaft ist kein Zweifel, und eine gemeinsame indo-germanische Mythologie hat man gesucht, aber vergebens. Es sind wohl einzelne gemeinsame Gottesnamen nachgewiesen, wie z. B. der wedische Himmelsgott Djaus und der griechische Zeus. Obgleich eine frühe und starke Einwirkung orientalischer Ideen vorhanden war, ist doch die Stellung und Bedeutung dieser Gottheiten verschieden. Man hat auch für die Namen anderer griechischer Götter ähnliche Wörter in den Wedaliedern gefunden, man hat Prometheus von pramantha (Drehstab zur Erzeugung des Feuers aus zwei Hölzern), Erinys aus Saranju (der Mutter Jamas) abgeleitet und allerlei Vermutungen über die ursprüngliche Bedeutung der griechischen Gottheiten, oft recht weit abliegende von ihrer späteren, darauf gebaut. Durch solche Kleinkrämerei sind die Gelehrten des 19. Jahrhunderts davon abgekommen, die einzelnen Religionen in ihrer Grundrichtung und ihrem inneren Zusammenhang bestimmter ins Auge zu fassen. Die

Unfruchtbarkeit und Verschiedenheit dieser Vermutungen hat aufs neue bestätigt, daß im allgemeinen die Göttersysteme erst ausgebildet wurden zu der Zeit, da die einzelnen Stämme zu selbständigen Nationen zusammengewachsen sind.

Während in Indien die henotheistische Naturreligion bald in eine pantheistische Askese unter priesterlicher Herrschaft überging, und in Persien durch einen Reformator eine mehr und mehr dualistische Religion, ebenfalls unter starken priesterlichen Einflüssen, aufkam, treffen wir in Griechenland eine meist unter der Leitung der Staats- und Gemeindebehörden stehende Volksreligion, und damit verbunden ein künstlerisches Schaffen, das die Naturphänomene: Sonne, Mond, Gewitter, Meer usf. in ideal menschliche Persönlichkeiten verwandelt und eine Götterfamilie oder einen Götterstaat herstellt, welcher in seiner Mannigfaltigkeit und Schönheit die Phantasie eines Menschen mehr befriedigen kann als eine rein geistige Religion, so daß ein Schiller in seinen „Göttern Griechenlands" nach demselben sich zurücksehnen konnte. In der griechischen Religion ist mehr als in allen andern die Mythologie ausgebildet worden. Die Naturerscheinungen sind mit fortschreitender Entwicklung immer mehr umgesetzt worden in menschenähnliche, unsterbliche Persönlichkeiten, die miteinander verkehren, auch in geschlechtlicher Beziehung den Menschen ähnlich, welche einzelne Menschen beschützen, andere verderben, je nach ihren Sympathien und Antipathien. Aber diese Götter stehen unter einem Haupte, Zeus, der sie auf dem Götterberg Olymp versammelt, um mit ihnen zu beraten. Sie bedürfen zur Erhaltung ihrer Unsterblichkeit der Götterspeise und des Göttertranks: Ambrosia und Nektar. Es ist neben den aus Naturerscheinungen hervorgegangenen eine ganze Anzahl von übermenschlichen Wesen erdichtet worden, welche mit denselben in Zusammenhang stehen. Auch göttliche Eigenschaften sind personifiziert worden, und wie in Babylonien und Ägypten, so sind auch in Griechenland Lokalgötter, welche in einer Stadt seit alten Zeiten verehrt wurden, in den Namen eines allgemein anerkannten Gottes eingefügt worden mit einem lokalen Bei-

namen, z. B. der lykäische Zeus in Arkadien, der amykläische Apollon in Amyklai unterhalb Sparta. Neben den eigentlichen Göttern (theoi) wurden Dämonen verehrt, aber der Name daimon bezeichnet ursprünglich nicht ein böses Wesen, wie wir ihn jetzt gebrauchen, sondern er wird in der ältesten griechischen Literatur ungefähr so gebraucht wie im Hebräischen Elohim: eine Erscheinung aus der unsichtbaren Welt, mag es Gott oder ein Engel sein.

Obgleich die homerischen Gedichte eigentlich ein weltliches Epos sind, und Hesiods „Werke und Tage“ und seine „Theogonie“ Privatschriften, haben sie doch auf die griechische Religion stärker eingewirkt als auf die indische das Mahâbhârata und das Râmâyana, und dem in viele politische Gemeinwesen zersplitterten Volk eine religiöse Einheit gegeben.

Die Persönlichkeit der Götter tritt in der griechischen Religion ganz anders hervor als in der indischen. Wenn sie auch ihre Sympathien und Antipathien haben, so fühlt sich doch der Mensch zu diesem Kreise hingezogen, der in seiner bunten Mannigfaltigkeit die Phantasie befriedigt, nicht in starrer Erhabenheit über dem Menschen steht, wiewohl er ihm den nötigen Schutz verheißt. Die homerischen Menschen bedurften ihrer Götter und erwarteten deren mächtige Hilfe. Sie standen ihnen aber nicht mit einem ungestillten Sehnen und ungelösten Fragen gegenüber. Dies erklärt die geistige Ruhe, welche uns aus den homerischen Epen entgegenweht. Die geistigen Bedürfnisse waren noch nicht erwacht, der innere Zwiespalt noch nicht geboren. Deswegen fühlte man die Unzulänglichkeit der seligen Götter nicht. Dieses Ausruhen in der Gegenwart unterscheidet die griechische Religion aufs bestimmteste vom Brahmanismus und vom Parsismus. Die Vergänglichkeit alles Irdischen und die Macht des Bösen beunruhigt die Geister nicht allzusehr. Aber eben darin liegt auch die Schwäche der griechischen Religion und der Grund dafür, daß tiefer angelegte Geister schon frühzeitig ihre Kritik an Homers und Hesiods Göttern übten, und daß manche zu Mysterien und auswärtigen Kulten sich hingezogen fühlten. Die Gottheit wurde in Griechenland nach

dem Bilde des Menschen geschaffen, zuerst poetisch, dann plastisch, aber nicht in indischer Maßlosigkeit, mit vielen Köpfen und Armen, sondern maßvoll, wirklich schön, ideal menschlich. Aber in dieser bunten Mannigfaltigkeit ging die Einheit, im Sichtbaren das Unsichtbare verloren. Auch die Ethik kam über der Ästhetik nicht zu ihrem Recht.

2. *Die Hauptpunkte in der Entwicklung der griechischen Religion*)*

„Die griechische Religion, als eine gewordene, nicht gestiftete Religion, hat den Gedanken und Gefühlen, die sie von innen bestimmen und nach außen gestalten, niemals begrifflichen Ausdruck gegeben. In religiösen Handlungen allein stellt sie sich dar; sie hat keine Religionsbücher, aus denen der tiefste Sinn und der Zusammenhang der Gedanken, in denen der Grieche zu den göttlichen Mächten, die sein Glaube ihm schuf, in Beziehung trat, sich ablesen ließe. Gedanken und Phantasie griechischer Dichter umspielen den, trotz des Mangels begrifflicher Entwicklung, oder vielleicht eben deswegen, wunderbar sicher bei seiner ursprünglichen Art verharrenden Kern griechischer Volksreligion."[1] Außer den Dichtern und Philosophen geben uns auch die Ausgrabungen allerlei wertvolle Kunde. Obgleich uns die griechische Literatur viel länger zugänglich ist als die indische, und obgleich die Griechen für Geschichte mehr Sinn hatten als die Inder, ist also doch die Geschichte der griechischen Religion nicht leicht darzustellen, denn Mythologie ist noch nicht Religionsgeschichte.

Für die Zeit vor Homer haben wir feste Anhaltspunkte nur in den Ausgrabungen bei Mykene und andern Orten. Da hat man keine Tempel und keine Götterbilder gefunden, nur auf Ringen und Gefäßen einzelne mythologische Figuren. Es geht ferner aus den Ausgrabungen mit Sicherheit hervor, daß die Griechen in früherer Zeit ihre Toten nicht, wie es in den homerischen Gedichten allgemein angenommen wird, verbrannt haben, sondern begraben,

*) Das Zeichen ∧ bedeutet bei den griechischen Wörtern Länge und Betonung.

auch die Könige. Man hat Spuren davon, daß sie auf den Gräbern Totenopfer dargebracht haben,[2] während bei Homer nur zur Bestattung solche dargebracht werden, und zwar bei der Bestattung des Patroklos selbst Menschenopfer (Ilias 23,20ff.).

Aber wie in allen höhern Religionen, so finden wir auch in der polytheistischen Ausprägung der griechischen Religion überall zerstreut uralte Sitten und Gebräuche, die als Überreste einer primitiven Religionsstufe bezeichnet werden müssen, genau so, wie bei uns noch heute diese Überreste in alten Volksbräuchen vorhanden sind. Es ist zwar für die griechische Religion bezeichnend, wie völlig sich diese primitiven religiösen Anschauungen mit dem Polytheismus einer späteren Zeit verbunden haben, so daß es fast unmöglich erscheint, Altes und Neues voneinander zu trennen. Aber in der Götterverehrung schimmert immer wieder durch der Glaube an eine geheimnisvolle Zauberkraft, die auch ohne die Götter wirksam ist. So begegnen wir, wie bei den Primitiven, dem Regen- und Feuerzauber, der zwar an Zeus gebunden, alte religiöse Gebräuche mitverwertet. Der Fruchtbarkeitszauber in Verbindung mit der Demeter, wobei auch die Phallen eine wichtige Rolle spielen, kommt häufig vor. Die Feldsaat ist tapu und darf nicht berührt werden, ehe durch ein Erstlingsopfer der heilige Bann aufgehoben und die Früchte freigegeben sind. Die in Segenszweigen wohnende Kraft konnte durch bloße Berührung auf Menschen übertragen werden, er wirkt magisch. Die Omophagie im Dionysoskult, wo das Tier, in das der Gott herabgestiegen, in ekstatischer Verzückung zerrissen und das Fleisch roh verschlungen wurde, erinnert an primitive Vorstellungen. Auffallend ist, daß in der griechischen Religion die mit magischen Kräften ausgestatteten Menschen, die Zauberer, stark zurücktreten. Die Zauberhandlungen wurden schon frühe in den Götterkult aufgenommen und wurden zu Kultriten; das wirklichkeitsnüchterne griechische Volk wollte sich von Zauberpriestern nicht beherrschen lassen; aber es ist ohne Zweifel richtig, wenn die heutigen Forscher in Thesmophorien, Oschophorien, Pyanopsien und andern Gebräuchen zum Teil uralte Gebräuche erkennen.

Daß die religiöse Vorstellungswelt in vorhistorischer Zeit in Griechenland eine andere war, zeigt die bereits erwähnte Bestattung der Toten. Man dachte sich die Verstorbenen in ihrer ganzen Leiblichkeit und der Mörder schnitt dem Ermordeten Hände und Füße ab und hängte sie um dessen Hals, damit er sich nicht an ihm rächen konnte. Ebenso wurden ihm Waffen und Nahrungsmittel ins Grab mitgegeben; denn er lebte im Jenseits mit denselben Bedürfnissen weiter. Erst die Loslösung der Seele vom Leibe als gesondertes Wesen fällt zusammen mit der Verbrennung des Leichnams. Doch die frühere Vorstellung wurde auch jetzt nicht verdrängt: der Fürst blieb auch nach dem Tode ein Fürst. Er wurde verehrt und daraus entwickelte sich der Heroenkultus.

Über die Entstehung der griechischen Götterwelt ist nichts Sicheres auszumachen. Es ist nur schwer festzustellen, welche Gottheit der kretisch-mykenischen Kultur und welche der Religion der eingewanderten Stämme angehört. So scheint Athene aus der mykenischen Zeit zu stammen; aber wir können nicht einmal sagen, ob der Name mykenisch ist oder nicht. „So viel steht fest, daß wir bei den ältesten und edelsten Stämmen auf griechischem Boden von Anfang an Verehrung des Zeus voraussetzen dürfen, und daß diese im Zusammenhang steht mit der Uridee der Menschen der uns bekannten Art. An der fernsten Grenze des griechischen Altertums treten uns die Wörter theos und daimon und die Namen Zeus und Kronion entgegen.“ [3] „Der alte Naturdienst geht nicht unter. Die Verehrung des Helios, Poseidon, Hephaistos, der Flüsse und Nymphen und anderer physischen Dämonen behauptet sich vielfach. Aber die Belange des städtischen Lebens und seiner wunderbar vorschreitenden Zivilisation, das Geistige, Ethische, Politische gewinnen die Oberhand über das Ländliche und die ersten Bedürfnisse, sowie über die Taten und Tugenden der stolzen Burgherrschaften. Athene wird hier und da dem Ackerbau nicht ganz entfremdet, noch weniger Hermes der Viehzucht, aber ihre Hauptwirksamkeit geht nicht mehr die Natur an.“ [4] Oft verbleiben sie, wie die Meer- und Flußgötter, auch weiterhin in ihrem Element; aber ihr innerstes Wesen verändert sich, die Naturgötter werden

zu sittlichen Mächten. „Es kommt darauf an, in der Betrachtung der einzelnen Götter wahrzunehmen, wie sie allmählich immer mehr, jeder in seinem Kreis, um sich greifen in dem menschlichen Gebiete des Glaubens, Dichtens und Denkens, aller höheren menschlichen Bedürfnisse und Anliegen, Fähigkeiten und Tätigkeiten. Die Kultur entwickelt sich an und in den Kulten; jeder hat eine Hauptidee und Bestrebung, ein Talent, eine Richtung des hellenischen Wesens, eine Stufe oder Lage, Erfahrung oder Aufgabe menschlichen Lebens und Loses, die der Aufrichtung und Mitempfindung, der Ermunterung und Nacheiferung bedürfen, übernommen und es ist daher auf diese Kulte das gesamte öffentliche und individuelle Leben und Tun, mit allen Früchten und allen Übeln der Kultur, die fortwährend unter den alten Patronaten gehegt und gepflegt worden war, zurückzuführen. Sinnbilder der Natur von Anfang, werden die Götter nun mehr und mehr Abbilder der Kultur, die den gesamten Organismus hellenischen Dichtens und Trachtens darstellen.“ [5]

Daß die homerischen Gesänge in ihren Urbestandteilen nicht auf einen einzigen Dichter zurückgehen, sondern aus zahlreichen Einzelliedern geschöpft sind, wird allgemein angenommen. Doch kann deswegen eine einzelne Person, Homer, der schöpferische Genius gewesen sein. Die Odyssee wird für jünger angesehen als die Ilias. Aber immerhin ist die religiöse Grundanschauung in allen diesen Gedichten in der Hauptsache dieselbe, wie dies Nägelsbach in seiner „Homerischen Theologie“ in geistvoller Weise nachgewiesen hat.

Neben den homerischen Gesängen ist es besonders das delphische Orakel, was zur Entwicklung der griechischen Kulturreligion beigetragen hat. In der Naturreligion horcht man auf die Regungen des Windes in einer Eiche, wie z. B. in Dodona in der Eiche des Zeus, oder auf den Vogelflug. Der menschenähnlich gedachte Gott spricht vernehmlich, wenn nicht sichtbar und unmittelbar, so doch durch seine Vertrauten. „Die griechischen Orakel haben einen Charakter und eine Bedeutung gewonnen, womit sich nichts anderes

bei verwandten Völkern vergleichen läßt."[6] „Männer von weitumschauendem Geiste, mit einer Beimischung von Schwärmerei und dämonischem Wesen, etwa wie in späteren Zeiten ein Empedokles, Apollonius von Tyana (?), schienen einer besonderen Klasse von Sterblichen anzugehören, und das Wort mantis führt selbst auf Ekstase zurück."[7] „Im Orakel sehen wir zugleich die Wurzeln, woraus in Delphi eine Pflanzschule der Weisheit hervorgegangen ist, die in ihrer Art wohl als ebenso wichtig und einzig, so einflußreich betrachtet werden darf, als die in Jonien erblühende Schule der Naturphilosophie. Diese ethische, im Zusammenhang mit der Religion stehende Schule war allerdings ohne alle schulmäßigen Formen und Einrichtungen, wirkte aber still und wie unmerklich in die Weite mit großer geistiger Triebkraft. Die im Pronaos des Tempels eingegrabenen Sprüche, voran: „erkenne dich selbst!" und „nichts zu viel!", deren Beziehung zu den griechischen Kardinaltugenden und die Beziehungen der sieben Männer praktischer Weisheit, besonders aber des Pythagoras zu Delphi und Apollon, sind Erscheinungen von der höchsten Bedeutung.[8] — Das delphische Orakel beförderte zugleich die politische und religiöse Einigung der verschiedenen hellenischen Stämme. Delphi wird der gemeinsame Herd Griechenlands genannt, der Nabel der Erde. Demselben Zweck dienten auch die Spiele zu Ehren der Götter, die olympischen, isthmischen usw., zu welchen Leute aus ganz Griechenland zusammenkamen. Doch wurde der politische Zwiespalt nie recht überwunden.

Neben der Volksreligion begegnet uns aber schon frühzeitig eine religiöse Geheimlehre, die Mysterien, welche an den Namen des thrakischen Sängers Orpheus sich knüpfen, und von Samothrake nach Griechenland gekommen sind. Sie haben einen pantheistischen Anstrich, lehren die Seelenwanderung und sind wahrscheinlich von morgenländischen Ideen beeinflußt. Sie suchen die Seelen von den Qualen des Daseins zu befreien. Sie sind aber als eine Art Sekte oder Orden von der Staatsreligion abseits geblieben. Die eleusinischen Mysterien sind, wie wir sehen werden, mehr Gemeingut des griechischen Volkes geworden.

Die griechische Philosophie ist nicht wie die indische in die Religion eingegangen, sondern hat Kritik an ihr geübt. Xenophanes und die Sophisten haben den Anfang damit gemacht. Während in Griechenland das alte Gesetz (nomos archaios) als die einzige feste Norm für Staat und Religion und soziales Leben galt, haben die Sophisten das Herkommen als etwas Willkürliches und Veränderliches dargestellt. Sokrates, der von seinen Zeitgenossen verurteilt wurde und den Giftbecher trinken mußte, weil er die Götter des Staats nicht ehre und neue Daimonia einführe, ist in der Tat kein so zerstörender Geist gewesen, wie die Sophisten. Er scheint weder gegen die Gottesidee seiner Landsleute polemisiert noch den Kultus angetastet zu haben. Er hatte offenbar eine positive höhere Erkenntnis, welche ihn über die Vielgötterei seiner Volksgenossen emporhob und welche namentlich sein sittliches Leben aufs stärkste beeinflußte. Er erkannte in seinem eigenen Innern ein Daimonion, eine göttliche Stimme, einen guten Führergeist, ein Gewissenszeugnis, das sich aber nicht auf das ganze innere Leben, sondern nur auf einzelne Handlungen bezog. Durch sein Martyrium ist er eine besonders ehrwürdige Gestalt in der Religionsgeschichte geworden.

Platos Gottesidee ist eine transszendente Idee des Guten, bei welcher der Glaube an die mythologischen Götter nicht mehr bestehen konnte. So wird schon in dieser Zeit Kritik an den überkommenen Göttern und Überlieferungen geübt, und nicht nur die Philosophen treten damit auf, sondern auch der Geschichtsschreiber Herodot und der Tragiker Euripides, während Sophokles „in der griechischen Literatur der edelste und zugleich der letzte Repräsentant einer wahrhaft harmonischen Lebensbetrachtung ist.“[9]

Mit Alexander dem Großen beginnt die Zeit, welche man die hellenistische nennt. Obgleich die Bewohner der alten Republiken und ihre Redner die Unterwerfung unter die makedonische Herrschaft in ihrem demokratischen Partikularismus als den Tod des wahren Griechentums betrachteten, ist dasselbe doch in der Tat erst jetzt der Kulturträger für die ganze alte Welt gewor-

den. Konnte aber eine Religion, die schon so sehr der Kritik anheimgefallen war, noch Eroberungen machen und jahrhundertelang existieren? — Ja, denn der natürliche Mensch sucht doch immer wieder nach einem sichtbaren Zeichen für unsichtbare Güter. In der Abstraktion und Negation kann er nicht auf die Dauer Befriedigung finden. Die griechische Religion war immer noch mancher barbarischen überlegen und konnte da und dort mit fremden Kulten einen Bund schließen. So sehen wir namentlich in Ägypten den Serapis- und Isisdienst mit griechischen Elementen gemischt und nach Europa verpflanzt. Eben dahin kommt die syrische Göttermutter und der persische Mithras. So mischen sich die Religionen unter der Herrschaft der griechischen Kultur. Auch das Judentum tritt in Alexandrien in nähere Berührung mit dem Hellenismus, bis endlich die Zeit erfüllet ist und Der gekommen, auf welchen die Völker harrten.

3. Die bedeutendsten griechischen Götter

Während in der Götterwelt der Weda-Lieder die drei Regionen des Himmels, der Luft und der Erde unterschieden werden, hat in Griechenland, wo die Meeresküste weit ins Land hineinreicht, der Meeresgott eine hohe Bedeutung bekommen. Die Hand des Himmelsgottes Zeus reicht auf die Erde herab, denn diese wird als seine Gemahlin vorgestellt. Aber der Gott der Unterwelt ist wieder eine besondere Macht, und so werden in der griechischen Mythologie die drei Götter Zeus, Poseidon und Hades oder Pluton als Brüder dargestellt, als Söhne des aus der Herrschaft gestürzten Kronos und der Rhea, als Enkel des Uranos und der Gaia. Diese Genealogie ist wohl späteren Ursprungs und aus dem Namen Kronion abgeleitet.

Zeus, der Vater der Menschen und Götter, das Haupt der Götterfamilie, der Schutzgott der Hellenen und ihrer einzelnen Stämme, ist Himmelsgott, aber nicht bloß der Gott des reinen Äthers, sondern auch der Wolkensammler, wie er bei Homer häufig genannt wird, der Donnergott.

Wenn er mit der Rechten den Blitz schleudert, schüttelt er mit der Linken den mit 100 Quasten besetzten Schild mit dem Haupt der Gorgo, des entsetzlichen Ungeheuers, die Aigis. Er ist der Befruchter der Erde, der Gemahl der Erdgöttin Hera. Ursprünglich hat er einen sittlichen Charakter. Er ist der Träger der heiligen Gesetze, die den Menschen vom Himmel her gegeben sind. Er rächt den Mord, den Treubruch, den Eidbruch (als Zeus horkios), deshalb ist der oberste Schwur der bei Zeus. Er rächt die Verletzung des Gastrechts (als Zeus xenios). Themis, die Rechtsordnung, ist nach Hesiod seine zweite Gemahlin und hat ihm die Horen, die Jahreszeiten, geboren, deren Namen Eunomia (Gesetzmäßigkeit), Dike (Recht) und Eirêne (Friede) schon auf eine sittliche Bedeutung hinweisen, sowie die Moiren, die Schicksalsgöttinnen: Klotho (die Spinnerin), Lachesis (die das Los erteilende) und Atropos (die Unerbittliche). Bei Homer ist die Moira oder Aisa noch ein Wesen, und man hat über das Verhältnis des Zeus zum Schicksal schon viel geschrieben. Es ist die Ansicht aufgestellt worden, die ganze griechische Götterwelt, auch Zeus selbst, sei dem Schicksal unterworfen, dieses dunkle Verhängnis schwebe über dem ganzen heiteren Himmel der Hellenen. Mögen immerhin einzelne griechische Schriftsteller einen solchen Fatalismus aufgestellt haben, so hat doch Nägelsbach nachgewiesen, daß bei Homer Zeus der Moira nirgends entschieden untergeordnet ist, daß die Götter Vollstrecker der Moira sind, daß die Moira keine dunkle, unfaßbare Gewalt ist, daß Zeus und der Götter Wille die ganze epische Handlung beherrschen, daß, wie auch Welcker es dargestellt hatte, die Moira und Gottes Wille und Wirken eins seien.[10] — Zeus ist nun aber in den mythologischen Darstellungen seines sittlichen Charakters vielfach entkleidet worden durch seine Liebeshändel, bei welchen er mit verschiedenen menschlichen Weibern Kinder erzeugt, wie auch durch die Art und Weise, wie er seinen Vater Kronos entthront hat. Ebensowenig entspricht aber auch dieser einer sittlichen Autorität, da er seine eigenen Kinder verschlingt und seinen Vater Uranos entmannt. Der ganze Kampf der Titanen mit den Olym-

piern soll wohl den Sieg der Kultur über die rohen Naturkräfte darstellen, aber es kämpft Macht gegen Macht. Da einzelne Sagen über Zeus von Kreta nach Griechenland gekommen sind, hat man auch schon phönizische Elemente darin vermutet. Zeus wurde besonders auf den Höhen verehrt. Nicht nur der Götterberg Olymp, sondern auch andere Berge waren ihm heilig. Das kolossale Bild des Zeus, welches Phidias für den Tempel in Olympia verfertigt hat, wurde als das größte Meisterstück griechischer Bildhauerkunst betrachtet. Das weibliche Seitenstück zu Zeus hieß ursprünglich Dione. Sie wurde gelegentlich mit Hera kombiniert, der vergötterten Erde. Der Zwist zwischen Zeus und Hera spielt bei Homer eine große Rolle. Hera ist die edle, gestrenge, eifersüchtige Göttin der Ehe. Ihre zwei Töchter sind Hebe, die Mundschenkin der Götter, und Eileithyia, die Geburtsgöttin. Hestia, die Herdgöttin, gilt als die älteste Schwester des Zeus. Sie erhielt bei Festmahlen die erste und die letzte Spende.

Pallas Athene ist gleichsam der personifizierte Geist des Zeus. Sie steht in besonders nahem Verhältnis zu dem höchsten Gott, da sie nach Hesiod aus dem Haupt des Zeus geboren wurde, nachdem derselbe seine erste Gattin Metis verschlungen hatte. Sie ist die besondere Schutzgöttin des griechischen, namentlich des athenischen Volks, die Göttin des Ölbaums, aber weit mehr Kultur- als Naturgöttin. Sie hat den Pflug, den Wagen, die Schiffahrt erfunden. Sie übt und lehrt jede weibliche Kunstfertigkeit und ist die Göttin der Künste und Gewerbe, der Weisheit und Wissenschaft. Sie waltet über Gerichten und Volksversammlungen. Sie ist die scharfblickende, glanzäugige (glaukôpis) Beschützerin des Staats, die Göttin kluger, geordneter Kriegführung, im Unterschied von dem wilden Ares. Ihr stadtschirmendes Bild, das Palladion, welches aus Troja vor der Zerstörung der Stadt geraubt wurde, ein Schnitzbild mit erhobenem Speer in der Rechten, mit Spindel und Rocken oder einem Schild in der Linken, fand sich in vielen Städten. In Athen auf der Akropolis stand der Parthenon, der Tempel der jungfräulichen Göttin, und das 26 Ellen hohe Standbild der Göttin von Phidias aus Gold und Elfenbein, auf dem Haupt der Helm, um die

Brust die Ägis, der Schild des Zeus, und leuchtete weit hinaus bis in das Meer.

Apollon erweist sich durch seinen Beinamen Phoibos (strahlend) als Lichtgott. Er ist mit seiner Schwester Artemis von Zeus und der Leto erzeugt, einer Tochter des Titanen Koios. Er ist der Beschützer der Ordnungen des Zeus und bringt mit seinen Pfeilen (Sonnenstrahlen) Tod und Verderben über die Frevler. Er kann Seuchen schicken, aber auch wieder wegnehmen. Als Hirtengott wird er Lykeios genannt (ob das mit Wolf zusammenhängt, ist zweifelhaft) und Karneios (mit Widderhörnern). Er ist ewig jung, Vorbild der männlichen Jugend, die er in Gymnasien und Ringschulen zur Leibes- und Geistesübung anfeuert. Er verleiht Kraft zum Siege. Als Beschützer der Künste und Wissenschaften ist er Anführer der Musen. Als Gott der Mantik, der Weissagung, hat er in Delphi den Drachen Python erlegt, den aus der Erde geborenen, welchem wahrscheinlich das Orakel zuerst gehörte, und einen Triumphgesang (paian) dafür angestimmt. Nun ist er es, der den Willen der Gottheit in Delphi verkündigt, und ihm zu Ehren werden die pythischen Spiele gefeiert. Er ist der Sühner, dem in alten Zeiten selbst Menschenopfer, zwei Verbrecher, als pharmakoi (Heilende) bei den Thargelien in Athen dargebracht wurden. Er ist Städte- und Koloniengründer (ktistes) und Straßenschirmer. — Mit Helios, dem eigentlichen Sonnengott, der seinen Wagen über den Horizont führt, ist Apollon erst später verbunden worden. In Helios wird der Sonnenkörper, in Apollon werden die Sonnenstrahlen personifiziert. Apollons Sohn Asklepios ist der Gott der Heilkunst. Seine Symbole sind Schlange und Stab und die Schale mit heilkräftigem Trank. Seine Heiligtümer galten auch als Heilstätten, und es gingen in der hellenistischen Zeit Medizinschulen daraus hervor, so in Pergamon in Kleinasien und auf der Insel Kos.

Apollos Schwester Artemis ist als Mondgöttin an die Stelle der älteren Selêne getreten. Wie ihr Bruder kann sie mit ihren Pfeilen Tieren und Menschen, besonders Frauen, plötzlichen Tod senden. Sie ist Göttin der Jagd und hat ihre Freude an der Natur. Wie Apollon ist sie unvermählt. Das be-

rühmte Heiligtum der Artemis in Ephesus (Apg. 19, 27) war für eine asiatische Göttin errichtet, welche als die alles Lebendige ernährende Kraft verehrt und als die Allmutter mit vielen Brüsten abgebildet, also anders dargestellt wurde als die eigentlich griechische Artemis.

Eine vielseitige Figur im griechischen Götterkreis ist Hermes. Als Sohn des Zeus und der Maia, einer Tochter des Titanen Atlas, ist er auf dem arkadischen Berge Kyllene geboren. Kaum geboren verläßt er die Windeln und die Höhle seiner Mutter und stiehlt 50 Rinder von den Herden der Götter, welche Apollon in Pierien weidet. Er weiß sie so geschickt zu führen und in einer Höhle bei Pylos zu verbergen, daß man keine Spur von ihnen entdeckt. Dann kehrt er zurück in seine Windeln. Aber Apollon findet durch seine Weissagung den Dieb und führt ihn vor Zeus, der ihm befiehlt, die Rinder zurückzugeben. Hermes erfindet die Leier, welche er aus der Schale einer Schildkröte macht. Wie Apollon ihn darauf spielen hört, ist er so entzückt, daß er ihm die Rinder schenkt, welche Hermes nun weidet. Hermes wird der Gott der niederen Weissagung, Apollon der höheren. Zeus macht den Hermes zum Götterboten, der wie der Wind seine Befehle ausrichtet. Er ist auch der Gott der Träume und des Schlafs, der mit seinem Stab die Augen der Menschen schließt und wieder öffnet. Der älteste Sitz seines Kultus war Arkadien und seine ältesten Bildnisse, die Hermen an den Wagen, meist bloße Säulen mit einem Hermeskopf und männlichen Geschlechtszeichen. Später wird er als Götterbote mit breitem Hut, Zauberstab und Flügelschuhen abgebildet. Der schlaue Gott ist auch Beschützer des Handels, und in die Unterwelt muß er die abgeschiedenen Seelen begleiten (Hermes psychopompos).

Von Arkadien stammt auch der Herdengott Pan, der mit Ziegenfüßen, zwei Hörnern und langem Ziegenbart dargestellt wird und mit den Nymphen Hirtentänze aufführt. Sein Ruf kann in abgelegenen Gegenden den panischen Schrecken erzeugen. Seine Figur paßt nicht mehr in die hellenische Kultur, aber als komische Gestalt wird er auch in den Mysterien noch aufgeführt.

Die Göttin der Bauern ist Demêter. Während Gaia die Erde im allgemeinen bezeichnet, ist sie besonders die Göttin des Ackerbaus. Ihre Tochter Persephone wird von Hades geraubt, der sie zu seiner Gattin in der Unterwelt macht. Seit dem Raube zieht Demeter suchend und klagend umher. Weil dadurch die Fruchtbarkeit der Erde aufhört, versöhnt sie Zeus durch das Versprechen des alljährlichen Wiedersehens ihrer Tochter. Damit wird das Absterben und Wiederaufblühen der Saat dargestellt. Das Erntefest ist das Freudenfest der Demeter. Da durch den Ackerbau auch die Rechtsverhältnisse eine festere Form gewonnen haben, ist Demeter auch die Urheberin der Satzungen (thesmophoros) und Beschützerin des ehelichen Lebens. An den Thesmophorien durften nur verheiratete Frauen teilnehmen. Der Kultus der Demeter und ihrer Tochter (unter dem Namen Kore) ist nach Herodot pelasgisch und war mit Mysterien verbunden, namentlich in Eleusis. Dort soll die Tochter der Mutter wiedergegeben worden sein, und Demeter selbst soll die Fürsten dieses Landes ihren Kultus und die heiligen Geheimnisse gelehrt haben. Durch die Vereinigung von Eleusis mit Attika wurde der eleusinische Kult zum athenischen Staatskult erhoben und gewann Bedeutung für ganz Griechenland. In arkadischen Sagen wurde Demeter mit Poseidon verbunden.

Hephaistos ist der Feuergott, aber er stellt nicht wie der wedische Agni zunächst das Opferfeuer dar, sondern das leuchtende und schmelzende, zum Kunstgewerbe nötige Feuer. Sein Vater Zeus, wird in der Ilias erzählt, hat im Zorn über Hera diesen ihren Sohn vom Himmel herabgeschleudert. Auf der Insel Lemnos wurde er von thrakischen Männern aufgenommen, und seitdem ist ihm diese vulkanische Insel der liebste Aufenthalt. Er hat aber bei Homer auch seine Werkstätte auf dem Olymp mit 20 künstlichen Blasebälgen (Il. 18, 470), er hat sich und anderen Göttern eherne Paläste gebildet. Nach späterer Darstellung arbeitet er im Ätna mit den Kyklopen, Riesen mit einem Auge auf der Stirne, Söhnen des Uranos und der Gaia. Durch seinen Sturz auf die Erde ist er hinkend geworden. Diesen Sturz deutet man auf

das Herabfahren des Blitzes und das Hinken auf das Zucken des Blitzes und das Flackern des Feuers. — Die Gattin des Hephaistos ist in der Ilias Charis, in der späteren Mythologie Aphrodite.

Aphrodite, die Göttin der Liebe und der weiblichen Schönheit, ist nach der Ilias die Tochter des Zeus und der Dione. Nach Hesiod ist sie aus dem Schaume des Meeres hervorgegangen und auf der Insel Cypern ans Land gestiegen. Es ist ohne Zweifel phönizischer Astartekultus in den ostgriechischen Aphroditekult eingedrungen. Aber wir werden deswegen doch eine ursprünglich griechische Göttin als das Ideal der Schönheit annehmen dürfen, denn auch auf der Insel Kythera, südlich vom Peloponnes, war ein Hauptsitz ihrer Verehrung. Als Gattin des Hephaistos begeht sie nach der Odyssee einen Ehebruch mit Ares, dem wilden Kriegsgott, und wird von Hephaistos überrascht, der dieses Paar mit einem feinen Netz umsponnen hat. Im Kultus zu Theben, Argos und Athen wurde Aphrodite als rechtmäßige Gattin des Ares betrachtet. — Selbst der phönizische Adonisdienst ist in Verbindung mit Aphrodite nach Griechenland gekommen. Sie klagt beim Absterben der Natur im Herbst über den Tod ihres schönen Geliebten Adonis, den Artemis oder Ares durch einen Eber hat töten lassen. — Der Aphroditedienst war namentlich in Korinth ein schändlicher Buhldirnendienst. Manche griechischen Schriftsteller unterscheiden deshalb zwischen der Aphrodite Pandêmos, der gemeinen Göttin der Wollust, und der Aphrodite Urania, der himmlisch erhabenen Liebesgöttin.

Ares, der Sohn des Zeus und der Hera nach Hesiod, ist bei Homer der stürmische Gott des Schlachtengetümmels, dem nichts lieber ist als Kampf und Männermord, im Unterschied von der klugen, umsichtigen Athene, welche über ihn den Sieg davonträgt. Es ist ihm einerlei, wofür er kämpft. Seine Schwester Eris (Streit) und seine Söhne Phobos und Deimos (Furcht und Schrecken) begleiten ihn in seinen Kämpfen. In Athen war ihm der Areopag, der Gerichtshof, geweiht, der auch über den Dienst der ehrwürdigen Gottheiten zu wachen hatte. Dort soll Ares von einer Bluttat, der

Ermordung eines Sohns des Poseidon, freigesprochen worden sein. Im übrigen wurde ihm dort keine besondere Verehrung zuteil. Die Griechen selbst sagten, der Areskult stamme aus dem barbarischen Thrakien.

Aus Thrakien stammt auch der wilde Gott Dionysos, der bei Homer noch nicht als Weingott erscheint. Die wilden Tänze, die ekstatischen Erscheinungen und zauberhaften Wirkungen bei den Dionysosfesten erinnern an die schamanischen und Fetischtänze der unkultivierten Völker, wo der Priester in eine andere Welt versetzt werden muß, um den Geistern eine Gabe abzuringen. In Griechenland gilt als Stammsitz des Gottes Theben, wo er von Semele als Sohn des Zeus geboren, aber seine Mutter von Hera aus Eifersucht verbrannt wurde. Er entkam mit Not dem Feuer der eifersüchtigen Göttin, da er mit Efeublättern umgeben und den Nymphen in Nysa zur Pflege anvertraut wurde. Groß geworden, erfand er den Weinbau. Trunken zieht er mit seinem Gefolge umher in weibischer Kleidung, mit Efeu und Lorbeer bekränzt, ein Freund der Musen und der heiteren Geselligkeit. Mit dem Wein und der Demokratie verbreitete sich der Dionysoskultus in Griechenland, und der Weingott wurde als Förderer der Kultur und der Fröhlichkeit gepriesen. Das Drama beruht auf den zu seinen Ehren gefeierten Spielen, aus denen sich sowohl der lustige Mummenschanz der Komödie und des Satyrspiels als auch die Tragödie mit ihren ernsten Chorgesängen entwickelt haben. — Rohde nimmt an, daß der Dionysosdienst auch auf das delphische Orakel eingewirkt habe, indem dadurch erst die Weissagung durch Ekstase aufgenommen sei.[11] — In sittlicher Beziehung ist die Wirkung der dionysischen oder bakchischen Orgien eine verderbliche: Phallusdienst und Menschenopfer, Wollust und Grausamkeit finden sich nebeneinander. Über die orphischen Mysterien siehe später.

Poseidon, der Bruder des Zeus, welcher bei der Verteilung der Weltherrschaft nach der Besiegung der Titanen das Meer als sein Gebiet bekommen hat (Il. 15, 187 ff.), ist der dunkel gelockte, die Erde haltende und umschließende Beherrscher des Meers und aller Meeresgötter und hat seinen

Palast in den Tiefen des Meers, von Zeus selbst als der älteste Bruder anerkannt (Od. 13, 142). Alle Erscheinungen des Meeres gehen von ihm aus. Wenn er mit seinen erzhufigen, stürmenden Rossen über das Meer fährt, so glättet sich dasselbe zur stillen Fläche; stößt er aber zürnend mit seinem Dreizack, seiner furchtbaren Waffe, in das Wasser, so erheben sich brausend die Wellen, verschlingen die Schiffe, überschwemmen Länder und Städte. Der Erderschütterer Poseidon hat auch mit dem Stoß seines Dreizacks in Thessalien, als das Wasser des Peneios das Land überschwemmte, das Tal Tempe eröffnet, damit das Wasser abfließe. Mit heftigem Zorn verfolgt er diejenigen, welche ihn beleidigen, so den Odysseus, der ihm seinen Sohn Polyphemos geblendet. Mit Athene streitet er um den Besitz von Attika. Er ist der Gott des Rosses (Pos. hippios), wahrscheinlich weil die Wellenbewegungen des Meeres dem Trab der Rosse gleichen. Seine Gattin ist Amphitrite. Ihm zu Ehren wurden die isthmischen Spiele auf der Landenge von Korinth gefeiert. Er ist erhaben und gewaltig, aber es fehlt ihm die ruhige Majestät des Zeus.

Hades oder Pluton, der unterirdische Zeus, herrscht in der Unterwelt mit seiner Gattin Persephone über die Schatten. Dort hält er sie eingeschlossen, denn der dreiköpfige Hund Kerberos läßt keinen hinaus an das Tageslicht. Der Name Pluton (Reichtumsgott) bezieht sich wohl darauf, daß aus dem Schoß der Erde auch der Reichtum der Gewächse und Metalle kommt. Außer dem Raub der Persephone gab es wenige Mythen vom Hades, auch wenige Kultusstätten und Statuen.

4. *Die Entstehung und Entwicklung des Menschen, das Leben nach dem Tode, der Heroendienst und der Totenkult*

Autochthonen, d. h. Kinder ihres eigenen Bodens, wollen die einzelnen griechischen Stämme sein. Die Verbindung des Zeus mit der Gaia, der Erde, konnte diese Vorstellung desto leichter verbreiten. Dabei dachte man wohl auch an einen ersten Menschen, aber nur als den Vater dieses Stam-

mes. In Böotien wurde Alalkomeneus als Stammvater genannt, in Arkadien Pelasgos, in Eleusis Diaulos, aber auch eine Mehrzahl von Menschen wurde als gleichzeitig baumartig aufsprossend gedacht, wie die Korybanten in Phrygien, die Kureten in Kreta, Erechtheus, Kekrops und Kranaos in Athen, wo man auf das Autochthonentum besonders stolz war. Wenn so nicht einmal die Einheit der hellenischen Stämme festgehalten wurde, so war vollends die Abstammung der Barbaren, der eine fremde Sprache Redenden, und der Griechen von demselben Menschenpaar (Apg. 17, 26) den Griechen eine ebenso fremdartige Idee wie das rein geistige Wesen des einen Gottes.

Anklänge an den Sündenfall enthält die Prometheussage. Prometheus (d. h. der Vorausdenkende), Sohn des Titanen Japetos, Bruder des Atlas, des Menoitios und des Epimetheus (d. h. der Nachherdenkende), tritt in Hesiods Theogonie als Vertreter der Menschen bei der Einführung des Opfers auf und sucht den Zeus durch seine Klugheit zu täuschen, indem er zwei Teile macht, in den einen das Fleisch in der Haut des Tiers und oben darauf den Magen, das schlechteste Stück, legt, in den andern die Knochen, mit Fett umhüllt. Zeus wird zur Wahl aufgefordert und wählt die Knochen, aber nimmt im Zorn über diesen Betrug den Menschen das Feuer. Prometheus stiehlt es jedoch wieder in einer Narthexstaude aus dem Olymp. Darüber noch mehr erzürnt, läßt Zeus durch Hephaistos eine schöne Jungfrau aus der Erde bilden, welche Pallas Athene reizend ausschmückt und alle Götter reichlich begaben, so daß sie den Namen Pandôra (die Allbegabte) erhält. Hermes führt sie dem Epimetheus zu, der sie trotz der Warnung des Prometheus annimmt. Nun hat das selige Leben der Menschen ein Ende; denn Pandora hebt vom Faß der Übel den Deckel, und alle Übel fliegen heraus und verbreiten sich in der Menschheit. Nur die trügerische Hoffnung bleibt im Faß, wie Pandora den Deckel wieder schließt. Den Prometheus aber fesselt Zeus für seinen Frevel, treibt ihm einen Pflock durch die Brust und läßt täglich durch einen Adler seine Leber zerfleischen, welche in jeder Nacht wieder wächst,

bis endlich Herakles den Adler erlegt und mit Genehmigung des Zeus den Prometheus befreit.

Hesiod unterscheidet für die Entwicklung der Menschheit fünf Weltalter, aber die spätere Dichtung hat wie die indische vier: das goldene, das silberne, das eherne und das eiserne Zeitalter, und schildert darin den zunehmenden Verfall der Menschheit.

Die Sintflut knüpft die griechische Sage an den Namen Deukalion, den Sohn des Prometheus und der Klymene, an. Sie wird an das Ende des ehernen Zeitalters gesetzt. Als Zeus das sündige Geschlecht der Menschen vernichtete, rettete sich Deukalion mit seiner Gemahlin Pyrrha, der Tochter des Epimetheus, nach dem Willen des Zeus auf einem Schiff, welches er auf den Rat des Prometheus gebaut hatte. Nach neun Tagen landete er auf dem Parnaß und opferte dem Zeus Phyxios (Fluchtschirmer). Das Orakel in Delphi antwortete ihm auf die Frage, wie ein neues Menschengeschlecht entstehen könne: „Verhüllet euch beide das Haupt, löset die gegürteten Kleider und werfet sodann die Gebeine der großen Erzeugerin rückwärts." Die Gebeine der großen Mutter deutete Deukalion auf die Steine, und so warfen die beiden Steine hinter sich. Aus den Steinen des Deukalion wurden Männer, aus denen der Pyrrha Weiber. Deukalion zog nun vom Parnaß herab und errichtete in verschiedenen Orten, auch in Athen, ein Heiligtum des olympischen Zeus. Unter den Söhnen des Deukalion ist Hellen, der Stammvater der Hellenen. Wie damit die Autochthonie sich vereinigen läßt, darüber hat der Lokalpatriotismus nicht nachgedacht. — Eine andere Flutsage, von Ogyges, hat nur lokale Bedeutung für Theben.

Das Leben nach dem Tode stellt Homer (Odyssee 11. Buch) als ein trostloses Schattenleben dar unter der Herrschaft des Hades und der Persephone. Achilleus möchte lieber Taglöhner sein auf Erden als ein König im Totenreich. Die Seele (Psyche) wird nicht als das eigentliche Ich des Menschen betrachtet, wenn es von Achilleus Il. 1, 3f. heißt: „Viele Seelen von starken Helden stürzte er in den Hades hinab, sie selbst aber warf er den Hunden und allen

Vögeln zur Beute hin." Die Seelen im Totenreich sind nur Schattenbilder. Es fehlt ihnen das Zwerchfell und damit alle Kräfte, die den sichtbaren Menschen am Leben erhalten.[12] Es ist eine Seele ohne Geist, nur das animalische Leben. Der Geist vergeht durch ihr Entschwinden nur mittelbar, insofern als der Leib, der eigentliche Träger des Geistes, von der Psyche, vom animalischen Leben, verlassen, alle Fähigkeiten verloren hat, die ihm zugehörigen Organe des geistigen Wesens in Bewegung zu setzen. Hinwiederum wird die Psyche, vom Leibe getrennt, zum eidolon, zum wesen- und bewußtlosen Schatten, einem Traumbild, einem Rauche gleich.[13] Nur ein durch Blut vermittelter Zauber kann den Toten für eine Weile das Bewußtsein wieder geben. So findet sie Odysseus auf seiner Hadesfahrt. Doch haben nach dem 24. Buch der Odyssee, in dem geschildert wird, wie Hermes Psychopompos die Seelen der Freier ins Totenreich führt, die Schatten wenigstens die Erinnerung an die Vergangenheit bewahrt.

Neben der Vorstellung, daß das Leben im Totenreich nur eine schattenhafte Fortsetzung des Diesseits sei, findet sich auch schon in einzelnen homerischen Stellen die strafende Gerechtigkeit in der Erinys, welche namentlich den Meineid rächt (Il. 3,279; 9,571; 19,260). Später werden die Erinyen zu einer Mehrzahl. Im Reich des Hades hält Minos Gericht über die Toten; Orion beschäftigt sich, wie auf Erden, mit der Jagd; dem Tityos wird von zwei Geiern die Leber zerfleischt zur Strafe dafür, daß er sich an der Leto vergriffen; Tantalos steht in einem Teich und verschmachtet, da das Wasser, so oft er trinken will, zurückweicht, ebenso die herrlichen Früchte über ihm, so oft er darnach greift; Sisyphos muß einen Stein bergan wälzen, der immer wieder hinabrollt (Od. 11,576ff.). Bei Pindar findet sich auch die Sage von Ixion, der, an ein feuriges Rad gebunden, rastlos umgetrieben wird, weil er nach der Liebe der Hera trachtete; bei späteren Schriftstellern die Sage von den Töchtern des Danaos, welche Wasser in ein durchlöchertes Faß schöpfen müssen, weil sie ihre Männer im Schlaf ermordet hatten. So hat die griechische Phantasie die Höllen-

qualen in ergreifender und doch nicht zu krasser Weise ausgemalt.

Die homerische Vorstellung vom Elysion, einem seligen Aufenthalt, gehört eigentlich gar nicht in die Lehre vom Totenreich, denn Menelaos wird nicht als gestorben, sondern als lebend dorthin entrückt, Od. 4, 561 ff.:

„Nicht ist dir es beschieden, erhabener Fürst Menelaos,
Im roßweidenden Argos den Tod und das Schicksal zu dulden;
Nein, fernab zur Elysischen Flur, zu den Grenzen der Erde,
Senden die Götter dich einst, die unsterblichen, wo Rhadamanthys
Wohnt, der blonde, und leichtestes Leben den Menschen beschert ist,
(Nie ist da Schnee, nie Winter und Sturm noch strömender Regen,
Sondern es läßt aufsteigen des Wests leicht atmenden Anhauch
Immer Okeanos dort, daß er Kühlung bringe den Menschen),
Weil du Helena hast, und Eidam ihnen des Zeus bist."

Diese elysischen Fluren sind nicht ein Teil des Hades, aber auch nicht der Götterhimmel, sondern ein seliger Aufenthalt an den Grenzen der Erde, wohin einzelne Günstlinge der Götter entrückt werden. Menelaos kommt dahin nicht wegen besonderer Werke, sondern als Gemahl der Helena, der Tochter des Zeus. — Dagegen Hesiod spricht von Inseln der Seligen am Okeanos als einem Aufenthalt von Gestorbenen, wo die Heroen seines vierten Zeitalters unter der Herrschaft des Kronos ein glückliches Leben führen. Pindar läßt nach orphisch-pythagoreischer Lehre zu den seligen Inseln diejenigen Menschen gelangen, welche dreimal auf der Oberwelt und in der Unterwelt unsträflich gelebt haben. Dort ist die Burg des Kronos und Rhadamanthys als Richter. Dort wohnt auch Achilleus.

Die eleusinischen Mysterien laden ein mit der Verheißung: „Selig der Mensch, welcher diese heiligen Handlungen geschaut hat; wer aber uneingeweiht ist und unteilhaftig der heiligen Begehungen, der wird nicht gleiches Los haben nach seinem Tode, im dumpfigen Dunkel des Hades." Den Eingeweihten wird also ein bevorzugtes Schicksal nach dem Tode verheißen. „Aber schon im Leben, heißt es weiter, ist hoch beglückt, wen die beiden Göttinnen lieben; sie schicken ihm Plutos, den Reichtumspender, ins Haus als lieben Herdgenossen. Dagegen wer Kore, die Herrin der Unter-

welt, nicht ehrt durch Opfer und Gaben, der wird allezeit Buße zu leisten haben."[14] Man hat schon vermutet, in den Mysterien sei das Verschwinden des Samenkorns in der Erde und das Wiederaufkeimen als Vorbild für das Schicksal des Menschen gelehrt worden. Aber man hat dafür keinen Anhaltspunkt, und die Lehre von der Auferstehung des Leibes wäre dann wohl den Griechen kein so fremdartiger Gedanke geblieben. Immerhin sind die Vorgänge in der Finsternis, die Schrecknisse und Schauer vor der Weihe, die nach Plutarch der Erscheinung eines wunderbaren Lichtes, freundlicher Gegenden und heiligen Gesängen vorangingen, sicherlich für viele ein Sinnbild für die Wanderung der Seele durch Dunkel zum Licht geworden. Ein Anziehungspunkt für viele waren jedenfalls auch die prächtigen, geräuschvollen Aufzüge und die mannigfaltigen Spielereien und Neckereien, welche mit den auf eine ganze Woche sich erstreckenden Festlichkeiten verbunden waren.

Daß die Griechen über die homerische Anschauung vom Jenseits hinausgekommen sind und die Seele als eine ewige, ihrem Wesen nach unsterbliche Substanz erkannt haben, werden wir nicht zum wenigsten dem Einfluß der platonischen Philosophie zuschreiben dürfen. Wenn auch die Präexistenz der Seele, welche Platon gelehrt hat, nicht allgemein angenommen wurde, und wenn in dieser Philosophie der Leib nur zu sehr als Kerker der Seele erscheint, so ist doch die Selbständigkeit der Seele und ihre Unsterblichkeit in einer Weise betont worden, daß auch christliche Kirchenlehrer sich gerne an diese Philosophie angeschlossen haben.

Noch müssen wir eine Art des Gottesdienstes besprechen, welche mit dem Unsterblichkeitsglauben näher zusammenhängt: den Heroendienst. Die Griechen verehrten eine ganze Reihe von Wesen, welche nach der Sage ursprünglich Menschen waren. An ihrer Spitze steht Herakles, der Mann von unbezwingbarer Stärke, der Nationalheld der Griechen, der Sohn des Zeus und der Alkmene, der Gattin des Königs Amphitryon in Tiryns. Namentlich zwölf Heldentaten, welche er in seiner Dienstbarkeit bei Eurystheus ausführte, werden besungen. Von denselben lesen wir das Heraufholen

des Kerberos schon bei Homer. Hesiod erwähnt den Kampf mit dem nemeischen Löwen, mit der lernäischen Wasserschlange, bei welcher für einen abgehauenen Kopf immer zwei hervorwuchsen, und den Raub der Rinder des Geryones. Der erymanthische Eber, welcher Arkadien verwüstete, die Reinigung des Augiasstalls in Elis und die übrigen Heldentaten finden sich bei Pindar und den Tragikern, und alle der der Reihe nach erzählt in Apollodors „Bibliothek" aus dem 2. Jahrhundert v. Chr. — Herakles hat die Welt von allerlei Übeln gereinigt, und nachdem er gerungen, gedient und geduldet, gefehlt und gebüßt, ist er von dem Scheiterhaufen auf dem Oeta, den er für sich selbst anzünden ließ, unter dem Rollen des Donners in den Götterhimmel erhoben worden, wo er als Gatte der Hebe in ewiger Jugend lebt. — Die Grundlage für die Sage bildete ohne Zweifel ein Held aus dorischem Stamm. Aber die Heraklessage ist wahrscheinlich mit Lokalgöttersagen und auch mit auswärtigen Götter- und Heldensagen verbunden worden, als die Griechen ein Handelsvolk geworden waren. Ob er ursprünglich Sonnengott gewesen und erst später zum irdischen Helden geworden sei, wie manche neuere annehmen, ist sehr zweifelhaft. Es ist Mode geworden, allen Euemerismus zum voraus abzuweisen, d. h. alle Erklärung von Mythen aus geschichtlichen Tatsachen, wie sie Euemeros um 300 v. Chr. versucht hat. Wenn auch das Schema des Euemeros einseitig ist, so ist doch die Abweisung aller Erklärung aus historischen Tatsachen, die von der absichtslos dichtenden Sage gesteigert wurden, ebenso einseitig. Denn man verliert damit vollends alle Anhaltspunkte für die Kenntnis der ältesten Geschichte; und die Ausgrabungen haben bewiesen, daß Troja, Mykene, Tiryns und andere Königssitze existiert haben, deren Könige man zu Göttern machen wollte. Vollends bei einer Person wie Herakles, die von der Sage selbst als Mensch bezeichnet wird, handelt es sich gar nicht um Euemerismus, wenn man einen historischen Ausgangspunkt annimmt. Daß in der Vorzeit stärkere Menschen gelebt haben, ist in der Erinnerung vieler Völker erhalten geblieben.

Herakles ist vollständiger unter die Götter aufgenommen

worden als andere Heroen, welche von Hesiod Halbgötter genannt werden. Ebenso Theseus, der ionisch-attische Held neben dem dorischen Herakles. Theseus soll neben vielen andern rettenden Heldentaten den Minotauros im Labyrinth zu Kreta getötet haben, welchem die Athener alle neun Jahre sieben Jünglinge und sieben Jungfrauen opfern mußten. Durch den Faden der Ariadne fand er den Ausgang aus dem Labyrinth. Mit Herakles soll er die Amazonen besiegt haben. Der schon genannte Prometheus gehört unter die Halbgötter, auch die meisten trojanischen Helden, namentlich aber einzelne lokale Größen. Der Kultus derselben schloß sich vorzugsweise an ihre Gräber an. Rohde zieht daraus den Schluß, daß der Heroenkultus auf dem Ahnenkultus beruhe, daß bei einem allgemeinen Ahnenkultus die Ahnen vornehmer Geschlechter auf diese Weise verehrt worden seien.[15] Allein der Ahnenkultus wird von neueren Religionshistorikern in unberechtigter Weise zu einer allgemeinen Schablone gemacht (wie auch der Totemismus, wo Tiere verehrt werden). Allgemeinen Ahnenkult haben wir in China kennen gelernt. In dieser Weise finden wir ihn in Griechenland von alters her nicht; sonst müßte die Anschauung der homerischen Gedichte vom Jenseits eine andere sein. Durch die Ausgrabungen sind Königsgräber geöffnet worden, und wenn in denselben Spuren von Totenopfern sich finden, so ist damit ein Heroenkultus konstatiert, aber nicht ein allgemeiner Ahnenkultus. Die Ahnen der hervorragenden Familien werden verehrt, andere möchten die ihrigen auch emporbringen. Wenn wir also in der späteren griechischen Religion einen weit verbreiteten Totenkult finden, werden wir denselben nur in seltenen Fällen aus den ältesten Zeiten ableiten dürfen, sondern in weitaus allen derartigen Kultgebräuchen eine allmählich in den Volksglauben eindringende, spätere Erweiterung des Heroendienstes sehen müssen.

5. Die Mysterien.

Nachdem wir die bedeutendsten griechischen Götter und Heroen vorgeführt, wollen wir noch eine religionsgeschicht-

liche Erscheinung im Zusammenhang besprechen, die bei den Griechen besonders hervortritt: „Die Mysterien.“ Während sonst der griechische Kultus in der Öffentlichkeit sich bewegte und ein demokratisches Gepräge hatte, wurden von den mystischen Strömungen zu gewissen Zeiten ganze Länderstrecken hingerissen, und die Ekstase verbreitete sich namentlich in der Frauenwelt wie eine ansteckende Krankheit, bis sie durch Gegenwirkungen des Apollon und seiner Anhänger überwunden und auf bestimmte Kreise beschränkt wurde und später in Geheimkulten weiterlebte. Namentlich in Zeiten des politischen und religiösen Niedergangs wandten sich viele Griechen diesen Geheimkulten zu. Die Merkmale waren: 1. Das Geheimnisvolle, Verborgene der rituellen Gebräuche (mysteria), 2. eine aufgeregte, enthusiastische Gemütsstimmung (orgia), 3. eine besondere, nur von ihnen erwartete religiöse Weihe und Erbauung (teletê). Was hat wohl die sonst so nüchternen Griechen bewogen, diesen offenbar von auswärts, von Thrakien und seinem weniger kultivierten Volk hereingekommenen Gottesdiensten zuzufallen?

In den griechischen Sagen wird uns von großen Wundermännern erzählt, so von dem Kreter Epimenides, der sich von Kräutern nährte und dessen Seele den Leib verlassen konnte. Diese Wundermänner haben vieles gemein mit den Schamanen, „sie kennen die Ekstase und die Hypnose, die Kunst des Wahrsagers und des Sühnpriesters; von ihnen hat Apollon die Kunst der ekstatischen Wahrsagung gelernt, die er durch die Pythia ausübt, nicht von Dionysos, wie oft behauptet wird. Da sie aber einer fortgeschrittenen Kultur angehören, verbreiten sie ihre Ideen durch Gedichte, die in Anlehnung an die herrschende Dichtform des Epos geschaffen werden; eine Anzahl von Gedichten vom Ursprung der Welt und der Götter, von fernen Fabelvölkern, von Reinigungen und Sühnungen wird ihnen zugeschrieben. Ferner kursierten zahlreiche Orakel, die unter den Namen des Bakis und der Sibylle gesammelt wurden. Schon Heraklit spricht von der Sibylle, die mit rasendem Munde Ungelachtes und Ungeschminktes und Ungesalbtes redet und

mit ihrer Stimme durch tausend Jahre reicht, denn der Gott treibt sie. Sehr ungewiß ist, wieviel von allem, was später an die Sybille anknüpft, dieser Zeit wirklich gehört; aber nur ihr Name ist für die Gemütsverfassung der Zeit wertvoll."[16] Dazu kommt noch der zu allen Zeiten herrschende Geister- und Gespensterglaube und die überall verbreitete Zauberei, die uns ebenso wie die mystischen und ekstatischen Strömungen an die Zustände unter primitiven Völkern erinnert.

Wir haben gesehen, daß auch bei den unkultivierten Negervölkern, namentlich bei den Kamerunnegern, Geheimbünde existieren, mit Maskeraden, welche die Leute in Schrecken versetzen. Sie repräsentieren nicht eine höhere Stufe der Religion, sondern wollen das, was im Fetischismus und Schamanismus Vorrecht des Priesters ist, das ekstatische Eindringen in die Geisterwelt, für einen größeren Kreis, für ihre Angehörigen, zu ihrem Vorteil in Anspruch nehmen. Dürfen wir nun auch für die Griechen nicht solche rohe, selbstsüchtige Beweggründe annehmen, so ist es doch wichtig, zu konstatieren, daß wir nicht notwendig eine höhere Auffassung der Religion in solchen Geheimbünden suchen müssen.

Es ist über die griechischen Mysterien seit 1829 (Lobeck, Aglaophamus, sive de theologiae mysticae Graecorum causis libri tres) viel geschrieben worden, und je weniger man sichere Tatsachen weiß, desto größer ist die Versuchung zu religionswissenschaftlichen Konstruktionen, bei denen der Schüler, welchem die Konstruktion des Meisters einleuchtet, die Hypothesen desselben als sichere Tatsache annimmt Wir dürfen nicht vergessen, daß viele Angaben über die Handlungen (drómena) und Lehren (legómena) der Mysterien von den Neuplatonikern herrühren, welche gegenüber dem umsichgreifenden Christentum das antike Heidentum aufzuputzen suchten, daß daher diese Angaben nach so langer Zeit nicht ohne weiteres als geschichtliche Tatsachen anzusehen sind.

Die Vorliebe für Mysterien kann man erklären aus persönlichen Neigungen für Geheimnisvolles, aus aristokratischem

Sinn und Verlangen nach entsprechendem geselligem Anschluß, auch aus Unzufriedenheit mit den herrschenden religiösen Anschauungen und Handlungen, ohne daß man zu öffentlicher Opposition geneigt ist. Der tiefste Grund ist aber außer einer mystischen Veranlagung das Verlangen, Gottes und seiner Kräfte irgendwie teilhaftig zu werden, sich mit ihm völlig eins zu fühlen, mit einem Wort: das religiöse Erlebnis. In Griechenland kann man gegenüber der nüchternen, werkgerechten Volksreligion eine Neigung zu religiösem Enthusiasmus bei einzelnen hierfür empfänglichen Gemütern feststellen. Manchmal ergriff dieser Enthusiasmus ganze Schichten der Bevölkerung. In Geheimbünden können Symbole aus alten Zeiten gebraucht werden, ohne daß ein geschichtlicher Zusammenhang mit dem Alten besteht. So sind in neuerer Zeit viele Freimaurerlogen gegründet worden mit Symbolen der mittelalterlichen Maurer, ohne daß in Geschichte und Lehre ein Zusammenhang mit diesen mittelalterlichen Maurern besteht. Das müssen wir festhalten, wenn namentlich in den orphischen Mysterien sehr verschiedenartige religiöse Elemente in einen Namen zusammengefaßt werden.

Die orphischen Mysterien haben ihren Namen von dem sagenhaften thrakischen Sänger, der mit seinem Gesang Bäume und Felsen bewegt und wilde Tiere bezähmt haben soll, und der selbst die Persephone, die Königin der Unterwelt, so bezauberte, daß ihm erlaubt wurde, seine verstorbene Gemahlin Eurydike wieder in die Oberwelt zu holen, unter der Bedingung, daß er sich nicht nach ihr umsehe, bis er die Oberwelt erreicht habe. Orpheus aber sah sich voreilig nach ihr um, und so mußte sie in die Unterwelt zurückkehren. Die Kluft zwischen Oberwelt und Unterwelt wird also in dieser Sage nicht als absolut unüberschreitbar dargestellt. Daran werden wohl die orphischen Mysterien angeknüpft haben. „Im Orphismus begegnet zum erstenmal ein Religionsstifter, der ein Mensch ist, wenn auch ein mythischer, und als Märtyrer seiner Lehre stirbt, von thrakischen Mänaden zerrissen. Daß Orpheus ein Sänger ist, bedeutet, daß er als Urheber der heiligen Gedichte betrachtet wurde,

in denen die orphischen Lehren verkündet wurden. Der Orphismus ist die erste Buchreligion."[17] Eigenartig ist die Kosmogonie dieser Religion. Auf die nie alternde Zeit folgt das Chaos und der Äther. Im Äther bildete die Zeit ein silbernes Ei und aus diesem ging der erste Gott hervor, der Schöpfer der Welt, Phanes oder auch Eros genannt, manchmal auch Erikepaios, der dann von Zeus verschlungen wird.

Aber diese Mysterien stehen mit dem Dionysosdienst in Verbindung, der uns keineswegs als ein tiefreligiöser erscheinen kann, uns vielmehr eher an den Schamanismus und an den vom Soma betrunkenen Indra erinnert, besonders wenn in der Weinlaune das Gebrüll des stierförmigen Gottes nachgeahmt wird, und die Bakchantinnen mit ihren Thyrsusstäben, die Kleider mit Schlangen umgürtet, bei Nacht wahnsinnig durch die Wälder streifen, um die phallische Kraft des Gottes zu erwecken, welcher der Natur neues Leben geben soll. Als Dionysos Sabazios war der Gott in Thrakien Repräsentant des blühenden Lebens der Natur, welches dem Tode verfällt und wieder erwacht. Dionysos Zagreus (der Zerrissene) wurde er besonders von den Orphikern genannt. Er sollte ein Sohn des Zeus und der Persephone sein, von dem Vater auf den Thron des Himmels gesetzt, aber von den Titanen zerrissen. Zeus habe jedoch sein zuckendes Herz verschlungen und den Dionysos aufs neue erzeugt. In Delphi zeigte man im Allerheiligsten des Tempels neben dem Dreifuß und dem goldenen Bild des Apollo das Grab des Dionysos, dem die Priester um die Zeit des kürzesten Tages geheime Opfer brachten. Durch die Verbindung mit dem Dionysoskult wurde die Ekstase auch in den Mysterien heimisch. Die Ekstase versetzt in eine andere Welt, durch Ekstase kann man in die Götterwelt eindringen, besser als durch Opfer. Diese Gedanken werden wir wohl als Bindeglied zwischen dem Dionysoskult und den Mysterien festhalten müssen. Es ist wohl kein Zweifel, daß durch die Apolloverehrung und ihren wachsenden Einfluß die in das Krankhafte gesteigerten Auswüchse des Dionysoskultes in geordnete Bahnen gelenkt werden.

Eine neue Stufe der Entwicklung des Orphismus wird

wohl mit dem Philosophen Pythagoras begonnen haben, der zwischen 580 und 568 v. Chr. in Samos geboren wurde, viele Länder bereist, sein späteres Leben in Unteritalien zugebracht und daselbst einen Bund von Philosophen und Asketen gestiftet hat, mit vielen Weihen und Gebräuchen. Nach 2- bis 5jähriger Prüfung im Schweigen wurden die Mitglieder aufgenommen. Man unterschied Exoteriker oder Akusmatiker und Esoteriker oder Mathematiker, Sebastiker. Sie lebten in Gütergemeinschaft, hatten strenge Lebensregeln, enthielten sich des Fleischgenusses u. dgl. Sie wollten offenbar eine sittlich-religiöse Reform des griechischen Lebens herbeiführen, wenigstens für ihre Gemeinschaft, und glaubten, das Wesen der himmlischen Weltordnung in den arithmetischen Gesetzen der Zahlen und in den Tonverhältnissen der Musik gefunden zu haben, betrachteten daher Musik und Mathematik als bedeutendes sittliches Bildungsmittel. Alles ist Zahl und alles ist eine Harmonie, eine Verknüpfung von Entgegengesetztem durch Zahl und Maß. Das Verhältnis von Leib und Seele ist ein anderes als nach homerischer Anschauung. Die Seele ist ein göttlicher Hauch und ist in den Körper als einen Strafort herabgesunken. Wenn sie in diesem Leben sündigt, muß sie zur Strafe nach dem Tode einen andern Leib beziehen. Es wird also die Seelenwanderung gelehrt und die unheilbaren Sünder werden im Tartaros bestraft. Durch Reinigungen und Weihen kann man der Seelenwanderung entgehen und ein glückliches Jenseits gewinnen. Es ist also nicht nur in bezug auf die Wertung der Seele ein Fortschritt über die homerische Anschauung zu bemerken, sondern auch in der Regulierung des künftigen Schicksals nach einem gerechten sittlichen Maßstab. Aber die Persönlichkeit Gottes tritt nicht hervor, die Anschauung ist pantheistisch, wie in Indien.

Können wir uns nun denken, daß die Pythagoräer an bakchischen Orgien sich beteiligt haben? — Sicherlich nicht. Der Orphismus ist für sie offenbar nur ein Deckmantel gewesen, unter welchem sie eine den Griechen fremde Weltanschauung einführen und für griechisch ausgeben konnten,

oder sie haben dem Orphismus einen andern Inhalt gegeben. Ähnlich werden wir uns das Verhältnis Platos zum Orphismus denken müssen. Auf Grund des Orphismus erschien die Kritik der homerischen Weltanschauung berechtigt. — Im ersten Jahrhundert vor Christi Geburt tauchte der Pythagoräismus von neuem auf in Apollonius von Tyana und andern, ebenso der Platonismus in den ersten Jahrhunderten nach Christus, aber eine historische Einheit werden wir im Orphismus nicht finden können. Seine Theogonieen sind schwerlich aus alter Zeit.

Die Mysterien von Samothrake verraten schon durch den Namen Kabiren, welchen die dabei verehrten Dämonen auf der Insel und in Theben führten, einen Zusammenhang mit der phönizischen Religion. Sie sollen namentlich zum Schutz der Schiffahrt gedient haben.

Auch die Mysterien der Kybele, der asiatischen Großen Mutter, welche in wildem Fanatismus sich kundgaben, fanden in Griechenland und Rom Eingang. Kybele wurde von den Griechen mit Rhea identifiziert, der Mutter des Zeus auf Kreta, wo phönizische und griechische Religionselemente seit alter Zeit zusammengewachsen waren. Die asiatische Kybele hatte in Phrygien-Galatien, in der Stadt Pessinus, ein vielbesuchtes Heiligtum, wo der dem phönizischen Adonis, dem babylonischen Tammuz entsprechende Atys ihr Geliebter war und auf grausame Weise ums Leben kam. Im Frühlingsanfang wurde ein mehrtägiges Fest gefeiert, wobei man sich unter rauschender Musik rasendem Schmerz und maßloser Freude ergab und sich blutig verstümmelte. Die entmannten Priester hießen Galli, die Begleiter der Göttin nannte man in Phrygien Korybanten, in Kreta Kureten. In Thrakien vertrat der mit Dionysos identifizierte Sabazios die Stelle des Atys.

Am meisten in die Volksreligion eingegangen sind die eleusinischen Mysterien, von denen wir schon S. 462 geredet haben. Aber wir werden ihre Anziehungskraft auf größere Kreise mehr in prächtigen Aufzügen und Lustbarkeiten als in religiöser Vertiefung suchen müssen. In früherer Zeit hatten die Aristokraten von Athen das Vorrecht der Ein-

weihung; später konnten sich Männer und Frauen jeden Standes einweihen lassen, wenn sie keine Blutschuld auf dem Gewissen hatten. Das priesterliche Geschlecht der Eumolpiden hatte die Hierophantenwürde bis in die römische Zeit. Daß in den eleusinischen Mysterien neben dem Dienst der Demeter, der Erntegöttin, und ihrer von Hades geraubten Tochter, auch der Dienst des Dionysos Eingang fand, wird gewöhnlich auf eine Einwirkung der Orphiker zurückgeführt. Dionysos wurde nämlich unter dem Namen Jakchos als Bruder oder Bräutigam der Kore-Persephone zur Seite gestellt. Allein wenn einmal die Eleusinien ein Volksfest geworden sind, das im Herbst gefeiert wurde und den Segen der Ernte darstellte, ist es doch möglich, daß ohne besondere Parteibestrebungen mit der Feier der Erntegöttin auch die des Weingottes Eingang gefunden hat. Auch scheint ziemlich festzustehen, daß der Dionysoskult von Anfang an mit den Vorstellungen von Werden und Vergehen, Geburt und Tod verbunden war.

6. Kultus, Verfassung und Sittlichkeit in der griechischen Religion

Der Kultus war in der griechischen Religion eine Angelegenheit des Staates. Jeder Bürger war verpflichtet und berechtigt, sich daran zu beteiligen. „Der Staat trug die meisten Kosten des öffentlichen Kultus und ruhte selbst auf religiöser Grundlage. Die Alten konnten sich die Familie, den Stamm, selbst künstlich gemachte Abteilungen, wie die Phylen des Kleisthenes, und auch den Staat nur als Kultusgemeinschaft denken; der Staat betrachtete dementsprechend seine Kulte als die Bedingung seiner Existenz. — Die Religion bildete bei den Griechen kein Gebiet für sich; die Bürgerpflicht hatte einen religiösen Charakter, und die religiöse Pflicht war ein Gesetz des Staates.“[18] Aber nur um den Kultus bekümmerte sich der Staat, die eigentliche Religion, wie sie in Göttermythen und Heldensagen Allgemeingut des ganzen griechischen Volkes geworden war, war Sache des einzelnen, jedoch das Verhältnis seines Staates zu den Göttern durfte nicht gefährdet werden.[19] Die Gesetzgeber Lykurg, Dra-

kon, Solon waren also auch religiöse Gesetzgeber. Lykurg hat nach der Sage auf den Antrieb der Götter die Gesetze gegeben. An dem Gesetz der Stadt durfte man nicht rütteln, wenn auch Kritik über homerische Göttersagen ungestraft blieb. Aber die Priester gewannen keine so einflußreiche Stellung wie in Indien und Persien. Sie waren keine im ganzen Land verbreitete Kaste, wenn auch einzelne Kulte in bestimmten Familien ihr erbliches Priestertum hatten. In alten Zeiten war der König auch zugleich der Priester, mit der Demokratie aber ging sein Amt auf die Republik über und wurde von Priestern ausgeübt. Der einzelne Priester war nur für das bestimmte Heiligtum angestellt, oft wurden die Priestersitze sogar an den Meistbietenden verpachtet. So gab es einen Priester des Zeus boulaios oder der Athene boulaia, des Poseidon Erechtheus usf. in der betreffenden Stadt. Mit der Bedeutung des Heiligtums wuchs z. B. in Delphi auch der Einfluß der Priester. Aber im ganzen blieben die Priester von den Staatsbehörden und den Volksversammlungen abhängig.

Das Charakteristische der griechischen Religion ist, daß sie „alles Göttliche mehr im Zauber der Schönheit als der Erhabenheit darstellt .— Man kann sich nichts Schöneres denken als das Fest der Panathenäen, wo der Athene in feierlicher Prozession der neue Peplos (Überwurf) zugeführt wurde, wie es seit der Zeit des Pisistratus üblich war. Ehrwürdige Göttergestalten, holde Jungfrauen mit Spenden für ihre Göttin, bekränzte Opfertiere, rossetummelnde Jünglinge in Menge nahmen an dem Aufzug teil. Es war der Ehrentag der Athene, aber zugleich der festliche Höhepunkt im bürgerlichen Leben der Athener. Ebenso bildeten die Festspiele zu Olympia, dann auch zu Delphi und Korinth Mittelpunkte des panhellenischen Nationallebens. Auch dort wurde Jugendblüte und Leibesschönheit zu Ehren der Gottheit zur Schau gestellt, namentlich aber das ernste Ringen um den Preis der Gewandtheit und Kraft. Auch Musik und Dichtkunst ließen sich hören. Die Gottheit verlangte nicht Ertötung des Fleisches, wohl aber harmonische Ausbildung des Leibes und der Seele zu würdiger Erscheinung und sieg-

reichem Kampf wider alle Feinde. Die Preise hatten einen hohen, aber bloß idealen Wert. Ein Fichtenkranz ließ den Sieger im Wettlauf oder im Diskuswerfen als den glücklichsten Menschen erscheinen."[20]

Daß bei den Ausgrabungen ältester Zeit keine Tempel und Götterbilder gefunden worden sind, wurde erwähnt. Auch in historischer Zeit hatten die Griechen noch manchen heiligen Hain (alsos) und Bezirk (temenos) mit Altären unter freiem Himmel. Viele Tempel standen auf Bergen oder Burgen der Städte. Verbrecher durften die Tempel nicht unter den Feiernden betreten, aber für Verfolgte boten sie ein Asyl.

In der klassischen Periode der griechischen Kunst entstanden die Tempel mit prächtigen Säulenhallen, mit dorischen, ionisch-attischen und korinthischen Säulen, mit ihren mythologischen Reliefs auf den Giebelfeldern und ihren kolossalen, glänzenden Statuen. „Nur am Tempel entwickelt sich die Kunstform der Architektur; was sonst von öffentlichen Gebäuden dem allgemeinen Nutzen dient, entlehnt seine künstlerische Charakteristik dem Tempelbau; ganz unscheinbar dagegen ist in den guten Zeiten des Griechentums die Anlage und Ausstattung der Privathäuser. Der Tempel erhebt sich auf einem Unterbau von mehreren Stufen in dem mit hohen Mauern umgebenen heiligen Tempelbezirk, fest umschlossen und klar gegliedert wie ein plastisches Werk. Suchten die orientalischen Völker in der Massenhaftigkeit, der verwirrenden Kolossalität der Anlagen dem dunkeln Triebe nach dem Erhabenen einen Ausdruck zu geben, so erreichen die Griechen durch maßvolle Beschränkung, einfache Klarheit, harmonische Gliederung den Eindruck höchster Würde und festlicher Erhebung. Wurden wir dort stets an den unklaren Ausdruck sklavischer Gesinnung, starren Formelwesens und düsterer Religionsanschauungen erinnert, so tritt hier die hohe Anmut eines freien Bewußtseins, das selbständige Gefühl menschlicher Würde, die heitere Sinnlichkeit eines edleren Kultus in der Gesamtform der marmorstrahlenden Tempel uns entgegen. Der Grundplan ist mit geringen Abweichungen stets derselbe leicht übersichtliche, deutlich gegliederte: ein Rechteck, ungefähr doppelt so lang wie breit, ringsum,

oder doch wenigstens an der vorderen (der östlichen) Schmalseite, wo der Eingang ist, eine Säulenhalle, darüber auf klar gegliedertem, reich geschmücktem Gebälk das sanft geneigte, meist marmorne Giebeldach." [21]

Unter den Opfern der Griechen waren blutige: Schaf, Ziege, Rind und Schwein, aber solche Tiere, die nicht im Gebrauch waren. Der Athene durften keine Ziegen geopfert werden, andere Götter verlangten dagegen vorzugsweise dieses oder jenes Tier: Demeter Schweine, Dionysos Böcke, Poseidon Rosse oder schwarze Stiere, Aphrodite Tauben, Asklepios Hähne, Herakles Wachteln. Wilde Tiere wurden nur für Artemis geopfert. Menschenopfer kamen auch in späterer Zeit noch vor, doch wählte man dazu Verbrecher, welche ohnehin dem Tode verfallen waren. Speiseopfer waren Schüsseln mit Gemüse und Früchten, namentlich Erstlingen, Honigkuchen, Backwerk, oft in Gestalt von Tieren. Trankopfer von ungemischtem Wein, Honig, Milch, Öl wurden zu Brandopfern dargebracht, aber auch bei Mahlzeiten und sonst im häuslichen Kultus wurde Wein den Göttern gespendet. Das Opfer wurde angesehen als ein Speisen mit den Göttern. Nur von den Opfern für die Unterirdischen kostete man nicht. Man opferte in reinen Gewändern, mit bekränztem Haupt. Große Opfer bei feierlichen Gelegenheiten wurden Hekatomben genannt. Es wurden aber nicht immer geradezu 100 Opfertiere dabei dargebracht.

Mit den Opfern war ein Gebet verbunden, das der Priester vorsprach und der Opfernde nachsagte, und Waschungen waren vorausgegangen. Außerdem betete man morgens zu Helios und bei den Mahlzeiten zu den Spenden an die Götter. Man erhob die Hände zum Gebet an die himmlischen Götter, aber auch an Poseidon (Od. 9, 527), für die unterirdischen nach der Erde (Il. 9, 568). Beim Gebet vor der Volksversammlung in Athen sprach man einen Fluch aus über jeden, der die Stadt den Medern verraten oder sich zum Alleinherrscher aufwerfen wollte (Aristophanes, Thesmoph. 331 ff.). Die Verfluchten weihte man den Erinyen. Beim Eid wird gewöhnlich der Zeus Horkios angerufen.

Die Geschlechter, die Phratrien, hatten ihren besonderen

Kultus und ihre Familienmahlzeiten, daneben jedes Haus seine Hermen und Altäre, im Hof den Hauptaltar für den Zeus Herkeios. Der häusliche Herd, Hestia, war ein Asyl, und die Göttin dieses Namens wurde oft angerufen. Auch für Apollon gab es Altäre und Bilder in den Häusern, und dann wurden in den Geschlechtern noch besondere Familienheroen, in den Handwerkerfamilien Hephaistos, angerufen. Tieropfer kamen in den häuslichen Gottesdiensten selten vor.

Als Sünde wird bei den Griechen hauptsächlich die hybris, das frevelhafte Überschreiten der dem einzelnen Menschen gesetzten Schranken betrachtet. Ein ungetrübtes Glück macht den Menschen leicht übermütig und erweckt den Neid der Götter. Niobe, die mit ihren 6 Söhnen und 6 Töchtern sich vor Leto bevorzugt sah, die nur einen Sohn und eine Tochter hatte, und sich dessen rühmte, forderte den göttlichen Neid und Zorn heraus, so daß ihre Söhne von Apollon, ihre Töchter von Artemis getötet wurden.

Von den charakteristischen Wörtern für griechische Frömmigkeit bezeichnet eusebeia die pünktliche Beobachtung aller religiösen Pflichten, sophrosyne die maßvoll in den Schranken bleibende Vernünftigkeit. Das Intellektuelle und Ästhetische tritt auch hier als Grundlage für das Sittliche stark hervor.

Das Staatsleben gewann in den griechischen Republiken eine solche Übermacht über das Familienleben, daß die Familie nur noch als Mittel galt zum Zweck der Erlangung künftiger Staatsbürger, eine Gattin, die keine Kinder hatte, einer andern weichen mußte, die schwächlichen Kinder in Sparta nicht am Leben bleiben durften, und selbst Platon in seinem Staat ganz unsittliche Grundsätze in dieser Beziehung aufstellt. Die Behandlung der Sklaven war namentlich in Sparta eine sehr harte. Der griechische Kultus und die Mythologie trugen zum Verfall der Sittlichkeit bei. Die schönen Götterbilder förderten mehr den ästhetischen als den religiösen Sinn.. Die nackten Götterbilder, die nackten Wettkämpfer mußten trotz dem idealen Sinn des Volkes doch entsittlichend wirken. Wenn die Buhldirne Phryne dem

Praxiteles als Modell für seine Aphrodite diente, wenn auch von den Angesehensten Knabenliebe getrieben wurde und nicht verpönt war, so läßt sich nicht leugnen, daß die Ethik unter der einseitig ästhetischen Richtung verfallen ist.

II. Die römische Religion

1. Die Eigentümlichkeit der römischen Religion und ihre geschichtliche Entwicklung

Die italischen Völkerschaften, welche bei der Gründung des römischen Staates zusammengewirkt haben, die Latiner und Sabiner oder Umbro-Samniter, sind jedenfalls mit den Griechen näher verwandt als mit den asiatischen Ariern, und die griechischen Kolonien in Unteritalien haben die griechische Kultur frühzeitig nach dem Tyrrhenischen Meer getragen. Über den Ursprung des dritten Volks, welches seit den Zeiten der Tarquinier in Rom ansäßig war, der Etrusker, sind die Gelehrten noch nicht einig. Aber die Ausgrabungen beweisen, daß die Etrusker in sehr alten Zeiten schon eine Kunstfertigkeit besaßen, welche auf griechische Vorbilder zurückweist. Auch die römische Religion ist in ihren Grundzügen recht nahe verwandt mit der griechischen, hat aber von Anfang an ihr besonderes Gepräge, das sie wieder von derselben unterscheidet.

Die römische Religion ist von Anfang an noch viel entschiedener Kultusgesetz als die griechische. Es fehlt dem römischen Volk die Phantasie und die Kunstfertigkeit der Griechen. Kein Epos hat die Taten der Götter verherrlicht, die Mythologie ist nicht ausgebildet wie in Griechenland, die Götter sind keine plastischen Gestalten geworden vor der Zeit, da auch in Rom der ganze griechische Götterkreis Eingang gefunden hatte. Desto mehr blieb bei den Römern die Religion eine wirkliche Furcht vor den Göttern, eine heilige Scheu. Die Götter blieben in ihrer Reinheit und Erhabenheit über den Menschen. Auf das praktische Leben war der Sinn des Volkes gerichtet, auf wirkliche Hilfe und Abwendung von

Gefahren, vom Staat vorzugsweise, aber auch von der einzelnen Familie und Person, und auf die Förderung des Staates nach dem Ziel der Weltherrschaft. Wenn die Römer die Natur betrachteten, geschah es nicht mit dem heiteren Blick der Griechen, nicht mit dichterischer Gestaltung, sondern mit der Umsicht, daß doch ja kein böses Omen dem Menschen begegne, mit einer nicht bloß gläubigen, sondern abergläubischen Furcht. Jedes Unternehmen des Staats erforderte Auspizien, jedes drohende Unglück Sühnungsmittel. Der nach unverbrüchlichen Gesetzen geordnete Staat war das Ideal des Römers, und seine Herrschaft das angestrebte Ziel. Die Römer hatten eine unzählbare Menge von Göttern, die eigentlich nur Personifikationen waren: jeder Mensch hatte seinen Genius, jede Funktion ihren Schutzgeist. Es ist kein bestimmter Götterrat wie auf dem griechischen Olymp. Man kann viele römische Götter mit Schutzengeln vergleichen, welche über eine bestimmte Person oder Funktion oder Gegend gesetzt sind. Der erste und höchste Gott ist aber dem griechischen Zeus entsprechend Jupiter (Diespiter).

Der zweite römische König, Numa Pompilius, wird als der fromme, weise, friedliebende Nachfolger des kriegerischen Romulus geschildert. Ihm wird auch die religiöse Gesetzgebung zugeschrieben. Er soll zentrale Heiligtümer für Latiner und Sabiner eingerichtet haben mit einer wohlorganisierten Priesterschaft, welche auch in den folgenden Jahrhunderten unverändert fortbestand. Es waren neben den Pontifices die Flamines (Feueranzünder) der einzelnen Götter und die Augurn, die Vogelschauer, während die Haruspices, die Eingeweideschauer, erst später aus Etrurien hereinkamen. Nach dem Zeugnis des Varro aus dem ersten Jahrhundert v. Chr., von welchem Fragmente in der Schrift des Kirchenvaters Augustin De civitate Dei enthalten sind, haben die Römer 170 Jahre lang die Götter ohne Bild verehrt, und Plutarch († 120 n. Ch.) berichtet sogar, Numa habe ausdrücklich verboten, von ihnen Bilder in Tier- oder Menschengestalt zu machen. Statt der Tempel waren einfache Räume, die Curien (Versammlungs-

häuser der Geschlechter) oder Atrien (in den Wohnhäusern) die Opferstätten, oder im Freien Altäre von Rasen. Statt der Bilder genügten die Symbole: für Vesta das Feuer, für Mars die Lanze, für Janus der Bogen. Menschenopfer soll Numa abgeschafft haben. Waschungen, Besprengungen und bestimmte Formeln für die Gebete, von welchen man nicht abgehen durfte, stammen aus den ältesten Zeiten. „Der gesetzliche Formalismus war in seinen Grundzügen schon in der Königszeit abgeschlossen, und bis in die Kaiserzeit hinaus war man bestrebt, den Kultus nach den Gesetzen des Numa zu verwalten."[1] Daran änderten auch die Einflüsse nichts, welche mit den Tarquiniern von Etrurien kamen. Nicht nur die etruskischen Haruspices fanden Eingang, sondern Tarquinius Priscus ließ nach der Überlieferung durch einen etruskischen Baumeister den Prachttempel auf dem Kapitol für Jupiter, Juno und Minerva bauen, der unter dem jüngeren Tarquinius vollendet wurde. Der Jupiter Optimus Maximus hatte nun auf dem Kapitol seine sichtbare Repräsentation als Beschützer des römischen Staats.

Auch der Gottesdienst wurde glanzvoller durch die ludi Romani, die Spiele im Zirkus zu Ehren der Götter mit reichlichen Opfern und Opfermahlzeiten und Umzügen vom Kapitol zum Zirkus. Die sibyllinischen Bücher sollen in der letzten Zeit der Könige von der griechischen Kolonie Cumä in Unteritalien nach Rom gekommen sein und wurden im Tempel des kapitolinischen Jupiter aufbewahrt, bis sie zu Sullas Zeiten mit dem Tempel verbrannten und durch auswärts gesammelte ähnliche Aussprüche ersetzt wurden. Die ursprünglichen sibyllinischen Bücher scheinen übrigens weniger Weissagungen als Sühnevorschriften u. dgl. enthalten zu haben, bei welchen man in Unglücksfällen sich Rat erholen konnte. Es wurden für dieselben duumviri sacris faciundis eingesetzt, zwei Männer, welche die Bücher erforschen und die in denselben vorgeschriebenen gottesdienstlichen Handlungen ausführen sollten. Später wurden es 10 und unter Sulla 15 Männer. Mit den sibyllinischen Büchern kam der Dienst des griechischen Weissagungsgottes Apollo nach Rom. Schon vor Apollo bekamen die Dioskuren, die Zwillinge Castor

und Pollux, einen eigenen Tempel in Rom. Der Dienst der Diana (Artemis), der Ceres (Demeter), der Venus (Aphrodite), des Äskulap (Asklepios) und des Liber (Dionysos) fand noch vor der Einverleibung Griechenlands in das römische Reich in Rom Aufnahme.

Die Kämpfe zwischen Patriziern und Plebejern im Anfang der Republik drehten sich auch um die priesterlichen Ämter, und es gelang den Patriziern länger diese den Plebejern vorzuenthalten als die politischen. Doch mußten sie um 300 v. Chr. auch die Ämter der priesterlichen Dezemvirn, der Pontifices und Augures mit den Plebejern teilen. Außer den griechischen fanden auch orientalische Gottheiten schon während des zweiten punischen Kriegs Aufnahme in Rom. Im Jahr 204 v. Chr. wurde die Große Mutter (Kybele) aus Pessinus in Kleinasien durch Vermittlung des mit den Römern verbündeten König Attalus mit großem Pomp nach Rom gebracht. Es war ein Stein, den verschnittene galatische Priester bedienten, und an den sich Mysterien von schlimmer Art anknüpften. Zum Verfall der Religion trug seit 104 v. Chr. auch die Volkswahl für die Priesterschaften bei, welche statt der bisherigen Kooptation zum Gesetz geworden war. Dazu kam die griechische Philosophie und Rhetorik, welche unter den gebildeten Römern großen Eingang gefunden hatte. Vergeblich suchte der alte Cato die altrömische Frömmigkeit und die alten Sitten aufrecht zu erhalten. Der epikureische Dichter Lucrez wendet alles auf, um den Vorsehungsglauben und den Unsterblichkeitsglauben zu bekämpfen. Cicero gehörte nicht zu den eigentlich Ungläubigen. In seinen Gerichtsreden sprach er seinen Glauben an göttliche Vorzeichen und an die strafende Gerechtigkeit aus. Aber in seinen philosophischen Schriften begegnen wir doch manchen Zweifeln, und in seinen Briefen bekommen wir nicht den Eindruck eines Mannes, dem die Religion Herzenssache gewesen wäre. Nur den Unsterblichkeitsglauben hält er mit Entschiedenheit fest.

Das Kaisertum des Augustus bezeichnet auch in religiöser Beziehung einen Wendepunkt. Er restaurierte mehr als achtzig Tempel in Rom und ließ sich selbst in alle großen

priesterlichen Kollegien aufnehmen, auch zum pontifex maximus wählen. Auch der Titel Augustus (der Ehrwürdige) hatte von Anfang an einen religiösen Klang. Er suchte den gesunden Kern im römischen Volksleben hervor und brachte den altrömischen Larenkultus wieder zu Ehren und damit den häuslichen Gottesdienst. Er teilte die Stadt in 265 Bezirke ein, deren jeder eine Larenkapelle besaß. Die magistri vicorum, welche er mit der polizeilichen und sakralen Leitung dieser Bezirke beauftragte, bildeten eine Art von volkstümlicher Magistratur und Priesterschaft, die ganz den Interessen des Kaisers ergeben war. Sie fügten nun den zwei Laren als dritten den Genius Augusti bei, dem also noch bei Lebzeiten des Kaisers in den Häusern und auf den Wegen geopfert und Bitten vorgetragen wurden. Dem Kaiserkultus, der die eigentliche Staatsreligion dieser Periode zu werden bestimmt war, ebnete somit Augustus die Wege, indem er in Rom und in Italien die Verehrung seines Genius in den verbreitetsten, populärsten und lebendigsten aller Kulte, den Larendienst, einzuführen wußte. In Rom wurde der Genius des Kaisers, in der Provinz der lebende Kaiser selbst als Gott verehrt.

Der Dichter Vergil kleidete zu Augustus' Zeit die seit Jahrhunderten verbreitete Sage, daß der trojanische Held Äneas, der Sohn des Anchises und der Venus, nach der Zerstörung Trojas nach Italien gekommen sei, die Heiligtümer Trojas nach Lavinium gebracht und dort die Dynastie aufgerichtet habe, von welcher Rom gegründet wurde und das Geschlecht des Kaisers, das Geschlecht der Julier, abstamme, in ein Epos, die Äneis. Er gab damit den Römern ein Nationalepos, welches ihren Zusammenhang mit dem griechischen Kulturvolk beschrieb, und das in den mythologischen Erzählungen allzu Anstößiges vermeidet, das auch in der Beschreibung der Unterwelt über den homerischen Standpunkt sich erhebt, indem es die strafende und belohnende Gerechtigkeit mit besonderem Nachdruck einschärft.

Nach seinem Tode wurde Augustus in aller Form vom Senat als divus erklärt und ihm in der Stadt zwei Tempel errichtet. Die Kaiserverehrung dauerte fort, auch für die

unwürdigen Nachfolger des Augustus. Sie dauerte fort, als nicht mehr die Julier auf dem Thron saßen, welche sich der Abstammung von dem göttlichen Äneas rühmen konnten. Die Verehrung des Kaisers war das religiöse Band zwischen den verschiedenen Provinzen, welche ihre einheimischen Götter beibehielten. Diese Provinzgötter fanden auch im Pantheon zu Rom Aufnahme, überhaupt fremde Kulte, wie der schon genannte Kult der Großen Mutter aus Phrygien, ferner der Isis- und Serapiskult. Serapis soll alle männlichen, Isis alle weiblichen Gottheiten zusammenfassen. Am stärksten drang orientalisches Unwesen unter der kurzen Regierung des Heliogabalus ein. Aber sein syrischer Sonnengott wurde bald nachher wieder abgetan. — Die Verehrung des Kaisers als das alle Völker des großen Reichs verbindende religiöse Symbol wurde bei den Christenverfolgungen von den Christen verlangt, und ihre Weigerung konnte als Widersetzlichkeit gegen die obrigkeitliche Ordnung aufgefaßt werden, denn den Römern war die Trennung von Staat und Religion ein unvollziehbarer Gedanke, und bald genug nach dem Übertritt der römischen Kaiser zum Christentum kam der Cäsareopapismus auch in der christlichen Kirche zur Herrschaft.

2. *Die bedeutendsten Götter der Römer*

Aus dem Kultus des Jupiter Lapis scheint sich die Verehrung des Jupiter als des obersten Gottes entwickelt zu haben. Er ist Himmelsgott und führt deshalb in einem alten Salierlied den Namen Lucetius, d. h. der Leuchtende. Sein Name wird vielfach auch vom sichtbaren Himmel gebraucht (Jupiter serenus, Jupiter pluvius, sub divo u. dgl.). Als Donnergott heißt er Jupiter tonans, als Blitzgott fulguralis, als der freigebige Himmelsvater führt er auch den Namen Liber, welcher später auf den aus Griechenland herübergenommenen Dionysos oder Bacchus übertragen wurde. Als Jupiter Terminus behütet er die Grenzen des Ackers, als Rumînus den Viehstand, als Silvanus den Wald. Als Vertreter der Treue und Rächer der Untreue ist er Dius Fidius. Daß die Reinheit und Heiligkeit im Wesen des Jupiter besonders hervortritt, ergibt sich auch

aus den Satzungen für seinen Priester, den Flamen Dialis, welche auf Numa zurückgeführt werden. Jupiter ist aber besonders das göttliche Haupt des römischen Staats, wie er schon als Jupiter Latialis das Haupt und der Beschützer des latinischen Bundes war und auf dem Mons Albanus seinen heiligen Hain und seine Feste, die Feriae Latinae, hatte. So wurde er nun auf dem Kapitol als Jupiter Optimus Maximus, als der Beste und Größte verehrt, in welchem alle göttliche Güte und Macht sich offenbart. Mit den römischen Waffen wurde seine Verehrung in alle Teile der damaligen Welt getragen. Im römischen Kalender waren ihm die Idus, die Mitte des Monats, geweiht. Solange man Mondsmonate hatte, war das die Vollmondszeit. In späteren Jahrhunderten wurden die Mythen und Bilder des griechischen Zeus auf ihn übertragen.

Juno, das weibliche Gegenbild des Jupiter, ursprünglich die Verkörperung der empfangenden und gebärenden Funktion der Frau, tritt später als Beschützerin des Lebens und des Staates auf. Sie ist, wie die griechische Hera, Göttin der Frauen, die bei ihr schwören, deren eheliche Treue sie überwacht und denen sie bei der Geburt beisteht. Sie ist auch Göttin der Kurien, der einzelnen Abteilungen des römischen Volks. Als Gemahlin Jupiters heißt sie Juno regina. Sie thront neben ihm auf dem Kapitol. Ihr waren jene Gänse heilig, welche bei dem Überfall der Gallier das Kapitol retteten. Ihr wurden hauptsächlich Kühe geopfert. Auch Juno hat allerlei Beinamen, welche ihre verschiedenen Funktionen bezeichnen, z. B. beim Brautzug: Juno Iterduca und Domiduca, die von Haus und nach Haus führende, Cinxia, welche den Gürtel der Braut bindet und löst usw. Der Juno waren die Kalendae, der Anfang des Monats, heilig.

Die dritte Göttin, welche den Tempel auf dem Kapitol bewohnte, ist Minerva, der griechischen Pallas Athene gleichgesetzt, aber weniger kriegerisch als diese, mehr Beschützerin der Kunstfertigkeit, der Wissenschaft, der Dichtkunst, überhaupt der Kultur. Ob sie von Etrurien nach Rom gekommen, oder altitalischen Ursprungs ist, darüber sind die Gelehrten nicht einig.

Ein römischer Gott, der im Griechischen keine Parallele hat, ist Janus, der bifrons, der vorwärts und rückwärts Schauende mit seinen zwei Gesichtern, dessen einfacher Tempel mit zwei entgegengesetzten Türen auf dem Forum während des Kriegs immer geöffnet war und in Friedenszeiten geschlossen wurde. Dieser Brauch wurde schon von den Alten verschieden erklärt. Vielleicht sollte das Hinausschauen des Gottes nach den ausgezogenen Kriegern das zurückgebliebene Volk erinnern, daß es auch stets der Ausgezogenen gedenke und für sie eintrete. Janus wurde dann überhaupt der Gott des Anfangs, dessen Name beim Anfang der Gebete und Opfer genannt wurde. Der Januar, der erste Monat des Jahrs nach dem niedersten Stand der Sonne, war ihm geweiht.

Mars hat bei den Römern eine bedeutendere Stellung als bei den Griechen Ares. Er ist nach Mommsen der älteste Hauptgott der italischen Bürgergemeinden, dem latinischen und sabanischen Stamm gemeinsam; ein verwandter Gott ist Quirinus. Es gab zwei große Opferpriester, den Flamen Martialis und den Flamen Quirinalis. Der Name Quirinus wurde dann auch auf den vergötterten Romulus übertragen. Mars scheint nicht nur Kriegsgott gewesen zu sein, sondern überhaupt der Gott des kräftigen, männlichen Naturtriebs, der Frühlingsgott, der in Pflanzen, Tieren und Menschen Leben weckt. Die Suovetaurilien, d. h. Opfer von Schwein, Schaf und Stier, liebt er. Das ver sacrum, der heilige Frühling, wurde ihm dargebracht, d. h. in großer Not wurde alles im Frühjahr Geborene ihm zu opfern versprochen, und das bezog sich in früheren Zeiten nicht bloß auf die im März und April geborenen Tiere, sondern auch auf die junge Mannschaft. Nachdem sie herangewachsen war, wurde sie zwar nicht geschlachtet, aber über die Grenze geschickt und ihrem Schicksal überlassen. Der Monat März hat von Mars den Namen. Am ersten dieses Monats soll Mars von Juno Lucina geboren worden sein. Da wurde sein Fest gefeiert auf dem campus Martius. Die Salier führten ihre Waffentänze auf, bei welchen sie die ancilia trugen, zwölf Schilde von besonderer Form. Der erste soll zu Numas Zeiten vom Himmel gefallen sein und das Heil der Stadt verbürgen. Damit er nicht

abhanden komme, habe der König durch den Schmied Mamurius elf ganz gleiche verfertigen lassen.

Venus ist zwar eine alte italische Göttin, aber in Rom erst später verehrt und mit Mars in Verbindung gebracht. Sie ist Göttin der Liebe, und als im ersten punischen Krieg der Kultus der sizilischen Venus Erycina in Rom Eingang fand, der vielleicht auch von karthagischem Astartedienst beeinflußt war, wurde sie mit der griechischen Aphrodite verschmolzen und deren Mythen und Unsitten auf sie übertragen. Venus Genetrix hieß sie als Stammutter des römischen Volks, seitdem die Sage von der Landung des Äneas, ihres Sohns, in Latium römischer Volksglaube geworden war.

Vesta hat in Rom mehr politische Bedeutung als in Griechenland Hestia. Neben dem Schutz des häuslichen Herds hat Vesta in Rom am Forum ihren runden Tempel, in welchem die Vestalinnen das Feuer zu unterhalten und rein zu erhalten hatten. Wenn das Feuer erlosch, galt dies als ein großes Unglück; die nachlässige Vestalin wurde streng bestraft, und das Feuer mußte durch Reiben mit Holz oder an der Sonne wieder angezündet werden. Regelmäßig wurde es auch erneuert, weil es durch längeren Gebrauch als verunreinigt angesehen wurde. Es fand sich also hier eine ähnliche Anschauung wie im Parsismus. Ein Bild der Vesta wurde auch in späterer Zeit nicht aufgestellt. Im Vestatempel wurde das trojanische Palladium aufbewahrt. Die Sühnungsmittel und verschiedene Speiseopfer, auch für andere Götter, wurden von den Vestalinnen zubereitet. Eine unkeusche Vestalin wurde lebendig begraben.

Saturnus (von satus = Saat) ist der Gott des Ackerbaus, mit der freigebigen Göttin Ops verbunden. In der Zeit, da die Saat in der Tiefe schlummert, vom 17.—23. Dezember, wurde sein Fest, die Saturnalien, gefeiert durch fröhliche Schmausereien, wobei die Sklaven von ihren Herren bedient wurden. Von der Verbindung des Saturn mit dem griechischen Kronos ging auf die Römer besonders die Sage vom goldenen Zeitalter über, in welchem Kronos-Saturn geherrscht haben, und an welches die Saturnalien erinnern sollten.

Faunus ist ein altitalischer Hirtengott, entsprechend dem griechischen Pan. Seine Gattin ist Fauna; oft ist auch von Faunen in der Mehrzahl die Rede, Feld- und Waldgeistern, die mit den Nymphen tanzen. Faunus wurde meist auf freiem Felde verehrt. Als Beschützer gegen den Wolf heißt er Lupercus. In Rom hatte er eine heilige Höhle am palatinischen Hügel, Lupercal genannt, eine Priesterzunft, die Luperci, und ein Fest, die Lupercalien, am 15. Februar, wo jene Priester halb nackt, mit Fellen bekleidet, durch die Straßen liefen und die Frauen mit Riemen aus dem Fell des geschlachteten Bocks auf die Hände schlugen in Erinnerung an die geraubten Sabinerinnen, welche auf das hin erst Mütter geworden sein sollten.

Mercurius hat vom griechischen Hermes nur die kaufmännische Seite beibehalten. Apollo ist, wie wir gesehen, Weissagungsgott, Diana Mondgöttin und Göttin der Jagd, Aesculapius Heilgott, Vulcanus Feuergott und Waffenschmied, verbunden mit der altitalischen Maia. Eine Erdgöttin Dea Dia wurde von den fratres arvales verehrt. Die Glücksgöttin Fortuna hatte am 24. Juni ihr Fest. Der Dienst der Ceres (Demeter), des Liber (Dionysos) und der Libera kam 258 v. Chr. nach Rom.

Neptunus hat im alten Rom keine so hohe Würde wie der griechische Poseidon. Der Gott der Unterwelt ist Orcus. Auch Dis pater erscheint neben ihm als Beherrscher des Totenreichs, aber auch weibliche Erdgottheiten: Tellus, Terra mater, Ceres.

Hercules ist auch in Rom als Überwinder alles Bösen und als der Wahrhaftige gefeiert worden und berührte sich mit dem sabinischen Semo Sancus oder Dius Fidius. Dem Hercules Victor brachten siegreiche Feldherrn ihre Ehrenbezeugungen. Andere griechische Heroen sind in Rom nicht verehrt worden.

Der Dichter Ennius (um 200 v. Chr.) zählt in zwei Hexametern 12 Götter auf:

Juno, Vesta, Minerva, Ceres, Diana, Venus, Mars,
Mercurius, Jovis, Neptunus, Vulcanus, Apollo.

Diese 12 Götter, deren Bilder auf dem Forum aufgestellt

waren, heißen auch consentes. Es lag aber der altrömischen Religion die Idee eines Götterrats ferne. Zu den dii selecti, den Hauptgöttern, gehörten nach Varro außer diesen 12 noch Janus, Genius, Sol (der Sonnengott, dem griechischen Helios entsprechend), Orcus, Liber pater, Tellus, Luna (die Mondgöttin, der griechischen Selene entsprechend).

Der Genius ist gleichsam der Schutzengel der einzelnen Persönlichkeit, und wir kommen damit auf eine Eigentümlichkeit der römischen Religion, daß jeder einzelne Mensch sein besonderes göttliches Wesen (numen) hat, das über ihn wacht, sein ideales Selbst, das aber auch an den Mängeln des Individuums schuldig ist. Genius wird eigentlich nur der Schutzgeist des Mannes genannt, Juno der der Frau oder Jungfrau. Man schwört gerne bei seinem eigenen oder beim Genius des Angeredeten oder beim Genius des Kaisers. Der Geburtstag ist der Festtag des Genius, wo er mit Kränzen und Gaben bedacht wird. Auch Familien haben ihre Genien, und eine Verehrung für den Genius des römischen Volks wird zuerst im zweiten punischen Krieg erwähnt.

Zu den Schutzgeistern des Lebens und des Hauses gehören auch die Laren und Penaten. Die Laren waren ohne Zweifel ursprünglich Schutzgeister des Hauses und des Feldes, nicht der Personen, wie die Genien. Im Hause hatten sie ihren Platz beim Herd: der Lar familiaris, der Schirmherr der Familie, der mit dem Genius generis so ziemlich zusammenwachsen mußte, und die Penaten. Auf dem Lande und an den Wegen hatten die Lares compitales oder viales ihre Kapellen, wo man ihnen ländliche Gaben darbrachte, und beschützten den Verkehr. Die Penaten scheinen ursprünglich Beschützer der Vorräte des Hauses gewesen zu sein. Laren und Penaten standen mit der Vesta in enger Verbindung und wurden durch Speisopfer verehrt.

Die Manen waren die Geister der verstorbenen Ahnen. So finden wir in der römischen Religion von altersher einen Ahnendienst, stärker ausgeprägt als in Griechenland. In jedem Haus, nicht nur bei Vornehmen, wurden die Ahnen verehrt. Zu ihren Wachsbildern mußten schon die Kinder mit heiliger Scheu aufblicken. Manes wurden als

dieselben Wesen wie Lares und Genii von Verstorbenen, nur mehr vom Gesichtspunkt des Gestorbenseins betrachtet, doch wohl mit Unrecht.

Die Bestattung der Toten erfolgte mit großem Gepränge. In der Prozession zogen auch die Ahnen, repräsentiert durch Personen, welche ihre Masken und Insignien trugen. Am zehnten Tag hielt man ein Gastmahl und brachte Opfer dar, außerdem mehrmals im Jahr am Grabe, regelmäßig an den dies parentales (13.—21. Februar). Aber man glaubte auch, daß es vernachlässigte, unversöhnte Geister, böse Spukgeister, Lemures und Larvae, gebe. Daher wurde das Fest der Lemurien gefeiert, welches diese Geister versöhnen sollte. — So war der Glaube an eine Fortdauer der Seele allgemein verbreitet, aber das Jenseits hat keine Bedeutung für sich. Die Geister der Verstorbenen kommen nur in Betracht durch ihre gute oder schlimme Einwirkung auf die Lebenden, auf Familie und Staat.

Die römische Religion war eine Religion der Furcht. Aber man muß den Römern auch nachrühmen, daß sie bei allen Ereignissen im Leben, bei all ihrem Tun und Lassen dem göttlichen Schutz sich anvertrauten. Darauf deuten auch die eigentümlichen Götter der indigitamenta, d. h. der priesterlichen Anrufungsformeln. „Das kleine Kind lehrte Edusa und Potina essen und trinken, Cuba beschützte es im Bett, Ossipago stärkte die Knochen, Carna das Fleisch, Statanus lehrte es stehen, Abeona und Adeona gehen, Fabulinus, Farinus und Locutius sprechen. War der Knabe älter geworden, so führte ihn Iterduca in die Schule und Domiduca wieder nach Haus; Mens, Catius, Consus, Sentia machen ihn verständig; Voleta und Stimula gaben ihm den Willen, Praestana, Pollentia, Peragenor, Strenia die Kraft zur Ausführung usf.“[2]

Aber auch alle Tugenden und Güter hatten ihre besonderen Schutzgeister. Bei dieser Unzahl von verehrten Wesen ist es nicht verwunderlich, wenn die Priester, aus Furcht irgendeinen Namen vergessen zu haben, schließlich eine allgemeine Formel hinzufügten, daß alle andern Götter damit auch angerufen seien. Damit tritt die

ganze Armseligkeit der Vielgötterei zutage (vgl. Matth. 6,7).

3. Verfassung und Kultus in der römischen Religion

Die römische Religion war Staatsreligion und hatte ihren Schwerpunkt in einem durch altes Ritual festgelegten Kultus, der die Jahrhunderte überdauerte, auch nachdem die Kritik und allerlei fremde religiöse Vorstellungen bei den gebildeten Römern Eingang gefunden hatten, und in festgeschlossenen Priesterschaften, die allerdings nicht um ihrer Abstammung willen, wie die Brahmanen in Indien, sondern nur um ihres Amtes willen, hauptsächlich um ihrer Kenntnis der überlieferten Gebräuche willen, in hohem Ansehen standen, aber von den Staatsbehörden in Abhängigkeit blieben. Sie konnten immerhin auf die Staatsbehörden einwirken, soweit die von den Priestern berichteten bösen oder guten Vorzeichen von den Priestern konstruiert waren. Bekanntlich erklärte der ältere Cato, er wundere sich, daß nicht ein Augur den andern anlächle. Trotzdem wurden die Augurien beibehalten.

Die Pontifices und die Augurn bildeten die Grundsäulen der römischen Religion. Numa soll 4 Pontifices eingesetzt haben, wozu dann der pontifex maximus als fünfter kam. Durch die lex Ogulnia (300 v. Chr.) kamen 4 plebejische Pontifices hinzu. Durch Sulla wurde die Gesamtzahl 15; in der Kaiserzeit war sie unbestimmt, da der Kaiser als pontifex maximus sie nach Belieben vermehrte oder verminderte. Außer der Darbringung von Opfern, bei welcher sie von Dienern unterstützt wurden, hatten sie die Aufsicht über die Priester, die Feststellung des Kalenders bis auf die Zeit Cäsars, der den willkürlichen Schaltmonaten ein Ende machte und den Kalender herstellte, welcher nach ihm der julianische genannt wird; sie mußten assistieren bei vielen Verrichtungen des Privatlebens, z. B. bei der confarreatio und diffarreatio, der Eheschließung und Ehescheidung. Die Priester selbst mußten auch in einer Zeit, wo der alte Brauch der feierlichen Eheschließung in Gegenwart der Priester unter allerlei Zeremonien, mit gemeinsamem

Essen eines Kuchens (farreum), abgekommen war, ihre Ehe in solcher Weise geschlossen haben, wenn sie zum Priesteramt zugelassen werden sollten. Daneben waren die Pontifices die ersten Erklärer des Zwölftafelgesetzes, und so ruhte die ganze Rechtsordnung bis zur Einführung des Prätoramts in ihren Händen. Das Verhältnis des Staats zu seinen einheimischen Göttern mußten sie auch nachher aufrechterhalten und, wo es gestört war, wieder herstellen. Letzteres geschah durch Sühnopfer (piacula). Solche waren nötig schon durch einen Fehler im Ritual. Das Opfer mußte wiederholt und der Staat oder die betreffende obrigkeitliche Person oder der Priester durch ein besonderes Opfer gesühnt werden. Bei mutwilliger Versündigung gegen die Götter mußten die Priester den Frevler für einen impius erklären und der göttlichen Strafe überlassen. Ein sehr häufiger Anlaß zu Sühnopfern waren die sogenannten Prodigien, außergewöhnliche Ereignisse und Unglücksfälle, welche der Geschichtsschreiber Livius regelmäßig aufzählt. Wenn der Senat das prodigium anerkannte, forderte er die Pontifices auf zu einem decretum über die Ursache des göttlichen Zornes und die Mittel, ihn zu beschwichtigen. Auch bei Gelübden (vota) in Zeiten der Bedrängnis oder sonst für das Wohl des Staates mußten die Pontifices die Formel vorsprechen. Bei Einweihung von Tempeln gaben sie ein Gutachten über die Zulässigkeit der Weihe, fertigten die Stiftungsurkunde (lex templi) und nahmen mit einer bestimmten Formel den Tempel als res sacra für die Götter in Besitz.

In der alten Rangordnung der Priester kam an erster Stelle der rex sacrorum, welcher in der Republik die Stelle des Königs vertreten sollte, dann die drei großen Flamines und dann erst der pontifex maximus. Allein der rex sacrorum behielt nur noch den Vorsitz in der comitia calata zur Priesterweihe, und einige Opfer, namentlich das Sühnopfer am 24. Februar, bei welchem er, nachdem er das Tier geschlachtet, sich eiligst davonmachte (regifugium).

Außer dem rex sacrorum standen 3 flamines maiores und 12 flamines minores unter dem pontifex maximus. Der erste war der Flamen Dialis, der Oberpriester des Jupiter Ca-

pitolinus. Er durfte außer der Senatorwürde kein weltliches Amt neben seinem Priestertum bekleiden; er durfte kein Pferd besteigen, keine bewaffnete Mannschaft außerhalb der Stadtmauer sehen, keinen Eid schwören, keinen geschlossenen Ring an der Hand tragen; er mußte in allem der größten Reinheit sich befleißigen, durfte deshalb mit dem Tod nicht in Berührung kommen. Streit und Arbeit hörte auf, wenn er nahte; der Gebundene wurde in seinem Hause der Bande los. Den apex, eine kegelförmige Kopfbedeckung, mußte er unter freiem Himmel stets auf dem Haupte tragen. Wie er dem Jupiter, so war seine Frau der Juno geweiht. Wenn sie starb, mußte er sein Amt niederlegen. Er durfte keine zwei Nächte außerhalb der Stadt bleiben. Der Flamen Martialis und der Flamen Quirinalis hatten keine so strengen Vorschriften. Sie mußten die Opfer für ihren Gott darbringen, namentlich für Mars das Pferdeopfer an den Iden des Oktober.

Die vestalischen Jungfrauen wurden vom pontifex maximus mit einer gewissen Formel in ihren Orden aufgenommen, im Alter von 6—10 Jahren. Sie mußten aus vornehmem, jedenfalls aus achtbarem Hause sein. Zehn Jahre waren sie Schülerinnen, zehn Jahre übten sie den Dienst aus, zehn Jahre lehrten sie die neu eintretenden. Nach 30 Jahren konnten sie exauguriert werden und heiraten. Aber viele blieben im atrium Vestae. Über ihre Pflichten haben wir schon gesprochen.

Neben den Pontifices hatten die Augurn den größten Einfluß in Rom. Beide Ämter konnten auch miteinander und mit einem Staatsamt verbunden sein. Während bei den griechischen Orakeln die freie Inspiration immer noch eine Stelle behielt, war die römische Mantik ganz und gar eine technische, ähnlich wie die babylonische. Keine Staatsaktion wurde vorgenommen ohne Auspizien. Manche Privatleute folgten diesem Beispiel. Die Augurn wurden inauguriert, d. h. sie traten ihr Amt nur nach vorangegangenem Augurium an. Ein Inaugurationsmahl, an welchem alle Augurn teilnahmen (seit Sulla 15), wurde gehalten. Bei Beobachtungen begrenzte der Augur nach vorangegangenem Opfer und Ge-

bet mit seinem Krummstab (lituus) das Gebiet am Himmel und auf der Erde (templum), auf welchem er seine Beobachtungen machen wollte. Die Auguraldisziplin unterschied fünf Hauptarten von Auspizien: 1. ex avibus, aus dem Flug der Vögel oder aus ihrem Singen oder aus ihrem bloßen Erscheinen (die einen waren von guter, die andern von schlimmer Vorbedeutung); 2. ex caelo, namentlich aus dem Blitz; 3. ex tripudio, aus dem Fressen der Hühner, namentlich im Feldlager; 4. ex quadrupedis, aus vierfüßigen Tieren, namentlich ob ein Fuchs oder ein Wolf oder ein Schwein von der linken oder von der rechten Seite herkam; 5. ex divis, aus zufälligen Erscheinungen und Geräuschen. Bekanntlich haben einmal die Römer darüber beraten, ob sie in Rom bleiben oder nach Veji auswandern sollten. Währenddem kam zufällig ein Hauptmann mit seiner Kohorte auf den Platz und sagte zu derselben: hic optime manebimus (hier bleiben wir am besten). Das war für die Volksversammlung das Zeichen, daß die Römer in Rom bleiben sollen. — Das Urteil der Augurn mußte einstimmig sein.

Die Haruspices hatten ihre Heimat in Etrurien. Einzelne waren in Rom angesiedelt, andere ließ der Senat in außerordentlichen Fällen aus Eturien kommen. Ihre Spezialität waren die Weissagungen aus Blitzen und aus den Eingeweiden der Opfertiere. — Für die griechischen sibyllinischen Bücher waren, wie wir schon gesehen, besondere Priester eingesetzt.

Eine Eigentümlichkeit der italischen Religion sind die priesterlichen Genossenschaften oder Brüderschaften, welche sich von alten Zeiten her neben den eigentlichen Staatspriestern erhalten haben. Die Fetiales fungierten bei Kriegserklärungen und Bündnissen. Vor einer Kriegserklärung mußte ihr Vorsteher, der pater patratus, Genugtuung fordern (res repetere). Blieb diese aus, so warf er nach 33 Tagen eine blutige Lanze über die Grenze, oder, wenn dieselbe zu entfernt war, bei der columna bellica in der Nähe von Rom, beim Tempel der Kriegsgöttin Bellona. Bei Bundschließungen warf der pater patratus einen heiligen Kieselstein, welcher im Tempel des Jupiter Feretrius aufbewahrt wurde, auf das zu opfernde

männliche Schwein mit dem Ausruf: „Sollten die Römer von diesem (vorgelesenen) Wortlaut abweichen, dann triff du, Diespiter, das römische Volk, so wie ich heute dieses Schwein treffen werde, und triff du es um so viel stärker, wie du selbst viel stärker und mächtiger bist." Jupiter wurde also angerufen als Rächer des Meineids.[3]

Salier gab es in zwei Gruppen von je zwölf Mitgliedern patrizischen Geschlechts. Ihre Funktionen waren Tanz und Gesang. Ein praesul und ein vates führte sie an. Die salii palatini werden auf Numa zurückgeführt, der ihnen jene zwölf Schilde anvertraute. Tullus Hostilius soll die zwölf agonensischen oder collinischen Salier gestiftet haben, welche auf dem Quirinal dem Quirinus dienten. Durch die Waffentänze der Salier sollten die Waffen geweiht werden.

Die Luperci im Dienst des Faunus haben wir schon genannt. — Die fratres arvales dienten der Dea Dia, der fruchtbringenden Erd- und Feldgöttin. Sie feierten derselben im Mai, beim Reifen der ersten Früchte, ein Fest, mehrere Tage lang, brachten Speis- und Dankopfer dar, aber auch ein Sühnopfer, und sangen ein Lied in alter Sprache, das sich um Segen an die Laren wendet und um Abwendung von Seuchen und Krieg an Mars. Auch ein Wagenrennen war mit dem Fest verbunden, denn in der Nähe des heiligen Hains lag ein Zirkus.

Bei den Tempelbauten schlossen sich die Römer ohne Zweifel zunächst an die Etrusker an, welche schon Tempel mit Säulen, Reliefs und Statuen hatten. Aber in Unteritalien kamen sie bald auch in Berührung mit griechischen Bauwerken. Sie eigneten sich die griechische Bauweise an, hatten namentlich eine Vorliebe für korinthische Säulen mit ihren reichgeschmückten Kapitälen. Sie haben aber auch über die griechische Architektur hinaus Fortschritte gemacht durch den Gewölbebau, indem sie Tonnengewölbe, Kreuzgewölbe, und Kuppelbau einführten. Das bedeutendste römische Tempelbaudenkmal ist wohl das unter Augustus gebaute Pantheon in Rom, ein Kuppelbau von 132 Fuß Durchmesser und ebensoviel Höhe, von korinthischen Säulen eingefaßt, mit großen Nischen für Statuen. Aber auch rechteckige Tempel

bauten die Römer, wie die sogenannte maison carrée bei Nîmes in Südfrankreich.[4] Ein einfacher, runder, zierlicher, mit Säulen eingefaßter Tempel ist der sogenannte Vestatempel in Rom, der aus der Zeit des Septimius Severus stammt.[5]

Die Opfergaben waren im wesentlichen dieselben wie bei den Griechen. Blutige Opfer zum Zweck der Sühnung kamen bei den Römern häufiger vor. Ein großer Formalismus herrscht im ganzen Kultus. Menschenopfer scheinen am Anfang nicht selten gewesen zu sein. Eine mehrfach vorkommende Art von Menschenopfer ist die devotio, die freiwillige Hingabe eines Mannes an die Götter der Unterwelt, wie die Sage von M. Curtius (362 v. Chr.) berichtet, es habe sich auf dem Forum ein fürchterlicher Schlund geöffnet; die Augurn haben erklärt, der Untergang des Staats könne nur dadurch abgewendet werden, daß das beste Gut Roms hineingeworfen werde; darauf sei M. Curtius in voller Rüstung auf hohem Roß in den Abgrund gestürzt, derselbe habe sich geschlossen, während das Volk Opferspenden darauf schüttete.

Das Familienleben war bei den Römern vor dem Sittenverderben am Ende der Republik ein edleres und reineres als bei den Griechen. Auf die Heiligkeit der Ehe wurde mehr Gewicht gelegt, und die tugendsamen Hausfrauen und Mütter, wie Cornelia, die Mutter der Gracchen, waren gebildeter und ihren Männern ebenbürtiger als die griechischen Frauen während der Blüte Griechenlands. Durch den Ahnendienst wurde auch die Pietät gefördert. Aber die Sklaven waren, obgleich es auch gütige Herren gab, durch das Gesetz keineswegs vor Grausamkeit geschützt. Auch hatte der Vater die Macht, seine Kinder auszusetzen, denn der Wert des Menschenlebens lag nur in seiner Bedeutung für den Staat.

Erd- und Feuerbestattung bestanden bei den Römern nebeneinander — das Zwölftafelgesetz (451 v. Chr.) kennt beide Bestattungsarten — teils lösten sie sich im Lauf der Zeit gegenseitig ab. Die Leichen vornehmer Männer wurden verbrannt. Oft wurde dabei eine symbolische Beerdigung vorgenommen, indem man einen Finger begrub. Wein wurde auf das Grab gesprengt und darauf Myrten, Rosen und Veilchen gepflanzt. Am neunten Tag nach der Bestat-

tung folgte noch ein Sühnopfer und dann der Leichenschmaus. Auch Leichenspiele wurden nach der Bestattung von reichen Leuten gehalten, und daraus erwuchsen die Gladiatorenspiele. Ein gemeinsames Totenfest war der 21. Februar.

4. Die Mithrasmysterien und der Manichäismus

Unter den fremden Kulten, welche im römischen Reich Eingang fanden, beansprucht einer noch unsere besondere Aufmerksamkeit, sowohl wegen seiner weiten Verbreitung, als wegen seiner Stellung zum Christentum: der persische Mithrasdienst. Der belgische Professor Cumont hat sehr sorgfältig alle Abbildungen, Inschriften auf Altären und Notizen bei alten Schriftstellern gesammelt, welche auf diesen Dienst sich beziehen, über den man als einen Mysteriendienst sehr wenig zuverlässige Nachrichten hat; und er hat in sehr umsichtiger Weise seine Schlüsse aus dem Gegebenen gezogen, um sich ein Bild von diesem weit verbreiteten Kultus zu machen.[6]

Das Bild eines Gottes mit einer phrygischen Mütze, der einem Stier den Todesstoß gibt, umgeben von zwei Fackelträgern, einem Hund, einer Schlange und häufig noch andern Attributen, und ebenso die Inschrift: Soli invicto Mithrae auf Altären, findet sich an der Donau, im südwestlichen Deutschland, dem römischen Grenzwall entlang, am britischen Grenzwall der Römer, in Südfrankreich und Italien, in Afrika bis an die Grenzen der Sahara. In vielen Fällen bezeugen die Inschriften, daß Militärpersonen diese Denkmäler errichtet haben. Auch unterirdische Grotten, in welchen dieser Mysteriendienst gefeiert wurde, hat man an verschiedenen Orten gefunden.

Wir haben gesehen, wie der Name Mithra in den Gathas, den ältesten Awestaschriften, gar nicht vorkommt, wie aber schon bei den Persern, die ja nicht den reinen Zoroastrismus überkommen haben, Mithra in ihrer Volksreligion eine hervorragende Stelle einnimmt. Durch die Ausbreitung des persischen Reiches über ganz Vorderasien ist die persische Volksreligion mit der babylonischen in nähere Berührung

getreten. An die Stelle des babylonischen Sonnengottes Schamasch rückt der persische Mithra, und das Planetensystem findet seinen Eingang in den Kultus. Die der babylonischen Istar entsprechende Anahita oder Anaitis genießt große Verehrung. Magier und chaldäische Sternseher sind Wechselbegriffe geworden (Matth. 2, 1). Die Herrscher im Innern von Kleinasien in der Zeit nach Alexander dem Großen wollten zum Teil von den Achämeniden abstammen. So hat man eine Inschrift gefunden, wonach ein König Antiochus von Kommagene (69—34 v. Chr.) einen Tempel erbaute für die Götter seiner Vorfahren: Zeus-Oromasdes (Ahura Mazda), Apollon-Mithra und Herakles-Artagnes (Werethragna). Er ordnete an, daß die Priester mit persischen Gewändern bekleidet sein sollen.[7] Der Name Mithridates erinnert uns daran, daß der persische Gott auch an den Ufern des Schwarzen Meeres seine Verehrer hatte. Noch im vierten Jahrhundert n. Chr. berichtet der Kirchenvater Basilius, daß in Kappadozien „Magusäer" über das ganze Land zerstreut seien und ihren Gottesdienst verrichten. Obgleich in Kleinasien die persisch-babylonische Religion mit der griechischen in Berührung kam, und zum Teil griechische Götternamen an die Stelle der iranischen gesetzt wurden, ist doch das griechisch redende Volk am wenigsten vom Mithrasdienst beeinflußt worden. Noch viel weniger ist ein Einfluß der Mithrasverehrung auf das Christentum zu konstruieren. Wohl aber hat der Hellenismus auf den Mithrasdienst eingewirkt, da die persischen Götter nach den Vorbildern der griechischen Kunst abgebildet wurden, während man aus früheren Zeiten keine Bilder von denselben gefunden hat. In Lydien sang der Priester der Anahita noch im zweiten Jahrhundert nach dem Zeugnis des Pausanias in barbarischer, für Griechen unverständlicher Sprache. Erst später fanden die europäischen Sprachen auch im Kultus Eingang.

Am Ende des ersten Jahrhunderts nahmen die Römer zuerst Notiz von Mithra. Unter Vespasian hat die 15. Legion diesen Dienst in Carnuntum an der Donau eingeführt, um 148 erscheint er bei den Truppen in Germanien nach einer in

Böckingen bei Heilbronn aufgefundenen Inschrift.[8] Die Landschaft Kommagene, wo der Mithrasdienst von alten Zeiten her blühte, lieferte verhältnismäßig viele Hilfstruppen, welche an die Grenzen des Reiches gestellt wurden. Ob mit den Soldaten auch Mithraspriester an die Grenzen des Reiches gekommen sind, ist nicht erwähnt. Vielleicht hängt der Charakter des abendländischen Mithrasdienstes als eines Mysterienkultus damit zusammen, daß es nicht nur ein fremder Kult war, sondern auch, daß er von Laien eingerichtet wurde, welche der väterlichen Religion soviel als möglich auch im fremden Lande treu bleiben wollten, so daß der Unterschied zwischen einem durch Geburt bevorzugten Priesterstand, der nach dem Zeugnis des Basilius in Kleinasien noch existierte, und den Laien verschwand, und die Grade der Einweihung an die Stelle traten.

Außer den Soldaten und Offizieren scheinen besonders Kaufleute und Sklaven, die ins Abendland versetzt wurden, zur Verbreitung des Mithrasdienstes beigetragen zu haben. Am Ende des zweiten Jahrhunderts gab es in Ostia bereits vier Mithrastempel.[9] Der Kaiser Commodus ließ sich in die Mithrasmysterien einweihen, und daß die folgenden von den Prätorianern erhobenen Kaiser diesen Dienst begünstigten, darf uns nicht befremden.

Wie der Gottesdienst gefeiert wurde, darüber haben wir keine Nachrichten. Die Kultusstätten wurden vielfach „Höhlen" genannt. Aus den Statuen und Notizen ergibt sich, daß aus dem mazdaistischen Pantheon Zerwana unter dem Namen Kronos oder Saturnus aufgenommen und als ein Ungeheuer mit Löwenkopf, den Leib umgeben mit einer Schlange, abgebildet wurde. Er trägt das Szepter und den Blitz und hat in jeder Hand einen Schlüssel; denn er ist der Herr des Himmels, der die Pforte öffnet. Seine Flügel repräsentieren die Schnelligkeit des Zeitlaufs. Auf der Schlange sind die Zeichen des Tierkreises und der Jahreszeiten sichtbar. An dieser häßlichen Figur merkt man keinen Einfluß der griechischen Kunst. Bisweilen wurde Zerwana mit dem Schicksal identifiziert, oder mit dem Urfeuer, das nach der stoischen Philosophie alles hervorgebracht hat.[10]

Wie die griechischen Theogonien in der Regierung der Welt den Zeus auf Kronos folgen lassen, so zeigen die Reliefs den mazdaischen Kronos, wie er seinem Sohne Zeus-Oromasdes den Blitz als Zeichen der obersten Gewalt übergibt. Spenta-Armaiti, die Erde, tritt demselben als Gemahlin zur Seite, und unter ihren Söhnen ist Artagnes, der Herakles, Atar das Feuer, Apâm-Napat der Ozean. Neben dem Feuer genoß auch das Wasser hohe Verehrung. Man findet bei den Mithrasheiligtümern häufig Quellen. Neben der Mutter Erde wurden auch die Winde verehrt. Es ist also pantheistischer Naturdienst, an dessen Spitze Mithra als der unbesiegbare Sonnengott steht.

Mithra ist für den späteren Mazdaismus der Gott des Lichts und bewohnt die Mittelzone zwischen Himmel und Unterwelt. Er wird ausdrücklich Mittler (mesites) genannt. Der 16. Tag eines jeden Monats, die Mitte, war ihm geweiht. Als er an die Stelle des babylonischen Schamasch trat, war er auch in der Mitte der Planeten und der Sonntag sein Tag. Aber er ist auch in geistlicher Beziehung der Mittler zwischen dem unzugänglichen Gott und dem Menschengeschlecht. Als Sonnengott erscheint Mithra im Abendland auf den Bildern zwischen zwei Knaben, deren einer eine aufgerichtete, der andere eine gesenkte Fackel trägt: die aufsteigende und niedersteigende Sonne. Kautes und Kautopates werden diese Fackelträger genannt. Aber was soll das Hauptbild, der Stiertöter und die Nebenfiguren auf den Reliefs bedeuten?

Cumont stellt die Mithraslegende nach den Bildern in folgender Weise dar. Mithra wird geboren aus einem Felsen. Bedeckt mit einer phrygischen Mütze kommt er hervor, bewaffnet mit einem Messer und eine Fackel tragend, welche das Dunkel erhellt. Die Hirten, welche das Wunder seiner Geburt gesehen haben, beten ihn an und bringen ihm die Erstlinge ihrer Herden und ihrer Ernte. Aber der junge Held ist nackt und dem heftigen Wind ausgesetzt. Er muß sich bergen in den Zweigen eines Feigenbaumes. Indem er mit seinem Messer die Früchte desselben abschneidet, bekommt er Nahrung, und aus den Blättern bereitet er sich eine Kleidung. Der Gott, gegen welchen Mithra zuerst seine Kraft er-

probte, war die Sonne. Dieselbe erkannte seine Hoheit an und wird von ihm mit dem Strahlenkranz gekrönt, den sie nun täglich trägt. Der Sonnengott und Mithra geben einander die Hand und stehen einander bei in allen Unternehmungen. Der Kampf mit dem Stier, dem ersten lebenden Wesen, das Jupiter-Oromasdes geschaffen hatte, ist das Hauptbild auf den Reliefs. Der wilde Stier weidete auf den Bergen. Dem Mithra gelang es, ihn an den Hörnern zu fassen und ihn rittlings zu besteigen. Das wütende Tier schlug einen Galopp an, und der Reiter ließ, obgleich abgeworfen, seine Beute nicht fahren. An den Hörnern hängend wurde er geschleift, bis das erschöpfte Tier sich endlich ergab. Sein Sieger packte es von hinten an den Füßen, schleppte es auf seinen Schultern weiter und brachte es in die Höhle, die ihm als Wohnung diente. Dabei galt es, eine Menge von Hindernissen zu überwinden. Dieser transitus wurde als Allegorie auf das menschliche Leiden gedeutet. Aber der Stier ist offenbar wieder los geworden und auf das Land ausgebrochen. Die Sonne schickt ihren Boten, den Raben, um den Mithra zu beauftragen, den Flüchtling zu töten. Dieser gehorcht widerwillig dem grausamen Befehl, aber dem Himmel gehorsam verfolgt er die Bestie mit seinem flinken Hund und faßt sie in dem Augenblick, da sie in die Höhle flüchtet, mit der einen Hand an den Nasenlöchern, mit der andern stößt er dem Stier sein Jagdmesser in die Seite. Da geschah ein Wunder: aus dem Leib des sterbenden Tieres entstanden alle heilkräftigen Pflanzen, welche die Erde mit Grün bedeckten. Aus seinem Rückenmark keimte das Getreide, aus seinem Blut der Weinstock, welcher den heiligen Trank für die Mysterien liefert. Der böse Geist benützte die Gelegenheit, um gegen das im Todeskampf befindliche Tier seine unreinen Kreaturen zu schicken und die Quelle des Lebens in demselben zu vergiften. Der Skorpion, die Ameise, die Schlange suchten vergeblich die Geschlechtsteile des zeugungsfähigen Tieres zu verzehren und sein Blut zu trinken; sie konnten das Wunder nicht verhindern. Der Same des Stiers, aufgenommen und gereinigt vom Mond, brachte alle Arten von nützlichen Tieren hervor, und seine Seele, behütet

von dem Hund, dem treuen Gefährten des Mithra, erhob sich zu den himmlischen Sphären, wo sie unter dem Namen Silvanus die Herden behütet. So wird der streitbare Held durch die Aufopferung, zu welcher er sich entschlossen hat, der Schöpfer eines neuen Lebens.

Ein heiliger Kriegsdienst zur Überwindung des Bösen ist wohl in einer entartenden Zeit das Anziehende in dieser Religion gewesen. Der Kirchenvater Hieronymus berichtet von 7 Stufen der Einweihung in den Mithrasdienst, und durch Inschriften sind die Namen derselben bestätigt: 1. Rabe (korax), 2. Verborgener (kryphios), 3. Soldat (miles), 4. Löwe (leo), 5. Perses, 6. heliodromos, 7. pater. Diese Stufen deuten auch als Maskeraden auf entsprechende Verkleidungen z. B. in Geheimbünden unkultivierter Völker. Da der Rabe Diener der Sonne ist, werden die Katechumenen des Mithra so genannt. Erst die Löwen sind Mitglieder. Der oberste der Väter wurde pater patratus genannt, nach einem offiziellen Titel im römischen Priestertum. Die Mitglieder nannten sich wie die Christen untereinander Brüder. Die Einweihung scheint den Namen sacramentum gehabt zu haben, ohne Zweifel wegen des Eides, der dem Fahneneid entsprach. Der Aufzunehmende verpflichtete sich, von den Lehren und Gebräuchen nichts bekannt zu machen. Demjenigen, der miles werden wollte, wurde eine Krone angeboten, die er aber mit der Hand zurückstieß, indem er sagte, Mithra sei seine einzige Krone. Eine Art Taufe kommt bei den Mithrasmysterien wie bei denen der Isis vor. Es ist bei den vielen Reinigungen im Mazdaismus nichts Auffallendes. Bei der Aufnahme unter die „Löwen" goß man Honig auf die Hände und benetzte damit die Zunge des Aufzunehmenden, um ihn vor allen Flecken der Sünde zu bewahren. Man betrachtete den Honig als ein Produkt, das unter dem Einfluß des Mondes hervorgebracht wurde. Statt des persischen Haoma gebrauchte man Wein, wie jener mit Wasser gemischt, und Brot. Diese Darbringung von Brot und Wasser, mit Wein gemischt, wird von den Apologeten mit dem Abendmahl verglichen. Wahrscheinlich wurden nur die „Löwen" zu derselben zugelassen. Die Qualen und Schrecknisse, durch welche

der Einzuweihende hindurchgehen mußte, scheinen im Abendland etwas gemildert worden zu sein. Nach Tertullian durfte der erste Priester nur einmal sich verheiraten. Auch gab es eine Art Mönche unter den Mithrasdienern.

An jedem Wochentag wurde von einem bestimmten Platz aus in dem unterirdischen Heiligtum der Planet angerufen, welchem der Tag gerade geweiht war; der Sonntag war als Tag der Sonne besonders heilig. Das Mithrakanafest scheint im Abendland auf den 25. Dezember verlegt worden zu sein, indem die Neugeburt der Sonne (natalis invicti) gefeiert wurde. Wahrscheinlich wurden auch die Jahreszeiten gefeiert. Die Frauen hatten keinen Zutritt zu den Mysterien. Sie konnten an den Mysterien der Magna mater teilnehmen, welche an der Stelle der Anâhita mit dem Mithrasdienst in Verbindung trat und durch pompöse Feste die Menge anzog. Sie stellte ohne Zweifel die Mutter Erde vor. Die weiblichen Eingeweihten nannten sich Schwestern.

Wir sehen, wie der Berührungspunkte zwischen Christentum und Mithrasdienst manche waren. Aber sie sind doch sehr äußerlicher Art, mehr noch als zwischen Hinduismus und Christentum. Der Charakter dieser Religion ist doch ein ganz anderer. Auch die Ausbreitung geschah auf ganz anderem Wege. Während die Christen der ersten Jahrhunderte gegen den Militärdienst eine große Abneigung hatten, diente derselbe besonders zur Ausbreitung der Mithrasmysterien. Erst im dritten Jahrhundert stießen diese zwei Religionen hart zusammen, hauptsächlich in Rom, in Südfrankreich und Nordafrika. Es entspann sich ein Kampf, der durch die Bekehrung Konstantins für das Christentum entschieden wurde. Der Kaiser Julian versuchte vergeblich den Mithrasdienst an die Stelle des Christentums zu setzen. Eben dieser Kaiser, der auch sonst das Heidentum durch einige christliche Einrichtungen wieder auffrischen wollte, läßt vermuten, daß eher einzelne christliche Anschauungen und Gebräuche in den Mithrasdienst aufgenommen wurden, als umgekehrt. Ganz ähnlich hat ja auch die neuplatonische Philosophie christliche Ideen, die ihr paßten, zur Wiederherstellung des Heidentums aufnehmen wollen, ein Vorgang, den wir heute in Indien zur

Genüge beobachten können. Möglich ist es immerhin, daß das Christfest am 25. Dezember gefeiert wurde, weil dieser Tag schon für viele ein Feiertag war, und daß einzelne Gebräuche in der römischen Kirche, welche im Urchristentum nicht vorkommen, vom Mithrasdienst herübergenommen sind, aber im ganzen können wir es durch die Religionsgeschichte verfolgen, daß ähnliche religiöse Gebräuche und Anschauungen ganz unabhängig voneinander entstehen können, weil sie einem Bedürfnis des menschlichen Herzens und Gewissens entsprechen.

Gleichsam eine Fortsetzung des in Äußerlichkeiten verlorenen Mazdaismus und der Mithrasmysterien bildet der Manichäismus. Er vereinigt in sich wichtige Merkmale des Gnostizismus, befriedigt das spekulative und mystische Bedürfnis und die individuelle Sehnsucht nach Erlösung, hat aber zugleich einen universellen und internationalen Charakter. Der Gründer Mani, vornehmen persischen Ursprungs, wurde 215 n. Chr. in Babylon (bab-el = „Gottes Tor") geboren und empfing nach der Sage schon als zwölfjähriger Knabe die ersten Offenbarungen des Lichtkönigs, die er jedoch erst zwölf Jahre später im Zusammenhang mit seiner Lehre verkündigte. Nach schweren Verfolgungen starb der Prophet, von Magiern überwunden und zum Tode verurteilt, den Kreuzestod. Sein Leichnam wurde geschunden, die Haut ausgestopft und zum abschreckenden Beispiel ausgestellt. Die schwerbedrängten und verfolgten Anhänger breiteten seine Lehre aus. Sie vereinigt in sich Elemente verschiedener Religionen und bildet ein typisches Beispiel synkretistischer Gestaltung. Mani selbst war sehr belesen und ein fruchtbarer Schriftsteller: Zoroaster, Buddha, Jesus und Paulus waren nur Vorbereiter der wahren Welt- und Erlösungsreligion und Mani selbst, wie später Mohammed, der im Johannesevangelium verheißene Paraklet. Der ethische Dualismus im Avesta wird zu einem kosmisch-physischen zwischen der finsteren Materie und der lichten Geisteswelt. In der Lichtsphäre herrscht Gott als „Vater der Großherrlichkeit"; aber auf der dunkeln Erde regiert „der König der Finsternis". Nun sendet der Lichtkönig seinen Sohn, den Urmenschen, den er, wie auch dessen

Gattin, „die Mutter des Lebens“, aus sich selbst erzeugt hat. So entfaltet er sich zur Trinität Vater, Mutter und Sohn. Aber dieser Sohn, der durch seine Lichtnatur zu siegen hofft, wird von finstern Dämonen verschlungen. Seither ist die sichtbare Welt eine Mischung von Licht und Finsternis. Da fleht der Urmensch zum Lichtkönig um einen Befreier und dieser sendet ihm den „lebendigen Geist“, den Lichtfreund. Aus den erschlagenen Dämonen werden zehn Himmel, acht Erden und alle Himmelskörper und alle Elemente gebildet. Doch herrscht auf Erden immer noch die Dunkelheit vor, weshalb der Lichtgott einen weiteren Erlöser, „den Boten“ sendet. Aber seine Tochter, die zwölf Tugenden, erregen die Gelüste der männlichen und weiblichen Dämonen, wodurch ihnen die Lichtnatur entzogen wird. Aus den dunkeln Teilen entstehen Pflanzen und Tiere und der Fürst der Finsternis erzeugt mit seiner Gattin die ersten Menschen, Adam und Eva, nach dem Ebenbilde der himmlischen Gestalten.

„Die Erschaffung des Menschen sollte dem Teufel dazu dienen, die in der Materie noch vorhandenen Lichtteile in einem bestimmten Körper einzukerkern. Deshalb wurden zwei Dämonen angestellt, den Adam zu bewachen, und außerdem wurde ihm Eva beigesellt als ein überwiegend sinnliches Geschöpf, die ihm durch Begattung Lichtteile entziehen und diese durch Kindererzeugung weiter in die materielle Welt verteilen könne. Die ersten Kinder Evas, Kain und Abel, waren zumal nicht Söhne Adams: Kain wurde mit Satan gezeugt, Abel wiederum war der Sohn Kains und Evas. Erst mit Seth fängt die Nachkommenschaft Adams an.“ [11] Da vereinigen sich die Mutter des Lebens, der Bote, der Urmensch und der lebendige Geist, um der gefallenen Menschheit einen Erlöser zu senden. — Jesus, der Adam von seiner trostlosen Lage überzeugt, so daß er den Erlöser um Hilfe anfleht. Jesus ist nicht der Sohn des höchsten Gottes und erleidet die Passion nur in einem Scheinkörper, der wirklich Leidende ist Mani selbst; Jesus wird zum Symbol aller in die Materie verketteten leidenden Lichtteile. Er ist „der Jesus patibilis, der, in jeder Pflanze gebunden, immer leidet und täglich stirbt und an jedem Baum gekreuzigt wird“. [12] Der

Zweck der Erlösung ist die Befreiung der Lichtteile und ihre Rückkehr in die höheren Sphären des Lichtes. „Der Mensch ist in der Tat ein für diesen Prozeß eingerichteter Destillationsapparat.“[13] Im Weltenbrand gehen, bei der Wiederkunft des „dritten Alten“, wahrscheinlich des Lichtfreundes, die dunkeln materiellen und die niederen seelischen Substanzen zugrunde und alles Licht sammelt sich in der obersten Sphäre. Die Menschen, die als Mitkämpfer im großen Reinigungsprozeß gedacht sind, werden eingeteilt in Erwählte (Electi), die in der Lichtsphäre wohnen, die Hörer (Auditores), die auf der Erde umherirren, und die Unbekehrten oder Heiden, die der Hölle anheimfallen müssen. Die Auserwählten führten ein strenges Mönchsleben als die dreifach Versiegelten. Sie wirken durch ihre bloße Gegenwart und sind als Lichtträger vollgeladen mit Lichtsubstanz. „Schon ihre weißen Kleider symbolisierten ihre Reinheit; mager und blaß wollten sie gern aussehen, um geistiger zu scheinen; weißes Brot, das in Sonnen- und Mondform gebacken wurde, nebst goldenen Früchten, besonders den köstlichen Melonen Zentralasiens, war ihre Nahrung, klares Wasser ihr Getränk.“[14]

Die Manichäer hatten sich zu einer kirchlichen Organisation zusammengeschlossen und ihr Bischof, der Imam von Babylon, wurde als ihr Papst anerkannt. Den Laien wurden zwar zehn Gebote auferlegt, aber man gewährte ihnen große Freiheit und Sinnesänderung wurde nicht verlangt. Zum Gebet wurden alle verpflichtet; denn Beten und Fasten, als Mittel zur Vergeistigung, wurden fleißig geübt. Mani selbst wurde ursprünglich nicht als Erlöser gepriesen; er bezeichnet sich selbst als Verkünder und Herold, später genoß auch er göttliche Verehrung. Opfer wurden keine dargebracht, doch wurde auf die Ausgestaltung des Gottesdienstes, auf Lobpreis und Predigt, sowie auf die künstlerische Darbietung und Schilderung der himmlischen Lichtwelt große Sorgfalt verwendet. Die manichäische Kirche fand ihre Ausbreitung bis nach China und wurde im uigurischen Reiche sogar als Staatsreligion empfohlen, da der Khan selbst zum Manitum übertrat. In späteren schweren Verfolgungen wurde ihre Kirche in China vollständig vernichtet. Im Westen fristete er

noch lange Zeit ein verborgenes Dasein und manichäische Gedanken und Ideen sind bis heute nicht ausgestorben, ja feiern selbst in unserer Zeit in zahlreichen Sekten und Mysterien eine Art Auferstehung, so besonders im modernen Mazdasnan und in theosophischen und anthroposophischen Zirkeln.

III. Die Religionen der Kelten, der Germanen, der Balten und der Slaven

Wir fassen hier die Religionen dieser Völker zusammen, von denen wir in ihrer ursprünglichen Gestalt noch dürftigere Berichte haben als von der griechischen und der römischen Religion, und die erst auf der Übergangsstufe zum Kulturvolk standen, als das Christentum bei ihnen Eingang fand.

1. Die Religion der Kelten

Die Kelten oder Gallier, wie die Römer sie nannten, haben sich im 6. Jahrhundert v. Chr. über einen großen Teil von Westeuropa verbreitet. Von Oberitalien aus machten sie schon um 390 v. Chr. einen Besuch in Rom, wurden aber zurückgeschlagen und später von den Römern unterjocht. Die Schweiz, eine Strecke in Süddeutschland, Frankreich, Belgien, England, Schottland und Irland waren von ihnen bewohnt. In Spanien hatten sie sich mit den dortigen Urbewohnern, den Iberern, gemischt. Auf dem Festland mußte ihre Sprache der lateinischen weichen, aus deren Vermischung mit der keltischen das Französische entstanden ist. Nur in den Gebirgen der Bretagne konnte das Keltische sich behaupten. Auf den britischen Inseln wird sie in Irland, auf den kleineren Inseln, in Hochschottland und Wales noch gesprochen, muß aber vor dem germanischen, mit Romanischem gemischten Englisch mehr und mehr zurückweichen.

Für die Kenntnis der keltischen Religion sind wir fast ganz auf römische Berichte, namentlich auf Cäsar angewiesen. Über die Götter sind die Aussagen sehr unklar. Ohne Zweifel verehrten die Gallier eine große Zahl von Göttern und Göttinnen, teils als Schutzgottheiten, Lokal- und Stammesgotthei-

ten, auch Berg-, Fluß- und Windgottheiten treten hervor und die Naturverehrung wird deutlich sichtbar. Es gibt Himmels-, Sonnen- und Donnergötter, Mullo war der Mauleselgott und Epona die Pferdegöttin, einen Erd- und Unterweltsgott, einen Gott mit Hammer und Schale, einen gehörnten und einen dreiköpfigen Gott neben vielen andern; aber über ihr Wesen und ihre Bedeutung sind wir durchaus im Unklaren. Die Tuatha Dé Danann der irischen Kelten gehören einer bestimmten Göttergruppe an, daneben gibt es gewaltige Dämonen und Riesen. Aber was unter den Stämmen der Göttin Danu zu verstehen ist, entzieht sich unserer Wahrnehmung. Sie sind ewig und unverwelklich. Allerlei Zaubervolk von wunderbarer Schönheit und zarte Elfen spielen mit herein. Dagda und Ruad-rofhessa, „Herr des großen Wissens", werden genannt, ebenso Lug, ein Kulturgott, und Ogma, der Gott der Beredsamkeit, das Gegenstück zu Ogmios, dann Brig oder Brigit, die Göttin der Dichtkunst. Eine Reihe von Göttinnen erscheinen als Gemahlinnen der Götter und als Feenköniginnen. Auch von den Göttern der britischen Kelten sind nur eine Reihe von Namen bekannt wie Arawn, der König von Annwfn oder Elysium, Rhiannon, Llyr und sein Sohn Manawydan, Dylan, der Meergott und viele andere.[1] Mehr als von den Göttern erfahren wir über die Priester, die Druiden. Druiden und Ritter waren nach Cäsar die beiden herrschenden Stände der Gallier. Aber eine erbliche Kaste waren die Druiden nicht, sondern sie nahmen Jünglinge aus dem Volk auf, welche oft 20 Jahre in der Lehre bleiben mußten. Verse, welche nicht aufgeschrieben werden durften, aber auswendig gelernt werden mußten, wurden denselben als Anleitung zum Gottesdienst und ihren sonstigen Funktionen gegeben. Wahrsagerei und Zauberei gehörten zu ihrem Beruf. Über die Bewegung der Sterne sollen sie ihre Schüler belehrt haben.

Ein Leben nach dem Tode als Fortsetzung des Diesseits war der Glaube des Volks, und man gab dem Toten beim Begräbnis allerlei zu seinem Unterhalt mit. Diodor und Valerius Maximus berichten sogar, die Gallier hätten einander Geld geliehen auf das Versprechen, es im Jenseits zurückzuzahlen.

Die Druiden waren auch in Rechtsstreitigkeiten die obersten Richter, und wer sich ihrem Spruch nicht fügte, wurde von den Opferhandlungen ausgeschlossen. Die mit diesem Bann Belegten wurden auch im bürgerlichen Leben gemieden. Ein Oberpriester stand an der Spitze der Druiden. Ihren religiösen Mittelpunkt hatten sie in Carnutum an der Loire, wohin sie alljährlich zusammenkamen. — Bei den Opfern waren Menschenopfer sehr häufig. Man schlachtete die Opfer und verbrannte sie nachher oder ließ man sie lebendig von den Flammen verzehren, nachdem man sie an die Götterbilder gebunden hatte.[2] Die Römer heben die Grausamkeit des druidischen Gottesdienstes gerne hervor und sie sind gegen dieselbe eingeschritten.

2. *Die germanische Religion*

a) Die heidnische Religion in Deutschland

Über die germanische Religion wird desto mehr phantasiert, je dürftiger die Quellen sind. Es hat einen eigentümlichen Reiz, die Religion der eigenen Vorfahren zu erforschen und aus den Gebräuchen des Volks, aus dem Glauben und Aberglauben, Schlüsse zu ziehen auf das germanische Heidentum. Aber es ist keineswegs bewiesen, daß in den christlichen Jahrhunderten nicht auch neue Vorstellungen und Gebräuche entstanden sind, welche mehr im natürlichen Menschen als im Christentum ihren Ursprung haben. Es wird von den einen das germanische Heidentum idealisiert, als ob es vor allen andern Religionen disponiert gewesen wäre zur Aufnahme des Christentums, von anderen werden fast alle Gebräuche bei christlichen Festen auf heidnischen Ursprung zurückgeführt. Eine weitere Willkür ist es, wenn man annimmt, alle Gestalten der nordischen Mythologie, auf die wir noch zu sprechen kommen, müssen auch bei den germanischen Stämmen im jetzigen Deutschland sich gefunden haben. Es ist ja sicherlich eine gemeinsame Grundlage vorhanden: die nordische und die südgermanische Religion sind näher verwandt als die römische und die griechische. Aber

Einigkeit war niemals eine besondere Tugend der Germanen. Sie waren in der heidnischen Zeit nicht zu einer fest gegliederten Nation zusammengewachsen, sondern zerfielen in verschiedene Stämme; sie hatten keinen religiösen und politischen Mittelpunkt, und jene nordische Mythologie wird geschöpft aus Liedern, welche sowenig als das homerische Epos die eigentliche Urkunde des religiösen Volksglaubens sein können, ja die verfaßt wurden zu einer Zeit, da selbst jene nordischen Stämme bereits vom Christentum berührt waren. Wenn dann vollends im süddeutschen Nibelungenlied, in der norddeutschen Gudrun und im angelsächsischen Beowulf auf jedem Schritt und Tritt germanische Mythologie gesucht wird, so ist das derselbe Sport, welcher bei allen Völkern jede Spur von angeblichem Euemerismus totschlagen will und damit alle Anfänge der Geschichte in einen grauen Nebel verwandelt.

Wir kommen also zu dem Ergebnis, daß wir sehr wenig Bestimmtes wissen über die Religion unserer deutschen Vorfahren. Die älteste Quelle sind die Zeugnisse der Römer. Mehr als Cäsar bietet hier Tacitus in seiner Germania, einer Schrift, in welcher er dieses Volk seinen entarteten Landsleuten vielfach als Muster hinstellen will. Er berichtet, daß die Germanen in ihren alten Heldenliedern ihren gemeinsamen Stammvater Tuisco feiern, und daß sie in drei Hauptstämme zerfallen. Ihren Götterdienst bezeichnet er als einen einfachen, bildlosen, der in heiligen Hainen gefeiert wurde. Auf Wahrsagerei halten sie viel. Die germanischen Götter bezeichnet er, wie alle Römer, mit römischen Namen: Merkurius, Mars, Herkules. Bei den Sueben findet er sogar einen Isisdienst. Ein Brüderpaar Alcis vergleicht er mit Kastor und Pollux. Eine Nerthus, die Mutter Erde, werde von ingävonischen Stämmen auf einer Insel des Meeres verehrt. Den Gelehrten ist es noch nicht gelungen, diese Angaben mit sonstigen Andeutungen über germanische Mythologie in Zusammenhang zu bringen. Tacitus rühmt die Geradheit, den Rechtssinn und die Freiheitsliebe der Germanen, namentlich aber das eheliche Verhältnis: „Die Ehen werden dort streng gehalten, und keinen Teil der Sitten mag man mehr preisen.

Denn fast als die einzigen unter den Barbaren begnügen sie sich mit einem Weibe, wenige ausgenommen, welche nicht aus Wollust, sondern wegen ihres hohen Standes für mehrere Verbindungen begehrt werden" (Tac. Germ. 18). „Die Weiber leben mit Scham umgürtet, durch keine Lockungen der Schauspiele, durch keine Reizungen der Gastmähler verderbt" (Kap. 19). In der Schlacht werden die Männer durch die Rücksicht auf ihre Frauen zur größten Tapferkeit entflammt. „Ja sogar eine gewisse Heiligkeit und Voraussicht findet sich bei den Frauen, und man verschmäht weder ihren Rat, noch läßt man ihre Aussprüche unbeachtet." — Ohne Zweifel idealisiert Tacitus die Germanen. Doch verschweigt er auch nicht die Schattenseiten der Trunksucht, des Schmutzes, der Faulheit, ihre Uneinigkeit und Wildheit.

Nach der Zeit des Tacitus fließen die römischen Quellen über die germanische Religion spärlich. Auch die lateinisch geschriebenen Geschichten einzelner germanischen Völkerstämme nach der Völkerwanderung (der Goten, Longobarden, Angelsachsen) enthalten wenig über ihre heidnische Religion. Die ältesten deutschen Schriftdenkmäler sind bekanntlich nicht heidnische, sondern die Bibelübersetzung des gotischen Bischofs Ulfilas. Die Merseburger Zaubersprüche aus dem 10. Jahrhundert stammen aus christlicher Zeit, sind aber noch von heidnischem Geist eingegeben. Auch in dem christlichen Wessobrunner Gebet und in dem sächsischen schönen Epos Heliand glaubt man noch einzelne heidnisch-germanische Züge zu finden. Die Namen der Wochentage und manche geographische Benennungen führen auf heidnische Götter zurück. Die Steindenkmäler aus heidnischer Zeit haben auch die germanischen Götternamen romanisiert.

Da die Germanen bei ihrer Christianisierung erst auf der Übergangsstufe zum Kulturvolk standen, werden wir wohl nach der Analogie der unkultivierten Völker annehmen dürfen, daß die Verehrung von Geistern, von Dämonen, die sich ja auch im Volksaberglauben mit der größten Zähigkeit erhalten hat, zu den ältesten Bestandteilen der germanischen Religion gehört. Über denselben wird aber in der uns

bekannten Zeit nicht mehr die Einheit Gottes festgehalten, denn der Allvater der Edda erscheint erst unter christlichem Einfluß, sondern die Phantasie des germanischen Volkes hat auch das göttliche Wesen in verschiedene Naturgewalten auseinandergelegt, verschiedene lokale Kulte vereinigt und Anfänge zur Mythenbildung gemacht. Die dämonischen Wesen, welche bei den alten Deutschen eine große Rolle spielten, sind die Elben oder Elfen, die Zwerge und die Riesen. Unter den Elben werden unterschieden: Gewitterelben, Windelben, Wolkenelbinnen (Schleierweiblein und dgl.), Berg- und Erdelben, Wald- und Baumelben, Wasserelben, Weide- und Feldelben, Hauselben, Seelenelben (ungetaufte, mißgeborene, unzeitige Kinder, die für bloße Seelen, Halbgeschöpfe galten und auch zu Hauskobolden wurden).[1] Die Elben bleiben im allgemeinen hinter dem menschlichen Maß zurück, werden daher auch als Zwerge bezeichnet. Wir sehen: die ganze Natur wird von solchen Geistern beseelt gedacht. Dazu kommen noch die Riesen, welche die dem Menschen überlegene, sein Wohlsein störende, auch den göttlichen Wesen feindliche Naturgewalt, die Macht des Winters darstellen, wie wir in der nordischen Mythologie noch genauer sehen werden.

Bei der Aufzählung der Götter im eigentlichen Deutschland folgen wir der Reihe der Wochentage: Dienstag (allemannisch: Zistig), Mittwoch (englisch Wednesday), Donnerstag, Freitag.

Ziu oder Tius, Tiwas stimmt wohl dem Namen nach mit dem wedischen Djaus und dem griechischen Zeus zusammen, und man hat daraus den Schluß gezogen, daß er ursprünglich Himmelsgott gewesen, und daß der sagenhafte Stammvater der Germanen Tuisco von ihm den Namen habe. Aber Sicheres läßt sich darüber nichts sagen, denn weder in Deutschland noch in Skandinavien erscheint er als der höchste Gott oder als Himmelsgott, sondern nur als Kriegsgott, dem Gefangene geopfert wurden. Der nordische Tyr wird sogar an einer Stelle der Edda (Hymiskvipa 8) ein Sohn des Riesen Hymir genannt, also gar nicht eigentlich zu den Göttern gerechnet. Ziu scheint bei den Bayern den Namen Er gehabt

zu haben, der Dienstag den Namen Ertag. Auch Saxnôt soll ein Name für Ziu sein, und Irmin, dem die Irminsäule geweiht war, welche im Sachsenkrieg zerstört wurde, ebenso Fosite, der lokale Hauptgott der Friesen, welcher auf Helgoland ein gefeiertes Heiligtum hatte.

Wodan (Wuotan, nordisch: Odin), dessen Name wahrscheinlich mit „wehen" zusammenhängt, wird von Tacitus Merkur genannt, und seit dem 4. oder 5. Jahrhundert wurde der dies Mercurii durch „Wodanes Dag" übersetzt. Die Übertragung dieses Namens hat nach E. H. Meyers Vermutung den Grund: „weil er mit einem Hut versehen war und Schätze und Spielglück spendete, die Schrift oder vielmehr Geheimzeichen erfand und die Seelen führte".[2] Vielleicht beobachteten aber die Römer im allgemeinen, daß die Germanen mit diesem Gott im lebendigsten Verkehr standen. Als Wind- und Sturmgott hat er neben dem Donnergott seine selbständige Bedeutung. Er erscheint mit dem wilden Heer, einem Heereszug oder einem Jagdzug, namentlich in bestimmten Nächten. Nach Tacitus war er der Hauptgott der Istävonen und der Chatten; später tritt er bei den Franken, Longobarden und Angelsachsen besonders hervor. Wenn der Bodensee von ihm den Namen hat, so rührt das vielleicht von den heftigen Föhnstürmen her, welche weiter nördlich nicht mehr so hervortreten. Der im Sturm daherfahrende Gott läßt aber auch das Korn wachsen. In einzelnen Gegenden von Niederdeutschland soll sich die Sitte erhalten haben, bei der Ernte ein Büschel Korn auf dem Felde stehen zu lassen mit der Begründung: „dem Woden für sein Pferd".[3] — Nach Tacitus wurden ihm regelmäßig Menschenopfer dargebracht, den andern Göttern nicht.

Donar (nordisch: Thor), der Gewittergott, hat einen Hammer, eine Art Wurfaxt, dessen Geräusch den Donner verursacht. Sein Symbol ist das Hakenkreuz, das den gezackten Blitz vorstellen soll und auch in christlichen Zeiten noch vielfach angebracht wurde, um bösen Zauber in Segen zu verwandeln, ebenso der Trudenfuß. Er ist der Gott der Hochzeit, auch die Neugeborenen werden ihm geweiht, und die Toten ihm befohlen. Ihm waren besonders die Eichen heilig, wie die

von Bonifatius bei Geismar umgehauene. Das Julfest scheint besonders ihm geweiht gewesen, und die Bitte um Wachstum der Feldfrüchte mit den dargebrachten Opfern und den angezündeten Feuern verbunden gewesen zu sein.[4] Man hat viel phantasiert über den Zusammenhang des Weihnachtsbaums mit dem Julfest. Allein das Julfest war ursprünglich am 1. Februar, nicht um die Zeit der Sonnenwende,[5] und niemals werden Lichter an einem Baum als Julfeuer bezeichnet. Eher könnte der sogenannte Funkensonntag, die Feuer, welche am Sonntag Invokavit in manchen Gegenden auf den Höhen angezündet werden, damit zusammenhängen. Aber es finden sich in Süddeutschland überhaupt keine Erinnerungen an ein Julfest.

Friia (Frigg und Freyja), die schöne, schnelle Wolken- und Liebesgöttin, kommt im Merseburger Pferdesegen im Verein mit ihrer Dienerin Fulla und den Göttinnen Sol und Bil (welche Mondphasen darstellen sollen),[6] sowie mit Wodan und Phol vor. Daß unter dem Phol Balder zu verstehen sei, wird neuerdings bestritten, da sonst in Deutschland keine Spur von seinem Kultus sich findet. Die in den Märchen vorkommende Frau Holle oder Frau Berchta, d. h. die Leuchtende, oder die weiße Frau, gehört in diesen Götter und Elben verbindenden Wolkenkreis.

b) Die nordische Mythologie

Die germanischen Stämme in Dänemark, Schweden, Norwegen und Island blieben bis gegen das Jahr 1000 heidnisch. Sie waren bei der Einführung des Christentums schon auf eine höhere Kulturstufe vorgeschritten als die in Deutschland, wenigstens weiter in der Welt herumgekommen. Die Normannen waren ja von 800 bis 1000 der Schrecken aller europäischen Küstenvölker gewesen durch ihre Raub- und Eroberungszüge und drangen bis nach Nordamerika vor. An ihren Fürstenhöfen sangen die Skalden die Taten der Helden und den Ruhm der Götter. Ihre Poesie war eine gelehrte und künstliche, eine Bilderjagd, so daß sie für eine Sache eine Menge von Umschreibungen gebrauchte (kenningar). Die

Lieder wurden zuerst in Runen und nach Einführung des Christentums in lateinischen Buchstaben aufgeschrieben. Auch entstanden prosaische Stücke. Alles wurde erst in christlicher Zeit gesammelt, blieb aber jahrhundertelang in Vergessenheit, bis im 17. Jahrhundert der isländische evangelische Bischof Brynjolf Sweinsson die Handschrift auffand, welche jetzt unter dem Namen codex regius in Kopenhagen aufbewahrt wird, und ihr den Namen: „Edda Sämunds, des Gelehrten“ gab. Nach dieser poetischen wurde auch eine prosaische Edda aufgefunden, welche von dem isländischen Dichter Snorri Sturluson im 13. Jahrhundert zusammengestellt war und eigentlich den Titel Edda, d. h. Großmutter, führte, während derselbe der poetischen Sammlung erst zugeschrieben wurde, und Sämund auch nicht der wirkliche Sammler der letzteren war. Man nennt gewöhnlich die poetische die ältere, die prosaische, welche aber auch viele Verse zitiert, die jüngere Edda. Diese Verse sind sogenannte Stabreime, so daß Anfangsbuchstaben von Wörtern in den Zeilen einander entsprechen.

Bei der Edda dürfen wir, wie bei Homer, nicht vergessen, daß ihre Lieder nicht wie die indischen Weda-Lieder eigentliche Kultuslieder sind, also die mythologischen Darstellungen nicht ohne weiteres als nordischer oder gar als gesamtgermanischer Volksglaube anzusehen sind. Überdies hat in neuerer Zeit der Norweger Sophus Bugge nachzuweisen versucht, daß viele mythologische Züge der Edda von christlichen und klassischen Vorbildern beeinflußt, also nicht ursprünglich germanisch seien,[7] und damit auch in Deutschland manche Zustimmung gefunden. Aber es ist nicht zulässig, überall wo ähnliche Sagen vorkommen, Entlehnung anzunehmen, und H. Gering sagt gewiß mit Recht: „Die irischen Gewährsmänner der nordischen Wikinger müßten ebenso gelehrt gewesen sein wie Sophus Bugge selbst; sie müßten auch ihre ganze Gelehrsamkeit bei ihren Gesprächen mit den Piraten des Nordens (die doch nicht studierenshalber nach Britannien gekommen waren) fortwährend präsent gehabt haben.“[8] Damit soll jedoch nicht geleugnet werden, daß die christliche Weltanschauung schon auf die Edda einge-

wirkt haben kann, und das nordische Heidentum mit ähnlicher Tendenz aufgeputzt wurde wie das griechische im Neuplatonismus.

Das Eigentümliche der nordischen Mythologie ist, daß die Götter, die Asen, in einem beständigen Kampf stehen mit den Riesen, den Thursen, der gar nicht immer zugunsten der Götter ausfällt, und daß ein Weltanfang und ein Weltuntergang dargestellt wird, in welchen auch die Götter hineingezogen werden. Außer den Riesen werden auch die Wanen von den Asen unterschieden. Man vermutet darunter Götter, welche erst später von den südgermanischen Stämmen nach Norden gekommen seien. In den Riesen und ihrer zeitweiligen Übermacht über die Götter wird man wohl die Übermacht des nordischen Winters über den Sommer suchen dürfen. Die nordischen Götter werden wie die homerischen menschenähnlich dargestellt mit ihren Königen, ihren Trinkgelagen, ihren Liebesabenteuern und dgl., während die Riesen als Ungeheuer, zum Teil vierköpfig, erscheinen. Aber so plastisch ausgeprägt wie die griechischen sind die nordischen Götter nicht.

Odin ist das Haupt der Asen, der Vater der Götter und Menschen. Er ist einäugig (sein Auge ist die Sonne), trägt einen breit über das Gesicht herabgehenden Schlapphut (die Wolken), einen himmelblauen Mantel, reitet das schnellste Roß, den achtfüßigen Hengst Sleipnir (den Sturmwind) und führt einen Speer (Sonnenstrahl). So wird die himmlische Gewalt nach verschiedenen Seiten ihm zugeschrieben. Er ist auch der Schlachtenlenker und herrscht vom höchsten Himmelsthron über der Welt. Zwei Raben, Hugin und Munin, melden ihm, was sie den Tag über bei ihrem Flug über die Welt gehört haben. Er ist der Weiseste unter den Asen, auch der Zauberei kundig, deren geheime Runen er versteht.

Odins Gemahlin ist Frigg, die Göttin des Hauses, der Ehe. Sie wohnt in den Wolkensälen Fresalir. Von ihr verschieden und dann doch wieder manchmal an ihre Stelle getreten ist Freyja, Odins Buhlerin, die Göttin der Liebe, die mit allen Asen und Elfen gebuhlt hat. Sie hat ein Falkengewand und kann deshalb rasch an einen Ort fliegen.

Wenn Odin die gefallenen Helden in Walhalla aufnimmt, so führt Frigg die Hälfte derselben in ihre Behausung Wingolf. Sie heißen dann Einherier (Gylfaginning 20, Gering a. a. O. S. 314).

Freyjas Bruder ist Freyr, der Sohn des Wanen Njord und der Skadi, eine Wettergottheit jüngeren Datums, ein sentimentaler, verliebter Heros,[9] der mit phallischen Symbolen und Aufzügen verehrt wurde. Seine Hauptwaffe ist das Schwert, welches er bei seiner Werbung um die Riesentochter Gerd hergeben muß, was er nachher bereut. Sein Schiff Skidbladnir, das alle Götter faßt und stets guten Wind hat (die Wolke), kann er nach beendeter Fahrt zusammenlegen. Auf dem Eber Gullinbursti (goldborstig) fährt er daher, und ein Eber wurde ihm bei der Wintersonnenwende geopfert.

Thor, der Donnergott, war in Norwegen und Island besonders verehrt. Er besitzt drei Kleinodien: den von den Zwergen geschmiedeten Hammer (mjölnir), einen Kraftgürtel (megingjardar), durch dessen Anlegen er seine Kraft verdoppelt, und eiserne Handschuhe (jarngreipr), mit denen er seinen Hammer faßt. Er fährt auf einem von zwei Böcken gezogenen Wagen. Seine Wohnung ist Trudheim (Welt der Stärke). Eine der anmutigsten Mythen ist in Thrymskvipa erzählt. Die Riesen haben dem schlafenden Thor seinen Hammer gestohlen und bei dem Riesen Thrym acht Meilen tief in der Erde vergraben. Loki macht das ausfindig und berichtet, daß Thrym denselben nur unter der Bedingung hergebe, daß er Freyja zur Frau bekomme. Nun geht Loki zum herrlichen Hofe der Freyja und spricht:

„Schmücke dich, Freya, mit dem Schleier der Braut,
Wir zwei müssen reisen ins Riesenland."

Aber in schrecklichem Zorn schnaubt Freyja, so daß das Brisingenhalsband, ein Kunstwerk der Zwerge, das sie trägt, zerbrochen niederfällt:

„Die männertollste müßte ich heißen
Reiste ich mit dir ins Riesenland."

Die Asen alle eilten zum Thingplatz,
Die Asinnen auch kamen alle zum Rat;
Das berieten die ruhmvollen Götter,
Wie man Hlorridis (Thors) Hammer holen könnte.

Das Wort nahm Heimdall, der weiseste Ase —
Er wußte die Zukunft, den Wanen gleich:
„Schmücken wir Thor mit dem Schleier der Braut,
Er trage das breite Brisingenhalsband.

Reicht ihm den Ring mit den rasselnden Schlüsseln,
Laßt Weiberröcke ihm wallen ums Knie,
Die Brust ziert ihm mit breiten Steinen
Und krönt den Kopf ihm mit kunstvollem Putz."

Thor wendet ein, die Götter werden ihn weibisch nennen, aber Loki erklärt ihm, wenn er den Hammer nicht wieder hole, werden bald die Riesen in Asgard, dem Göttersitz, wohnen. So wird nun Thor in der angegebenen Weise geschmückt, Loki begleitet ihn, als Magd der Braut verkleidet.

Heim trieb man hurtig die gehörnten Böcke
Und schirrt an die Deichsel die schnellen Renner.
Die Berge barsten, es brannte die Erde:
Thor, Odins Sohn, fuhr ins Thursenland.

Da sagte Thrym, der Thursen Beherrscher:
„Steht auf, ihr Riesen, bereitet die Bänke;
Nun fährt man Fryja zur Frau mir her,
Des Njord Tochter aus Noatun.

Es gehn zum Hofe goldgehörnte Kühe,
Tiefschwarze Ochsen, dem Thursen zur Lust;
Viel Kleinode hab' ich und köstlichen Schmuck,
Nur Freyja allein fehlte mir noch."

Der Abend war zeitig angebrochen
Und Bier zum Trunke den Thursen gebracht;
Einen Ochsen aß Thor und acht Lachse,
Alles Würzwerk auch, das den Weibern bestimmt war,
Dazu trank Sifs Gatte der Tonnen dreie des Mets.

Wie Thrym über diese Gefräßigkeit und Trunksucht der Braut sich entsetzt, beruhigt ihn Loki damit, daß sie acht Tage auf der Reise nichts gegessen habe vor Sehnsucht nach der Heimat der Riesen, und auch ihr feuriges Auge wird

damit erklärt. Die alte Schwester Thryms verlangt nun das Brautgeschenk, und Thrym spricht:

„Bringt nun den Hammer, die Braut zu weihen,
Den Mjolnir legt in des Mädchens Schoß,
In Wars* Namen weiht unsern Bund.“

Dem Hlorridi lachte das Herz in der Brust,
Als der hartgesinnte den Hammer erblickte;
Thrym erschlug er zuerst, den Thursengebieter,
Und zerschmetterte ganz das Geschlecht der Riesen.

Er erschlug auch des Thursen betagte Schwester,
Die das Brautgeschenk erbeten hatte;
Schläge bekam sie an der Schillinge Statt
Und Hammerhiebe erhielt sie für Ringe.
So holte sich Odins Sohn seinen Hammer wieder.

Die Naturbedeutung dieses Mythus auf Winter und Sommer ist deutlich. Thor ist zugleich der Gott der Eheschließung.

Ein anderes Bild vom Sieg des Winters über den Sommer gibt der Mythus von Baldr, dem Sohn Odins und der Frigg. Derselbe hat von seinem baldigen Tode geträumt. Das ängstigt seine Mutter, und dieselbe nimmt von allen Dingen, die sie beseelt denkt, einen Eid, daß sie Baldr nicht schaden werden, nur nicht von der Mistelpflanze, die ihr zu gering schien. Die Götter veranstalten zum Scherz ein Spiel, in welchem sie auf Baldr schießen, um seine Unverwundbarkeit zu beweisen. Da überredet Loki den blinden Hod, den Bruder Baldrs, mit der Mistelgerte auf Baldr zu schießen und weist ihm die Richtung an. Baldr sinkt zum großen Schmerz der Götter und Menschen durchbohrt zu Boden. Seine Leiche wird im Beisein aller Götter feierlich verbrannt, und Hermod, der Sohn Odins, wird nach der Hel, der Unterwelt, geschickt, um den Baldr loszukaufen. Hel verspricht, ihn loszukaufen, wenn alle Wesen über ihn weinen. Das tun alle mit Ausnahme eines Riesenweibs Thokk, in welche Loki sich verwandelt hat, und so kommt Baldr erst mit der allgemeinen Umwälzung wieder los.

* War, die Göttin der Gelübde.

Loki, der Sohn des Riesen Farbauti und der Laufey, ist einerseits der Satan, der alles verderbt, andrerseits unentbehrlich für die Götter, weil er immer einen Rat und Ausweg weiß. So wird erzählt: Ein Werkmeister versprach den Asen eine Burg in drei Halbjahren zu bauen, welche den Bergriesen Trotz bieten könnte, und verlangte als Lohn die Freyja, die Sonne und den Mond. Die Asen aber erklärten, er bekomme den Lohn nicht, wenn am ersten Sommertag irgendein Teil der Burg noch nicht ganz fertig wäre; auch dürfe ihm niemand bei der Arbeit behilflich sein außer seinem Roß Swadilfari. Auf Lokis Vorschlag wurde das bewilligt. Das Roß brachte bei Nacht so gewaltige Steinmassen herbei, daß die Götter erschraken, wie nur noch drei Tage zur Vollendung übrig waren, und dem Loki den Tod drohten, wenn er nicht helfe. Dieser verwandelte sich in eine Stute, und als der Werkmeister mit seinem Hengst nach neuen Steinen auszog, riß dieser los und lief mit der Stute davon, so daß der Werkmeister ihn nicht einholen konnte. Er geriet in einen Riesenzorn, und als die Asen das sahen, wurden die Eide nicht länger beachtet. Thor schlug den Riesen mit seinem Hammer tot, und die Stute brachte das Roß Sleipnir hervor, das nun Odin ritt.

Ägir, der Meeresgott, veranstaltete für die Götter ein Festmahl, bei welchem Loki von jedem Gott und jeder Göttin etwas Schimpfliches zu erzählen wußte, so daß die Götter ihn schließlich mit dem Gedärm seines Sohnes Wali fesseln, und Skadi eine giftige Schlange über seinem Gesicht befestigt. Aber Lokis Frau fängt das Gift in einer Schale auf. Nur wenn sie hinausgeht, um dieselbe auszuleeren, wird Loki durch das Gift so unruhig, daß die Erde erbebt.

Sonst sind die nordischen Götter keineswegs Muster von ehelicher Treue. Es finden sich auch unzüchtige Lieder in der Edda, z. B. das Lied von Harbard (Gering, Übers. der Edda S. 42—51) und das Lied von Rig (a. a. O. S. 110 bis 117). Über ihre Unvollkommenheit haben wir schon gesprochen. Dieselbe tritt auch hervor in den Sagen vom Anfang und vom Ende der Welt.

In der jüngeren Edda wird Allvater der höchste und

älteste unter den Göttern genannt, der ewig lebt und über alles in seinem Reiche waltet, der Himmel, Erde, Luft geschaffen, dem Menschen Leben und Seele gab. Die Seelen der Rechtschaffenen werden bei ihm weilen an dem Orte, der Gimle heißt; die Bösen dagegen kommen zur Hel. An diesen offenbar christlichen Anfang wird dann sehr unvermittelt die pantheistische Darstellung des Edda-Lieds Woluspa angefügt: Im Anfang lag Niflheim und Muspellheim, das kalte Nordland und das heiße Feuerland gegenüber. Aus den verdichteten Reif- und Eismassen ging der Riese Ymir hervor, der Stammvater des Riesengeschlechts. Als er schlief, geriet er in Schweiß. Da wuchs ihm unter dem linken Arme Mann und Weib, und sein einer Fuß zeugte mit dem andern einen Sohn, und so wuchsen ihm Nachkommen. Als der Reif schmolz, entstand die Kuh Audumla daraus, die nährte den Riesen und beleckte die salzigen Reifsteine, so daß ein Mann Buri daraus hervorging. Er war Vater des Bur, der Bestla, die Tochter des Riesen Bolthorn, zur Frau nahm. Dieses Paar hatte drei Söhne: Odin, Wili und We. Dieselben töteten den Riesen Ymir, und es lief aus seinem Körper so viel Blut, daß sie darin das ganze Geschlecht der Reifriesen ertränkten mit Ausnahme des Bergelmir, der sich mit den Seinigen in einem Boot rettete, und von welchem die jüngeren Riesen abstammen. Burs Söhne schufen nun aus dem Leib des Ymir die Erde, aus seinem Blute das Meer und die Gewächse, aus den Knochen die Berge, das Gestein aus den Zähnen und Gebeinen, aus dem Schädel den Himmel. Aus den Funken, die von dem Feuerland Muspellheim herflogen, machten sie die Sterne. Die Erde ist kreisrund, und um sie herum liegt das tiefe Meer, an dessen Küsten die Götter den Riesen Wohnplätze anweisen. Weiter rückwärts auf der Erde aber errichteten sie wegen der feindlichen Gesinnung der Riesen den Burgwall Midgard. Als Burs Söhne am Meeresstrand wandelten, fanden sie zwei Bäume und schufen aus ihnen Menschen: der erste gab ihnen die Seele, der zweite das Leben, der dritte Gehör und Gesicht, und es hieß der Mann Ask (Esche) und die Frau Embla (Ulme). Von ihnen stammt das Menschen-

geschlecht, dem unter Midgard die Wohnung eingeräumt war. Darauf schufen die Götter in der Mitte der Welt Asgard. Dort befindet sich ein Ort, der Hlidskjalf heißt, und wenn Allvater sich dort in den Hochsitz setzt, kann er die ganze Welt übersehen und jegliches Menschen Tun wahrnehmen. Seine Gattin ist Frigg, die Tochter des Fjorgyn, und von ihnen stammt das Asengeschlecht, das den alten Asgard bewohnte, und es ist dies ein göttliches Geschlecht (Gylfaginning 3—9. Gering, a. a. O. S. 299—304). Der Allvater ist also hier auf einmal niemand anders als Odin.

Das Leben der Menschen und das Schicksal der Welt ist geknüpft an die Esche Yggdrasil, wo die Götter alle Tage ihr Gericht halten. Ihre Zweige erstrecken sich über alle Welt und ragen über den Himmel empor. Drei Wurzeln hat der Baum, eine bei den Asen, eine bei den Reifriesen und eine über Niflheim, die der Drache Nidhogg benagt. Unter der Wurzel bei den Reifriesen ist der Brunnen Mimir, die Quelle der Weisheit. Bei dem Brunnen Urd am Himmel haben die Götter ihre Gerichtsstätte. Dorthin reiten sie täglich über die Asenbrücke Bifrost (Regenbogen). Unter der Esche an dem Brunnen ist ein Saal, aus welchem die drei Nornen, die Schicksalsjungfrauen Urd, Werdandi und Skuld (Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft) kommen. Übrigens gibt es noch mehr Nornen, die zu jedem neugeborenen Kind kommen und ihm sein Schicksal schaffen; die einen sind von göttlichem Geschlecht, andere vom Elbengeschlecht und noch andere vom Geschlecht der Zwerge (Gylfag. 15, a. a. O. S. 310).

Ein Weltuntergang wird schon in der älteren Edda beschrieben, der auch die Götter trifft, die sogenannte Götterdämmerung (Ragnarökr). Nach einer Zeit, wo alles Böse mächtig wird, bläst Heimdall das Gjallahorn.

Yggdrasil bebt, der Eschen höchste,
Es rauscht der alte Baum, der Riese* wird frei;
In Angst sind alle in der Unterwelt,
Eh' der Blutsfreund Surts (Fenrir) seine Bahn betritt.

---

* Fenrir, ein ungeheurer Wolf, der Sohn des Loki und der Riesin Angerboda.

Wie steht's bei den Asen? wie steht's mit den Elben?
Ganz Riesenheim rast, im Rat sind die Asen;
Es stöhnen die Zwerge vor den steinernen Türen,
Der Waldberge Herrscher — könnt ihr weit'res verstehen?
(Voluspo 47 f.; Gering, a. a. O. S. 12.)

Außer dem Wolf Fenrir bricht die Midgardschlange los:

Die Erdumschlingerin öffnet gähnend
Den weiten Schlund bis zur Wölbung des Himmels.
Doch Odins Sohn geht dem Untier entgegen.
Seiner Wut erliegt der Weltbeschützer;
Alle Leute müssen verlassen die Heimat;
Es fährt neun Schritte Fjorgyns Sohn (Thor)
Vor der Schlange zurück, die nicht scheut den Frevel.
Die Sonne wird schwarz, es sinkt die Erde ins Meer,
Vom Himmel fallen die hellen Sterne;
Es sprüht der Dampf und der Spender des Lebens (das Feuer),
Den Himmel bedeckt die heiße Lohe. (Voluspo 55—57.)

Außer Thor erliegt auch Freyr, da er sein wunderbares Schwert nicht hat. Fenrir verschlingt den Odin, wird aber auch getötet. Loki und Heimdall töten sich gegenseitig. Aber nach dem Weltbrand steigt die Erde wieder in frischem Grün auf, die Söhne der Götter bilden eine neue Götterschar, Baldr und Hod kehren aus dem Reich der Hel zurück. Auch zwei Menschen sind von dem Feuer verschont geblieben. Ohne Aussaat wachsen nun auf der Erde die Ähren. Über allem herrscht dann nach der Darstellung der jüngeren Edda Allvater. — Wir werden wohl in diesen Sagen den Einfluß der christlichen Lehre vom Ende der Welt nicht bestreiten dürfen, können sie also nicht als urgermanisch ansehen.

3. Die Religion der Balten und der Slaven

Die Völker auf der Süd- und Ostküste der Ostsee und im Innern der baltischen Gebiete standen, als das Christentum zu ihnen kam, auf einer tieferen Kulturstufe als die Normannen. Schon in vorchristlicher Zeit bildeten die Balten, zu welchen die Preußen, Litauer und Letten gehörten, eine besondere Völkergruppe zwischen Slaven und Germanen. Leider stammen die Quellen über die Religionen dieser Völker

aus einer Zeit, da das Christentum bereits festen Boden unter ihnen gewonnen hatte. Sie reichen zurück bis in das 12. Jahrhundert n. Chr., und die Gefahr, Altes und Neues, Christliches und Heidnisches zu vermischen, ist hier besonders groß. Die litauischen Götter stehen den Naturerscheinungen bedeutend näher als die slavischen, die bereits starke Vermenschlichung aufweisen. Ihr oberster Gott war der Donnergott Perkunas. Er ist zugleich die Sonne. Ist diese von ihrer Tagesleistung erhitzt, so wird sie von ihrer Pflegerin gebadet, und so beginnt sie erfrischt den neuen Aufstieg. Neben ihm findet der Hasengott Medein Erwähnung. Am Morgen und am Abend scheint man der Hundegöttin Zverine geopfert zu haben, welcher man den ersten und letzten Bissen der Mahlzeit spendete. Ferner fand vielleicht ein Erntegott namens Kurke, wie bei den Preußen, so auch bei den Litauern Verehrung. Das „ewige" Herdfeuer wurde allem Anschein nach wohl von den Slaven, nicht aber von den Litauern, bei welchen es dem Perkunas geheiligt war, angebetet. Was es mit den Göttern Andaj und Sovij für eine Bewandtnis hat, ist schwer auszumachen. Letzterer war ohne Zweifel ein Totengott.

Neben diesen Hauptgöttern finden sich in Berichten, die bereits aus christlicher Zeit stammen, Nachrichten über die zahlreichen Lokalgötter, Naturgötter, Dämonen und Geister, die von den Litauern, Samaiten und Letten geglaubt wurden, da die Annahme des Christentums nur eine ganz oberflächliche war. So werden in einem Katechismus solche als Abtrünnige bezeichnet, „die das Feuer verehren, die Zemina (Erdgöttin), Echsen und Schlangen, Perkum, Bäume, Haine, Medjenen, Kauken und andere Teufel sowie die, die zaubern, weissagen, vergiften, Blei und Wachs gießen, auf den Schaum (des Bieres) und auf Eier sehen".[1] Auffallend ist in späterer Zeit der in Litauen weitverbreitete Schlangenkult, von welchem jedoch in älteren Quellen nichts berichtet wird. Die Schlange scheint als Hausgott regelmäßige Verehrung genossen zu haben, wurde als lebendiges Exemplar in den Häusern gehalten. Die Geister, Zwerge, Feen und Kobolde wurden deivas genannt, also ähnlich den daêvas im Awesta. Die

litauischen Priester hießen W a i d e l o t t e, der preußische Hohepriester K r i w a. Ob die spätere Religionsform der Litauer eine Verfallserscheinung oder einen Rückfall in die ursprünglichen primitiven Vorstellungen bedeutet, ist ungewiß.

Auch über die Religion der slawischen Völker: P o l e n, P o m m e r n, W e n d e n, S l o w a k e n, T s c h e c h e n, R u s s e n, S e r b e n, K r o a t e n, S l o w e n e n fließen die Quellen recht spärlich. Alle diese Völker haben sowenig wie die germanischen eine Einheit gebildet. Im siebten Jahrhundert hatten sie sich am weitesten ausgebreitet, da sie, teils auch unter harten Kämpfen, viele in der Völkerwanderung von den Germanen verlassene Wohnsitze eingenommen hatten. Später wurden sie von den Deutschen zurückgedrängt und teilweise germanisiert. Prokop (im 6. Jahrh.) sagt über die S l o w e n e n, sie haben nur einen Gott, den Blitzschleuderer. Ein Schicksal kennen sie nicht, Flüssen, Quellen und Dämonen bringen sie Verehrung dar, und ihre Opfer seien zauberisch. Damit wäre die Religionsform bezeichnet, welche wir als die der unkultivierten Völker im allgemeinen kennen gelernt haben. Aber auch hier ist äußerste Vorsicht geboten. Wir schließen uns der Auffassung von B r ü c k n e r an, der das vorhandene Quellenmaterial in der Hauptsache aufzeigt.[2] Ursprünglich verehrten wohl Balten und Slawen einen höchsten Himmelsgott, den Eichler oder Perkûnos gemeinsam. Er ist der gewaltige Donnerer. Später entfernte sich die slawische Gottesvorstellung immer mehr von der litauischen, die an den alten Hauptgöttern, besonders an Perkunos festhielt. Die Slawen dagegen wandten ihre Verehrung immer mehr der Sonne zu, die zwar im gewöhnlichen Verkehr mit dem arischen Namen sul-nce genannt wurde, im kultischen Leben dagegen die Bezeichnung Dazbog „Spende habe“ trug. Sie war das segenspendende himmlische Feuer, das mit seinem Glanze den „Donnerer“ bald überstrahlte. Wenn aber, in den langen Wintermonaten, ihr Glanz erbleicht, tritt das irdische Feuer, Svarog, an ihre Stelle, und bald, je mehr das irdische Feuer unentbehrlich wird, verdrängt es die Sonne und wird als Svarozig zur Hauptgottheit, besonders bei den Oder-Slawen. Svarog ist der Gott der Schmiedekunst, der Mächtige, Starke.

Doch an dessen Stelle treten späterhin drei andere Namen in den Vordergrund, wohl anstatt des einen Gottes mit drei Köpfen jetzt drei Götter: Triglov, Svetovit und Jarovit. In friedlichen Zeiten trugen auch die Götter durchaus friedlichen Charakter, was aus der Beschreibung des feierlichen Jahresopfers von dem Dänen Saxo Grammaticus (im 13. Jahrh.) ersichtlich wird. „Beim Erntedankopfer sammelte sich das Volk; der Priester nahm den mit Met vom vorigen Jahr noch gefüllten Becher aus der rechten Hand des Svetovit, sah, was davon abgenommen hatte, und prophezeite danach den Ertrag des kommenden Jahres; goß diesen alten „Wein" aus, füllte den Becher mit neuem, betete um Glück und Gedeihen für sich und sein Volk, trank dem Gotte zu, füllte den Becher von neuem und gab ihn dem Gotte in die Rechte; stellte dann den fast menschengroßen Honigkuchen, der zum Opfer gebracht war, zwischen sich und das Volk, fragte, ob er (der Priester) zu sehen wäre, und wünschte, falls man dies bejahte, daß sie ihn das nächste Jahr nicht sehen könnten."[3] Nachher begann der Festschmaus. Triglov trug stets eine Binde um die Augen, damit er die Laster der Menschen nicht sähe und das Atmen vor Svetovit (Swantewit) war dem Priester verboten, damit dessen Heiligkeit nicht durch den Atem des Menschen befleckt würde. Wenn von Priestern erklärt wurde, der Gott habe drei Köpfe, damit er gleichzeitig über Himmel, Erde und Unterwelt walten könne, dürfte man darin ein Entgegenkommen den Christen gegenüber denken, vor welchen man die Vielheit der Götter rechtfertigen wollte. Dem Gott war ein schwarzes oder weißes Roß geweiht, das nur der Priester berühren, pflegen und führen durfte und das, um Orakel zu künden, über hingelegte Speere schreiten mußte. Das Anstoßen oder Ansetzen des linken Vorderfußes entschied über den guten oder schlechten Ausgang des Unternehmens. Als die Slawen, besonders in den westlichen Gebieten, in steter Kriegsbereitschaft, sich gegen die Germanen wehren mußten, trat auch bei den Göttern der kriegerische Charakter deutlicher hervor. Jarovit und Rujevit werden zu Kriegsgöttern, Waffen hängen um ihre Bildsäulen und Rujevit trägt ein gezücktes Schwert in

der Rechten, sieben andere hängen an seinem Gürtel; als die Heroen des Volkes mit nach allen Richtungen blickenden Köpfen abgebildet, halten sie Wache für ihr Volk. Über die Gottheiten Perun und Vlas (Volos oder Veles), den Gott der Herden, läßt sich kaum näheres mitteilen. Ersterer wird noch in später Zeit bei den Russen erwähnt und im Namen des letzteren pflegten die russischen Slawen zu schwören. Die Verwechslung des Swantewit mit Sanctus Vitus beruht auf einem Scherz der Korveyer Mönche, um die Ehre und die Einkünfte ihres Heiligen zu vermehren. In Nowgorod befand sich ein Hauptheiligtum des Perkun, wo ein Eichenfeuer Tag und Nacht vor dem Gott, der in der Hand einen Stein in der Form eines Donnerkeils hielt, unterhalten wurde, ebenso in Kiew, wo sein kostbar geschmücktes und von andern Götterbildern umgebenes Standbild im Jahre 988 von Wladimir zerstört wurde.[4]

Nach der Vorstellung der alten Slawen wohnten die Götter nicht in Tempeln, sondern in heiligen Hainen, in Bäumen, in Quellen, Flüssen und Seen. Oft dachte man sich seine Schutzgeister auch in Tiergestalt, einige hatten eine bestimmte Gestalt, wie der Götze Podaga von Plön, andere waren vielgestaltig oder ohne bestimmte Form, so Prove, der Wälder und Haine bewohnte. Unsicher ist der Name einer Göttin Ziva. Was die Wilen den Südslawen sind, findet sich bei den Russen in den Rusalken wieder: weibliche Dämonen, welche durch ihre verräterische Schönheit und Zauberkunst den Menschen gefährlich sind. Eine sehr populäre Gestalt war bei den alten Russen der Hausgeist, der Domovoi, den man anflehte, in das neue Haus einzuziehen. Er bewacht und beschirmt das Haus und seine Bewohner, die Tiere nicht ausgeschlossen, teilt alle ihre Schicksale, ist in der Regel freundlich; aber wenn man ihn vernachlässigt, zeigt er, daß er ein mächtiger Geist ist, der auch über den Blitz gebietet. Ein sehr böses Wesen ist der altrussische Wintergenius Koschchei. Zauberei und Wahrsagekunst sind überall verbreitet, das Losen und der Angang, das Begegnen von Tieren oder Menschen im richtigen Augenblick hat seine Wichtigkeit. Böse Zauberer aber verwandeln sich in reißende

Wölfe und überfallen Herden und Menschen, werden in der Sage zu Werwölfen, die schon Herodot erwähnt hat. Das Jenseits wurde ganz analog der diesseitigen Welt vorgestellt und die Toten wurden mit ihrer Ausrüstung verbrannt oder bestattet, oft mit den wirklichen Pferden und Waffen, oft nur mit den Nachbildungen. Dabei gab es Kampfspiele und das Totenmahl wurde abgehalten.

Je mehr das Christentum seinen Einfluß geltend machte, um so mehr verschwanden die alten Gottheiten. Aber so wenig wie zu ihren alten Göttern gewannen die Slawen in den Zeiten des Übergangs ein lebensvolles Verhältnis zum neuen Gott. Dafür aber brach wie aus verborgenen Untergründen der Aberglaube um so mächtiger hervor, Teufelsspuck und Wechselbälge, Nixen, Elfen, Spannenmännchen und Kobolde, wilde Frauen, selige Frauen, Drachen und Nachtmahr, Gestirnmänner, Vampyre und Werwölfe, Zauber- und Hexenglaube halten das Volk im Banne, und alles das mutet uns an wie eine neue Religion. Doch herrscht unter diesen Wesen und Geistern ein wirres Durcheinander.

4. Die Religion der europäischen Finnen

Wir reihen hier auch die Religion der europäischen Finnen an, welche mit den in diesem Abschnitt genannten Völkern sich mehr vermischt haben als ihre Stammverwandten in Asien, und bei ihrer Christianisierung gegen Ende des 12. Jahrhunderts schon eine ausgebildete Nationalreligion hatten. Davon zeugt das Epos Kâlewâla (Land des Kâlewa, des Haupthelden), das 1852 von Schiefer, 1898 von Comparetti ins Deutsche übersetzt wurde. Wir können dasselbe allerdings so wenig als die Edda für die germanische, als eine zuverlässige Darstellung der finnischen Volksreligion betrachten, aber einen Einblick in die religiöse Entwicklung dieses Volkes gewährt es immerhin. Auch hier finden wir das Bewußtsein von einem höchsten Gott, der den Himmel inne hat, Jumala, bei den Lappen Jubmal, bei den Esthen Jummal genannt. Daneben beobachten wir eine phantastische Belebung der Natur durch Geister und den Glauben, daß zwi-

schen den Lebenden und den Abgeschiedenen ein Verkehr möglich ist, der freilich mehr schädlich als wohltuend wirkt. Den Verkehr mit der Geisterwelt vermitteln die Zauberkundigen, die Magie ist dabei mächtig, ohne daß das ethische Moment in der Regel fehlt.[1]

Je mehr Jumala abstrakt und appellativisch für Gott überhaupt gebraucht wurde, desto mehr wurde der Name Ukko (= Großvater), der Blitz und Donner handhabt und Patriarch der Götter ist, in den Vordergrund gerückt. An ihn wird Kâlewâla II, 317—330 eine Bitte um Regen gerichtet:

Ukko, du, o Gott dort oben,
Du, o Vater in dem Himmel,
Der du in den Wolken waltest
Und die Wölklein alle lenkest,
Halte Rat du in der Wolke,
Guten Rat du in den Lüften!
Schick aus Osten eine Wolke,
Laß aus Nordost sie erscheinen!
Sende andre her aus Westen,
Schneller welche aus dem Süden,
Sende Regen von dem Himmel,
Laß die Wolken Honig träufeln,
Daß die Saaten munter rauschen.

Der Regenbogen ist Ukkos Bogen. Sein Flammenschwert wirkt befreiend gegen böse Zaubergeister, welche Unheil und Krankheit bewirken. Da er der mächtige Gott ist, ruft man ihn bei allerlei Unternehmungen an. Ukko hat sein weibliches Gegenbild in Akka, der „alten Mutter". Wie die griechische Hera liebt sie den Widerspruch gegen ihren Gemahl und läßt Regenschauer kommen, während die Sonne scheint.

Auch die Erde wird verehrt als die Mutter alles Daseins, besonders der Vegetation:

Alte, die du unten weilest, Erdenmutter, Erdenwirtin,
Bring den Rasen du zum Treiben, bring die Erde du zum Wachsen!
Nimmer fehlt's an Kraft der Erde, nie, so lang die Zeiten dauern,
Wenn die Geberinnen Gnade, Huld der Schöpfung Tochter leihen.
Steig, o Erde, auf vom Schlafe, von dem Schlummer, Flur des Schöpfers,
Laß die Halme dicker werden, höher du die Stengel wachsen,

Tausendfach die Ähren steigen, hundertfach die Äste schießen
Durch mein Ackern, durch mein Säen, durch die Mühe, die ich habe.
(Kalew. II, 301—316).

Die Wassergottheiten Ahti und seine Gemahlin Wellamo werden besonders für Fischfang und Seefahrten angerufen.

Der Beherrscher der Unterwelt ist Tuoni und seine Gattin Tuonen Akka, ein altes Weib mit hakenförmigen Fingern und verzerrtem Kinn. Mit ihrem Sohn Tuonen poika bewachen sie die Toten aufs strengste. Nach der Unterwelt (Tuonela) tauchen die Schamanen hinab, um verborgene Dinge zu vernehmen. Ihre Gewalt ist auch im Kâlewâla noch groß.[2]

Dritter Teil

Die Universalreligionen

Übersicht

Obwohl in den verschiedenen Religionen der Einfluß führender Persönlichkeiten nicht zu verkennen ist, so sind es doch nur fünf große Religionsstifter, Buddha, Zarathustra, Jesus, Mani und Mohammed, von welchen der Anstoß zur Gründung von Religionen ausging, die von Anfang an die Kraft und Tendenz in sich bargen, sich über die ganze Welt hin auszubreiten. Wir können sie als Stifterreligionen oder auch als Welt- und Universalreligionen bezeichnen, dürfen jedoch dabei nicht vergessen, daß heute, wo der Weltverkehr die ganze Menschheit verbindet und die Welt sehr klein geworden ist, unzählige Sekten und Geheimlehren denselben Anspruch erheben und ähnliche Ziele verfolgen. Sie alle geben sich der Hoffnung hin, daß ihr Glaube noch in der ganzen Welt ausgebreitet werde. Das Manitum ist untergegangen und die Anhänger Zarathustras leben nur noch in geringer Zahl in Indien. So bleiben noch der Buddhismus, das Christentum und der Islam. Alle drei sind in historischer Zeit aus Nationalreligionen hervorgegangen. Aber mit Symbolik, blutigen Opfern, Priesterstand und staatlichen Schranken haben sie nichts mehr zu tun. Sie streben über die Nationalreligionen hinaus und wollen die Wahrheit ohne Bild und Symbol erfassen. Alle drei gehen aus von einer menschlichen Persönlichkeit, von dem Gedanken: die Menschheit braucht einen persönlichen Erlöser, und dieser Erlöser ist gekommen. Ein Vergleich der beiden Religionsstifter Buddha und Mohammed mit Jesus Christus ist jedoch nur dann möglich, wenn wir den christlichen Erlöser seiner göttlichen Art vollständig berauben und nur die rein menschliche Seite seines Wesens und seiner Lehre berücksichtigen. Und

auch so vermögen weder Buddha noch Mohammed einen Vergleich mit der Einzigartigkeit und Hoheit der Person Jesu auszuhalten. Es ist der christliche Glaube, der hier jeden Vergleich von vornherein ablehnen muß, weil ihm die feste Überzeugung innewohnt, daß das Christentum seinem innersten Wesen nach übergeschichtlicher Natur ist, eine Tat Gottes und nicht der Menschen, daß es von oben her stammt und nicht von unten her und in ihm durch Jesus Christus, den Sohn Gottes, die Wirklichkeit Gottes erschlossen wird. Damit bleibt der Stifter der christlichen Religion jedem Vergleich mit den beiden andern Religionsstiftern entrückt und wird der Absolutheitsanspruch des Christentums postuliert. Doch auch abgesehen von dieser Glaubensüberzeugung erachten wir es nicht für richtig, auf wenigen Seiten eine Darstellung der christlichen Religion zu versuchen, verweisen vielmehr, sowohl was das Judentum als Vorläufer des Christentums, als auch, was die christliche Religion selbst anbelangt, auf die reiche alt- und neutestamentliche Literatur der Christenheit.

Der Islam ist erst nach dem Christentum entstanden, ja er dürfte sogar mit einem gewissen Recht als eine christliche Sekte bezeichnet werden; denn das Wertvollste seiner Lehre geht irgendwie, wenn auch in stark verstümmelter Ausprägung, auf die jüdisch-christliche Offenbarungsreligion zurück. Er hat auch das Gepräge der Nationalreligion am wenigsten überwunden und das Wesen der Erlösung von Sünde und Schuld nur oberflächlich erfaßt. Durch seinen bildlosen Monotheismus stellt er zwar theoretisch eine reinere Religionsform dar als viele andere Religionen, aber mit seinen sittlichen Anforderungen schont er die sinnliche Menschennatur so sehr, daß er eben dadurch bei heidnischen Völkern viel leichter Eingang findet, ja ganze Völker gewinnt, als das Christentum, das vollständige Sinnesänderung verlangt. Der Islam ist von seiner Entstehung bis auf den heutigen Tag sich weit mehr gleich geblieben als der Buddhismus, nun aber scheint sich auch in der mohammedanischen Welt eine große Wandlung zu vollziehen. Doch erst eine eingehende Darstellung dieser beiden Religionen kann uns die Grundlage zu

einer eingehenderen Wertung und Würdigung verschaffen. Auch darin hat sich das Urteil der Gelehrten in den letzten zwei Jahrzehnten bedeutend gewandelt.

Erster Abschnitt

Der Buddhismus

1. Die Grundgedanken des Buddhismus und ihr Verhältnis zum Brahmanismus

Vor der Zeit der Entstehung des Buddhismus lag die Lehre der Brahmanen wie ein schwerer Bann auf der indischen Volksseele. Dazu war es eine Zeit, „die alle Zeichen der Ermüdung und Zersetzung trug."[1] Das Joch, das den nach Erlösung Suchenden durch die Forderung jenes sublimen theoretischen Wissens, das verdienstliche Handeln, die asketische Versenkung und die akstatische Entrückung auferlegt wurde, war vielen zu hart und die Aussicht auf Erreichung ihres Zieles zum mindesten fraglich. Da gingen denkende Persönlichkeiten in ihrer Freiheit eigene Wege, fanden Anhänger und gründeten Sekten, die mehr oder weniger mit den Anschauungen der Brahmanenkaste im Widerspruch standen. Die bedeutendsten waren die Dschainas und der Buddhismus; neben ihnen gab es noch viele andere. Die Lehre des Buddha blieb nur erhalten, weil sie in viel tieferem Sinne als alle anderen philosophisch-theologischen Schulen eine religiös-sittliche Umwandlung des Menschen forderte. Der Gegensatz Buddhas zum Brahmanismus bedeutete keine Feindschaft gegen die Brahmanen, wohl aber einen radikalen Bruch mit den im Brahmanismus geltenden Anschauungen über die Erlösung, also in religiöser Hinsicht. Damit, daß Buddha den Kastenzwang der Brahmanen, das Opferwesen und den Gesetzesdienst verwarf, setzte er sich über alles hinweg, was dem altindischen Leben heilig war. Ganz anders jedoch verhielt es sich in philosophischer Hinsicht. Die Gedanken in den Upanischaden, aus welchen dann später die Vedantaphilosophie hervorging, die Fachausdrücke und Art der Beweisführung im Sânkhya und die Yogapraxis bil-

deten die Grundlage auch des Buddhismus. Ebenso wurde die buddhistische Mystik ganz aus dem Brahmanismus übernommen; denn schon damals gab es in brahmanischen Zirkeln eine mystische Versenkung. Vor allem aber hat Buddha die *pessimistische Weltanschauung* und Grundstimmung des Brahmanismus vertieft und den *Lehrsatz vom Leiden* zur Grundlage seiner Erlösungslehre gemacht. Seine Theorie führt noch über den Theopanismus und Akosmismus hinaus, indem alles geleugnet wird, Gott, Seele und Materie und also nichts mehr übrig bleibt. Das Nirwana ist ein ganz negatives Ziel, im Unterschied vom Brahmanismus, wo wir das Aufgehen der Einzelseele in der Allseele noch als positives Ziel bewerten können. An die Stelle des Theopanismus tritt der Atheismus. Wenn jedoch der klassische Buddhismus die Existenz der Seele leugnet, so schließt das nicht aus, daß der populäre Buddhismus nach wie vor an einer Seele festhält; denn wenngleich die buddhistische Philosophie die brahmanischen Eierschalen der Irrealität alles Sichtbaren, Zeitlichen und Individuellen auch auf die Seele übertragen hat, so betrachten wir den Buddhismus als Volksreligion, und der Volksglaube kann ohne reale Existenz der Seele keine Befriedigung finden. Auch im Vedantismus mußten wir eine esoterische und exoterische Auffassung unterscheiden lernen. Wie sich der Buddhismus im Blick auf das Gesetz des *Karman* und die *Wiedergeburt* von brahmanischen Anschauungen unterscheidet, werden wir später sehen.

Es klingt uns als eine seltsame, unverständliche Botschaft, daß eine *Religion atheistisch* sein soll und nötigt uns zu einer weiteren Fassung des Begriffes Religion. Aber wir dürfen nicht an den modernen Atheismus und Materialismus denken, der sich etwa auch auf diese orientalische Religion berufen möchte. Der Buddhismus *leugnet keineswegs die unsichtbare Welt*. Er nimmt an, daß in derselben höhere Wesen wohnen, und kann daselbst alle indischen Götter unterbringen. Aber sie können dem Menschen nicht helfen; sie haben keine Gewalt über diese Welt und sind selbst dem Kreislauf der Geburten unterworfen. Die Wiedergeburt bedeutet im Buddhismus nicht eine Rückkehr des Toten ins

irdische Leben, nur die moralischen Eigenschaften, die Tatensumme des vergangenen Daseins findet eine neue Verkörperung nach einem unabänderlichen Gesetz von Ursache und Wirkung. Nur in diesem Zusammenhang glaubt der Buddhismus, daß der Mensch für seine Taten nicht bloß in diesem, sondern auch in einem andern Leben noch belohnt oder bestraft werde; aber es ist kein persönlicher Gott, der alles lenkt, sondern eine abstrakte Weltordnung. Konsequenterweise müßte, da ja das Individuum zu existieren aufhört, jede persönliche Verantwortung wegfallen, und doch bleibt es auch im Buddhismus dem Menschen auf das Gewissen gelegt, daß er für seine Seele sorgen müsse. Das höchste Ziel aber ist im ursprünglichen Buddhismus nicht eine positive Seligkeit, sondern das Nirwana (Nirvâna), das Verwehen, das Erlöschen des Lichts, von welchem wir noch sprechen werden.

Auch Buddha lehrte die Erlösung, indem er den Weg der Selbstbefreiung aufzeigte. Die brahmanischen Mittel der Selbsterlösung, Opfer, Kasteiung und höheres Wissen, werden verworfen. Nur ein Weg führt zum Ziel, der Weg des Buddha. Weil Buddha diesen Weg zeigte, tritt er selbst als ein persönlicher Erlöser in den Vordergrund. Das ganze Leben ist Leiden. Darum braucht die Menschheit einen Erlöser, und dieser Erlöser ist gekommen in der Person des Buddha. Das war der buddhistische Volksglaube. Aber man kann die Person des Buddha aus seiner Erlösungslehre wegdenken, ohne daß damit dem Buddhismus irgendwie Eintrag geschieht. Erst mit der großen Umgestaltung, welcher sich der klassische Buddhismus durch die Lehre des Mahajâna unterziehen mußte, trat die Gestalt des Buddha als Erscheinung des Göttlichen in den Mittelpunkt der Lehre von der Welterlösung.

Nun erst verstehen wir, wie der Buddhismus trotz seines Atheismus eine Religion werden konnte, nicht nur eine indische Philosophie. Allerdings hat Buddha nur den Pfad gezeigt, auf welchem jeder Mensch gehen kann, ja der für alle Wesen gelten soll. Damit war zum erstenmal in der Ge-

schichte eine Weltreligion entstanden und waren die nationalen Schranken der brahmanisch-indischen Volksreligion durchbrochen. Auch die Kaste fiel dahin. Aber eine andere Schranke wurde vorerst aufgerichtet. Auch Buddhas Religion ist Gesetz und Mystik zugleich. Nur die Mönche, welche dieses Gesetz vollständig halten und die mystische Versenkung erstreben, bilden die eigentliche Gemeinde und kommen zum Nirwana. Aber jeder Laie bekennt: Ich nehme meine Zuflucht zum Buddha, ich nehme meine Zuflucht zum Dharma (der buddhistischen Lehre), ich nehme meine Zuflucht zum Samgha (der Versammlung der Mönche). So tritt nun doch wieder die Person des Buddha als Erlöser in den Mittelpunkt und wird Gegenstand der Verehrung bei dem ganzen Volk. Wenn er auch in das Nirwana eingegangen ist: seine Reliquien und seine Bilder sind noch da; ihre Verehrung, das Halten seiner Gebote und die Freigebigkeit gegen die Mönche sichert den Laien wenigstens zu, daß sie in der nächsten Geburt zum heiligen Mönchsstand gelangen. Dieser buddhistische Volksglaube steht jedoch im Gegensatz zur Lehre des Buddha.

Wenn in China und Japan der Buddhismus besonders durch seine Aussicht auf ein Leben nach dem Tod Eingang gefunden hat, so kann uns das verwundern im Blick auf den negativen Charakter seiner Erlösung. Allein diese Religion hat, wie bereits erwähnt, starke Wandlungen durchgemacht und nachdem der nördliche Buddhismus sich vom südlichen getrennt hatte, traten unüberbrückbare Gegensätze hervor. Der südliche Buddhismus, dessen heilige Schriften in der Pâli-Sprache, vielleicht der Volkssprache zu Buddhas und Asôkas Zeit oder einer vom Volksdialekt von Magadha abgeleiteten Schriftsprache, verfaßt und auf Ceylon, in Barma und Siam aufbewahrt sind, führt uns näher zu den Lebzeiten des Buddha. Man nimmt an, daß die ältesten Pâlischriften ungefähr 100 Jahre nach Buddhas Tod verfaßt seien. Andere bezeichnen das erste vorchristliche Jahrhundert als die Zeit der schriftlichen Fixierung des buddhistischen Kanons auf Ceylon. Seit dem sogenannten zweiten Konzil zu

Waishali (Vaiṣâlî), etwa 100 Jahre nach Buddhas Tod, trennte sich die „große Gemeinde“ von den Strenggesinnten und trat in Gegensatz zu den „Alten“, und es entstand mit der Zeit, indem sich die Liberalen von den Orthodoxen trennten, die nördliche Schule, deren Schriften in Sanskrit, einige auch in einer Mischung von Sanskrit und Mittelindisch, dem Gatha-Dialekt, verfaßt und zum Teil in die Volkssprachen übersetzt wurden. Dieser nördliche Buddhismus hat eine viel größere Ausdehnung gewonnen. Er hat in Nepal, Tibet, Mongolei, China mit Tonkin, Mandschurei Korea und Japan, mit brahmanistischen Ideen und altindischen Anschauungen späterhin stark vermischt, die alte Volksreligion entweder ganz verdrängt oder doch wesentlich beeinflußt. Er hat in Tibet eine eigentümliche Hierarchie geschaffen. Wir dürfen daher die Darstellung des Buddhismus nicht auf den südlichen beschränken; es wäre das eine Einseitigkeit, wie wenn man in einer christlichen Kirchengeschichte nur die Geschichte des Urchristentums und der griechischen Kirche behandelte.

Wie das Christentum, so ist auch der Buddhismus aus seinem Heimatland vertrieben worden. Doch hat er in Indien einen bleibenden und mächtigen Einschlag im religiösen und sittlichen Denken und Leben des Volkes hinterlassen, der noch heute spürbar ist. Man muß es ihm zum Ruhm nachsagen, daß er niemals mit dem Schwerte ausgebreitet wurde. Aber überall da, wo das Mönchtum die Herrschaft völlig gewann, hat er die Tatkraft der Völker gelähmt. Der Aberglaube wurde nicht unterdrückt, sondern gefördert. Der religiöse Mechanismus ist auf die höchste Spitze getrieben in den Gebetsmühlen der Tibetaner und Mongolen.

Den Buddhismus mit dem Christentum zu vergleichen ist unmöglich; er bildet einen schroffen Gegensatz. Im Christentum der Glaube an einen persönlichen Gott und Schöpfer, im Buddhismus völlige Leugnung der Existenz Gottes, da der Gottesgedanke ebenso ein Trugbild der Seele bildet wie das eigene Ich oder die Seele selbst. Jesus Christus steht als der Erlöser im Mittelpunkt der christlichen Lehre, der Kernpunkt

des klassischen Buddhismus ist die abstrakte Wahrheit vom Leiden und die Erlösung vom Leiden. Dort winkt ein positives Ziel der Erlösung, hier ein mehr negatives, dort die Unsterblichkeit der Seele, hier das Erlöschen, dort die Vollendung der Persönlichkeit, der Menschheit, hier die absolute, völlige Vernichtung, dort die Erlösung durch Gnade, hier die ausgesprochene Selbsterlösung, dort die Bejahung der Welt, hier die radikale Verneinung. So könnten wir weiterfahren; denn auch die ethischen Grundsätze sind nicht die gleichen.

2. *Das Leben des Stifters*

So wie es wirklich war, einfach und schlicht, historisch treu, vermögen wir es nicht mehr darzustellen und eine willkürliche Konstruktion hätte wenig Wert.

Die Quelle für das Leben des Buddha, welche in Europa zuerst bekannt wurde, der Lalita Vistara, gehört dem nördlichen Buddhismus und einer späteren Zeit an und enthält eine solche Menge von phantastischen Wundern, daß die apokryphischen Evangelien daneben noch maßvoll erscheinen können. Der moderne Sport, in jeder heroischen Gestalt einen Sonnengott zu wittern, ist in bezug auf die Person des Buddha hauptsächlich von dem Niederländer Kern und von dem Franzosen Senart[2] betrieben, aber von Oldenberg gründlich widerlegt worden, nachdem in den Pâli-Texten von Ceylon ältere Quellen entdeckt wurden, die immerhin des Phantastischen noch viel enthalten, aber der geschichtlichen Wahrscheinlichkeit näher kommen.

Die Zeit, in welcher der Stifter des Buddhismus lebte, läßt sich annähernd auf die Jahre 560—480 v. Chr. berechnen, da er 80 Jahre alt geworden und 100 Jahre vor dem Konzil von Waisâli (um 380 v. Chr.) gestorben sein soll. Er stammte aus einer nicht mehr bestehenden Stadt Kapilawastu in der heutigen Landschaft Audh in Hindostan. Daß sein Vater Suddhôdana König gewesen sei, wird von Oldenberg bestritten, da es in den Pâli-Texten nicht ausdrücklich gesagt wird, aber ein reiches, angesehenes Geschlecht aus der Kriegerkaste war jedenfalls das Geschlecht der Sâkja, aus wel-

chem er stammte, und nach welchem er namentlich in den poetischen Stücken Sâkjamuni, d.h. der Einsiedler aus dem Geschlecht der Sâkja, genannt wurde. Sein Personenname war Siddhârta (Pâli: Siddhatta). Den Namen Gotama oder Gautama führte auch die Familie nach einem alten Rischi, von dem sie ihre Abstammung herleitete. Seine Mutter Mâjâ starb sieben Tage nach der Geburt, und er wurde von deren Schwester Mahapradschâpati erzogen, die ebenfalls Gemahlin seines Vaters Suddhôdana war.

Hören wir die buddhistischen Schriften über seine Geburt, so setzen auch die ältesten Pâli-Schriften das ganze, später zu besprechende System voraus, wonach der Buddha aus dem Geschlecht der Sâkja nur der religiöse Genius seiner Zeit ist. Das gute Gesetz, welches er zu verkündigen hat, bleibt immer dasselbe, aber es geht nach Jahrtausenden der Menschheit verloren. Darum muß nach Jahrtausenden immer wieder ein neuer Buddha erscheinen als der Erlöser der Menschen. Er kommt vom Tuschita-Himmel herab, wo die Kandidaten der Buddhawürde (Bodhisattwas) vor ihrer letzten Geburt wohnen. Er hätte nicht nötig gehabt, noch einmal eine Seelenwanderung durchzumachen, aber um der leidenden Menschheit willen tut er es. So ist ein Bodhisattwa als fünffarbiger Lichtstrahl in den Mutterleib der Maja eingegangen. Vier Göttersöhne halten Wache, um den Bodhisatwa und seine Mutter auf allen Seiten zu beschützen. In der Welt der Götter und Menschen, in der Welt Mâras, in der Welt Brahmâs, unter dem Geschlecht der Asketen und Brahmanen wurde ein unermeßlich großer Glanz sichtbar, der noch die überirdische Macht der Götter überstieg, als der Bodhisattwa den Tuschita-Himmel verließ und in den Schoß seiner Mutter einging. Die Mutter war von Natur tugendhaft, sie fand keinen Gefallen an Tötung, sie fand keinen Gefallen an Nichtalmosengeben, sie fand keinen Gefallen an Unzucht, sie fand keinen Gefallen an Lügen, sie fand keinen Gefallen an Branntwein, Wein und Spirituosen, den Ursachen der Nachlässigkeit im Guten. Sie wurde nicht krank, ihr Körper war nicht matt und sie sah den Bodhisattwa, wie er in ihrem Leib lag, mit seinen großen und kleinen Gliedern, wie wenn ein Edelstein

wertvoll, glänzend, edel, achteckig, wohlgereinigt ist, und in ihm ist ein Faden eingeschlossen. Nachdem sie ihn zehn Monate in ihrem Schoße getragen, gebar sie ihn in dem Lustgarten Lumbini, an den Zweigen eines Salabaumes sich haltend. Vier Göttersöhne nahmen ihn in Empfang, stellten ihn vor seiner Mutter hin und sprachen: „sei gesegnet, Herrin; ein hochmächtiger Sohn ist dir geboren." Es erschienen zwei Regenwolken in der Luft, die eine mit kaltem Wasser, die andere mit warmem und damit erfüllten sie ihre Pflicht am Bodhisattwa und seiner Mutter.[3] Die Erde erbebt, ein wunderbares Licht verbreitet sich ringsum. Das Kind ist lieblich wie die Lotusblume, mit den 32 Merkmalen der vollkommenen Schönheit begabt, glänzend wie der Mond. Die Götter bringen für dasselbe ein kostbares Gewand, die neun Könige der Schlangengötter baden es. Das Kind macht nach jeder Himmelsgegend sieben Schritte, auf jedem Schritt wächst neben seinen Füßen eine Lotusblume. Es ruft aus: „in aller Welt bin ich der Edelste der Welt; dies ist meine letzte Geburt; es gibt für mich keine Wiedergeburt mehr."[4] Die Astrologen haben erklärt, wenn ein Kind mit den 32 Merkmalen der Vollkommenheit in der weltlichen Laufbahn bleibe, werde es ein Weltherrscher (Tschakravartin), betrete es aber die geistliche Laufbahn, so werde es ein Vollendeter (Tathâgata, das Wort, welches Buddha in den Sutras von sich selbst gebraucht). Der Waldeinsiedler Asita vom Himalaya aber erklärt, dieses Kind werde kein Weltherrscher, denn er habe die Freude der Götter über seine Geburt gehört und von ihnen seine künftige Bestimmung vernommen, und gibt weitere 80 Zeichen an seinem Leib dafür an, daß es zum Buddha bestimmt sei. Asita selbst weint darüber, daß er die Lehrtätigkeit des Buddha nicht erleben dürfe.

Wir übergehen die Sagen über Buddhas Jugend, wie er nicht nur im Lernen staunenswerte Fortschritte macht, sondern auch im Bogenschießen es allen zuvortut, und seine Frau Gôpa oder Jaschôdhara im Kampfspiel gewinnt. Mit echt indischer Maßlosigkeit werden ihm auch noch 84000 oder gar 100000 Kebsweiber zugeteilt. Daß er verheiratet gewesen, ist sicher historisch, denn sein Sohn Râhula findet

sich später unter seinen Jüngern, und nach buddhistischer Lehre sollte eigentlich einer, der ins Nirwâna kommen will, niemals verheiratet gewesen sein.

Nachdem er so herrlich und in Freuden gelebt hat, erwacht in ihm der Gedanke: „ein unwissender Alltagsmensch, ob er gleich selbst dem Altern unterworfen und von des Alters Macht nicht frei ist, fühlt Abscheu, Widerwillen und Ekel, wenn er einen andern im Alter sieht. Der Abscheu, den er da fühlt, kehrt sich gegen ihn selbst. Auch ich bin dem Altern unterworfen und von des Alters Macht nicht frei. Sollte auch ich, der ich dem Altern unterworfen und von des Alters Macht nicht frei bin, Abscheu, Widerwillen und Ekel fühlen, wenn ich einen andern im Alter sehe? Das käme mir nicht zu. Indem ich, ihr Jünger, also bei mir dachte, ging in mir aller Jugendmut, der der Jugend innewohnt, unter." — Dann folgt dieselbe Gedankenreihe mit denselben Worten in bezug auf Krankheit und Tod, und die Stelle schließt mit den Worten: „Indem ich, ihr Jünger, also bei mir selbst dachte, ging in mir aller Lebensmut, der dem Leben innewohnt, unter" (Angutara Nikâja I, p. 145 f., Oldenberg, a. a. O. S. 112). — Nach den späteren Darstellungen war er in seinem Palast mit dem menschlichen Elend gar nicht bekannt geworden, bis er bei einer Ausfahrt einen Greis, einen Kranken und einen Leichnam sah, aber auch einen Asketen, einen Bettler (Schramana, Pâli: Samana), der den tiefsten Eindruck auf ihn machte. So entschloß er sich in seinem 29. Lebensjahr heimlich seinen Palast zu verlassen, in die Einsamkeit zu gehen und die Ursachen dieser Übel zu erforschen, um sie zu heilen.

Nun folgen Jahre des Suchens, bis er zur richtigen Erkenntnis kommt. Er geht zunächst zu zwei geistlichen Lehrern, welche unter lange fortgesetzter Beobachtung gewisser Körperhaltungen den Geist allen bestimmten Inhalts, jeder Vorstellung und Vorstellungslosigkeit entwöhnen und so die höchste Ruhe finden wollen. Aber unbefriedigt von dem Ergebnis verläßt er diese Stätte und zieht im Magadhalande umher, bis er nach U r u w ê l a kommt. In den dortigen Wäldern lebt er in strengster Kasteiung, die Zunge gegen den Gaumen gedrückt, mit Gewalt die Gedanken festhaltend, fest-

pressend, festquälend. Er hält den Atem an, er enthält sich der Nahrung, aber die Erleuchtung kommt nicht, während sein Leib von der selbstgeschaffenen Pein ermattet und entstellt ist. So nimmt er wieder Nahrung zu sich. Die Gefährten seiner Kasteiung verlassen ihn und betrachten ihn als einen Abgefallenen. Er geht weiter nach Gaya und setzt sich dort unter einen Pippalabaum (ficus religiosa). Vergebens bietet der Versucher Mara alles auf, um ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Er bittet ihn, wenn er den Weg der Erlösung erkannt habe, solle er ihn doch allein gehen und nicht andere belehren. Maras Töchter verwandeln sich in Jungfrauen und junge Frauen und suchen ihn zu verführen. In einer Nacht geht ihm das Licht auf. Er überschaut mit einem Blick seine eigenen früheren Geburten, alle Wesen, alle Welten in allen Zeiten, er erkennt die Verkettung aller Ursachen und Wirkungen, also auch die Ursachen aller Übel und die Möglichkeit der Heilung. Dieses Wissen wird bôdhi oder sambôdhi genannt, und er ist nun Buddha (der Erleuchtete) geworden. Nun ist seine Seele erlöst von der Begier, von der Sünde des irdischen Wesens, von der Sünde des Nichtwissens. Vernichtet ist die Wiedergeburt, erfüllt der heilige Wandel, getan die Pflicht. Er erkennt, daß er nicht mehr zu dieser Welt zurückkehren muß.

Also nicht Glauben, sondern Wissen ist das Charakteristische des Buddhismus. Nicht durch Berührung mit einem unsichtbaren Gott, sondern ganz aus sich selbst kommt Buddha zu der vollkommenen Erkenntnis. Wie soll daraus eine neue Religion entstehen? — Buddha wäre auch nur das Haupt einer neuen indischen Philosophie geworden, wenn er dabei stehen geblieben wäre. Aber der Glaube an seine Person und den von ihm eingeschlagenen Weg sollte größere Kreise ergreifen. Wer den Weg zur Erlösung von allen Leiden dieser Zeit in einer für alle gangbaren Weise zeigen kann, der ist eine hochverehrte Person.

Die ersten sieben Tage weilt Buddha, in Meditation versunken, unter dem heiligen Baume selbst. In der Nacht nach dem siebenten Tage läßt er an seinem Geist die Verkettungen von Ursachen und Wirkungen vorübergehen, aus denen das

Leiden des Daseins entspringt: „Aus dem Nichtwissen entstehen die Gestaltungen; aus den Gestaltungen entsteht das Erkennen" — und so durch eine lange Reihe von Mittelgliedern hindurch: „aus der Begierde kommt das Haften (an der Existenz), aus dem Haften das Werden, aus dem Werden Geburt; aus der Geburt entsteht Alter und Tod, Schmerz und Klagen, Leid, Kümmernis und Verzweiflung." Wird aber das Nichtwissen vernichtet, so fällt alles, was aus demselben entspringt, zusammen und wird alles Leid überwunden. „Solches erkennend, sprach der Erhabene zu jener Zeit diesen Spruch:

„Wenn sich enthüllt ewiger Ordnung Walten
Dem Sinnen, dem glühenden, des Brahmanen,
Dann muß zurück jeglicher Zweifel weichen,
Wenn ihm kund wird alles Geschehens Ursprung."
(Oldenberg, a. a. O. S. 126.)

Dreimal sieben Tage noch verweilt Buddha an verschiedenen Stätten in der Nähe des Baumes der Erkenntnis, die Seligkeit der Erlösung genießend. Dann begegnet er einem Brahmanen, der ihm, dem Kschatrijasohn, das Recht streitig macht, sich einen Brahmanen zu nennen. Er aber spricht: „der ist ein wahrer Brahmane, der alles Böse aus sich verbannt hat, der nichts von Zorn und nichts von Unreinheit weiß, ein Selbstbezwinger."

Auch das Toben der Elemente kann den Buddha nicht bezwingen: Regengüsse strömen sieben Tage lang herab, Kälte, Stürme und Finsternis umgibt ihn. Der Schlangenkönig Mutschalinda kommt aus seinem verborgenen Reich hervor und umschlingt Buddhas Leib siebenfach, aber er tötet ihn nicht, sondern schützt ihn vor dem Unwetter, und nachdem der Himmel wieder heiter geworden ist, löst er sich von seinem Leibe, nimmt die Gestalt eines Jünglings an und betet den Buddha an.

Zwei Kaufleute, die vorbeikommen, werden von einer Gottheit auf den Heiligen aufmerksam gemacht und aufgefordert, ihn zu speisen. Das ist die erste Nahrung, welche er nach seiner Erleuchtung genießt, und diese Kaufleute sind die ersten Repräsentanten der Laien, welche ihre Zuflucht bei ihm und seiner Lehre nehmen.

Das Rad der Lehre

Der Brahma Sahampati, der höchste Gott, kommt vom Himmel herab, neigt sich vor Buddha und fordert ihn auf, seine Lehre den Menschen zu predigen:

„Im Magadhalande erhob sich vordem
Unreines Wesen, sündiger Menschen Lehre.
Eröffne du, Weiser, das Tor der Ewigkeit,
Laß hören, was, Sündloser, du erkannt hast.
Wer droben steht hoch auf des Berges Felsenhaupt,
Des Auge schaut weit über alles Volk hin.
So steig' auch du, Weiser, empor, wo droben
Weit übers Land ragen der Wahrheit Zinnen,
Und dann schau' hinab, Leidloser, auf die Menschheit,
Die leidende, welche Geburt und Alter quält.
Wohlauf, wohlauf, streitbarer Held, an Siegen reich,
Zieh' durch die Welt, sündloser Wegeskundiger!
Erhebe deine Stimme, Herr, viele werden dein Wort verstehen."

(Oldenberg, a. a. O. S. 132 f.)

Nun „dreht er das Rad der Lehre" im Gazellenhain bei Benares, wo er die fünf Mönche trifft, welche an ihm irre geworden sind, da er seine Selbstpeinigungen aufgab. Obgleich sie mißtrauisch gegen ihn waren, nehmen sie ihn doch freundlich auf. Er widerlegt ihre Ansicht, als ob er im Überfluß lebte, und erklärt ihnen: „Der Vollendete, ihr Mönche, ist der heilige, höchste Buddha. Tut euer Ohr auf, ihr Mönche! Die Erlösung vom Tod ist gefunden; ich unterweise euch, ich predige die Lehre." Er verkündigt ihnen die vier heiligen Wahrheiten, in welchen der Buddhismus in einer für jedermann verständlichen Weise zusammengefaßt ist:

1. Die Wahrheit vom Leiden: Geburt ist Leiden, Alter ist Leiden, Krankheit ist Leiden, Tod ist Leiden, mit Unlieben vereint sein ist Leiden, von Lieben getrennt sein ist Leiden, nicht erlangen, was man begehrt, ist Leiden, kurz, das fünffache Haften am Irdischen ist Leiden (das Haften an den fünf Elementen, aus welchen das leiblich-geistige Dasein des Menschen besteht: Körperlichkeit, Empfindungen, Vorstellungen, Gestaltungen und Erkennen).

2. Die heilige Wahrheit von der Entstehung des Leidens: Es ist der Durst (nach Sein), der von Wiedergeburt zu Wiedergeburt führt, samt Lust und Begier, der hier und dort

seine Lust findet: der Durst nach Lüsten, der Durst nach Werden, der Durst nach Macht.

3. Die heilige Wahrheit von der Aufhebung des Leidens: Die Aufhebung dieses Durstes durch gänzliche Vernichtung des Begehrens, ihn fahren lassen, sich seiner entäußern, sich von ihm lösen, ihm keine Stätte gewähren.

4. Die heilige Wahrheit von dem Wege zur Aufhebung des Leidens. Es ist der heilige, achtteilige Pfad: rechtes Glauben, rechtes Entschließen, rechtes Wort, rechte Tat, rechtes Leben, rechtes Streben, rechtes Gedenken, rechtes Sichversenken.

Die Erde erbebt und verkündigt damit durch alle Götterwelten, daß zu Benares der Heilige das Rad der Lehre gedreht hat. Die fünf Mönche bekehren sich und empfangen die Weihe, um in Heiligkeit zu wandeln und allem Leiden ein Ende zu machen. Die Zahl der Jünger wächst durch die folgenden Predigten, in welchen dieselben Gedanken immer wiederkehren. Brahmanen werden durch Wunder von seiner Hoheit überzeugt. Als im Magadhalande viele edle Jünglinge ihm zufielen, murrte das Volk: „Der Asket Gotama ist gekommen Kinderlosigkeit zu bringen, Witwentum zu bringen, Untergang der Geschlechter zu bringen. Jetzt hat er die 1000 Eremiten zu seinen Jüngern gemacht, und er hat die 250 Bettelmönche des Sandschaja zu seinen Jüngern gemacht, und hier diese vielen angesehenen, edlen Jünglinge aus dem Magadhalande wenden sich dem Asketen Gotama zu, in Heiligkeit zu leben.“ [5]

Buddha aber tröstet seine Jünger: der Lärm werde nicht lange währen, und sie sollen den Leuten den Spruch entgegenhalten:

> Die Helden, die Vollendeten bekehren durch ihr wahres Wort.
> Wer will schmähen den Erleuchteten, der durch der Wahrheit [Macht bekehrt?

Die Bekehrungsgeschichten sind einander sehr ähnlich, auch Buddhas Jünger sehen einander so gleich, daß man keine scharfgezeichneten Individualitäten unterscheiden kann. „Indien ist das Land der Typen, nicht der mit ihrem eigenen Stempel geprägten Individualität. Leben entsteht und ver-

geht dort, wie die Pflanze blüht und verwelkt, unter dem dumpfen Zwange von Naturkräften, und Naturkräfte können nichts als typische Gestaltungen erzeugen. So ruht auf allen Gebilden der indischen Epik trotz ihrer Farbenpracht jener seltsam starre Zug, der uns die Menschen wie Schatten erscheinen läßt, welchen der Trunk von dem belebenden Blute verwehrt ward. — Müssen wir nicht glauben, daß dieses selbe Gesetz auch die Anfänge des buddhistischen Wesens beherrscht hat? Die großen Jünger, die den Meister umgaben, Sariputta und Moggallâna, Upâli und Ananda, sehen einander in den alten Erzählungen vollkommen gleich, und ihr Bild ist wieder nichts anderes als das ununterscheidbar ähnliche, nur verkleinerte Abbild Buddhas selbst".[6]

Die Lehrweise Buddhas unterscheidet sich von der Lehrweise Jesu auch nach den ältesten Quellen durch die indische Neigung zur Abstraktion, zur Klassifizierung und Schematisierung, so daß Dialog und Gleichnis, Fabel und sententiöser Spruch mehr als ein Zufälliges oder eine Randverzierung in den scholastischen Lehrreden erscheint.[7]

Auch in der Darstellung der Menschenliebe, durch welche Buddha gewiß sich ausgezeichnet hat, ist zwischen ihm und Jesu ein großer Unterschied, den Oldenberg trefflich darstellt: „Wo wir die christlichen Evangelien aufschlagen, finden wir überall die zartesten und tiefsten Züge des Wirkens Jesu, das sorgend, tröstend, heilend, aufbauend von Person zu Person dringt. Wie anders das Bild, das uns die buddhistische Gemeinde von dem Wirken ihres Meisters aufbewahrt hat, wie unendlich arm an jedem Zuge, der die Geheimnisse des persönlichen Lebens berührt! Das lebendig Menschliche verschwindet hinter dem Schema, der Formel; niemand, der Leidende und Traurige sucht und tröstet; das Leiden der ganzen Welt ist es allein, von dem wir immer und immer wieder hören."[8]

Unter den Gegnern des Buddha waren außer den Brahmanen auch die Dschaina-Mönche, deren Haupt Nataputta sein Zeitgenosse war. Sie taten sich viel zu gut auf ihre maßlosen Selbstpeinigungen und verspotteten die Buddhisten mit dem Vers:

„Des Nachts auf warmem Lager ruhn,
Einen braven Trunk des Morgens tun,
Zu Mittag speisen, zur Nacht dann trinken,
Zuckerwerk essend in Schlummer sinken, —
Zum Schluß ist dann die Erlösung gewonnen:
So hat sich's der Sakjasohn ersonnen."

(a. a. O. S. 190.)

Wie ist es nun gekommen, daß Buddha nicht nur eine neue indische Philosophen- und Asketenschule, sondern eine neue Religion gegründet hat? — Es muß doch in seiner Predigt etwas gelegen sein, das größere Volksmassen anzog. Wir können auf die allgemeine Menschenliebe hinweisen, die er geübt und wobei er die indischen Kastenvorurteile durchbrochen hat, wenn auch seine Stellung zum Kastensystem nicht so frei gewesen ist, wie man es manchmal dargestellt hat. Man kann an die schönen Sprüche erinnern, von welchen wir aus dem Dhammapada und aus dem Sutra der 42 Sätze einige mitteilen werden. Das Maßhalten in den asketischen Übungen ist als ein Vorzug zu betrachten. Wir werden aber auch annehmen müssen, daß er für die Phantasie seiner Zuhörer etwas geboten hat. Manche halten die Kosmographie des Buddhismus, welche wir noch besprechen werden, nicht als etwas original Buddhistisches. Sie gründet sich freilich auf die allgemeine indische Weltanschauung und ist im späteren Brahmanismus weiter ausgeführt worden. Allein in den Weda-Liedern findet sie sich noch nicht, und Buddha mußte doch, um sein Verhältnis zu den indischen Göttern darzustellen, die übereinander sich erhebenden Himmelsregionen ausmalen. Wenn er unter dem Bohdibaum alle Welten durchschaut und den ganzen Gang der Seelenwanderung überschaut hat, so hat er sicherlich auch in seinen Predigten Blicke in diese Welten eröffnet und dadurch seine Zuhörer angezogen. Es liegt kein historisches Hindernis vor, daß wir die buddhistische Kosmographie mit ihren vielen Welten und Stockwerken nicht als etwas original Buddhistisches betrachten dürften. Es sind eine Reihe von Zeugnissen dafür vorhanden, daß Buddha selbst den in seine Religionsgemeinschaft eintretenden Laien Belehrung über den Himmel erteilt hat.

Über das Lebensende des Buddha gibt das Mahâparinibbhâna Sutta einen ausführlichen Bericht. Wie er sein Ende herannahen sieht, und die Jünger ihn bitten, er möchte über die Gemeinde der Jünger seinen Willen verkündigen, antwortet er: „Was begehrt die Gemeinde der Jünger noch von mir, Ananda? Ich habe die Lehre verkündet, Ananda, und habe keinen Unterschied gemacht zwischen drinnen und draußen; kein vergeßlicher Lehrer der Wahrheit, Ananda, ist der Vollendete gewesen. Wer da meint, Ananda: ich will über die Gemeinde herrschen, oder mir möge die Gemeinde untertan sein, der mag, o Ananda, seinen Willen über die Gemeinde verkünden. Der Vollendete aber, Ananda, meint nicht: ich will über die Gemeinde herrschen, oder mir möge die Gemeinde untertan sein. Ich bin jetzt hinfällig, Ananda, ich bin alt, ich bin ein Greis, der seinen Weg gemacht und das Alter erreicht hat; 80 Jahre bin ich alt. — Seid ihr, Ananda, eure eigene Leuchte, eure eigene Zuflucht, sucht keine andere Zuflucht! Laßt die Wahrheit eure Leuchte und eure Zuflucht sein."[9] Er spricht in Versen:

„Dem Ende reift mein Dasein zu, nah ist meines Lebens Ziel.
Ich gehe hin, ihr bleibt zurück; der Zuflucht Ort ist mir bereit.
Seid wachsam ohne Unterlaß, wandelt allzeit in Heiligkeit,
Entschlossen stets und stets bereit, bewahrt, Ihr Jünger, euren Geist!
Wer niemals wankt, der Wahrheit und der Vorschrift treu,
Ringt von Geburt und Tod sich los, dringt durch zu alles Leidens Ziel."

a. a. O. p. 61 f.

Krank und müde zieht er noch von einem Ort zum andern. Durch den Genuß von Eberfleich bei einem Goldschmied in Pâwâ namens Cunda bekommt er Dysenterie. Es wird das wohl ein historischer Zug sein, denn seine Nachfolger dürfen ja kein Fleisch genießen. Es wird daher so dargestellt, daß er das Eberfleisch nur für sich, für seine Brüder Reis und Kuchen geben ließ. Seine letzten Worte sind: „Wohlan, ihr Jünger, ich rede zu euch; vergänglich ist alles, was da geworden ist. Ringet ohne Unterlaß!" Dann geht er in die erste Stufe des tiefen Nachdenkens, in die zweite, dritte,

vierte, darauf in den Seelenzustand, wo die Unendlichkeit des Raumes allein gegenwärtig ist, dann in die Unendlichkeit des Denkens, dann in einen Zustand, wo gar nichts gegenwärtig ist. Darauf in ein Mittelding zwischen Bewußtsein und Bewußtlosigkeit, endlich in einen Zustand, wo das Bewußtsein von Eindrücken und Gedanken vollständig verschwunden ist. Nun spricht Ananda zu Anuruddha: „O mein Herr, o Anuruddha, der Heilige ist tot." Dieser erwidert: „Nun, der Heilige ist nicht tot, er ist eingegangen in den Zustand, in welchem Eindrücke und Gedanken entschwunden sind." Der Heilige macht dann den Weg durch diese Zustände wieder rückwärts und noch einmal vorwärts. Dann erst ist er tot.[10] — Diese wunderliche Scholastik findet sich schon in einer der ältesten buddhistischen Schriften. — Die Erde erbebt, da er in das Nirwâna eingeht. Vor den Toren von Kusinâra, wo er gestorben ist, verbrennen die Edelleute seine Leiche mit allen Ehren, die einem weltbeherrschenden König gebühren. Die vom Feuer verschonten Knochenstückchen, welche wie Perlen in der Asche liegen und einen himmlischen Wohlgeruch verbreiten, werden in acht Teile unter die anwesenden Verehrer geteilt und Heiligtümer über denselben errichtet.

3. Die Welt- und Lebensanschauung des klassischen Buddhismus

In seiner Lehrtätigkeit, die 45 Jahre umfaßt, verbindet auch Buddha, wie alle übrigen philosophischen Systeme, Religion und Philosophie; denn beide sind für das indische Denken und Empfinden nicht voneinander zu trennen. Die philosophische Seite seiner Lehre lehnt sich eng an den älteren Wedanta und an die Sankhjalehre an, während die religiös-mystische Seite der Yoga-Praxis folgt. Im Blick auf die nur lockere innere Verbundenheit beider Seiten ist Buddha ganz ein Kind seiner Zeit. Auch die pessimistische und asketische Denkweise Buddhas entspricht durchaus dem damals herrschenden Zeitgeist. Aber das buddhistische Ideal strebt in seiner überräumlichen und überzeitlichen Geltung weit hinaus über die Schranken des herrschenden indischen

Geistes, es erhält universalen Charakter. Und Indien konnte diese Phase des buddhistischen Geisteslebens nie vergessen; denn ihre Nachwirkungen sind noch heute überall in Indien deutlich spürbar, ja sie sind bis zu einem gewissen Grade Gemeingut der ganzen gebildeten Welt geworden. Um so mehr lohnt sich eine nähere Betrachtung der eigentlichen philosophisch-religiösen Grundgedanken des Buddhismus.

Wir haben bereits darauf hingewiesen, daß der reine Buddhismus einen ausgesprochenen Atheismus vertritt. Die Welt wird nicht von Gott, sondern durch ein Gesetz beherrscht, kraft dessen sich alles mit innerer Notwendigkeit abwickelt. Einzig erkennbar ist dabei nur die Aufeinanderfolge von Ursache und Wirkung. Damit wird natürlich jegliche Gottesverehrung und Kulthandlung von vornherein hinfällig. Im Mittelpunkt der Weltbewegung steht als einzige Kraftquelle der Mensch und nicht Gott, der Mensch allein, der durch die Tat der Herr seines eigenen Schicksals, sein eigener Erlöser geworden ist und werden kann. Damit tritt Buddha in einen schroffen Gegensatz zur Lehre der Brahmanen. Aber auch vom einzelnen Menschen bleibt von alle dem, was wir unter dem Begriff des Mensch-Seins verstehen, rein nichts mehr übrig: der materielle Leib, die Seele, das Ich, die Persönlichkeit, all das existiert nur in der falschen Einbildung. Buddha leugnet die Materie und damit auch den materiellen physischen Leib des Menschen. Er existiert nur in der Idee, hat nur psychische Geltung; denn er ist der Vergänglichkeit unterworfen. Das Vergängliche aber steht im Gegensatz zum wahren Sein. Ein Wandelbares bedingt das andere, ein Absolutes, Ewiges ist darin nicht erkennbar. Alles ist Werdeprozeß; die Erscheinungsformen sind Täuschung. Das Materielle hat keine Existenz, nur das Gesetz ist vorhanden. Ebensowenig ist die Seele real. Ein selbständiges Ich gibt es nicht; auch hier ist alles nur ein Vorgang und was wir Individuum nennen, ist nur Name und Form. Auch hier wieder bleibt nur ein Werdeprozeß, allerdings jetzt ein geistiger, nicht ein leiblicher. Wenn wir von Selbstbewußtsein reden, so geben wir uns einer Täuschung hin, lassen uns irreführen vom Schein einer realen und selbstän-

digen Existenz. „Wie es kein objektives Selbst gibt, so gibt es auch kein subjektives. ‚Ich bin', ist nur ein Wahn. Auf der gleichen Täuschung beruht die kosmische Illusion (mâyâ) und der metaphysische Irrtum (avidyâ)."[11] So kann also nicht von Persönlichkeit gesprochen werden, höchstens von Gestaltungen und alles Nachdenken über die Präexistenz oder das Leben der Seele nach dem Tode, jegliche Art von Spekulation und jede kosmologische Theorie ist vollständig überflüssig und gegenstandslos. Innerhalb der Erscheinungswelt gibt es kein Sein, sondern nur ein Geschehen. Jenseits davon liegt vielleicht das Reale, das dem Verstande als das „Nichtsein" erscheint, ein mystisches Etwas, von dem wir nichts wissen.

Wenn es nun keine Seele gibt, so kann man im Ernste auch nicht von einer Seelenwanderung im Buddhismus reden. An die Stelle der Seelenwanderung (Transmigration), tritt die Lehre von der Wiedergeburt (Metempsychose). Was von einer Verkörperung zur andern fortbesteht ist der dunkle, unpersönliche Drang, der Wille zum Leben. Bildlich konnte man sagen: das wiedergeborene Wesen ist mit dem vorhergegangenen in keiner Weise wesensverwandt, obwohl sein Dasein in ihm wurzelt durch die Tat. Die einzige Verbindung zwischen diesen beiden ganz selbständigen Wesen ist die von jedem Leben übrigbleibende Tatensumme nach dem unerbittlichen Gesetz des Karman, das allein die Wiedergeburt bestimmt. Es handelt sich dabei um die Taten in einer früheren Existenz. So ist das einzige, das da ist, die Frucht des Karman oder das sittliche Verdienst, wie wir es nennen können, das über den Tod hinaus erhalten wird, durch den Tod nicht vernichtet werden kann. „Jedes Wesen ist ein Produkt seines eigenen sittlichen Wertes. Die moralische Persönlichkeit besteht fort, ohne daß Körper und Geist, mit denen sie erscheint, die gleichen bleiben."[12] Damit bekommt der Vergeltungsgedanke seine hohe Bedeutung. Der Wille zur guten oder bösen Tat bringt die Entscheidung und so können wir verstehen, wie im Buddhismus der freie Mensch zum Herrn seines eigenen Schicksals werden kann und seine Erlösung sozusagen in der Hand hat; denn wo dieser

Wille zur guten oder bösen Tat nicht mehr vorhanden ist, wo jeder Wahn des eigenen Ich zerstört ist, verliert auch der Vergeltungsgedanke jegliche Kraft. Der Mensch ist nicht mehr Täter seiner Taten, er ist losgelöst vom Ich-Wahn, vom Irrtum durch das Wissen. Und dieses Wissen nicht die Tat bringt ihm Erlösung. Nun hat die Wiedergeburt als Gott, Mensch, Dämon, Gespenst, Höllenwesen oder Tier ein Ende und damit alles Leiden und alle Qual des Daseins. Das Streben nach diesem Wissen, die Erlangung dieses Wissens ist die eigentliche Tat der Selbstbefreiung des Menschen; denn es bedeutet nicht Geringeres als die Aufhebung des Leidens. Wer den achtfachen Pfad und die vier Stufen durchlaufen hat, erlangt die Erleuchtung und damit die Erlösung. Diese Selbstbefreiung erreicht ihr Ziel im Nirwâna (Auslöschung, Auswehung), in einem Zustand völliger Wunschlosigkeit und Leidlosigkeit, weil jeder Lebensdurst zerstört ist. Nirwâna liegt jenseits aller Unruhe und Bewegung, jenseits von Geburt und Tod, Ursache und Wirkung, ist Ende der Welt und aller Qual, der Gegensatz zu allem was wir Leben nennen und doch nicht „ein Nichts". Aber was es wirklich ist, das kann nicht vorgestellt werden, es liegt jenseits aller Erkenntnis; denn auch seine Seligkeit kann nicht empfunden werden, nur eines weiß der Befreite — daß er befreit ist. Es ist begreiflich, daß dieses Letzte und Höchste, dieses Ungekannte im späteren Buddhismus mancherlei Auslegung gefunden hat. Wir betrachten es trotz aller Negation als einen positiven Zustand, als ein unergründliches Mysterium, das sich dem Heiligen erschließt in mystischer, innerer Schau, in der Erleuchtung schon in diesem Leben und das er weder beschreiben noch in Worten wiedergeben kann. Auf Grund dieser Welt- und Lebensanschauung des Buddhismus ist es verständlich, daß in der buddhistischen Ethik die sittliche Tat nicht hoch im Kurse steht und von Sünde keine Rede sein kann. Wenn es eine Sünde gibt, so ist es das Nichtwissen (avidya). Die Selbstlosigkeit des Buddhisten gleicht der egoistischen Selbstentäußerung und sein Mitgefühl ist allgemeine Wesensliebe, nicht Nächstenliebe. In

dieser Wesensliebe liebt er sich selbst immer auch mit. Familie, Volk und Nation spielen im Buddhismus keine Rolle und die ganze Menschheit geht ihn nichts an, Mitleid mit allen leidenden Wesen und Erlösung aller Wesen vom Leiden, das ist der große Gedanke und der einzige Inhalt der Lehre Buddhas. Von hier aus begreifen wir, wie dieser einzige Gedanke eine solche Macht über die Gemüter gewinnen konnte und wie er noch heute Menschen ergreift, die mehr als andere die Leiden und Qualen des irdischen Daseins in der Tiefe ihrer Seele erleben und mitempfinden. Jetzt erst können wir verstehen und werten, was der spätere Buddhismus aus der Lehre Buddhas gemacht hat.

4. Die ältere buddhistische Lehre

Nach Buddhas Tod waren seine Jünger darauf bedacht, seine Aussprüche zu sammeln, und es entstand etwa 100 Jahre später der buddhistische Kanon, der sogenannte Dreikorb (Tripitaka), der aus den drei Teilen: Vinaya (Disziplin), Dharma oder Sutra (Lehre, Dogmatik und Ethik zusammenfassend) und Abhidharma (Metaphysik) besteht. Der letzte Teil ist jedenfalls der späteste, und wenn schon in den Sutras eine Menge von ermüdenden scholastischen Wiederholungen sich findet, so sind die philosophischen Schriften davon geradezu übersättigt.

Alles Leben ist Leiden — dieses Thema wird in den buddhistischen Schriften in unzähligen Variationen abgehandelt und in den schon genannten vier heiligen Wahrheiten auseinandergelegt. Geburt, Alter und Tod sind die Grundformen, in welchen das Leiden in dieser Welt sich darstellt. „Wie das große Meer nur von einem Geschmack durchdrungen ist, von dem Geschmack des Salzes, also ist auch diese Lehre und diese Ordnung nur von einem Geschmack durchdrungen, von dem Geschmack der Erlösung."

Buddha hat alle Welten überschaut und dadurch den vollen Einblick in das Leiden bekommen. Es ist daher hier der Ort, an welchem wir die buddhistische Kosmographie einfügen, von der wir schon gesprochen. Es ist eine Kosmo-

graphie, nicht eine Kosmogonie, denn eine Erschaffung der Welt durch einen über sie erhabenen Gott kann es nicht geben. Die Wesen sind weder durch Gott (Ischvara), noch durch den Geist (Puruscha), noch durch die Materie geschaffen. Es folgt eine Welt auf die andere. Nach dem ersten Anfang wird gar nicht gefragt. Das Leiden ist da, und ist die Folge von dem, was in früheren Geburten und Weltzeiten geschehen ist.

Der Mittelpunkt der Erde, welche auf dem Urmeer kreisförmig sich erhebt und von einem Wall (tschakravâla) eingeschlossen ist, ist der Berg Mêru. 84000 Jodschanas (über 300000 Meilen) ragt er in Gestalt einer abgestumpften Pyramide über das Meer hervor. Der Durchmesser seines Gipfels beträgt 10000 Jodschanas. Seine vier Seitenflächen bestehen aus Gold, Silber, Kristall und Saphir. Sieben konzentrische Ringmeere, durch ebensoviele Felsenzirkel, die Goldberge, abgesondert, umgeben den Meru. Außerhalb des letzten Gebirgs liegt das Meer, welches die Menschen sehen, und das vier große Inseln enthält, deren Bewohner nicht zusammenkommen. Der östliche Erdteil bildet einen Halbkreis, der südliche, Dschambudvîpa, Indien, ein Dreieck, der westliche einen Kreis, der nördliche ein Quadrat. Dementsprechend sind auch die Gesichter der Bewohner halbkreisförmig, dreieckig usf. Der Mittelpunkt des südlichen Erdteils ist der Bodhibaum bei Gaya.

Vom Berg Meru aufwärts erheben sich die Himmel, zunächst die sechs Götterhimmel, welche mit der Erde zusammen die Welt des Gelüstes bilden, und deren Bewohner der Seelenwanderung noch unterworfen sind; darüber die Welt der Form in vier Stufen der Beschauung (dhyâna) sich aufbauend und in 16 Himmel geteilt, noch weiter oben die Welt ohne Form, von welcher wir beim Nirwâna des Buddha gehört haben.

Unter der Erde sind die Höllen, heiße und kalte, in welche die Menschen kommen, welche Mord, Diebstahl, Unzucht begangen, gelogen, und namentlich diejenigen, welche den Buddha und seine Heiligen verachtet haben. Schon in den ältesten buddhistischen Schriften werden die Höllenqualen

ausgemalt, wie die Verdammten mit eisernen Stäben gehauen, mit scharfen Messern zerschnitten, zwischen Mühlsteinen zermalmt, in großen Kesseln gekocht werden, rotglühende eiserne Kugeln schlucken müssen und dgl. Die Dauer dieser Höllenstrafen ist zwar nicht ewig, aber ihre Zeit wird so ins Maßlose ausgedehnt, daß man kein Ende absieht.

Auch die Weltumwälzungen folgen aufeinander in endloser Reihe. Wenn ein Weltalter (kalpa) vorüber ist, wird die Welt zerstört, am häufigsten durch Feuer, das achte Mal durch Wasser, das 64. Mal durch Wind. Jeder Weltuntergang wird 100 000 Jahre vorher durch einen Dêva verkündigt, der vom Himmel herabkommt, damit die Menschen Buße tun und vor der allgemeinen Auflösung in den höheren Regionen geboren werden. Auf die Zerstörung der niederen Welt folgt ein leeres Kalpa. Aber es sind in den oberen Regionen noch Seelen vorhanden, welche am Dasein hängen. Darum entsteht eine neue Welt: ein Kalpa der Neubildung, ein Kalpa der Fortdauer und ein Kalpa der Auflösung. So geht's ins Unendliche fort.

Der Buddha aus dem Geschlecht der Sâkja ist nur der religiöse Genius seiner Zeit, einer Zeit, die sich allerdings über Jahrtausende erstreckt. Aber es sind schon vor ihm viele Buddhas dagewesen. Sie sind alle in Mittelindien geboren — denn die Gestalt der Erde wird nach jedem Weltuntergang wieder dieselbe — sie sind alle unter dem Bodhibaum bei Gaya zur Erkenntnis gekommen, haben bei Benares das Rad der Lehre in Schwung gesetzt usw. Das Gesetz bleibt dasselbe, aber die Menschen vergessen es nach Jahrtausenden wieder, und so entstehen andere Religionen, welche mehr oder weniger unwahr sind. Ist das Gesetz zu sehr in Vergessenheit geraten und von den Reliquien des Buddha nichts mehr vorhanden, so muß wieder ein allerherrlichst vollendeter Buddha kommen. So wird 5000 Jahre nach dem Sakjamuni dessen Schüler Maitrêja, der bereits von ihm zu seinem Nachfolger gekrönt ist, als Buddha auftreten. Der Kandidat der Buddhawürde (Bôdhisattwa) hat in seinen früheren Existenzen, in der Götterwelt, in der Menschenwelt und selbst in der Tierwelt durch große Tugenden sich solche Ver-

dienste erworben, daß er eigentlich nicht nötig hätte, noch einmal geboren zu werden. Nur aus Erbarmen mit der leidenden Menschheit steigt er vom Tuschitahimmel herab und macht noch einmal ein Menschenleben durch, um den Pfad zu zeigen zum Nirwâna.

In diesem Kreislauf der Welten hat auch der Mensch seinen Kreislauf. Das Dharma (Pali: Dhamma), das buddhistische Gesetz, ist eine sittliche Weltordnung. Jede Tat trägt ihre Frucht, führt durch die Gesetzmäßigkeit der Dinge zu neuen Taten, neuen Zuständen, neuen Existenzformen (sankhâra). Die Wiedergeburt wird durch das Gesetz des Karman (Pali:kamma) bestimmt. Es ist das allein übrigbleibende Produkt der Tätigkeit vom Körper und Seele, eine sittlich zu wertende Tatensumme, die nach dem Gesetz des Karman übrig bleibt und im populären Sinn schlechtweg Karman genannt wird. Das Wesen hört auf, es hatte ja nur Scheinexistenz, wird darum auch nicht wiedergeboren, aber sein Karman ist Wirklichkeit und bewirkt die Wiedergeburt. Es ist der feste Punkt, um welchen sich das Leben bewegt und das was dieses Leben überlebt. Das Karman führt zu neuen Existenzen. Es sammelt gleichsam als unpersönliches unerbittliches Gesetz die Summe aller guten und bösen Taten und diese Summe wird eigentlich an die Stelle der Seele gesetzt. Um dieses Karman willen entsteht eine neue Welt nach jedem Weltuntergang. Und doch ist das Karman nicht die Weltseele, sondern ein Gesetz. Ebenso entsteht um dieses Karman willen ein neuer Mensch, aber das Karman ist nicht die Seele, die sich verkörpert, sondern die sittliche Tatensumme, die in einem ganz andern Individuum wiederverkörpert wird. Die Kausalität des Lebens ist eine ethische, aber es wird auch die leibliche Natur durch dieselbe bestimmt.

Von diesem Gesichtspunkt aus verstehen wir nun den Satz: alles ist Leiden. „Der buddhistische Pessimismus trauert nicht über das Unglück im Dasein, sondern über das Dasein selbst als ein Unglück; nicht bloß die Krankheit, das Altern und der Tod, sondern die Geburt, das Geborenwerden selbst ist Leiden. Alles, sagt Buddha in der Feuerpredigt, steht in Flammen. Das Auge und alle Sinne stehen

in Flammen, durch das Feuer der Liebe, durch das Feuer des Hasses, durch das Feuer der Betörung entzündet; durch Geburt, Alter und Tod, Schmerz und Klagen, Kummer, Leid und Verzweiflung ist es entzündet.“[13]

Die zweite Wahrheit, von der Entstehung des Leidens, führt uns auf den Durst (trischnâ, Pali: tanhâ) nicht nur nach den Lüsten des Lebens, sondern nach dem Leben selbst. Die Menschen verlangen aber nicht nur nach Dasein, sondern produzieren das Dasein, indem sie Taten üben, also Karman hervorbringen, denn aus dem Karman entsteht Existenz, und weil das Karman sozusagen das Substrat des Lebens ist, wird das Haften am Leben ein Gebundensein am Karman. Das Haften (upadâna) besteht sowohl in Lüsten und Leidenschaften als in Askese, aber auch in Ketzereien. Die Kunst des Lebens besteht also in der Befreiung von dem Upadâna, damit das Karman seine Macht verliere, und dafür lehrt Buddha die Reihenfolge der Kausalitäten oder die zwölf Veranlassungen (nidânas), welche in das Elend des Lebens hineinführen. An der Spitze derselben steht die Unwissenheit bezüglich der vier heiligen Wahrheiten, denn diese führt zu den Sankhâras usf. Wird die Unwissenheit beseitigt, so fällt die ganze folgende Reihe fort, und damit das Leiden und der Kreislauf der Wiedergeburten (samsâra).

Die dritte Wahrheit, von der Aufhebung des Leidens, führt zu dem vielbesprochenen Nirwâna (Pali: Nibbâna). Dasselbe ist im Brahmanismus ein hypnotischer Ruhestand, im Dschainismus ein bewußtloses Weiterleben; ob es im Buddhismus ein völliges Aufhören des Lebens ist oder nicht, darüber ist viel gestritten worden. Jedenfalls ist es nicht nur ein jenseitiger, sondern auch ein diesseitiger Zustand. Das Bild von der Flamme hätte allerdings zur Konsequenz ein völliges Erlöschen des Lebens. Aber nach den älteren Schriften vermied Buddha selbst jede entscheidende Beantwortung der Frage, ob das Nirwâna ein Sein oder ein Nichtsein sei, und die buddhistische Theologie hat sowohl die bestimmte Lehre, daß es Vernichtung sei, als die Lehre,

daß es nicht Vernichtung sei, zur Ketzerei gestempelt. Wir werden in Analogie mit dem Brahmanismus sagen dürfen: wie der Brahmanismus in der Reduktion des zur Welt entfalteten Brahman in einen Potenzzustand sein Ideal sieht, so der Buddhismus in der Reduktion der menschlichen Existenz in einen solchen Potenzzustand. Aber in der buddhistischen Volksreligion ist die Frage nach dem Verständnis des Nirwâna gegenstandslos geworden, wie wir später sehen werden.

Die vierte Wahrheit, der Weg zur Aufhebung des Leidens, der achtgliedrige Pfad: rechtes Glauben, rechtes Entschließen, rechtes Wort, rechte Tat, rechtes Leben, rechtes Streben, rechtes Gedenken, rechtes Sichversenken, führt faktisch zum buddhistischen Mönchtum. Der rechte Glaube ist natürlich hier nicht im christlichen Sinn zu fassen, sondern nur als Einschlagen des Buddhaweges, durch welchen man von der Unwissenheit befreit wird. Die folgende Gruppe, welche um rechtes Leben sich dreht, umfaßt ethische Gebote, und durch diese angeblich von allem Eudämonismus und aller Dogmatik freie Ethik imponiert der Buddhismus manchen modernen Geistern. Allein das Gute ist für den Buddhisten keineswegs das Höchste, denn das Gute ist immer eine Tat und muß, wie alles Karman, überwunden werden. Es ist unentbehrlich als Vorstufe zum Höchsten, denn das Böse führt zu immer niedrigeren, vom Nirwâna entfernteren Geburten, und man muß dem Buddhismus das Zeugnis geben, daß er gegenüber dem brahmanischen Nichtstun das Gutestun premiert; das Gute fördert auf dem Weg zum Nirwâna, aber zum Ziel führt doch wieder echt indische Passivität: rechtes Denken und rechtes Sichversenken, gewisse ekstatische Übungen, die den Geist zum Empfang der höchsten Erleuchtung vorbereiten sollen. Diese Ekstasen (dhyâna) bestehen in vier Stufen, die in den höchsten Himmelsräumen ihre Stätte haben. Im ersten Dhyâna ist man ohne Lust, nur von Erwägungen eingenommen, im zweiten fallen die Erwägungen weg und man fühlt nur noch Freude und Wohlbehagen an Ekstase, im dritten ist man von der Freude befreit, und im

vierten, in dem man nicht mehr Atem holt, ist auch das Behagen verschwunden und die Seele zur vollkommenen Gleichgültigkeit gelangt. — Die Übung in diesen Dhyânas, zu welchen namentlich der spätere Buddhismus allerlei unsinnige Unterweisungen gibt, verleiht dem Menschen eine Zauberkraft und macht seine Erkenntnis der vier heiligen Wahrheiten intuitiv. Sie führt hinein in die tiefste Mystik.

Wer alle vier Dhyânas durchgemacht hat, wird Arhat genannt und hat das Nirwâna verdient. Aber um dahin zu kommen, muß man gewöhnlich bei aller Frömmigkeit noch mehrere Existenzen durchzumachen. Der Schrôtâpana ist in den Strom eingetreten; er wird in den Höllen und der Tierwelt nicht mehr geboren, wohl aber in der Menschen- und Götterwelt, der Sakridâgâmin noch einmal in der Menschen- oder Götterwelt, der Anâgâmin nur in der Götterwelt. — Der Arhat gewinnt auf der Stufe des vierten Dhyâna die Abhidschnâs, d.h. die übernatürliche Erkenntnis, welche Sakjamuni unter dem Bodhibaume bekommen hat: 1. das Wissen der Verwandlung oder die Wunderkraft, welche in den buddhistischen Legenden eine große Rolle spielt; 2. das göttliche Auge, d.h. die Fähigkeit, alle Wesen und alle Welten mit einem Blick zu überschauen; 3. das göttliche Ohr, d.h. die Kraft, alle Worte und Laute in sämtlichen Welten zu hören; 4. die Kenntnis der Gedanken aller Kreaturen; 5. die Erinnerung an die früheren Wohnungen, d.h. an die eigenen, früheren Geburten und an die anderer atmenden Wesen.

Dieselben Eigenschaften wie den Arhats werden im nördlichen Buddhismus auch den Pratjêka-Buddhas zugeschrieben. Das sind Menschen, welche durch eigene Kraft und Beharrlichkeit das Nirwâna gefunden haben, aber sich von den allerherrlichst vollendeten Buddhas dadurch unterscheiden, daß sie nur sich selbst, nicht auch andere erlösen. So wollte der Versucher Mâra den Sâkjamuni bewegen, sogleich nach seiner Erleuchtung in das Nirwâna einzugehen. Unter der Rubrik dieser Pratjêka-Buddhas konnte man Heilige des Brahmanismus oder einer andern überwundenen Volksreligion in das System aufnehmen. Sie erschei-

nen nur in einer Zeit, wo kein allerherrlichst vollendeter Buddha auf Erden weilt.

Das Ideal des Buddhismus ist also wie das des Brahmanismus eine vollkommene Gleichgültigkeit gegen alle Lust und allen Schmerz; und dasselbe kann nur erreicht werden im Mönchtum. Aber der Weg zu demselben führt doch mehr als im Brahmanismus durch eine praktische Sittlichkeit. Auf scharfe, logische Begründung der Lehre wird nicht der Wert gelegt wie in den brahmanischen Philosophenschulen. Schon der Umstand, daß an die Stelle des Einsiedlerlebens das Klosterleben getreten ist, bringt manche Übungen der Selbstverleugnung mit sich, und in der Formel: „alles Bösen Unterlassung, des Guten Vollbringung, Bezähmung der eigenen Gedanken, das ist die Lehre des Buddha“ — liegt ein entschiedener Fortschritt über den brahmanischen Opfer- und Asketenschematismus. Nicht das äußere Werk, sondern die Gesinnung des Herzens wird im ursprünglichen Buddhismus als der richtige Weg zur Erlösung bezeichnet. Mitleid mit allem Lebenden wird dem Buddhisten auferlegt, so daß er nicht einmal ein Tier töten darf. Niemanden soll er zornig begegnen. „Der Streit weicht nie dem Streit, sondern nur der Liebe weicht derselbe“. Aber die buddhistische Liebe ist mehr negativ zu fassen: Nichtfeindschaft. Eine Menge von Beispielen wird angeführt, wie dieser sich nicht rächte, jener Unrecht ertrug oder eine harte Anrede sanft erwiderte. Aber das eigentliche Moment des Wohltuns verschwindet hinter der Selbstaufopferung. Auch das Mitleid ist kühl, wenn die Apathie als die höchste Stufe gepriesen wird. Einer Mutter, die über ein verstorbenes Kind trauert, weiß Buddha keinen andern Rat zu geben, als daß er sie in allen Häusern herumschickt, um zu erfahren, daß überall Leid ist und der Toten mehr sind als der Lebenden. Der buddhistische Mönch hat trotz aller Selbstlosigkeit doch eine hohe Meinung von sich selbst gegenüber den Laien: „Wie auf einem Haufen von Kot des Weges eine Lotusblume voll Duft und Wonne emporblüht, so strahlt ein Jünger des Vollkommenen durch seine Weisheit unter

denen, die wie Kot sind, unter den Leuten, die im Finstern wandeln."

Die Moral des Buddhismus ist teils in schulmäßigen, oft wiederholten, oft kleinlichen Vorschriften enthalten, teils in wirklich schönen und ansprechenden Sprüchen und Erzählungen. Daneben finden sich manche Erzählungen, die sich ins Krasse und Phantastische verlieren.

Der Buddhismus hat seine zehn Gebote (Dasasîla), von denen die fünf ersten auch die Laien angehen und mit den israelitischen der zweiten Tafel sich berühren. Der Buddhist darf 1. kein lebendes Wesen töten (auch kein Tier), 2. nicht stehlen, 3. keinen Ehebruch begehen (die Mönche: kein Weib berühren), 4. nicht lügen, 5. nichts Berauschendes trinken. Die fünf folgenden Gebote gelten nur für die Mönche. Sie dürfen 1. nach dem Mittagsmahl nicht mehr essen, 2. nicht singen, tanzen und dgl., 3. sich nicht mit Blumen und Bändern schmücken, noch sich salben, 4. nicht auf einem hohen und breiten Ruhebett sitzen oder liegen, 5. kein Gold oder Silber annehmen.

Pflichten gegen Gott kennt der Buddhist natürlich keine, aber er muß durch das Bekenntnis zu seinen drei Stützen (Buddha, Dharma, Samgha) sich immer wieder an seine Heiligen und seine Priester anklammern. Als Mittelpunkt der Pflichten gegen sich selbst muß auch der buddhistische Laie die Bezähmung der eigenen Gedanken erkennen und befolgen, und die sechs Kardinaltugenden der Mönche muß auch der Laie so weit als möglich üben: Mitleid, Keuschheit, Geduld, Energie, Beschauung, Weisheit.

Als Beispiele für die Spruchweisheit des Buddhismus mögen hier einige Sprüche aus dem Dharmapadam (Dhammapada) folgen:

„Wer sich selbst besiegt, der ist der beste unter den Siegern." — „Wie der Fels unbeweglich im Sturme dasteht, so wird der Weise von Tadel und Beifall nicht bewegt." — „Wie der Baum, auch wenn er geköpft wird, von neuem wächst, so lange die Wurzel unversehrt ist, so kehrt der Schmerz immer wieder, wenn nicht der Hang zur Lust ausgerottet ist." — „Wer Feindlichen nicht feindlich ist, mild

gegen Züchtigung Übende, ohne Gier unter Gierigen, einen solchen nenne ich Brâhmana (einen Heiligen)." — „Wie die Biene Honig sammelt und wegfliegt, ohne die Blume zu beschädigen oder ihre Farbe und Geruch, so soll ein Weiser in seinem Dorf wohnen." — „Nicht die Verkehrtheiten anderer, nicht ihre Begehungs- oder Unterlassungssünden, sondern seine eigenen Übeltaten und Versäumnisse soll ein Weiser sich merken." — „Den Fehler anderer bemerkt man leicht, aber der eigene ist schwer zu erkennen. Der Mensch siebt seines Nächsten Fehler wie Spreu, aber seinen eigenen verbirgt er, wie ein Betrüger den schlechten Würfel vor dem Spieler verbirgt."

Hören wir auch einige Sprüche aus dem Sutra der zweiundvierzig Sätze:

„Ein Mensch, der mir törichter Weise Böses tut, dem will ich mit einer Liebe vergelten, die nicht grollt. Je mehr Böses von ihm ausgeht, desto mehr Gutes soll von mir kommen, denn der Wohlgeruch dieser guten Taten kehrt immer zu mir zurück, während der Schaden der Worte des Verleumders auf ihn selbst fällt." — „Ein lasterhafter Mensch, der einen tugendhaften beschimpft, ist wie einer, der aufwärts blickt und gegen den Himmel spuckt: der Speichel besudelt nicht den Himmel, sondern kommt zurück und befleckt ihn selbst." — „Ein Mensch, der sich der Religion widmet, ist wie einer, der einen angezündeten Docht in ein finsteres Haus bringt; die Finsternis ist auf einmal vertrieben und es ist Licht."

Unter den Erzählungen, durch welche die Feindesliebe illustriert werden soll, nennen wir hier die von Kunâla, dem Sohn des Königs Asôka. Dieser Prinz hatte wunderschöne Augen, so daß eine der Königinnen in Liebe zu ihm entbrannte, er aber wies sie zurück. Die Verschmähte rächt sich damit, daß sie, während der Prinz in eine entfernte Provinz gesandt ist, dorthin einen mit dem entwendeten Siegel des Königs gezeichneten Befehl schickt, dem Kunâla beide Augen auszureißen. Der Prinz selbst fordert die Leute auf, den Befehl zu vollziehen. Aber erst nach langem Suchen findet man einen schlechten Menschen, der dazu willig ist. Wie unter den Klagen der weinenden Menge das erste Auge aus-

gerissen ist, nimmt es Kunâla in die Hand und spricht: „Warum siehst du nicht mehr die Gestalten, die du noch eben sahst, grobe Kugel von Fleisch? Wie betrügen sie sich doch, welcher Tadel trifft die Toren, die an dir hängen und sagen: das bin ich." Wie das zweite Auge ausgerissen ist, spricht er: „Das Auge von Fleisch, das schwer zu erlangende, ist mir entrissen, aber ich habe das vollkommene, untadelige Auge der Weisheit erworben. Der König läßt mich nicht mehr seinen Sohn sein, aber ich bin der Sohn des hocherhabenen Königs der Wahrheit geworden. Das Reich habe ich verloren, daran Schmerzen und Leiden haften; das Reich der Wahrheit habe ich gewonnen, das Schmerz und Leiden vernichtet." Auf die Nachricht, daß die Königin den Befehl gegeben, wünscht er ihr noch lange Glück, Leben und Macht, da ihm durch ihren Befehl so großes Heil widerfahren sei. Als Bettler zieht er mit seiner Gattin fort und singt vor dem Königspalast zur Laute. Nachdem der König ihn erkannt hat, will er die schuldige Königin martern und töten. Aber Kunâla verbietet es ihm und spricht: „O, König, ich fühle keinen Schmerz, und trotz der Grausamkeit, die mir widerfahren ist, fühle ich nicht das Feuer des Zorns. Mein Herz hat nur Wohlwollen für meine Mutter, die befohlen hat, mir die Augen auszureißen. So gewiß diese Worte Wahrheit sind, mögen meine Augen wieder werden, wie sie waren" — und seine Augen sind in ihrer alten Schönheit da wie zuvor! — „Auch hier fühlt man den kühlen Hauch, der alle Gebilde der buddhistischen Sittlichkeit umweht. Der Weise steht auf einer Höhe, an die kein Tun der Menschen heranreicht. Er zürnt nicht über das Unrecht, welches sündige Leidenschaft ihm antun möchte, aber er leidet auch nicht unter diesem Unrecht. Der Leib, über welchen seine Feinde Gewalt haben, ist nicht er selbst." [14]

5. Die Ausbreitung und spätere Lehrentwicklung des Buddhismus

Die buddhistische Tradition erzählt, daß nach dem Tode des Meisters ein Konzil, aus 500 Mönchen bestehend, unter dem Vorsitz des großen Kasjapa in Radschagriha

gehalten worden sei, auf welchem Upali die Bestimmungen Buddhas in bezug auf die Disziplin (Vinaya), Ananda die Lehre (Dharma) vorgetragen habe. Daß hier schon der buddhistische Kanon schriftlich fixiert wurde, werden wir nicht annehmen dürfen, aber 100 Jahre später, um 380 oder 377 v. Chr. wurde ein zweites Konzil gehalten in Waisâli, auf welchem Abweichungen von der Disziplin verurteilt wurden, welche in dem Beichtformular, dem Pratimôkscha, noch nicht verurteilt sind. So nehmen Oldenberg und Max Müller an, daß damals schon die Hauptmasse der älteren Pâli-Texte vorhanden gewesen sei. Neuerdings erklären Pischel, Krause und andere, daß der Pali-Kanon nur der Kanon einer einzelnen Mönchskongregation und erst im 1. Jahrhundert v. Chr. aufgezeichnet worden sei.

Durch den Einfall Alexanders des Großen kam das abgeschlossene Indien in Berührung mit den Völkern des Westens; und an die Stelle der vielen kleinen Fürstentümer traten größere Staaten, als der nicht aus fürstlichem Geschlecht stammende Abenteurer Tschandragupta (Sandrakottos bei den Griechen) den makedonischen Statthalter im Pandschab verjagte und ungefähr 315 v. Chr. sich auch zum Herrscher in seiner Heimat Magadha einsetzte. Er verlegte seine Residenz nach Pataliputra (westlich vom heutigen Patna am Ganges) und brachte die Länder vom Indus bis zur Gangesmündung in seine Gewalt. Aus dieser Maurja-Dynastie stammte der buddhistische Konstantin, König Asôka (272—232 v. Chr.). Daß derselbe sein Reich noch weiter nach Süden ausdehnte, dafür zeugen die vielen Denkmäler und Felseninschriften, die ältesten Schriftdenkmäler, welche auf unsere Zeit gekommen sind. Aber es sind nicht Berichte von Kriegstaten, wie die persischen und babylonisch-assyrischen Inschriften, sondern sittlich-religiöse Mahnungen an seine Untertanen, denn dieser König ist zum Buddhismus übergetreten — auf welche Weise, darüber gibt es verschiedene Sagen — und hat das Kriegshandwerk aufgegeben. Er nennt sich auf den Inschriften Priyadarschin (Pali: Piyadâsi), d. h. der liebliche, oder Dêvanampriya, d. h. der Göttergeliebte. Auf seine Umwandlung spielt wahrschein-

lich folgende Inschrift an: „Eine lange Zeit ist vergangen, während welcher die göttergeliebten Könige auf Vergnügungsreisen auszogen. Bei der Gelegenheit wurden Jagden und andere ähnliche Vergnügungen veranstaltet. Als der göttergeliebte König Priyadarschin zehn Jahre gesalbt war, zog er aus um der höchsten Erkenntnis willen. Deshalb wird jetzt hier (in meinem Reiche) eine Reise um des Gesetzes willen regelmäßig veranstaltet. Auf dieser findet folgendes statt: der Empfang von Asketen und Brahmanen und ihre Beschenkung; ferner der Empfang von Greisen und die Verteilung von Gold, auch der Empfang der Bewohner der Provinzen und die Unterweisung derselben in dem Gesetz und das Forschen im Gesetz. So genießt der göttergeliebte König Priyadarschin seitdem mehr und mehr die Freude, welche jene tugendhaften Handlungen verschaffen."[15]

Unermüdlich preist Asôka in seinen Edikten das Gesetz (dharma), die rechte Pflichterfüllung, welche für dieses und das zukünftige Leben wertvoller sei als bloße Zeremonien. Er ermahnt zur Freigebigkeit gegen buddhistische Mönche und Brahmanen, zur Barmherzigkeit gegen alle Kreaturen, auch gegen die Tiere, und läßt Spitäler für Menschen und Tiere errichten. Er sucht seinen Ruhm darin, daß sein Volk frei werde von der Sünde.

Wir werden die Verdienste Asôkas um Erhebung des Buddhismus aus einer Mönchsgemeinschaft zu einer wirklichen Volksreligion nicht hoch genug anschlagen können. Aber es scheint ihm nicht gelungen zu sein, mit seiner allen Druck vermeidenden Weise die Mehrheit des indischen Volkes von der Herrschaft der Brahmanenkaste und dem religiösen Mechanismus freizumachen, und das buddhistische Dharma konnte auch nicht die wahre Erlösung für die einfachen Leute aus dem Volke bringen, sondern nur eine neue Knechtschaft unter dem buddhistischen Mönchtum. Er verbot in seinem Reich das Tierschlachten zum Opfer, und es mag dieses Verbot in der Weise nachgewirkt haben, daß im neueren Hinduismus der blutigen Opfer weniger geworden sind. Wie weit im ganzen seine Edikte befolgt wurden, darüber fehlen uns die Nachrichten.

Um das Jahr 250 v. Chr. wurde in der Hauptstadt Pataliputra das dritte Konzil gehalten unter Tischja Maudgaliputra (Tissa Moggaliputta), durch welches unlautere Elemente ausgeschieden und Missionen des Buddhismus nach allen Himmelsgegenden ausgesandt worden sein sollen: in den Himalaya, nach Kaschmir, unter die Mahratten, nach dem Dekhan. Selbst zu den Javana, den Griechen, will Asôka nach seinen Inschriften seine Boten mit Erfolg gesandt haben. Sicher ist, daß sein Sohn Mahendra der Apostel des Buddhismus auf Ceylon geworden ist und den dortigen König Tischja bekehrt hat. Die Insel wurde bald mit Klöstern übersät, und eine Tochter Asôkas, Samghamitta, die einen Zweig des heiligen Bodhibaumes mitbrachte, vereinigte daselbst auch weibliche Verehrerinnen Buddhas zu einer Nonnengemeinschaft.

Ungefähr 50 Jahre nach Asôkas Tod wurde die Dynastie der Maurja gestürzt, und der Brahmanismus kam in Pataliputra wieder zur Herrschaft. Die Disputationen zwischen Brahmanen und Buddhisten fielen nicht zu gunsten der letzteren aus. Es war offenbar kein rechtes Leben mehr in denselben. Aber noch einmal wurden die politischen Verhältnisse für sie günstig. Im letzten Jahrhundert vor Christi Geburt eroberte ein turanisches Nomadenvolk von tibetanischem Stamm, welches dem griechisch-baktrischen Reich ein Ende gemacht hatte, die Juetschi oder Indo-Skythen, das Gangesland. Der Buddhismus war bereits in das jetzige Afghanistan vorgedrungen, und die Juetschi sollen nach den Berichten des Chinesen Songjun durch den Anblick von Bildern des Buddha in einer früheren Geburt, wo er als Fürst Wessantara alle seine Habe, seine Kinder und seine Frau hergibt und unsägliche Leiden erduldet, zu Tränen gerührt worden sein. So kamen die Juetschi als Buddhisten nach Indien. Aber es ist begreiflich, daß durch dieses nicht in indischer Askese und Philosophie aufgewachsene Volk die Religion des Buddha eine andere Gestalt gewonnen hat, daß schamanische Zauberei im buddhistischen Mönchtum etwas zivilisiert und schematisiert wurde, daß auch die nicht-arischen Elemente

in Indien, welche im Schiwaismus ihre eigentümliche Religionsform hatten und in den niederen Kasten zahlreich vertreten waren, sich diesen Eroberern verwandt fühlten und auf sie einwirkten, daß aber der Buddhismus in dieser Form leichter als in der ursprünglich indischen wirklich Volksreligion werden konnte.

Der Juetschi-König Kanischka (Kanerkes bei den Griechen) berief um 100 n. Chr. ein großes Konzil nach dem Kloster Dschalandhara in Kaschmir, das aber von den südlichen Buddhisten nicht anerkannt wird. Da wurde der Kanon in Sanskrit festgestellt und durch Aufnahme neuer Schriften bereichert, während die südlichen Buddhisten bei ihrem Pali-Kanon blieben und von nun an keine Gemeinschaft mit den nördlichen hatten. Von diesem Sanskrit-Kanon kannte man bisher außer den aus Nepal gekommenen Handschriften hauptsächlich chinesische Übersetzungen. Jetzt ist ein großer Teil in Turkestan gefunden worden, und Pischel erklärt, daß der Sanskrit-Kanon eine viel gedrängtere Fassung habe als der Pali-Kanon, von dem er ganz unabhängig sei. Aber der Kern der Lehre Buddhas sei bis in Einzelheiten hinein genau derselbe in beiden Fassungen.[16]

Bald nach diesem Konzil, wo der Gegensatz der Schulen bedeutend verschärft wurde, soll der gefeierte Lehrer Nagardschuna die Schule der großen Überfahrt (mahâyâna) gestiftet haben, während die frühere des südlichen Buddhismus, die Pali-Literatur, die Schule der kleinen Überfahrt (hinayâna) heißt. Der Name Überfahrt ist ein Bild für die Erlösung aus dem stürmischen Meer des Leidens in den Hafen der Ruhe. Durch den Ausdruck „große Überfahrt“ soll vielleicht angedeutet werden, daß der Buddhismus durch diese neue Lehre wirkliche Volksreligion werden soll. Gegen den Vorwurf der Hinajanisten, daß die Mahajanisten keine echt buddhistische Lehre haben, behaupten die letzteren, Nagardschuna habe seine Lehre aus dem Schloß der Schlangen (nâga) geholt; die Könige der Schlangen hätten diese Lehre bei Lebzeiten des Sakjamuni aus dessen Mund gehört und bei sich aufbewahrt, während die Menschen, damals unfähig, eine so erhabene Lehre zu begreifen,

sie nicht behalten konnten und sich mit dem Hinajana begnügen mußten.[17] Die vier großen Wahrheiten Buddhas oder die zwölf Nidânas verwandelten sich bei den Mahajanisten in das Dogma von den sechs Paramitâs: wer nach dem wahrhaften Ausgang strebt, muß sich mit Almosenspende, Moral, Geduld, Fleiß, Beschaulichkeit und Weisheit waffnen. „Während im Hinajana nur verlangt wird, daß der Mensch alles von sich werfe, um wahrhaft sittlich zu sein, wird hier im Gegenteil gefordert, daß er sich mit allen moralischen und intellektuellen Vollkommenheiten schmücke."[18] So werden die Forderungen an die Laien denen an die Mönche angenähert und mehr ins praktische Leben verlegt. Aber es werden immer noch drei Heilswege unterschieden: der der Hörer (Frömmigkeit), der der Pratjêka-Buddhas (Philosophie und Askese), und der der Bodhisattwas (Barmherzigkeit). Doch führen schließlich alle in den der Bodhisattwas zusammen. Damit verliert das Nirwâna, wenn es auch theoretisch noch festgehalten wird, alle praktische Bedeutung als das Ziel des Lebens. Die positive Seligkeit des Bodhisattwa wird angestrebt, der in einem mit allen Farben ausgemalten Paradies (Sukhâvati) wohnt, nicht das Nirwâna des Buddha. Dieser Bodhisattwa, welcher das Paradies beherrscht, ist bei den chinesischen und japanischen Buddhisten Amitâbha. Sein Name wird mittelst Rosenkränzen von 108 Kügelchen angerufen, nicht der des Buddha.

Die Schriften, auf welchen diese Lehre beruht, sind aber in Indien in den ersten Jahrhunderten n. Chr. geschrieben worden. Sie wurden in Japan im Sanskritoriginal aufgefunden und von Max Müller übersetzt. Er nimmt an, daß die größere Sukhâvati-vyûha, welche schon 252 ins Chinesische übersetzt wurde, die älteste unter diesen Schriften sei.[19] Die neue Lehre wird in dieser Schrift in der Weise auf Sakjamuni zurückgeführt, daß dessen Schüler Ananda bemerkt, wie der Meister in Ekstase geraten war, und denselben um Aufschluß bittet über das, was er gesehen. Da zählt Buddha eine Reihe von 81 früheren Buddhas auf. Der letzte derselben ist Loke-

Schwarâga. Zu diesem kommt ein Mönch namens Dharmâkara und bittet ihn, sein Lehrer zu werden, ihm zu sagen, was ein Buddha und ein Buddhaland sei. Nachdem er darüber unterrichtet ist, bittet er, da er selbst Buddha werden möchte, daß in seinem Land alle guten Eigenschaften des Buddhalandes konzentriert werden möchten, daß es in demselben keine Höllen, keine Geburten in Tierleibern oder Dämonen geben möchte, keinen Unterschied zwischen Göttern und Menschen; alle Wesen, welche dort geboren werden, sollen von einer Farbe, von goldener, sein und die Wundermacht besitzen, das göttliche Auge, das göttliche Ohr, die vollkommene Erkenntnis usw. Dieser Dharmâkara wird also Bodhisattwa und ist nun Amitâbha Buddha im Lande Sukhâvati, im Westen, weit von dieser Welt, umgeben von unzähligen Bodhisattwas und verehrt von zahllosen Schrâwakas (Hörern), im Besitz der endlosen Vollkommenheit seines Buddhalandes. Sein Licht ist unermeßlich, so daß er unzählige Buddhaländer erleuchtet. Seine Lebenslänge ist unendlich, seine Welt reich, fruchtbar, lieblich, von lauter glücklichen Menschen bewohnt, trägt die herrlichsten Blumen und Früchte, die schönsten Edelsteine, ist von herrlichen Strömen bewässert, deren Wasser nach den Wünschen der Bewohner steigt und fällt. Ein Teil der Seligen sitzt mit gekreuzten Beinen auf den Lotusblumen, andere sind in den Kelch derselben eingeschlossen. Erstere sind diejenigen, welche fest an Amitâbha glauben, die andern haben noch Zweifel und müssen noch 500 Jahre im Kelch warten bis zu ihrer vollen Seligkeit. — Während dieser größere Sukhâvativyûha die Verdienste für nötig erklärt, um in das Paradies des Amitâbha zu kommen, bestreitet dies der kleinere und ordnet an, wer den Namen des gesegneten Buddha Amitâbha gehört habe, solle ihn im Gedächtnis behalten und mit gesammelten Gedanken 1—7 Nächte lang bewegen. Wenn dann die betreffende Person auf dem Sterbebett liege, werde Amitâbha, umgeben von einer Versammlung von Jüngern und Bodhisattwas, vor ihr stehen; sie werde mit Seelenruhe abscheiden und in Sukhâvati wieder geboren werden. So wird in dieser Schrift, die aber nur von einer bestimmten buddhi-

stischen Schule in Japan anerkannt ist, selbst das karman, die Vergeltung nach den Werken, welche im ursprünglichen Buddhismus eine so große Rolle spielt, abgetan, und an die Stelle des Nirwâna ist die Seligkeit des Buddhalandes getreten.

Kehren wir nun zur Geschichte des Buddhismus in Vorderindien zurück, so haben wir vom vierten bis zum siebenten Jahrhundert zuverlässige Nachrichten in den Reiseberichten der chinesischen Fa-hian, Sung-jun und Hiuen-tsang, welche im Heimatland des Buddhismus Bücher und Reliquien holen und ihren Glauben stärken wollten. Fa-hian fand die Mahajanisten noch in der Minderheit, Hiuen-tsang in der Mehrheit und schloß sich ihnen an. Über das Leben in den Klöstern, über den Kultus des Volks, die kostbaren Bilder, die wundertätigen Reliquien u. dgl. erfahren wir in den Reiseberichten viel, über die Lehrentwicklung wenig. Mit den Brahmanen standen die Buddhisten zu Hiuen-tsangs Zeiten in gutem Einvernehmen. Über den bald darauf folgenden Verfall haben wir gar keine Berichte. Mehr noch als die Ungunst der Könige scheinen die Spaltungen unter den Mönchen und der neue Aufschwung, den der Brahmanismus im sechsten Jahrhundert genommen hat, den Verfall befördert zu haben. Als die großen Lehrer Schankara und Kumârila den Brahmanismus auch im Dekhan neu belebten, scheint der Buddhismus seine Lebenskraft verloren zu haben. So verschwindet er im zehnten Jahrhundert allmählich in Vorderindien. Der eindringende Islam, der ihn zuerst in Afghanistan ausgerottet, macht ihm auch auf dem vorderindischen Festland ein Ende.

Inzwischen hatte der südliche Buddhismus nicht nur auf Ceylon festen Fuß gefaßt, mit Ausnahme des nördlichen, von Tamulen bewohnten Teils der Insel, und um die Zeit von Christi Geburt seine höchste Blüte erlebt, sondern auch in Barma und Siam das herrschende Volk gewonnen, während die unterdrückten Stämme der Karenen und Laos bei ihrem Dämonendienst blieben. Eine Zeitlang war der Buddhismus auch auf den Sundainseln Sumatra, Java und Bali verbreitet, wovon noch schöne Ruinen zeugen.

Aber auch dort mußte er dem Islam weichen. Der nördliche Buddhismus hat sich diesseits des Himalaya nur in Nepal erhalten, aber jenseits desto größere Gebiete erobert. Die missionarische Kraft, die er dort entfaltete, verdankt er seiner vom südlichen Buddhismus zu unterscheidenden Lehre.

Das Hinâjâna hat die ursprüngliche Lehre Buddhas ziemlich rein bewahrt. Ganz anders das Mahâjâna, das sich langsam wieder zum Brahmanismus zurückwandte und sich durch die Volksreligionen, denen es begegnete, stark beeinflussen ließ. Ja selbst der Manichäismus und das orientalische Christentum mögen auf seine Lehrgestaltung eingewirkt haben. Je mehr sich der Buddhismus ausbreitete, desto mehr fremde Elemente drangen auf ihn ein und wurden aufgenommen, um das Volk zu gewinnen. Es entstanden eine Menge sich in der Lehre widersprechende Sekten. Der Götter- und Dämonenkult hielten ihren Einzug. Dazu kam die religiöse Verehrung Buddhas, dann die Lehre von den früheren und zukünftigen Buddhas, die Theorie der Bodhisattwas, ein neues Ideal der Heiligkeit und die positive Seligkeit in einem Paradiese.[20] Die Einverleibung der brahmanischen Mythologie, die etwa 500 n. Chr. ihren Abschluß fand und dem Asanga zugeschrieben wird, war nur der Auftakt zur Aufnahme auch der außerindischen Götter. Mit dem Einzug der indischen Götter und der Erhebung Buddhas in den Götterstand ergab sich der buddhistische Kultus von selbst. Dazu kam der Aberglaube und die Zauberei. Wohl war das Gebet im Anfang nur ein Lobpreis und bestand das Opfer in einer Blumenspende, aber gar bald wurde Buddha mit Wünschen und Anliegen bestürmt und man scheute sich nicht, die Gebete mit Zaubersprüchen und Beschwörungsformeln zu verbinden, wie aus der Tantra-Schule des Mahâjâna ersichtlich ist. Unter dem Einfluß des neuerwachten Brahmanentums wird Buddha zu einer Inkarnation des Absoluten und gilt als „die temporäre Verkörperung eines ewigen Prinzips.“[21] Aus dem einen Buddha werden schließlich viele; denn auch bei den Buddhas handelt es sich um vorüber-

gehende Erscheinungen. Die göttliche Verehrung dieser Wesen, die Buddha-Bhakti ist die notwendige Folge. Aber auch im Blick auf die Erlösung vollzieht sich eine Wandlung: die Selbsterlösung wird zur Welterlösung und die Wesensliebe wird zur höchsten ethischen Forderung erhoben. „Nicht Selbsterlösung, sondern Welterlösung wird das Ziel des Mahâyâna. An die Stelle des Ideals eines Arhat tritt ein neues Ideal der Heiligkeit, der Bodhisattwa (Bodhisattwa). Das Mahâyâna geht über die Stufe des egoistischen Heiligen hinaus zu einem höheren Grade der Güte und Milde, wie sie das Wesen der zahllosen Buddhas und Bodhisattwas ausmacht.“[22] Die Erlösung soll allen noch Unerlösten zuteil werden, darum ist die Missionsaufgabe vor allem wichtig und tritt die Predigt in den Vordergrund. Die guten Werke erlangen nun, wie im Brahmanismus, wieder verdienstliche Bedeutung, nicht etwa nur zur Erlangung einer besseren Wiedergeburt, sondern der höchsten Seligkeit. Wie wir schon oben gesehen haben, tritt die negative Seite des Nirwâna ganz zurück und Nirwâna wird zum Zustand ewiger Glückseligkeit, die Vereinigung mit der Gottheit, ähnlich wie im späteren Schiwaismus, und das höchste Ziel des Buddhisten ist fortan, selbst ein Buddha zu werden. Dazu eröffnen sich ihm zwei Wege. Der erste ist der achtteilige Pfad des älteren Buddhismus, doch für die schwachen Menschen gibt es einen „leichten, mühelosen Weg des reinen Landes, den sie im Vertrauen auf fremde Hilfe beschreiten. Hierbei nimmt man seine Zuflucht im Gebet zu Buddha, zum Allerbarmer Amitabha, um nach dem Tode in dessen Paradiese wiedergeboren zu werden und dort ein seliges Nirwana zu erreichen“.[23] Damit war der strenge Weg des Mönchtums nicht mehr nötig, ja es kam sogar dahin, daß das Verdienst guter Werke auf andere übertragen werden konnte und für die Bekenner der Glaube an die göttlichen Buddhas, die stete Anrufung ihrer erbarmenden Gnade genügte. Auf die verschiedenen philosophischen Richtungen des späteren Buddhismus können wir nicht näher eingehen. Da fanden sich Vertreter der Weltbejahung wie auch Verteidiger des Nihilismus und alle konnten sich auf den früheren Buddhismus

berufen, dessen Entwicklung und Tradition nun sorgfältig festgelegt wurde.

Die Bodhisattwas (Bodhisatto) sind Menschen von höchster Weisheit und Tugend, deren Eigenschaft die Erkenntnis ist und die als Schüler und Anhänger der Buddhas Anwartschaft haben, ein Buddha zu werden. Sie leben im Tuschita-Himmel und ihre Zahl ist unbeschränkt. „Freiwillig nimmt der Bodhisattwa die ungeheure Pflicht auf sich, mit tätigem Anteil am Heile der Welt zu arbeiten." Dabei ist einzig das Mitleid ihre Triebfeder. An die Bodhisattwas wendet sich die Meditation der Buddhisten und sie sind mit allen Vollkommenheiten ausgestattet, den Gläubigen zu helfen. Sie sind höhere Wesen mit übernatürlichen Fähigkeiten und Zauberkräften. Haben sie in völliger Entsagung ihre Pflicht erfüllt, so erwarten sie ihre Wiedergeburt zu einem Leben „in dem sie entweder ein Pratyeka-Buddha für ihre eigene Person oder ein Vollkommener Buddha für die Welt werden sollen".

„Der Pratyeka-Buddha (Pacceka-Buddah), ‚ein für sich allein Erwachter', begnügt sich damit, seine eigene Erlösung zu gewinnen, verzichtet aber auf die höhere Aufgabe, ein Welterlöser zu werden. Er kann nur für seine Person das Heil erlangen, aber nicht den Menschen die Lehre verkünden. Er ist also ein Einsiedler, der zur höchsten Erkenntnis (bodhi) vorgedrungen ist und damit den Zusammenhang mit der Welt verloren hat. Für ihn ist das erreichte Nirwana tatsächlich das Nichts. Wer das Nirwana erlangt hat, ist für immer befreit vom Leben und seinem Leiden. Er kann nicht mehr wiedergeboren werden. Für den Pratyeka-Buddha, der kein Ziel außer der Selbsterlösung hat, hört also die Existenz auf mit dem Eintritt in das Nirwana (Nirvâna), das für ihn einen Zustand der Vernichtung bedeutet."

„Der Vollkommene Buddha (sammâ-sambuddo), ‚ein vollständig Erwachter', aber hat zur Aufgabe nicht nur die eigene Befreiung, sondern die Erlösung der Welt und aller Wesen. Er kann daher nicht mit der für seine Person erlangten Erleuchtung (bodhi) ins Nirwana eingehen, sondern muß erst das Gesetz verkünden." Unter all den vielen Bud-

dhas sind Buddha Gautama, Buddha Amitâbha und dessen Reflex Awalokitêschwara zu nennen, der sowohl als männliche, wie auch als weibliche Gottheit des Erbarmens aufgefaßt wird. In Buddha Amitâbha hat die Erlösungslehre ihre letzte und höchste Auswirkung erfahren. Die Gestalt des Amitâbha ist fremden Ursprungs, ähnlich wie die Gestalt des Buddha Maitreya, die nach der Vermutung von Dr. I. E. A. Krause unter dem Einfluß fremder Lehren entstanden ist. Maitreya ist der Stellvertreter des historischen Buddha im Tuschita-Himmel und vielleicht vom Glauben an einen Erlöser im Zoroastrismus und der Vorstellung vom Paraklet im Manichäismus abhängig.

Merkwürdig ist die Einführung des Buddhismus in China. Infolge eines Traumes im Jahre 61 n. Chr., in welchem er ein goldenes Standbild, umgeben von einem Strahlenkranz, herniederschweben sah, schickte Kaiser Ming-ti eine Gesandtschaft nach Indien, um Bücher, Bilder, und Priester des großen indischen Weisen zu holen, von dem er schon gehört hatte. Anno 67 kehrten die 18 Abgesandten mit den beiden Buddhistenpriestern Kâsijapa Matanga und Dharmananda nach China zurück. In dem für das Neue sonst schwer zugänglichen China erwachte ein Eifer für die aus Indien eingeführte Lehre. Die selbstlose Hingabe Buddhas sprach doch die Herzen mehr an als die kühle Moral des Kongtse, und wir müssen bedenken, daß durch die in den folgenden Jahrhunderten ins Chinesische übersetzten Schriften nicht das Nirwana des Buddha, sondern das Paradies des Amitâbha als das Ziel der Wünsche dargestellt wurde. Das am Ahnendienst hängende Volk hatte für die Ausmalung der Zustände im Jenseits sicherlich großes Interesse.

Von 221—618 war China kein einheitliches Reich, und mehrere Herrscher kleiner Staaten waren tatarischen Ursprungs, also nicht im Konfuzianismus aufgewachsen. Sie begünstigten den Buddhismus, so daß immer mehr Schriften ins Chinesische übersetzt wurden und auch Chinesen in den buddhistischen Klerus eintraten. Daneben gab es aber nicht bloß Disputationen mit den Konfuzianern, sondern auch Buddhistenverfolgungen. Im Jahre 333 erhielten auch

Chinesen die Erlaubnis, die Mönchsgelübde auf sich zu nehmen und in der Hauptstadt Lojang wurden 42 Klöster mit Tempelhallen und Pagoden gebaut, ja Kaiser Hiao Wu Ti (373—397) soll selbst Buddhist geworden sein. Da begann nach dem Fall der Tsin-Dynastie im Jahre 420 eine schwere Verfolgungszeit. Im Jahr 426 erschien in Nordchina ein Edikt, nach dem befohlen wurde, die Götter des Westens vollkommen auszurotten, Klöster, Tempel und heilige Bücher zu vertilgen, Mönche und Bekenner zu verfolgen. Nach dem Tode des Kaisers erhob sich die immer noch lebensfähige Religion rasch aus den Ruinen. Sein Nachfolger errichtete sogar eine 50 Fuß hohe, mit Goldblech überkleidete Kupferstatue des Buddha, jede Stadt durfte ein Kloster besitzen und 50 Bewohner durften Mönche werden. Schon 530 betrug die Zahl der Mönche und Nonnen mehr als 13000 in Nordchina allein. Doch auch im Süden entschied man sich für die neue Lehre. In Hunan wurde ein prachtvolles Kloster gebaut und Kaiser Liang Wuti (502—550) gab sich mit Eifer dem Studium des Buddhismus hin. Unter diesem „Asoka Chinas", wie er genannt wurde, kam der 28. Patriarch Bodhidharma nach China und wurde das Kloster Tschang-Tsien in der Nähe von Nanking erbaut, das einen Schrein mit Reliquien Asokas in sich barg. Der erste Kaiser der nachfolgenden Tschen-Dynastie zog sich nach vierjähriger Regierung in ein Buddhistenkloster zurück. Auf einer kaiserlichen Synode 573 mußten die drei Religionen Chinas sich gegenseitig verteidigen und es wird behauptet, die Buddhisten hätten den Kürzeren gezogen, so daß in der Folge „zwei Millionen" buddhistischer Bekenner den geistlichen Stand verlassen mußten. Mehrere Sammlungen des Tripitaka wurden noch vor 616 veranstaltet. Unter der Tang-Dynastie, welche 618—906 ganz China wieder unter ihrem Szepter vereinigte, erlebte der Buddhismus eine neue Blütezeit, aber auch sie war wieder von Verfolgungen unterbrochen. So brach, veranlaßt durch den Minister Fu-ji, welcher verhüten wollte, daß Tausende von Mönchen und Nonnen am Marke des Volkes zehrten, unter Kaiser Kau-tsu eine schwere Verfolgung aus, ebenso eine kürzere Schreckenszeit unter Wu-tsung. Aber von der

zweiten Hälfte des achten Jahrhunderts an stand die buddhistische Religion hoch in Ehren bei Kaiser und Volk. Tai-tsung (763—780), der selbst die heiligen Schriften auslegte, ließ beim Tode seiner Mutter von 1000 Mönchen die Totenmesse lesen und unter Kaiser Hsien-tsung wurde im Jahre 813 ein Buddhaknochen aus Indien nach der Hauptstadt gebracht. Der Buddhismus wurde den andern Religionen geradezu gefährlich, besonders den Taoisten. Diesen gelang es, Kaiser Wu-tsung zu überzeugen, daß auch die Kaisermacht in Gefahr stehe. Da wurden „4600 Klöster dem Erdboden gleichgemacht, 40 000 Tempel zerstört und über 260 000 Mönche und Nonnen gezwungen, ins bürgerliche Leben zurückzukehren".

In den nun folgenden Jahrhunderten war der Buddhismus eine geduldete Religion und breitete sich aus. Einen neuen Aufschwung erlebte er unter Kublai Khan und die Zahl der Tempel soll auf 42 000, der Mönche auf 215 000 gestiegen sein. Unter der Sung-Dynastie (960—1280) wurde namentlich durch den Philosophen Tschu-hi eine Versöhnung von Konfuzianismus, Taoismus und Buddhismus angebahnt, welche mit einigen Unterbrechungen bis jetzt geblieben ist, so daß der Chinese sich in den Nöten des Lebens an die taoistischen Priester wendet, in den Ängsten des Todes an die buddhistischen. Noch zur Kaiserzeit mußten, da der Buddhismus über Mittel verfügte, das Los der Verstorbenen zu verbessern, bei Bestattungen von Kaisern 108 Gruppen von Lamas die hohe Leiche empfangen und mit taoistischen Priestern über den Verstorbenen viele Sutras gelesen werden, die ihn zum Bodhisattwa machen sollten. Die Zahl der Mönche wurde geflissentlich herabgesetzt und beschränkt. Bei Ausbruch der Revolution wurden von den neuen Führern der jungen Republik die Klostergüter eingezogen und die Tempel für Schulen mit Beschlag belegt; aber um ihre wertvollsten Tempel wehrten sich die Priester mit Einsetzung ihres Lebens. Da das Volk auf ihrer Seite stand und ihre ältesten Mönche gewiegte Diplomaten waren, traten bald bessere Zeiten ein und heute herrscht mit dem Sieg der südlichen Nationalisten und der neuerstandenen Einheit eines freien China überall die Religionsfreiheit.

Im 10. Jahrhundert kamen die Buddhisten in den Besitz der Insel Putu an der Mündung des Jantsekiang, wo das berühmte Heiligtum der Kwan-jin, der Götter der Barmherzigkeit, errichtet wurde. Der Dienst dieser Kwan-jin ist eine weitere Etappe in der Abweichung vom ursprünglichen Buddhismus. Kwan-jin soll eine Königstochter gewesen sein, die sich weigerte zu heiraten, um ganz der Frömmigkeit zu leben. Von ihrem ungläubigen Vater aufs grausamste verfolgt, wurde sie durch göttliche Intervention gerettet und auf Buddhas Befehl von einem Naga = (Schlangen-) Geist auf einer breiten Lotusblume nach der Insel Pu-tu gebracht. Dort rettete sie viele vom Sturm heimgesuchte Seefahrer und heilte unzählige Kranke, auch ihren eigenen Vater, indem sie das Fleisch von ihren eigenen Armen abschnitt und daraus eine Arznei bereitete, welche sie ihm schickte und wodurch sie ihn versöhnte. So ist sie die Himmelskönigin der chinesischen Buddhisten geworden.

Die Einheit des buddhistischen Mönchtums in bezug auf Lehre und Leben konnte natürlich nicht in der Weise der ersten Jahrhunderte fortdauern, nachdem diese Religion unter so verschiedenen Völkern Wurzel gefaßt, und die „Schule des großen Fahrzeuges“ oder „der großen Überfahrt“ (mahayana) das Paradies (sukhavati) an die Stelle des Nirwâna gesetzt hatte, so daß letzteres eigentlich nur noch den Augenblick des Todes bezeichnet. Der chinesische Buddhismus hat sich, trotz seines engen Anschlusses an die Lehre des Mahayâna und trotz heftiger Auseinandersetzung mit den Lehren des Hinayâna so stark verändert, daß er als eine Erscheinung für sich betrachtet werden muß. Von westlichen Einflüssen sei hier nur hervorgehoben der starke Einschlag, den er durch die Mission der nestorianischen Kirche empfangen hat. Reichelt faßt diesen Einfluß folgendermaßen zusammen: „1. Er hat die vagen und schwebenden Gedanken des Mahayâna über Dreieinigkeit in festere Form gegossen, 2. dem Mahayâna geholfen, den Allvatergedanken in Verbindung mit Amitâbha in mehr monotheistischer Linie zu entwickeln, 3. den Gedanken von Allvaters Offenbarung in einer Erlösergestalt und einer Geistesgestalt vertieft, 4. dem Maha-

yana einen klareren Begriff gegeben von dem großen Zusammenhang des Menschengeschlechts und der Verantwortung für die ganze Menschheit, 5. klare Methoden für die Seelenmessen und die Anbetung angegeben, und die heilige Siebenzahl in den Mahayânakult eingeführt, 6. die Gedanken über das „Paradies des Westens" und den „Erlöser vom Westen" lebendiger und lebensvoller gestaltet.

Ein hervorragendes Merkmal des chinesischen Buddhismus sind die vielen Toten- und Seelenmessen, die in uralten Lokalheiligtümern eine Stätte fanden. Der Buddhismus hat gerade durch die Verbindung mit diesen Lokalheiligtümern in den breiten Schichten des chinesischen Volkes Eingang gefunden. Wenn man bedenkt, mit welcher Pietät und Ehrerbietung der Chinese seit Urzeiten die Verstorbenen bedachte, kann man verstehen, welch starkes Verlangen nach diesen buddhistischen Totenmessen vorhanden war und nun volle Genüge fand. Der vielfach übliche Ausdruck lautete: „Allen Geschöpfen über das Schmerzenmeer helfen." Damit auch die Armen an den Seelenmessen Anteil gewannen, veranstalteten die Mönche in Verbindung mit vermöglichen Anhängern und als verdienstvolle Handlung gemeinsame große Feiern für die abgeschiedenen Seelen. „Die Hauptveranstaltung findet immer an einem offenen Platz statt, oft in der Nähe eines Teiches oder Flußlaufes. Dort wird auch der terrassenförmige Altar aufgestellt, besetzt mit Weihrauchurnen, Vasen mit Blumen, beschriebenen Wimpeln, die im Winde flattern. In der Nähe des Altars ist ein größeres Papierhaus aufgeführt, das in fünf Kammern abgeteilt ist. In der mittelsten Kammer stehen zwei Bilder von dem bekannten Jin-jang-si, der die Seelen von dieser Welt in die andere führt. Er wird dargestellt mit einem Angesicht, das auf der einen Seite weiß, auf der andern schwarz ist, da man daran denkt, daß er den Zugang zu beiden Welten hat, der Lebenden und der Toten. Die Seitenräume sind gedacht als Wartesäle je für Männer und Frauen, die auf dem „Transport" zur Erlösung begriffen sind. In kleineren Papierhäusern sind Figuren aufgestellt, die Essen und Kleider an hungrige und frierende Geister austeilen. Da sind auch 36

Buden, wo die Geister sich mit allem Notwendigen versehen können. Geld wird zu den Toten hinübergesandt in ungeheuern Mengen von gestempelten Papierzetteln, Silber- und Goldbarren, die verbrannt werden."[24] Das alles ist echt chinesisch, während die Litaneien und Meßgesänge doch auch wieder an das Schamanentum erinnern. Seelenmessen werden auch gelesen, um den Totenrichter Jama zu bewegen, die abgeschiedene Seele in eine möglichst günstige neue Geburt zu befördern. Großen Aufwand erfordern die „Seelenmessen für Meer und Land" und zum Ergreifendsten gehört das Barmherzigkeitswerk zu Gunsten der verlorenen Seelen im Hades, die Lesung der besonderen Schrift, die vom „Erlöser der Unterwelt", dem großen und strahlenden Bodhisattwa Ti-tsang handelt,[25] wobei das tiefe lange Dröhnen der mächtigen ehernen Glocke in die Nacht hinaus hallt, ein Symbol der Opfer und Enthaltungen, die treue Menschen, mit dem Bodhisattwa vereint, für die hungernden Seelen zu ihrer Erlösung darbringen.

In China werden gewöhnlich zehn verschiedene buddhistische Schulen oder Kongregationen genannt, die wir noch kurz erwähnen wollen:

1. Die Tientai-Schule (T'ien-t'ai-tsung), die durch Tschikai (Chih-k'ai) 531—597 begründet wurde. Unter den Werken des chinesischen Tripitaka sollen zweiundzwanzig von diesem berühmten Schriftsteller stammen. Aber sein eigentliches Lebenswerk war die „Lotosschrift", die trotz der willkürlichen Einreihung des Lebens des Gautama Buddha in eine ebenso willkürliche Entwicklung des Buddhismus, besonders im Mahajâna, doch in ganz China, Korea und Japan verbreitet wurde und einen tiefgehenden Einfluß ausübte. Die Schule selbst bemüht sich hauptsächlich um die Ausgleichung und Milderung der Gegensätze zwischen der realistischen und idealistischen Richtung und empfiehlt vor allem ernstes Studium und Meditation. Darum wird sie auch „Schule des Wissens und der Versenkung" genannt.

2. Die Hsien-schou-Schule, auch Fa-hsiang-tsung „Schule der Eigenschaften der Dinge" genannt, geht auf den Pilger Hsüan-tsang zurück, der die Lehre des Wasubandhu

ins Chinesische übersetzte. Die Gedanken von der „transscendentalen Idealität“ aller Erscheinungen gehen auf Aschwaghoscha (As'vaghoṣa) zurück, der die Eigenschaften der Dinge für Schein erklärte. Die Schule zählt im Norden Chinas noch wenige Anhänger.

3. Luh-tsung (Lu-tsung) „die Schule der Disziplin“ oder große „Gesetzesschule“ hat ihren Hauptsitz auf dem bekannten „kostbaren Blütenberg“ bei Nanking. Ihr Begründer ist Tao-hsüan (595—667). Die Ordensvorschriften sind sehr streng. Sie läutern das Herz und sollen im Leben befolgt werden. An die Stelle der Meditation tritt die Rezitation heiliger Schriften. Die Mönche tragen dunkle Kutten. Die Schule ist in den Küstenprovinzen weit verbreitet. Nur kurz erwähnt sei noch Tsu-en-tsung, eine Schule, die besonders die „Gnade und Barmherzigkeit“ hervorhebt und heute kaum mehr genannt wird.

4. Tsing-t'u-tsung (Ching-t'u-tsung), die „Schule des reinen Landes“. Sie wird von den Anhängern als die älteste aller Schulen bezeichnet und auf den Patriarchen Aschwaghoscha zurückgeführt, ja auch auf Nagardschuna und besitzt in dem Werke „die Erweckung des Glaubens“ eine vielgefeierte Hauptschrift. Ihr wirklicher Begründer soll ein indoskythischer Mönch namens Lôkakschin gewesen sein. Ein Nordchinese von Schansi, Hui-juen (Hui-yüan) hat die Sekte organisiert und wird auch als Gründer der Schule erwähnt. Er lebte von 333—416 unter dem Namen Kia als eifriger Verehrer des Tao und war eine tief religiöse Natur. Der Einfluß seines ursprünglichen Glaubens ist nicht zu verkennen, ja er hat dem Begriff und Wesen des Tao Eingang in den Buddhismus verschafft. Aber erst der Mönch T'an-luan (502-549) entwickelte die Zentralidee der Schule, den Glauben an Amitâbha. „Diese Schule“, sagt Dr. Krause, „begründete eine neue Religionsform, die vollständig vom eigentlichen Buddhismus abwich. Im Mittelpunkt ihrer religiösen Verehrung steht die Gestalt des Amitâbha. Dieser Dhyâni-Buddha hat den historischen Buddha Sâkyamuni ganz verdrängt.“[26] In der ausführlichen Beschreibung dieser Schule gibt Reichelt eine Übersetzung des berühmten Liedes vom „weißen Lotos“, von dem wir zwei Strophen wiedergeben:

Es gibt kein Land, so reich bestrahlt vom Glücke,
Wic dieses reine Land im fernen West,
Denn Amitabha selbst in heil'gem Schmucke,
Er rüstet dort in Ewigkeit das Fest.
Und jede Seele wird von ihm gezogen
Aus tiefem Leid zum sichern Friedenssaal,
Die große Wandlung hat sich dann vollzogen,
Und frei wird man von dieses Leibes Qual.
Ein Geistesleib, der legt sich um sie her,
Ein Leib, der strahlt im großen Geistermeer ...

Und wer ist der, der mit so gnäd'gem Tone
Sich lächelnd zu dem Armen niederbeugt?
Wer ist es, der im Lichtglanz, gleich der Sonne,
Zu Leben und zu Sieg sein Mitleid zeigt?
Gott selbst ist es. Er sitzet auf dem Throne,
Durch sein Gesetz erlöst er aus der Not.
Gold ziert den Arm ihm, Edelstein die Krone,
Sein ist die Macht ob Sünde, Leid und Tod.
Wie unser Gott ist keiner in den Welten,
Und sein Erbarmen kann kein Mensch vergelten.

(aus: Der chin. Buddhismus von Reichelt, übersetzt von Lic. Dr. W. Öhler S. 111.)

Unter „Gott" ist Amitâbha-Buddha zu verstehen. An anderer Stelle wird das „Reine Land"-Gebet erwähnt mit einem Barmherzigkeitsgelübde des Amitâbha: „Wenn Geschöpfe da sind, die Verlangen tragen, in mein Reich geboren zu werden, und wenn sie in froher Zuversicht des Glaubens bei meinem Namen verweilen in zehnfältiger Anrufung, nicht einer von ihnen soll dieses Verlangen umsonst tragen, nicht einer von ihnen soll von der großen Erfahrung ausgeschlossen sein. Alle sollen zur Erkenntnis meiner Pläne, ja geradewegs zu Gott gelangen." Es ist die zentrale Gestalt des Amitâbha, die dieser Schule ihre weite Verbreitung und fast ausschließliche Geltung in China und Japan verschafft hat, und mit Recht sagt Reichelt: „Es ist eine Person, in deren Bild die große leuchtende Barmherzigkeit und Gnade hineingelegt ist. Der Weg zu ihrem Herzen geht nicht durch Opferhandlungen, nicht durch eigenes Tun, Studium, Askese oder Meditation, er geht durch eine gläubige Anrufung ihres Namens. Nicht so, daß Studium und Meditation ausgeschlossen würden. Im Gegen-

teil!" Aber es muß ein Studium von Amitâbha sein, eine Meditation, „die Amitâbha zum Zentrum und Leitfaden hat."[27] An christliche Grundsätze erinnert ein Wort, das doch echt buddhistisch bleibt: „Selbst gerettet, andere retten, das ist das Große, das unermeßliches Verdienst bringt."[28] Es ist der überaus einfache und direkte Weg zur Erlösung, dem die Schule ihre Volkstümlichkeit verdankt. Die gläubige Anrufung der Gnade des Amitâbha führt mit Sicherheit und ohne Mühe ins „reine Land", zur Seligkeit im Paradiese des Westens, wohin allen der Weg offen steht.

5. Die Tschü-sche-tsung (Chü-shê-tsung) mit ihrem Stifter Vasubandhu, der von Hinayana zum Mahayâna übertrat, Seele und Ich leugnete, aber die Realität der empirischen Dinge anerkannte. Der Begründer der Schule in China (563) war Paramârtha.

6. Tsch'eng-schih-tsung (Ch'êng-shih-tsung), auch „Schule der Leerheit" genannt, leugnete sowohl das Ich als auch die Außenwelt und steht dem Nihilismus nahe.

7. San-lun-tsung vertritt einen ausgesprochenen Nihilismus und wird deshalb „Schule der Leerheit des Wesens der Dinge" genannt.

8. Die Hua-yen-tsung geht auf eine Schrift von Nagardschuna zurück. Tu-shun (556—640) begründete eine besondere Art Meditationsübung, die dann durch Fa-ts'ang (700) noch vervollkommnet wurde. „Diese Richtung lehrte, daß Buddha seine Lehre, je nach dem Verständnis der Hörer, in fünf verschiedenen Fassungen verkündet habe, von denen das Avatamsaka-sûtra die höchste darstelle."[29]

9. Die Meditationsschule (Ch'an-tsung). Wir haben bereits erwähnt, daß der 28. Patriarch Bodhidharma im Jahre 526 nach China kam. Er wurde der Stifter der Meditationsschule, die besonderen Wert auf die mystische Versenkung legt. Wir wissen, wie nahe die buddhistische Versenkung der Yoga-Praxis verwandt ist. Im späteren Buddhismus ist sie mehr ethisch-religiös gerichtet und nimmt ungefähr dieselbe Stellung ein im religiösen Leben des Buddhismus wie das Gebet in der christlichen Mystik. Es handelt sich in der Meditationsschule hauptsächlich darum, alle Empfindungen und

Vorstellungen wegzulassen, um die Wahrheit rein intuitiv zu erfassen und zuletzt sogar das Bewußtsein auszuschalten. „In diesem Zustande der ‚Leerheit' wird in der eigenen, von ihren äußern Fesseln befreiten Menschennatur der vollkommene Buddha erkannt," daher auch der Name „Schule vom Herzen Buddhas".[30]

10. Die Schule des Geheimnisses (Mi-tsung) ist am stärksten vom Hinduismus und vom chinesischen Aberglauben beeinflußt. Der indische Tantrismus und der chinesische Exorzismus spielen darin die wichtigsten Elemente und vom eigentlichen Buddhismus ist wenig mehr zu spüren. Die Lehre wurde geheimgehalten und hat besonders in Tibet weite Verbreitung gefunden, wo sie sich in ihrer Art weiter entwickelte und nach Ansicht der Gelehrten soll der Lamaismus aus ihr hervorgegangen sein.

Es würde zu weit führen, das Pantheon des chinesischen Buddhismus eingehender zu beschreiben. Da stehen an der Spitze die fünf himmlischen Buddhas, nach ihnen kommen die fünf wichtigsten Bodhisattwas, dann nennen wir die zehn großen Jünger Buddhas und die 18 besonderen Heiligen, die 6 Väter oder Patriarchen, die 24 Schutzgötter und die 8 Schutzengel oder Cherube; auch eine höchste Dreiheit ist je und dann vertreten, doch mehr mit symbolischer Bedeutung. Zum Schlusse geben wir noch den Anfang eines tiefsinnigen Gedichtes aus der „Lotosschrift von dem mysteriösen Gesetz":

Ich bin ein Geheimnis
Bin im Besitz von Wunderkräften;
Wie ich in Wahrheit von Gott geboren bin,
So ist gleich ihm mein Alter unbegrenzt,
Millionen über Millionen Jahre.
Auch im Alltäglichen
Tue ich das Unbegreifliche.
Gemäß der Notwendigkeit,
An allen Orten redend.
Es wandelt sich mein Name
Es wandelt sich meine Zeit.
Ich freue mich über die Anfänge des Glaubens,
Wo erst wenig gute Werke sind
Und der üblen Werke noch viele usw.

(Aus Reichelt: von Dr. W. Öhler übersetzt S. 161.)

Von China kam der Buddhismus um 372 nach Korea und fand daselbst so viel Anklang, daß um die Mitte des sechsten Jahrhunderts buddhistische Schriften und Statuen von da aus an den japanischen Hof geschickt wurden. Die neue Lehre fand allerdings in Japan zuerst Widerstand am Hof; aber ein Brand des kaiserlichen Palasts soll eine Sinnesänderung bewirkt haben. Schotoku Taischi (572—621), dessen Leben wie das eines buddhistischen Heiligen legendenhaft ausgeschmückt wurde, scheint als Kronprinz und als Regent den Sieg hauptsächlich herbeigeführt zu haben. Bei dem Kaiser Kotoku (645—654) war es bereits so weit, daß der Schintoismus verachtet wurde. Schornu (724—756) befahl, daß in jeder Provinz ein großer buddhistischer Tempel (Kobobundschi) errichtet wurde. Wir haben gesehen, wie erst im 19. Jahrhundert die Opposition gegen den Buddhismus in Japan stärker geworden ist, wie aber immer noch die Mehrheit des Volkes an dieser Religion hängt.

Der chinesische Typus ist auch dem koreanischen und dem japanischen Buddhismus aufgedrückt. „Nammu Amida Butsu" ist auch hier eine der häufigsten Gebetsformeln geworden, und es dürfte in Japan kaum einen Haupttempel geben, in dem nicht eine Statue des Amida sich befände. Unter dem Namen Daibutsu d. h. großer Buddha, gibt es auch kolossale Bronzestatuen desselben im Freien. Neben Amida genießt Kwannon die größte Verehrung. 66 größere Tempel tragen ihren Namen. Häufig wird sie mit 40 Händen dargestellt. In den Händen hält sie die Embleme des buddhistischen Glaubens: die Lotosblume, das Rad des Gesetzes (horin), eine Pagode, die Almosenschale. Sie wird oft mit zwei andern Götzen von schrecklichem Aussehen zusammengestellt: Aizen Myô, dem Gott der Liebe, der 3 Augen, 6 Arme und eine Löwenmaske hat, und Fudo, dem Gott des Feuers und der Weisheit, der umgeben ist von einem Flammenmeer, und in der rechten Hand ein zweischneidiges Schwert, in der linken einen Strick hält. Bischamon oder Tamonten, ursprünglich ein Gott des Reichtums, galt in Japan als Kriegsgott, trägt einen Panzer und in der linken den Glücksspeer. Die Göttin Benten oder Benzaiten verleiht Beredsamkeit,

Weisheit und Schönheit. Ihr ist die Schlange heilig. Hotei wird als dickleibiger Priester dargestellt, umgeben von spielenden Kindern und als Inkarnation des Maitrêja Buddha (Miroku) betrachtet. Emma, der indische Jama, der Totenrichter, trägt ein Barett auf dem Haupt und eine große Keule in der Hand. Auch die indischen Götter Brahma und Indra haben unter dem Namen Nio im japanisch-buddhistischen Pantheon Eingang gefunden, aber in untergeordneter Stellung als Tempelhüter am Eingang.

So hat der Buddhismus in die altjapanische Religion eine größere Mannigfaltigkeit und Anschaulichkeit gebracht, aber auch den groben Götzendienst befördert. Wie in China, so müssen wir auch in Japan mehrere Mönchskongregationen unterscheiden, die bei Chantepie de la Saussaye Sekten genannt werden.

1. Die Tendaikongregation ist genannt nach einem Kloster auf dem Berg Tien-tai in der chinesischen Provinz Tschekiang. Sie stützt ihre Lehre auf den Pundarika Sutra. Der Buddha aus dem Geschlecht der Sâkya ist niemand anders als der mystische Tathâgata Prabhutaratna (Tahô), eine Personifikation der Weisheit. Wo die Lehre desselben gepredigt wird, da ist er gegenwärtig. Das Nirwâna besteht in der Erkenntnis desselben, und wer durch Meditation und Weisheit diese Kenntnis erreicht, kommt zur Buddhaschaft. Es werden zahlreiche einheimische Götter in das Pantheon aufgenommen und für Wiedererscheinungen von Buddhas erklärt.

2. Die Schingonschu (Schingon bedeutet wahres Wort, Sanskr. mantra) hat ein mystischeres Gepräge. Über den Stifter Kukai oder Koto Daischi sind allerlei buddhaähnliche Legenden verbreitet. Er ging 804 nach China, um im Auftrag der damaligen Regierung den Buddhismus zu studieren. Bei seiner Aufnahme in ein Kloster durch eine Art Taufe soll der Geist des Wairôtschana, eines Bodhisattwa, der Geist der Wahrheit in ihn gefahren sein, sodaß der Abt jenes Klosters ihn für eine Inkarnation desselben erklärte. Nach seiner Rückkehr erbaute er auf einem Berg in der Provinz Kiusiu ein berühmtes Kloster, wo er 835 starb. Aber nach der Le-

gende ist er nicht tot, sondern sitzt im Grab und erwartet dort den zukünftigen Buddha Miroku, um dann wieder aus dem Grab zu steigen. Um zur Erkenntnis der Wahrheit zu kommen gibt es zwei Leitern von je 10 Stufen; eine moralische (die 10 Gebote des Buddhismus) und eine intellektuelle. Eine Art Taufe bei der Aufnahme in die Kongregation scheint neuerdings in Abnahme zu kommen.

3. Die Jodoschu, Sekte des reinen Landes, wurde Ende des 12. Jahrh. durch Genku oder Honen Schonin gestiftet. Sie lehrt, daß nur der Glaube an Amida und dessen Gelübde (tariki) zum Paradies führe. Aber trotz ihrer Emanzipation von der Werkgerechtigkeit scheint diese Partei in religiösen Mechanismus verfallen zu sein. Sie genießt die Unterstützung hoher Persönlichkeiten und hat berühmte Tempel.

4. Die Jodo-Schinschu, „neue Paradiessekte", die im 13. Jahrhundert gestiftet wurde, betont noch mehr, daß nur das Vertrauen auf die Gnade des Amida in der Todesstunde die Menschen in das Paradies führe. Philosophische Spekulationen und die Befolgung vieler Gebote führen nicht dazu. Nur Amida wird verehrt. Nur sein Bild und das des Stifters Schinran Schonin findet man in den Tempeln. Obgleich formelhafte Gebete verboten sind, hat man doch den Gebrauch des Rosenkranzes festgehalten als eines Schutzes gegen böse Gedanken und Handlungen. Die Priester dürfen heiraten. Viele der höchsten Priesterstellen sind erblich geworden. Ihre Tempel sind geschmackvoll ausgeschmückt und bestehen gewöhnlich aus einem größeren Gebäude zu Ehren des Stifters und einem kleineren, das dem Amida geweiht ist. Diese Kongregation hat nicht nur Priester nach Europa geschickt, um die religiösen Verhältnisse zu studieren, sondern sucht auch in Amerika den Buddhismus zu verbreiten, durch eine in San Franzisko erscheinende Zeitschrift: The Light of Dharma.

5. Die Zen-(Kontemplation)schu soll im 6. Jahrhundert in China eingeführt worden und im 12. nach Japan gekommen sein. Nicht Worte und Taten sind nötig zum Erfassen der Wahrheit, sondern Meditation, unbewegliches Sitzen mit eingeschlagenen Beinen und verschränkten Armen. Eine

Partei fordert dazu auch das Studium heiliger Bücher. Das zeremonielle Teetrinken (Tscha no gu) wird hier besonders gepflegt. Diese Kongregation hatte besonders viele Anhänger unter den Samurai.

6. Die Nichiren- oder Hokke-Kongregation ist im 13. Jahrhundert entstanden und behauptet, in ihrem Buch Hokke kyô sei allein die wahre Lehre des Sakyamuni. Sie hat die Formel: Nammu myô hô rooge kyô, d. h. Heil dem Buch des wunderbaren Gesetzes. Der Stifter wurde wegen seiner heftigen Polemik gegen andre Buddhistenpriester verbannt und zum Tode verurteilt, soll aber durch ein Wunder vom Tode errettet worden sein und starb 1282 in dem Dorf Ikagumi, wo in einem prächtigen Tempel ein Zahn von ihm aufbewahrt wird. Nach seiner Lehre trägt alles, was lebt, die Natur des wahren Buddha (Prabhûtaratna oder Tahô). Von ihm sind der historische Sakyamuni und die übrigen Gottheiten, welche die Kongregation zuläßt, nur vorübergehende Wiedererscheinungen. Durch Läuterung des ganzen Menschen nach Leib, Seele und Geist erlangt man Buddhaschaft.[31]

Von den 110000 buddhistischen Tempeln, die 1901 in Japan gezählt wurden, gehörten 20000 der Zenschu-Kongregation, 19000 der Schinschu-, 13000 der Schingo-, 8000 der Jodo-, 5000 der Nichiren, 4600 der Tendai-Kongregation. Daneben existieren auch noch einige kleinere Gemeinschaften. Die Zahl der Priester war über 180000. Nonnen gibt es nur wenige.

Erst im siebenten Jahrhundert kam der Buddhismus nach dem Lande, welches sein heiliges Land und der Sitz einer Hierarchie werden sollte, nach Tibet, durch den König Ssrongtsan Gampo, dessen Minister Tumi Ssambota sich in Indien aufgehalten und die tibetanische Schrift erfunden haben soll, und von dessen Gemahlinnen eine aus Nepal, eine andere aus China stammte. Aber der tatsächliche Gründer der tibetanischen Mission lebte erst im achten Jahrhundert. Er hatte den Ehrennamen Padmasambhava, d. h. der Lotusgeborene, und wurde von dem König Kri-sron-lda-bhsan aus Indien berufen, um die Dämonen des Landes zu besiegen. Er war in bedenklichem Grade von dem Geiste der

schiwaitischen Tantraliteratur berührt.[32] Von 750 an kann man von Lamaismus reden. Lama wird ein voll ordinierter Mönch genannt. Der zweite Nachfolger jenes Königs verfolgte die Buddhisten, aber seine Königsmacht ging darüber zu Grunde, und 1042 bis 1046 wurden die Lamas durch den aus Indien gekommenen Dschobo Abischa neu organisiert. Die großen mongolischen Eroberer im 13. Jahrhundert beugten sich nicht vor den Priestern, aber schon Chubilai begünstigte den tibetanischen Lamaismus. Im Anfang des 15. Jahrhunderts stiftete der tibetanische Reformator Tsongkapa den Orden der gelben Mönche (Gelupka), während bisher Rot die Farbe der Lamas war und forderte von denselben strenges Cölibat, während bis dahin die Kleriker in der Ehe bleiben durften, bis ihnen ein Sohn geboren war. Auch beschränkte er die Zauberei, konnte sie aber nicht ganz verbannen und führte den Monlam ein, eine 15tägige Versammlung aller gelben Mönche zum Anfang des buddhistischen Kirchenjahres. Da die gelben Priester ehelos blieben, konnte hier nicht wie bei den roten von Erblichkeit der Stellen die Rede sein, und es kam das System der Inkarnationen auf, welches an die Lehre von den Dhyâni-Buddhas sich anschließt. Jeder in der irdischen Welt erscheinende Buddha ist nur das Abbild eines in mystischer Erhabenheit und reiner Herrlichkeit lebenden Dhyâni-Buddha. Den fünf Buddhas des gegenwärtigen Kalpa entsprechen also fünf Dhyâni-Buddhas. Der des Sakyamuni ist der schon genannte Amitâbha. Aber die Dhyâni-Buddhas müssen auch ihre Dhyâni-Bodhisattwas haben, welche im Unterschied von den andern Bodhisattwas sich nicht inkarnieren, aber in der Zeit zwischen dem vorigen und dem zukünftigen Buddha das Werk vom Himmel her lenken. Der gegenwärtige Dhyâni-Bodhisattwa ist Awalokitêschwara oder Padmapani, der ganz besonders als Patron des Landes angerufen wird in dem sechssilbigen Gebet: ôm! Mani padmê! hum! d. h. ôm! Das Kleinod im Lotus! Amen! oder ôm! Padmapâni! Diese sechs Silben stehen auf den Gebetsrädern in möglichst vielen Wiederholungen und werden mittelst der Rosenkränze geplappert. Padmapâni kommt in

den Mahajânaschriften auch in einer Trias mit Mandschuschri und Wadscharadhara vor. In China vertritt die Kwanjin die Stelle des Padmapani. — Die höchsten Würdenträger des tibetanischen Buddhismus, der Dalai-Lama in Hlassa, und der Tescho-Lama in Taschilumpo, werden als Abbilder oder Statthalter des Amitâbha und des Padmapâni betrachtet. Dalai Lama ist der mongolische Name (Dalai = Ozean). Auf tibetanisch heißen die Nachfolger des Tsong-kapa Gialwa Rin-po-che, d. h. Edelstein der Hoheit und des Sieges. Der Dalai-Lama wird als Abbild des Padmapâni betrachtet, also in Tibet dieser über Amitâbha gestellt. Die weltliche Macht dieser beiden hochangesehenen Lamas ist allerdings nicht nur durch die chinesische Regierung, sondern auch durch den Dara Zsung beschränkt, der unter den Oberlamas von vier privilegierten Klöstern in Hlassa gewählt wird. Unter ihnen stehen zunächst die Oberlamas der großen Klöster in Hlassa, dann die Kanpo oder Äbte der im ganzen Lande zerstreuten Klöster, deren viele auf unnahbaren Höhen liegen, mit starken Ringmauern umgeben sind und manchmal tausende von Menschen beherbergen.[33] — Beim Tod eines Dalai-Lama geht die Erbfolge über auf ein Kind, das wenigstens 49 Tage nach dem Verschwinden des Vorgängers geboren wird. Das nennt man die chubilganische Erbfolge. Außer den mongolischen Völkern, welche den Lamaismus angenommen haben, kümmern sich natürlich die andern buddhistischen Völker nicht um diese tibetanische Hierarchie. Daß das tibetanische Volk durch den Lamaismus in sittlich-religiöser Beziehung sehr gehoben worden sei, wird man nicht sagen können. Die Vielmännerei und der starke Aberglaube spricht dagegen.

5. Verfassung und Kultus im Buddhismus

Nur die Bettelmönche (bhikshu) sind die Mitglieder der buddhistischen Gemeinde (samgha). Das ist geblieben, auch wo ein ganzes Volk die Lehre des Sakyamuni angenommen hat. So ist die Herrschaft der Kleriker über die Laien nicht geringer geworden als im Brahmanismus. Nur ist nie-

mand durch seine Geburt vom Eintritt in den bevorzugten Stand ausgeschlossen. Laien, welche dem Buddha anhingen, waren aber von Anfang an nötig, um durch ihre Gaben den Unterhalt der Mönche zu sichern.

Die Ordensregel für die Mönche ist im Pratimôkscha enthalten, einer Schrift des Vinaya, welche ohne Zweifel älter ist als die Schriften über Lehre und Leben des Buddha. Sie enthält in acht Abteilungen bei den südlichen Buddhisten 227, bei den Chinesen 250, bei den Tibetanern 253 Gebote und Verbote. Bei den Versammlungen der Mönche, zweimal im Monat, am Neumond und am Vollmond, sollen diese Regeln vorgelesen und die Vergehungen gegen dieselben gebeichtet werden.

Das Klosterleben ist an die Stelle des Einsiedlerlebens getreten, obgleich noch einzelne Formeln an dieses erinnern. Wenn auch die Mönche in Indien und Ceylon in gesonderten Hütten wohnten (pansala), so hatten sie doch ihren gemeinsamen Versammlungsraum (vihâra), bei welchem nach späterer Sitte ein Bodhibaum und gewöhnlich ein Reliquienturm (stûpa) nicht fehlen durfte.

Die Aufnahme ins Kloster kann schon im Knabenalter stattfinden. Der Novize (Samanêra) hat die oben genannten zehn Gebote zu beobachten und noch besondere Instruktionen namentlich für die Hausgeschäfte. Die Ordination (upasampadâ) darf nicht vor dem vollendeten 20. Lebensjahr erteilt werden. Es werden in der Versammlung der Klosterbewohner dem Kandidaten mehrere Fragen vorgelegt, ob er den Bettlertopf und die drei vorgeschriebenen Kleidungsstücke habe — der Buddhismus dringt im Unterschied vom Brahmanismus und Dschainismus sehr auf vollständige Bekleidung der Mönche — ob er mit einer besonderen Krankheit behaftet, ob er nicht Sklave oder Soldat sei, ob er die Einwilligung seiner Eltern habe. Wenn der Aufzunehmende dreimal die vorgelegten Fragen bejaht und Gehorsam gegen die Gebote versprochen, wird er für ordiniert erklärt und ihm die Priesterkleidung angezogen. Nun ist er von der Welt geschieden. Aber ein Austritt wird nicht erschwert, namentlich wenn einer nur von seinen Eltern gezwungen das gelbe

Gewand angelegt hat. — Als Bettler darf der Mönch nur acht Dinge besitzen: die drei Stücke seiner Kleidung, den Gürtel, den Almosentopf, die Gießkanne, durch welche er das zu trinkende Wasser durchlaufen läßt, damit er kein Tier töte, das Rasiermesser und eine Nähnadel. Dagegen das Kloster darf nach späterer Auslegung der Regel Eigentum besitzen.

Die Disziplin ist besonders sorgsam in bezug auf den Verkehr mit dem weiblichen Geschlecht. Im Sutra der 42 Sätze sagt Buddha: „Von allen Lüsten und Begierden ist keine so mächtig wie die Geschlechtslust. Gäbe es noch eine von demselben Charakter, so könnte unter dem ganzen Himmel kein Fleisch gerettet werden. Lust und Begierde nach einem Menschen sind wie eine Person, die einen brennenden Docht in der Hand hält und damit gegen den Wind läuft. Du törichter Mensch! Lässest du den Docht nicht fahren, so mußt du den Schmerz einer verbrannten Hand erleiden?" — Deshalb sollen die Bhikschu keine Almosen von Weibern annehmen und dgl. Außerdem enthält der Pratimôkscha Warnungen vor Störungen des brüderlichen Zusammenlebens, vor Diebstahl, Lästerung, neben kleinlichem Zeremoniell.

Manche Vorschriften sind auch im Lauf der Zeit abgekommen. In Tibet und den lamaistischen Ländern, wo die Großlamas fast souveräne Fürsten sind, ist das Betteln abgekommen. Nur in China, wo der Buddhismus eine bescheidenere Stellung inne hat, sieht man noch eigentliche Bhikschus in großer Zahl. Auch mit den Speisegesetzen ist man nicht mehr so streng. Die Vorschrift, daß nach Mittag nicht mehr gegessen werden soll, wird dahin gedeutet, daß man nachmittags keinen Reis essen soll. Vom Fleischgenuß können sich die Chinesen am schwersten enthalten. Das Verbot der geistigen Getränke wird auf die destillierten eingeschränkt, Opium ist von Buddha nicht verboten und war deshalb früher erlaubt. Ein Hauptmittel der Disziplin im älteren Buddhismus war der Aufenthalt im Kloster während der Regenzeit (varscha vasana). Da sollen sie mit Andachtsübungen und Studien sich beschäftigen, Speise und Schlaf möglichst wenig genießen, nur das Notwendigste sprechen. Die älteren Brüder sollen die jüngeren unterweisen, damit sie die

„zwanzig Gipfel der Unwissenheit mit dem Blitz des Erkennens spalten.“ Zum Schluß der Regenzeit wird das Lampenfest mit einer Predigt an das Volk gefeiert und die Mönche werden von den Gläubigen mit neuen Kleidern beschenkt.

Nur ungern, auf Bitten seiner Tante und Amme Pradschâpati Gautami und seines Lieblingsjüngers Ananda, soll Buddha auch weibliche Personen zum asketischen Leben nach seinen Grundsätzen zugelassen haben. So spielen die buddhistischen Nonnen (bhikschunî oder dharmabhaginî) keine große Rolle und sind außer in Tibet nicht zahlreich. Sie haben neben den Gelübden und allgemeinen Geboten noch acht besondere Vorschriften zu beobachten, wonach sie keine selbständige Stellung beanspruchen dürfen, sondern den Priestern durchaus untergeordnet sind und von einem tugendhaften unter ihnen alle 14 Tage unterrichtet werden. Sie sollen nie länger als zwei Wochen sich in die Einsamkeit zurückziehen und nicht zum bloßen Vergnügen ausgehen. Die Weihe (upasampadâ) darf ihnen erst nach zweijähriger Vorbereitung erteilt werden.

Auf Ceylon werden die Vorsteher der Klöster (upadhyâya) von dem Samgha gewählt, in Siam und Barma von den politischen Machthabern ernannt, in Tibet besteht bei den bedeutendsten Klöstern die schon genannte chubilganische Erbfolge. Außer in Tibet hat der Buddhismus kein festgeschlossenes hierarchisches System zustande gebracht, aber er hat auch keine Weltgeistlichkeit neben der Klostergeistlichkeit. Die verschiedenen Parteien in China und Japan haben wir schon genannt.

Die Pflichten der Laien (upâsakas und upâsikas, d. h. Dabeistehende), welche hoffen, bei der nächsten Geburt zur Heiligkeit zu gelangen, bestehen natürlich in reichen Spenden und Befolgung der Weisungen der Mönche, der fünf Gebote und dem Bekenntnis zu den drei Stützen (Buddha, Dharma, Samgha).

Was den buddhistischen Kultus betrifft, so hatte Sakyamuni die brahmanischen Opfer abgeschafft und den Menschen vollends unabhängig gemacht von aller göttlichen Hilfe, nachdem schon die brahmanische Philosophie mit ihrer himmelstürmenden Askese auf dieses Ziel hingearbeitet hatte.

Aber die buddhistische Volksreligion konnte ohne Kultus nicht existieren. Nach dem Eingang des Religionsstifters in das Nirwana folgte die Verehrung seiner Person und seiner Apostel. Das Dhyâni-Buddha-System bevölkerte vollends die Himmel mit hilfespendenden Wesen, und so konnten die früheren Götter der betreffenden Völker unter andern Namen wieder auferstehen.

Der Buddhadienst pflanzte sich besonders als Reliquien- und Bilderdienst fort. Das Volk, welches seine Zuflucht zu ihm nahm, wollte etwas Sichtbares und Greifbares haben und erwartete von den Überbleibseln des Heiligen eine zauberhafte, wunderbare Hilfe. Asôka sorgte besonders dafür, daß die Reliquien über ganz Indien verbreitet wurden. Sie wurden aufbewahrt in eigentümlichen Türmen aus Backstein (stûpa oder tope, auf singhalesisch: dagoba). Man findet in einigen Gegenden von Indien noch ansehnliche Überreste von diesen Bauten, welche durch Geschmack und Solidität vor den brahmanischen sich auszeichnen. Die älteren sind kuppelförmig, mit einem viereckigen Aufsatz auf dem Gipfel. Darüber erhebt sich ein ausgespannter Sonnenschirm. Später errichtete man mehrere Sonnenschirme übereinander massiv aus Stein. Die Chinesen ließen die Kuppel ganz weg und vermehrten die Zahl der Schirmdächer bis auf 13. So entstanden die chinesischen Türme. – Eine berühmte Reliquie des Buddha, sein linker oberer Augzahn, wird auf Ceylon aufbewahrt und seine Ausstellungen haben große Mengen von Wallfahrern angelockt. Nach dem Zeugnis der Europäer, die ihn gesehen, ist es gar kein Zahn, sondern ein zwei Zoll langes gekrümmtes Stück Elfenbein.

Die Buddhabilder haben schon bei der Einführung in China eine große Rolle gespielt. Sie sollen nach der Theorie der buddhistischen Schriften nicht angebetet werden. Die Blumen, welche man ihnen streut, das Räuchwerk, das man zu ihnen aufsteigen läßt, sollen kein Opfer (jadschna), nur eine Ehrenbezeugung (pudscha) sein. Aber das Volk macht diesen Unterschied nicht, und die Priester sorgen dafür, daß einzelne Bilder mit dem Kopf nicken, die Hand erheben und bei Nacht in magischem Licht funkeln können, namentlich

an Festtagen. Gegenüber den brahmanischen vielarmigen und vielköpfigen Bildern ist hervorzuheben, daß Buddha vollkommen menschlich, oft in erhabener künstlerischer Reinheit, dergestellt wird. Nur in Tibet werden die Bodhisattwas nach schiwaitischem Geschmack abgebildet, auch die Kwanjin in China. Das Bekenntnis zu den drei Stützen wurde von den nördlichen Buddhisten auch durch drei Figuren abgebildet: Sakyamuni, Lôtschana und Wairotschana. In Nepal heißt der am höchsten verehrte Dhyâni-Buddha Adi-Buddha. Sein Dienst ist aber nicht so rein monotheistisch, wie man anfangs glaubte.

In einem größeren Tempel können mehrere Altäre sein mit Statuen der Heiligen, Teppichen, Fahnen, Blumengewinden und Bildwerken aller Art. Auf dem Altar sind die Schalen, in welche die Gaben gelegt werden, ein runder fünfhügeliger Teller, welcher den Meru mit den vier Weltteilen darstellt, und ein Kelch oder eine Gießkanne. Der Kultus besteht in einer Liturgie, welche in einer dem Volk fremden Sprache (im Süden Pali, im Norden Sanskrit) vorgetragen wird, so daß das Volk nur das Wort „Buddha" versteht und darauf sein „Amen" zu sagen hat. Bald ertönt eine rauschende Musik, bald spielt sie in gedämpftem Ton; die Gebete werden halb singend vorgetragen. Durch Glocken und Trommeln wird der Lärm vermehrt, durch Prozessionen und mannigfache Veränderung in der Stellung die Schaulust befriedigt. Die Laien müssen öfters niederknien und sich auf die Erde werfen. Sie bekennen sich zu den drei Stützen und zu den fünf Geboten. Ihre Rosenkränze, mit welchen sie das: Namah Amitâbha oder das om! Mani padmê! hum! hersagen, haben 108 Kügelchen.

Bei den Lamaisten bildet die Einsegnung des Wassers eine Hauptzeremonie. Ein Priester fängt das Bild des Buddha im Spiegel auf, ein anderer gießt aus dem Kelch über den Spiegel Wasser, das mit Zucker, Safran u.a. gewürzt ist. Dieses geheiligte Wasser fließt über den untergehaltenen Weltenteller herab in ein Becken, von wo es in den Kelch zurückgegossen und dann von den Priestern mit der hohlen Hand aufgefangen und geschlürft wird.

Sogar eine Kindertaufe hat der Lamaismus, die am dritten oder zehnten Tage nach der Geburt im Hause verrichtet wird. Ein Priester liest oder spricht, während Kerzen und Räucherwerk auf dem Hausaltar brennen, über dem mit Wasser gefüllten Becken die vorschriftsmäßigen Weihgebete, taucht dann das Kind dreimal unter, segnet es und legt ihm einen Namen bei, stellt ihm auch das Horoskop. Über die Seelenmessen wurde schon gesprochen. Sie spielen besonders in China eine wichtige Rolle.

Außer dem schon genannten Lampenfest am Schluß der Regenzeit wird in den südlichen Ländern am Vollmond des ersten Frühlingsmonats, in den nördlichen etwas früher, das Neujahrsfest gefeiert, das die Chinesen Laternenfest nennen. Hier wird der Triumph des Sakyamuni über die sechs brahmanischen Asketen, also der Sieg des Buddhismus über den Brahmanismus durch allerlei Lustbarkeit gefeiert. Am Vollmond des Mai folgt das Geburtsfest des Sakyamuni mit glänzenden Prozessionen. — So wird dafür gesorgt, daß das Volk mancherlei zu sehen und zu hören bekommt, was seine Anhänglichkeit an diese Religion befördern kann; aber trotz tiefen, religiösen Erlebnissen kann es dabei die wahre Erlösung nicht finden.

Zweiter Abschnitt

Der Islam

1. Die religionsgeschichtliche Stellung des Islam

In unsern Ausführungen über die Westsemiten haben wir auch die Verhältnisse in Arabien vor dem Auftreten Mohammeds etwas eingehender geschildert (S. 192) und gesehen, daß gerade das Jahrhundert vor der letzten arabischen Völkerwanderung den Tiefstand der arabischen Kultur und auch des religiös-sittlichen Lebens bedeutete. Aber die Erinnerung an frühere Macht und Herrlichkeit erweckte stets aufs neue die Sehnsucht nach einem Führer, „der die Expansionskraft der arabischen Völker nach dem Verfall der Kultur in neue siegreiche Bahnen leitete“.[1] So nur läßt sich der ungeheure

Erfolg des Propheten einigermaßen begreifen. Wohl verdankt der Islam die Wucht seines Vordringens und die äußeren Siege der Expansionskraft der nomadischen Stämme und dem Fanatismus seiner Anhänger, welchen der Krieg gegen die Ungläubigen zur heiligen Pflicht gemacht war; aber es wäre ganz verfehlt, wenn wir den Koran und seine Lehre auch für die arabische Kultur, die auf den Trümmern der alten Welt eine Renaissance verursachte, verantwortlich machen wollten. In dieser Hinsicht zehrte der Islam vom Erbe orientalischer und europäischer Geisteskultur, dessen Kraft ungeschwächt fortlebte vom Norden Indiens, wo der Buddhismus blühte, bis nach Persien, ebenso im vorderen Orient, im einst so machtvollen römischen Reich, wo von den beweglichen und klugen Eroberern das Geisteserbe des Hellenismus übernommen und zu neuer Blüte gebracht wurde, ein Vorgang, der heute in der wiedererwachenden moslemitischen Welt in gewissem Sinne eine Wiederholung findet, wo der Modernismus gleichsam über Nacht seinen siegreichen Einzug hält. Von Anfang an waren im Islam Religion und Kultur, Glaube und Sitte und Weltleben in Handel und Wandel untrennbar verbunden, und wir können die innere Kraft dieser Verbindung nicht verkennen. Und doch hat sie nach der ersten großen Zeit jeden Fortschritt aufgehalten und zum Untergang der arabischen Kultur geführt. Da erfolgte in neuester Zeit die Aufklärung durch Männer wie Dschemal ed-Din Afghani (1838—1897), Philosoph, Schriftsteller, Redner und Journalist in einer Person, und dessen Schüler Muhammed Abduh, durch welche die uns so überraschende Reformbewegung eingeleitet wurde, die bewußt trennt, was bisher unzertrennlich verbunden schien. Damit verleugnet der Islam sein innerstes Wesen: ein Reich Gottes und des Propheten, das sich über die ganze Erde erstrecken soll. Die Idee stammt aus dem Judentum. Reich Gottes und Weltherrschaft in engster Verbindung oder wie wir im Blick auf das Mittelalter sagen können, Einheit von Kirche und Staat waren für den Islam selbstverständlich, heute ist dieses Ideal aufgegeben, ob für immer, wissen wir nicht. Einst wirkte es mit unwiderstehlicher Kraft.

Ein weltliches Reich, das neue, zeitgemäße, religiöse Ideen bringt, gewinnt große Volksmassen für sich und wird sich rasch ausbreiten. Aber eben durch diese Verbindung mit der Weltherrschaft wurde die religiöse Idee im Islam verunreinigt, es wurde eine Orthodoxie und ein Staatskirchentum gepflanzt, bei welchem die persönliche Frömmigkeit Nebensache blieb. Die Ausbreitung mit dem Schwert bedeutete im Islam nicht eine Abweichung von den Grundsätzen des Stifters, sondern der korrekte Gang und der Kampf mit fleischlichen Waffen für den Glauben sichert das Paradies. Dadurch, sowie durch die Gestattung der ausgelassensten Wollust und der Polygamie wird das sittliche Niveau des Islam bedenklich herabgedrückt.

Der Islam unterscheidet sich von den bisher betrachteten Religionen dadurch, daß die geoffenbarte Religion des Alten und des Neuen Testaments dem Religionsstifter bekannt war, wenn auch nicht in ihren Quellen und in ihrer ganzen Tiefe, so doch in den Grundlehren und in mehr oder weniger achtungswerten Bekennern. Mohammed hatte namentlich im Judentum die Idee des einen persönlichen, in keinem Bild zu verehrenden Gottes vor sich, welche den tiefsten Eindruck auf ihn machte und die er in den ihm bekanntgewordenen Bekennern des Christentums getrübt sah. Andererseits hatte er im Christentum eine Religion kennen gelernt, welche verschiedene Völker in sich vereinigte und den Anspruch machte, Weltreligion zu werden. Es war ihm unerschütterlich gewiß, daß der eine unsichtbare Gott nicht bloß Nationalgott der Juden war, sondern wirklich die ganze Welt regiert. Im arabischen Volk war der Götzendienst eingerissen, aber die monotheistische Tendenz der semitischen Völker war auch den Arabern eigen.

Wenn man sieht, wie das ganze Volk fünfmal täglich zum Gebet stillsteht und sich sammelt, so erscheinen uns die mohammedanischen Völker gegenüber den christlichen sehr religiös. Gottesfurcht läßt sich ihnen nicht absprechen, und sie haben einen reineren Gottesbegriff als die Heiden.

Die Persönlichkeit, die Allmacht, die Erhabenheit Gottes über alles Sichtbare, besonders auch die Barmherzigkeit Gottes wird ihnen nahegelegt, aber es ist eine Gesetzesreligion, der die Freude in der Gemeinschaft mit Gott fehlt, und der Fatalismus beherrscht die Gemüter. Da eine tiefe Sündenerkenntnis mangelt, wird auch die Erlösung nur äußerlich gefaßt. Mohammed ist der Gesandte Gottes. Aber auch er hat, wie einst Buddha, nur den Weg gezeigt, auf welchem jeder Mensch mit eigener Kraft zur Erlösung kommt, nämlich dann, wenn er die Gebote des Propheten hält.

Der Charakter der Nationalreligion ist im Islam noch nicht ganz abgestreift. Früher durfte der Koran in keine andere Sprache übersetzt werden, und Mekka ist noch heute das Ziel der Wallfahrt für alle mohammedanischen Völker. Die Völker werden arabisiert. Aber es geht das verhältnismäßig leicht, weil der Islam so recht die Religion des natürlichen Menschen ist, der wohl fühlt, daß er sich das Wohlgefallen Gottes erwerben sollte, aber lieber einzelne Entbehrungen, wie die Enthaltung von Schweinefleisch und Wein, oder die Fastenzeiten auf sich nimmt, als daß er das ganze Herz und Leben erneuern ließe. Der mohammedanische Universalismus ist intolerant gegen alle Religionen, wo er sich frei entfalten kann. Er scheut keine Mittel, um seine Macht auszudehnen, in dem Glauben, daß er Gott einen Dienst damit tue. Er ist fanatisch wie nicht leicht eine andere Religion, und obwohl zahlreiche heidnische Völker dem Islam ihre höhere Zivilisation verdanken, bildete doch bis vor wenigen Jahren sein Fanatismus auch wieder eine Schranke für die Zivilisation. Es darf jedoch nicht vergessen werden, welch hohe Stufe der Geistesbildung viele Mohammedaner erlangen, besonders in der Türkei, in Ägypten und in Indien. Und es gab Zeiten, wo die Anhänger des Propheten die geistige Führerschaft in Europa inne hatten. „Im 13. Jahrhundert war der Islam eine Macht, nicht so sehr durch seine Eroberungen mit dem Schwert, als vielmehr durch seine Eroberungen mit der Feder. Mohammedanische Philosophie nach Alkindi, Alfarabi, Avicenna und Algazel, vor allem aber

die Philosophie Averroes' wurde auf allen Universitäten gelehrt. Aristoteles ist in arabischer Sprache bekannt gewesen, ehe er in die verschiedenen europäischen Sprachen übersetzt wurde."[2] „Die Sarazenen sind im Mittelalter die einzigen Träger aller wissenschaftlichen Errungenschaften der Menschheit gewesen. Während die europäischen Nationen zu unwissend waren, den Wert der Schätze des Altertums zu verstehen, haben die Sarazenen sie vor dem Untergang gerettet, indem sie die wissenschaftlichen Werke der Griechen ins Arabische übersetzten."[3].

2. *Mohammeds Leben*

Mohammed, der Sohn Abdallahs aus dem Stamm Koraisch, wurde um 750 in Mekka geboren. Sein Vater war noch vor seiner Geburt auf einer Handelsreise gestorben. Sein Jugendleben wird durch allerlei Legenden ausgeschmückt. Eine Beduinenfrau Halîma, welche ihn säugte, soll nach dem Bericht des Ibn Ischak, des ältesten Biographen Mohammeds, schon auffallende Erscheinungen an ihm bemerkt haben, welche sie als Besessenheit deutete. Unwahrscheinlich ist es ja nicht, daß er schon als Kind abnorme Zufälle hatte, aber daß der Engel Gabriel ihm die Brust geöffnet und das Böse herausgenommen habe, ist wohl nach Sure 94 des Koran erdichtet:

Erschlossen wir dir nicht die Brust
Und nahmen dir ab die Last,
Darunter du gebeugt dich hast,
Und hoben dein Gedächtnis fast!

Auch die Mutter Amîna starb bald, und nach dem Tode des Großvaters Abd el Mutallib nahm sich ein Oheim Abu Talib des verwaisten Knaben an. Er mußte um niedrigen Lohn Schafe hüten und in irgend welcher untergeordneten Stellung Handelskarawanen begleiten. Auf solchen Reisen soll er mit christlichen und jüdischen Einsiedlern in Syrien in Berührung gekommen sein.

Eine Reise im Dienst der reichen mekkanischen Kaufmannswitwe Chadidscha befriedigte dieselbe nicht nur in geschäftlicher Beziehung aufs beste, sondern hatte auch zur

Folge, daß die 40jährige Witwe den 25jährigen Jüngling heiratete. Damit bekam sein Leben eine andere Gestalt, und er war mit ihr 25 Jahre lang in glücklicher Ehe verbunden. Sie hat ihm sechs Kinder geboren, von denen aber nur eine Tochter ihn überlebte. Einen Sohn seines Oheims Abu Talib, namens Ali, adoptierte er. Chadidscha wußte ihren Mann mit großer Weisheit und Festigkeit so an sich zu fesseln, daß er zu ihren Lebzeiten mit keinen andern Weibern Umgang hatte. Erst nach ihrem Tod, als 51jähriger Mann, begann er sein wüstes, wollüstiges Leben. In der heißen Jahreszeit ging er gerne mit seiner Familie nach dem Berge Hira. Dort lebte Zaid ibn Amr, der Führer der Hanife, und es ist wahrscheinlich, daß sich um denselben Männer aus Mekka sammelten, welche an dem Götzendienst in der Kaaba kein Wohlgefallen hatten, und daß Mohammed zu ihnen gehörte.

Mohammed war gegen 40 Jahre alt, als er bei seinem dortigen Aufenthalt nicht im Zelt mit seiner Familie, sondern in einer Höhle schlief. Da erschien ihm nach dem Bericht Ibn Ischaks der Engel Gabriel während er schlief, brachte ihm ein über und über beschriebenes seidenes Tuch und sprach: „lies!" Mohammed antwortete: „ich kann nicht lesen." Da preßte der Engel das Tuch zweimal dergestalt auf ihn, daß er meinte, er müsse sterben. In der Verzweiflung rief er: „was soll ich lesen?" Die Antwort war: „Lies im Namen deines Herrn, der den Menschen aus einem Blutklumpen erschafft! Lies, denn der Herr ist der Gnadenreiche, der unterrichtet durch die Feder, unterrichtet den Menschen in dem, was er nicht wußte." Nun las er, und Gabriel schied von ihm. Mohammed erwachte, ging aus der Höhle und vernahm auf der Höhe des Berges eine Stimme vom Himmel: „Mohammed, du bist der Prophet Gottes; ich bin Gabriel." Er sah den Engel in der Gestalt eines Mannes mit Flügeln, der die Worte wiederholte, bis er verschwand. Mohammed kehrte zurück zu Chadidscha, setzte sich auf ihren Schoß, drückte sich an ihre Brust und erzählte ihr das Gesicht. Sie sagte: „sei fröhlich und guten Mutes! Bei Ihm, in dessen Hand meine Seele ist, ich hoffe, du sollst der Pro-

phet dieses Volkes werden." Während er selbst sich für besessen hielt, beredete ihn Chadidscha, in deren Familie die hanifitische Sekte verbreitet war, daß er wirklich der Gesandte Gottes sei.

Über die Frage, ob Mohammed die Engelserscheinungen, deren er später noch mehr erzählte, einfach erdichtet oder ob er selbst daran geglaubt habe, ist viel geschrieben worden. Die meisten neueren Schriftsteller halten ihn nicht für einen bewußten Lügenpropheten. Carlyle sagt, er sei ein aufrichtig seines Glaubens gewisser Mann gewesen, bei dem zwar große, bis an das Verbrechen streifende Fehler nicht zu leugnen seien, der aber wirklich eine göttliche Mission gehabt. Houtsma hält ihn sogar für einen wirklichen Propheten, dessen felsenfeste Überzeugung es gewesen sei, daß er sich den Auftrag zu seiner Predigt nicht selbst gegeben, sondern von seinem himmlischen Herrn dazu berufen sei, und meint, es sei ein Vorurteil, von einem Propheten in moralischer Hinsicht so viel zu fordern, daß Mohammed nicht dafür gelten könne. Man könne wohl seine Schwächen nicht übersehen, aber nach dem einzig gerechten Maßstab, nach dem seine Zeit- und Volksgenossen zu beurteilen seien, habe er auch in Medina seinen Beruf auf ehrenvolle Weise erfüllt. Weil hat ihn für einen Epileptiker gehalten, wogegen aber spricht, daß ein Epileptiker sich seiner Anfälle und der dabei gemachten Erfahrungen nicht erinnert. Sprenger hält seine pathologischen Zustände für männliche Hysterie, wenigstens in der früheren Zeit. Später habe er auch Offenbarungen geschwindelt. W. Muir nimmt reelle teuflische Einflüsse an und unterscheidet eine Periode aufrichtigen Strebens bis zum Jahr 609, wo er ein wahrer Gottesprophet gewesen, und von da bis zu seinem Tode, wo er von seiner Idee abgefallen und ein fleischlicher, herrschsüchtiger Mensch geworden sei. v. Orelli sagt: „Der Zustand Mohammeds ist ganz verschieden von dem der biblischen Besessenen, welche von einer völlig fremden Macht gebunden und ihre willenlosen Werkzeuge sind. Er gibt sich dieser Macht gerne hin, welche seinem Ehrgeiz schmeichelt, seine Ideen sanktioniert und seine Gelüste gutheißt." Kölle

verwirft die Bestrebungen, ihn als einen aufrichtig seines Glaubens gewissen Mann darzustellen: „Da der Islam offenbar ein Versuch ist, Gott und die Welt, Religion und Politik miteinander zu vermischen, konnte aus dieser unreinen Quelle niemals reines Wasser fließen. An der Frucht ist der Baum zu erkennen."[4] Wir werden jedoch kaum annehmen dürfen, daß sich Mohammed von Anfang an dessen vollkommen bewußt gewesen sei: ich betrüge die Leute, wenn er auch in schlauer Überlegung gehandelt hat; denn das ist die satanische Macht bei allen Fanatikern, daß sie selbst meinen, ihre Gedanken müssen Gottes Gedanken sein, sie tun Gott einen Dienst in allem, was sie vornehmen, es werde ihnen alles erlaubt, wornach sie gelüstet.

Die ersten männlichen Anhänger Mohammeds waren sein Adoptivsohn Ali und Said, ein aus dem christlichen Syrien stammender Sklave, der ebenfalls adoptiert wurde. Der erste Bekenner außerhalb der Familie wurde Abu Bekr, ein reicher Mann, der fünf weitere Mitglieder für den Islam gewann. So wurde nämlich das Bekenntnis genannt: „Es ist kein Gott außer Allah, und Mohammed ist der Gesandte Gottes." Mohammed bekam neue Offenbarungen und die Aufforderung, seine Lehre zu verkündigen, wie es Sure 74 ausgesprochen ist:

O der du liegst bedeckt,
Steh auf und lehr' erweckt,
Und deinen Herrn preis' unerschreckt!
Mach' rein dein Kleid, das ist befleckt,
Und wirf den Greuel weg!
Tu' nicht Gutes, das Lohn bezweckt,
Und harr' auf den, der dein Ziel dir steckt!
Wenn die Drommete weckt,
Das wird ein Tag, der herbe schmeckt
Den Leugnenden, sie nicht erquickt.

(Übersetzt von Rückert.)

Die Aussicht auf das Gericht kehrt in diesen ältesten Suren immer wieder. Der eine Gott wird besonders als Schöpfer und Richter gepriesen und Wohltätigkeit gegen Arme und Waisen im Namen Gottes gefordert. Ibn Ischak zählt 52 Bekehrte auf, welche mit der Verehrung des einen Gottes Ernst

machten zu der Zeit, da Mohammed in die Öffentlichkeit trat und als Prophet Gottes das Volk von Mekka vom Götzendienst abzulenken suchte. Aber auch grimmige Feinde traten auf, welche ihn für einen Besessenen oder für einen trügerischen Wahrsager hielten. Sie verlachten seine Lehre von der Auferstehung, wollten die von den Vätern ererbten Götzen nicht fahren lassen und fürchteten, durch die Entwertung des Heiligtums in Mekkka werde der Stamm Koraisch seines Ansehens und seines Einkommens verlustig. Einige Anhänger Mohammeds, darunter sein Schwiegersohn Othman, flüchteten nach Abessinien, wo sie von dem christlichen Negus freundlich aufgenommen wurden, kehrten aber nach wenigen Monaten zurück in der Meinung, die Zustände in Mekka hätten sich geändert. Das war nicht der Fall. Mohammed hatte sich zu einem Kompromiß mit den Mekkanern verstanden, indem er drei in der Kaaba verehrte Göttinnen als Fürsprecherinnen bei Allah anerkannte. Allein er mußte dieses Zugeständnis widerrufen, ohne Zweifel auf die Vorstellungen der nach Abessinien geflüchteten Anhänger, und erklärte, die Konzession sei ihm vom Satan eingegeben worden. Dieses Schwanken war nicht geeignet, sein Ansehen in Mekka zu befestigen, und noch einmal wanderten etwa 100 seiner Anhänger nach Abessinien. Die meisten blieben dort bis nach der Hedschra. Doch bekehrten sich um jene Zeit zwei bedeutende Männer: Hamsa, ein Vetter Mohammeds, und Omar, ein tatkräftiger Mann, welcher sein rechter Arm wurde. Jetzt getraute sich Mohammed mit seinen Anhängern zur Kaaba zu kommen und dort öffentlich seine Gebete zu verrichten. Aber die Koraischiten sprachen den Bann aus über die haschimitische Familie, zu welcher Mohammed gehörte. Gleichzeitig war der Tod seiner Chadidscha und des Abu Talib ein schwerer Schlag für ihn. Er suchte vergebens Zuflucht in einem Bergstädtchen Taïf, dessen Bewohner den Mekkanern feindlich gesinnt waren.

Im Jahr 620 gewann er das Vertrauen von sechs Männern aus dem Stamm Chasradsch, welcher in der Stadt Jathreb großes Ansehen genoß. Dort war ein großer Teil der Bevölkerung jüdisch, teils durch Abstammung, teils im Be-

kenntnis, daher nicht unempfänglich für Mohammeds Monotheismus. Im folgenden Jahr kamen etwa 12 Männer aus der Stadt zu ihm mit dem Bekenntnis: „wir wollen dem Allah kein Wesen beiordnen, wir wollen nicht stehlen, wir wollen nicht ehebrechen, wir wollen unsere Kinder nicht töten, wir wollen keine Verleumdungen ausstreuen, wir wollen dem Propheten nicht zuwiderhandeln in dem, was billig ist." Sie versprachen, in ihrer Heimat für die neue Lehre zu wirken, und im Frühjahr 622 kamen 72 Anhänger aus jener Stadt, um den Gesandten Gottes zu begrüßen. Sie forderten ihn auf, zu ihnen überzusiedeln, und schwuren, ihn wie ihre eigenen Familien zu beschützen. So flohen die Anhänger und zuletzt Mohammed selbst mit Ali und Abu Bekr unter Lebensgefahr nach Jathreb, welche Stadt nun Medîna, d.h. die Stadt, genannt und die eigentliche Geburtsstätte des Islam wurde. Die Hedschra, die Flucht Mohammeds, der 20. Juni 622, ist der Anfang der mohammedanischen Zeitrechnung geworden und der Freitag, der Wochentag seiner Ankunft, der heilige Tag.

Mehrere Stämme boten ihm Gastfreundschaft an, aber da sie häufig in Fehde zu einander standen, erklärte er, das Kamel, auf dem er ritt, habe den göttlichen Befehl, an dem Ort zu halten, wo er sein Hauptquartier aufschlagen müsse. Es hielt an einem verlassenen Platz, der zum Eigentum eines seiner Verwandten und Anhänger gehörte. Dort wurden in kurzer Zeit eine Moschee und einige Privatwohnungen gebaut. Er brauchte kein besonderes Haus für sich, denn die Moschee diente ihm als Gottesdienst- und Geschäftslokal. Daneben errichtete er für jedes seiner Weiber ein an die Moschee anstoßendes Häuschen; denn sein eheliches Leben war ein anderes geworden. Wenige Wochen nach Chadidschas Tod hatte er die Witwe Sewda geheiratet, bald darauf die erst neunjährige Aischa, die Tochter Abu Bekrs, welche seine Lieblingsfrau wurde, dann eine Tochter Omars, und so ging's fort, bis er neun Frauen und noch einige Sklavinnen als Kebsweiber hatte.

Mohammed wußte sich durch göttliche Offenbarungen zum

Schiedsrichter zwischen den zwei Parteien der Medinenser zu machen und die Flüchtlinge aus Mekka, welche seine treuesten Anhänger waren, mit den Bekehrten von Medina zu einer Brüderschaft zu vereinigen, welche selbst die Erbschaft des Vermögens in sich schloß, so daß die Flüchtlinge als der ärmere Teil den meisten Nutzen davon hatten. Nach der Schlacht bei Bedr, als große Beute den Muslimen zuteil wurde, hörte dieser Kommunismus auf. Auch brachte er einen Vertrag zu gemeinsamer Defensive und Offensive für die Flüchtlinge und die Medinenser zustande, den er auch auf die Juden in Medina ausdehnte, welche den Islam nicht angenommen hatten. Die Teilnehmer verpflichteten sich, in allen Streitigkeiten der Entscheidung Gottes und des Propheten sich zu unterwerfen. Kein Gläubiger darf einen Gläubigen töten, um das Blut eines Ungläubigen zu rächen, oder einem Ungläubigen gegen einen Gläubigen beistehen. Kein Schutz soll den ungläubigen Koraischiten und ihren Verbündeten gewährt werden, und alle müssen sich vereinigen, um jeden Angriff auf Medina zurückzuschlagen.

Nachdem Mohammed in Medina festen Fuß gefaßt hatte, wurden die religiösen und bürgerlichen Gesetze für seine Anhänger gegeben: das fünfmalige Gebet, die Fasten, die Versorgung der Armen, auch Strafgesetze. Beim Aufruf zum Gebet dachte Mohammed anfangs daran, das Zeichen mit der Posaune zu geben wie die Juden, oder mit der Glocke wie die Christen, aber er entschied sich schließlich seinen eigenen Weg zu gehen und verordnete auf eine angebliche Offenbarung das laute Rufen. Bei den Juden suchte er sich als den verheißenen Propheten darzustellen, der nur den alten Glauben Abrahams wiederherstellen wolle. Da sie beim Gebet ihr Angesicht gegen Jerusalem wandten, bestimmte er für seine Anhänger dieselbe Kibla, d.h. Richtung beim Gebet. Durch jüdische Rabbiner bekam er religiöse Ideen aus dem Alten Testament und wurde so mit demselben besser bekannt als mit dem Neuen. Aber da die Juden den künftigen Propheten aus dem Hause Davids, nicht aus Arabien, erwarteten, und manche wohl die Moschee besuch-

ten, aber nachher über Mohammeds Aussprüche spotteten, wurden sie hinausgeworfen und Mohammed veränderte seine Kibla: er richtete sie auf den Tempel von Mekka. Er wollte, wie die Juden und Christen, ein Religionsbuch haben und damit die Religion der Araber auf eine höhere Stufe erheben. Er erkannte Abraham, Mose, Jesum als göttliche Propheten, aber seine eigenen Aussprüche, die im Koran zusammengestellt wurden, bezeichnete er als die letzte und vollständigste Ausgabe von Gottes Buch. Er hatte nicht die geringste Idee von der Entwicklung und dem organischen Wachstum der göttlichen Offenbarung von Adam bis auf Christus.

Mohammed begnügte sich aber nicht mit der Anerkennung seiner religiösen Ideen, sondern wollte von Anfang an ein weltliches Reich gründen, in welchem dieselben zur Herrschaft kommen sollten. Durch Krieg und Blutvergießen hat er Arabien erobert, seine Anhänger durch Beute bereichert und durch die Verheißung des Paradieses zum Kampf auf Leben und Tod angefeuert. Sobald er seine Herrschaft in Medina aufgerichtet hatte, begann er Feindseligkeiten gegen die Koraischiten, um die Unbilden zu rächen, die sie ihm angetan hatten. Er führte einen Raubkrieg, indem seine Getreuen die Handelskarawanen der Mekkaner überfielen, wobei er ein Fünftel der Beute für sich beanspruchte. Die heidnischen Araber hatten einen heiligen Monat, Radschab, in welchem alle Fehden ruhen sollten und die entzweiten Stämme friedlich miteinander verkehrten. Mohammed scheute sich nicht, diesen Gottesfrieden zu brechen, indem er einen Überfall durch seine Leute in dieser Zeit zu rechtfertigen suchte: gegenüber den Gottlosen, welche die Gläubigen aus Mekka vertrieben hätten und vom Heiligtum fernhielten, sei das ein verschwindend kleines Unrecht (Sure 2, 214). Wir wollen seine Kriegszüge nicht im einzelnen beschreiben, seinen Sieg über die Koraischiten bei Bedr, die Niederlage bei Ohud usw. Auch den Meuchelmord scheute er nicht, wenn es galt, lästige Gegner aus dem Wege zu räumen. So sehr sein Tun den altarabischen Begriffen von Treue und Glauben manchmal zuwiderlief, so imponierte doch

die vollkommene Unterwerfung der Anhänger unter die Befehle des Haupts und die Verheißung des Paradieses. Die Juden in und um Medina, welche unter sich uneins waren, wurden nach und nach unterworfen oder vertrieben, ihre Reichtümer wurden den Muslimen zur Beute und Mohammed immer mehr der unumschränkte Herrscher in Medina.

Aber das Nationalheiligtum in Mekka war ihm noch verschlossen, und je entschiedener er sich vom Judentum abgewandt hatte, desto mehr war ihm daran gelegen, dasselbe in seine Gewalt zu bekommen. Durch kluge Verhandlungen mit den nomadischen Stämmen brachte er es dahin, daß er 628 an der sogenannten kleinen Pilgerfahrt teilnehmen konnte. Mit 1500 Mann rückte er in die Nähe von Mekka. Die Koraischiten machten einen Vertrag mit ihm auf 10 Jahre, wornach er für dieses Jahr auf den Eintritt ins Heiligtum verzichtete, aber im folgenden dasselbe antreten durfte. Nun wurden die Gesandtschaften von arabischen Stämmen immer zahlreicher, welche den Propheten in Medina aufsuchten und über den Anschluß an sein Heer verhandelten. Er forderte ausschließlich Verehrung Allahs, Beseitigung der Götzenbilder, Anerkennung seines Prophetenamts, Abschaffung heidnischer Unsitten, wie Tötung von Mädchen, Enthaltung von Wucher und Luxus in der Kleidung, und in der Regel Entrichtung des Zehnten an ihn. Aber er wußte seine Forderungen den Verhältnissen anzupassen und auch die Gesandten durch Geschenke zu gewinnen. Sein Selbstgefühl war bereits so groß, daß er den griechischen Kaiser, den König von Persien, den Negus von Abessinien und verschiedene arabische Fürsten durch Gesandtschaften zur Annahme des Islam aufforderte.

Im folgenden Jahr (629) besuchte er mit 2000 Mann das Fest in Mekka. Doch mußten sie die Waffen ablegen. Er umritt auf seinem Kamel siebenmal die Kaaba, indem er den schwarzen Stein zum Zeichen seiner Ehrfurcht mit seinem Stabe berührte, und die Menge der Gläubigen mit dem Bekenntnis zu Allah den Rundlauf vollbrachte. Sie schlachteten ihre Opfertiere am gewohnten Ort und verrichteten ihre

moslimischen Gebete in der Kaaba. Der Islam gewann neue Anhänger. In demselben Jahr stieß ein mohammedanisches Heer im Norden von Arabien zum erstenmal mit einem griechischen zusammen, wurde aber nach hartem Kampfe geschlagen.

Zu Anfang des Jahres 630 fand Mohammed einen Vorwand um den Waffenstillstand zu brechen und rückte mit 1000 Mann gegen Mekka vor. Man erwartete eine blutige Entscheidung. Aber die Mekkaner unterhandelten und Mohammed versprach, die Bewohner sollten verschont werden, wenn sie ihre Häuser nicht verließen. Die Großmut, mit welcher er sie behandelte, hatte solchen Erfolg, daß die Zweifel an seiner prophetischen Sendung verstummten. In der Kaaba zerstörte er die Götzenbilder, angeblich 360 an der Zahl, und ließ die Malereien an den Wänden übertünchen. In einem feierlichen Huldigungsakt mußten die Mekkaner sich zu ihm bekennen. Nur wenigen Widerstand fand er noch. Zwei ehrgeizige Streber in Südarabien wollten sich als Gegenpropheten aufspielen. Der eine wurde ermordet, der andere machte nach Mohammeds Tod noch einen vergeblichen Versuch, die moslimische Herrschaft abzuschütteln.

Nach dem großartigen Fest im Jahr 632, das er mit 114000 Mann besuchte, plante Mohammed einen Angriff auf das griechische Reich. Aber seine Tage waren gezählt. 63 Jahre alt starb er den 8. Juni 632 an einem heftigen Fieber, umgeben von seinen Weibern, in Medina. Zu seinen letzten Befehlen gehörte das Verbot des Besuchs von Mekka durch die Heiden. Die Gläubigen sollten keine Gemeinschaft mit ihnen haben, sondern sie bekriegen. Auch die Juden und Christen wurden für Lügner erklärt, die Gott bekämpfen möge, da sie ihre Lehrer und Mönche zu Herren machen statt Gott allein. Den Mönchen wird noch besonders mit der Hölle gedroht, weil sie den Wohlstand des Volkes aufzehren. Die vier Monate sollen heilig bleiben, aber auch während dieser Zeit, wo niemand dem andern Schaden zufügen darf, ist es Pflicht, die Götzendiener zu bekriegen (Sure 9, 28—36). So hat er seine Anhänger bis an sein Lebensende immer stär-

ker in einen Fanatismus hineingetrieben, der ein persönliches religiös-sittliches Leben zerstören mußte.

3. Der Koran, Lehre, Kultus und religiöses Leben im Islam

Der Korân, d. h. Vorlesung, besteht aus 114 sehr ungleichen Kapiteln, Sûren, d. h. Reihen, genannt, und ist ein wirres Durcheinander, bei welchem weder chronologische noch sachliche Ordnung sich findet. Die Suren werden in den Überschriften oft nach einem ganz unbedeutenden darin vorkommenden, aber keineswegs den Inhalt bezeichnenden Wort genannt, z. B. die lange zweite Sure: „die Kuh", und entweder als mekkanisch oder als medinensisch bezeichnet. Aber die früheren mekkanischen, welche kurze gereimte Orakelsprüche enthalten, stehen größtenteils hinten, die langen medinensischen, auf allerlei Gebiete abschweifenden Abhandlungen voran.

Mohammed hat, anders als Buddha und Jesus, selbst für Aufzeichnung seiner Aussprüche gesorgt, indem er sie seinem Sklaven diktierte. Aber auch mündlich wurden sie überliefert in verschiedenen Gestaltungen. Nach Mohammeds Tod ließ Abu Bekr die auf Papier, Pergament, Palmblättern, Schulterknochen u. dgl. aufgeschriebenen, unter den Gläubigen verbreiteten Aussprüche sammeln durch Said ibn Thabit, dem die meisten diktiert worden waren. Unter Othmans Kalifat wurde der authentische Text festgestellt und die abweichenden Exemplare verbrannt. Da es damals noch keine Vokalzeichen gab, waren immer noch Diskussionen über das Verständnis einzelner Stellen möglich.

Neben dem Koran wurden mündliche Überlieferungen (Hadith) fortgepflanzt. Da der Koran kein vollständiges System von Gesetzen enthielt, und man auch über das Leben Mohammeds und seiner Zeitgenossen noch mehr zu wissen wünschte, entstand daraus eine umfangreiche Literatur, welche das Tun und Lassen des Propheten als Norm für die Anhänger darstellte: die Sunna, welche namentlich für die

Rechtsprechung die Grundlage bildete, denn der Koran ist, wie bei den Juden der Talmud, auch die höchste Rechtsquelle, und aus den weitläufigen Sammlungen der Sunna wurde die Pflichtenlehre des Islam wieder zusammengefaßt in kurze Lehrbücher, die Fikh, welche mehr juristische als theologische Bedeutung haben.

Die mohammedanischen Theologen behandeln die Glaubenslehre in sechs Artikeln: Gott, Engel, heilige Bücher, Propheten, Auferstehung und Gericht, Prädestination.

1. Die Einheit Gottes ist der oberste Grundsatz des Islam, das religiöse Panier, mit welchem er seinen Feldzug begonnen hat: „Es ist kein Gott außer Allah," wobei hinzugefügt wird: „und Mohammed ist der Gesandte Allahs." Der Götzendienst wird in vielen Stellen des Koran verspottet, z. B. Sur. 7, 193—197:

Ja, die ihr anruft neben Gott,
Sind Knechte, wie ihr selber.
Ruft sie doch, daß sie euch antworten,
Wenn ihr die Wahrheit redet!
Haben sie Füß' und gehen damit?
Oder Augen und sehen damit?
Oder Ohren und hören damit?
Sag' ihnen, ruft doch eure Gottgesellen!
Greift mich an und wartet nicht!
Mein Schutzherr, der ist Gott,
Der offenbart die Schrift.
Er nimmt in Schutz die Guten.

Daß Gott keinen Sohn und keine Töchter hat, wird nicht bloß gegenüber dem arabischen Heidentum, sondern auch gegenüber der christlichen Trinität hervorgehoben, z. B. Sure 4, 169: „O ihr Besitzer der Schrift, übertreibet nicht eure Religion und saget über Gott nichts als die Wahrheit! Der Messias Jesus, der Sohn der Maria, ist nur der Gesandte Gottes und sein Wort, das Er in Maria geworfen hat, und ein Geist mit ihm. So glaubet an Gott und seinen Gesandten und saget nicht: Dreie!"

Die mohammedanischen Theologen schreiben Gott sieben Attribute zu: Leben, Wissenschaft, Allmacht, Wille, Gehör,

Gesicht und Rede. Seine Allwissenheit wird in Sure 6. 59 f. dargestellt:

Bei Ihm nur sind die Schlüssel des Geheimnisses,
Sie kennt nur Er, Er kennt was ist zu Land und Meer,
Und nicht ein Blättlein fällt, daß Er's nicht wüßte,
Und nicht ein Körnlein in der Erde Finsternis,
Nichts Grünes und nichts Dürres,
Daß es nicht stünd' in einem Buche deutlich.
Er ist es, der bei Nacht auch hinnimmt
Und weiß, was ihr verübt bei Tag;
Er wecket euch dazu, damit
Werde vollbracht bestimmte Frist.
Alsdann zu ihm ist eure Rückkehr;
Dann werde ich euch ansagen, was ihr tatet.

Gottes Allmacht wird auf verschiedene Weise gepriesen, namentlich in Rücksicht auf die Schöpfung. Die Erschaffung von Himmel und Erde wird der biblischen Lehre entsprechend in sechs Tagen gedacht. Der Mensch ist aus Lehm geschaffen und ins Paradies versetzt, das im Himmel gedacht wird. Gott forderte die Engel auf, vor Adam niederzufallen. Alle taten es außer Iblis (diabolos) oder Satan. Dieser wurde deshalb aus dem Paradies vertrieben und war den Menschen feindlich. Er verführte Eva und Adam, von dem verbotenen Baum zu essen, indem er ihnen vorspiegelte, Gott habe ihnen denselben verboten, damit sie nicht Engel werden. Nach dem Genuß der verbotenen Frucht wird ihnen ihre Scham offenbar, und sie heften Blätter vom Garten an sich. Wie Gott ihnen ihre Sünden vorhält, sprechen sie: „Unser Herr, wir haben unsre Seelen mit Unrecht beladen, und wenn du nicht uns vergibst und Mitleid mit uns hast, sind wir gewiß verloren. Er sprach: Steiget hinunter, verfeindet untereinander, und auf der Erde sollt ihr euern Wohnort haben und Unterhalt eine Zeitlang. Er sprach: auf ihr sollt ihr leben und auf ihr sterben, und von ihr zurückgebracht werden" (S. 7, 24). — Außer der Allmacht und Allwissenheit wird besonders die Gerechtigkeit Gottes im Gericht und seine Barmherzigkeit hervorgehoben. „Im Namen Gottes, des Erbarmers, des Barmherzigen," ist die stehende Anfangsformel der Suren und im Leben der Mohammedaner der Segenswunsch

beim Beginn eines jeden wichtigen Geschäfts. Die Sünde wird nicht so tief aufgefaßt, daß Zweifel an der göttlichen Barmherzigkeit kommen könnten. Die Ableitung der Sünde vom Satan wird mehr zur Entschuldigung des Menschen verwendet.

2. Bei der mohammedanischen Lehre von den Engeln werden wir zwei Quellen unterscheiden müssen. Die Lehre von den eigentlichen Engeln ist aus dem Judentum entlehnt. Sie umgeben den Thron Gottes und werden von ihm auf die Erde ausgesandt, so der Engel Gabriel, der dem Mohammed die Befehle Gottes überbrachte. Die Engel führen in Schlachten den Sieg der Gläubigen herbei. Die einzelnen Menschen haben ihre Schutzengel, welche sie behüten und ihre Taten in ein Buch aufschreiben (S. 82, 10). Nach dem Tode führen sie die Gläubigen in das Paradies, die Gottlosen in die Hölle. Der gefallene Engel Iblis oder Satan bringt über die Menschen allerlei Unglück und Leiden, bestärkt sie im Unglauben und im Bösen. Er wird mit seinen Engeln zuletzt in die Hölle geworfen werden. — Neben den eigentlichen Engeln finden sich aber im mohammedanischen Glauben die Dschinn, eine geringere Art von Geistern, welche offenbar aus dem arabischen Heidentum stammen. Auch unter ihnen gibt es gute und böse. Sie hausen auf der Erde und im Zwischenraum zwischen Himmel und Erde und klettern wohl am Himmelsgewölbe hinauf, um etwas zu erlauschen von dem, was in der Ratsversammlung Gottes mit den Engeln gesprochen wird. Das verraten sie dann den Zauberern und Wahrsagern, welche manches richtig voraussagen. Wenn aber ein Engel die emporkletternden Dschinnen bemerkt, wirft er einen Feuerball nach ihnen. Das sind die Sternschnuppen.

3. Wenn der Islam besonderen Wert darauf legt, daß er ein heiliges Buch besitzt, so will er, wie schon bemerkt, sich als höhere Religionsstufe gegenüber dem arabischen Heidentum darstellen. Mohammed kennt es als Tatsache an, daß Gott sich in der jüdischen und der christlichen Religion geoffenbart habe, denn es drängt sich ihm auf, daß dieselben in sittlich-religiöser Beziehung höher stehen, als die Religion seiner Väter. Aber er will aus der Bibel doch nur nehmen,

was ihm paßt für sein irdisches Messiasreich. Auch war er nur oberflächlich und lückenhaft mit dem Inhalt derselben bekannt. Es scheint nicht, daß er sie selbst gelesen habe. Nun behauptete er, die Juden hätten das Buch gefälscht, der Koran dagegen sei das Buch, „das Gott offenbarte, das gesegnete, bekräftigend das ihm vorangegangene" (S. 6, 92). Der Koran ist nach der orthodox mohammedanischen Theologie das unerschaffene Wort Gottes, welches seit ewigen Zeiten bei Gott auf einer wohlverwahrten Tafel existierte und bei Lebzeiten Mohammeds durch den Engel Gabriel im Monat Ramadhan herabgesendet wurde, um nachher stückweise während 23 Jahren vom Propheten geoffenbart zu werden.

4. Bei den Propheten müssen wir unterscheiden die Gesandten (rasûl), welche mit einer speziellen Offenbarung Gottes betraut waren, und zwar einer geschriebenen; es sind Adam, Noah, Abraham, Moses, Jesus und Mohammed, — und den Propheten im engeren Sinn (nabi), welche Wunder tun können, sündlos sind, Gott schauen dürfen schon auf Erden und Fürbitte einlegen am Tage des Gerichts. Ihre Zahl wurde von mohammedanischen Lehrern bis auf 224 000 angegeben. — Was im Koran über Jesum (Isa) gesagt wird, ist sehr verworren. Seine Mutter Marjam wird die Tochter Amrans und Schwester Aarons genannt (S. 19, 29), also mit der alttestamentlichen Mirjam verwechselt. Jesus ist von der Jungfrau geboren und von Kindheit auf wundertätiger Prophet, wie die apokryphischen Evangelien es darstellen. Er ist nicht gekreuzigt worden, sondern ein Doppelgänger von ihm, aber Gott hat ihn auf einige Stunden sterben lassen, ehe er ihn in den Himmel aufnahm. Beim Gericht wird er mit Mohammed wieder erscheinen, den er als den Parakleten (Joh. 14, 16) verheißen hatte. Von einer Versöhnung durch Jesum kann natürlich im Islam keine Rede sein.

5. Auferstehung und Gericht ist ein oft wiederkehrendes Thema im Koran. Unmittelbar nach dem Tode wird der Mensch von den Engeln Monkar und Nakir gepeinigt und verhört, aber erst am Tage des Gerichts, den Gott allein weiß, wird das endgültige Urteil gesprochen werden. Auf einen Posaunenstoß des Engels Asrafil sterben alle auf der Erde

Lebenden, auf einen zweiten stehen alle Toten auf. Eine Brücke, dünner als ein Faden und schärfer als die Schneide des Schwerts, führt über den Abgrund der Hölle zum Paradies. Die Frommen werden von ihren Schutzengeln gehalten, die Gottlosen fallen hinunter. Der Spruch wird gefällt nach den Berichten jener Engel, welche den Menschen durch dieses Leben geführt haben. Für den Ungläubigen gibt es keine Rettung, die Gläubigen aber werden noch auf Gottes Gnade und die Fürbitte des Propheten hoffen dürfen. Ein Beispiel von der Beschreibung des Gerichts möge hier aus S. 56, 1 ff. folgen:

Wann eintrifft die treffende,
Die nicht zu bezweifelnde,
Erniedernde, erhöhende;
Wenn die Erd' erbebt mit Beben,
Die Berge gehoben sich heben
Und werden zu Flockengeweben,
Drei Scharen werdet ihr geben:
Die Genossen der rechten Hand; —
Was sind die Genossen der rechten Hand? —
Und die Genossen der linken Hand; —
Was sind die Genossen der linken Hand? —
Und die Vorgehenden, die Vorgehenden,
Das sind die Nahestehenden,
In Wonnegärten,
Ein Trupp von den Urersten
Und wenige von den Letzten.
Auf gestickten Polsterkissen,
Gelehnt darauf, sich gegenübersitzend,
Umkreist von Jünglingen, ewigen,
Mit Bechern, Schalen des Klarflüssigen,
Das nicht berauscht und nicht verdüstert,
Und Früchte, wonach sie gelüsten,
Und Fleisch von Vögeln, was sie wünschen;
Und Huris*, groß geaugt, gleich Perlen in der Muschel,
Belohnung fürs getane Gute.
Sie hören dort kein Torenwort noch Sünde,
Nur sagen: Friede, Friede!
Doch die Genossen der Rechten!
Wo sind die Genossen der Rechten?
Bei Sidrabäumen, schlichten,
Und Talhasträuchern, in Schichten

---

* Schöne Jungfrauen.

Und Schatten düstern und Quellen lichten
Und vielen Früchten
Ungeschmälert und unverwehrt.
Aber die auf den Polstern hehr,
Neu schufen wir sie neulich
Und machten sie jungfräulich,
Gleichaltrig, herzerfreulich
Den Genossen der Rechten,
Ein Trupp von Urersten
Und ein Trupp von den Letzten. —
Doch die Genossen der Linken!
Wo sind die Genossen der Linken? —
Im Süd- und Glutwinde
Und Schatten von Rauchgewinde,
Nicht kühl und hold zu empfinden.
Sie waren es, die sonst sich letzten,
Sich an Ruchlosigkeit ergetzten
Und Worte setzten:
„Wie, wenn wir starben
Und wurden Staub und Knochen,
Wie sollen wir sein die Auferweckten
Und unsre Väter auch, die Ersten?" —
Sag': Ja, die Ersten und die Letzten
Versammelt zu der Tagesfrist der gesetzten!
Ihr Irrer und ihr Leugner, nun
Esset ihr von dem Baum Sakkun
Und füllet euren Bauch davon,
Und trinkt darauf vom heißen Strom,
Und trinkt so schnell
Wie ein verdurstetes Kamel!
Dies ist ihr Gasttrunk am Gerichtstag.
Wir haben euch geschaffen;
O daß ihr glauben möchtet!

(Übersetzt von Rückert.)

6. Die Prädestination in Gestalt eines resignierten Fatalismus gehört zu den charakteristischen Merkmalen des orthodoxen Islam. Da Gott das Gute und das Böse nach seinem Ratschluß geschehen läßt, auch zu Glauben und Unglauben, zu Seligkeit und Verdammnis die Menschen prädestiniert hat, bleibt dem menschlichen Willen nichts übrig, als sich blindlings dem göttlichen Willen zu ergeben. Diese völlige Ergebung ist in dem Wort Islam ausgedrückt. Bei allen Widerwärtigkeiten des Lebens spricht der Muslim: Allah kerîm, d. h. Allah ist groß. Auch der Glaube ist mehr eine

äußerliche Unterwerfung unter das vorgeschriebene Dogma als ein persönliches Verhältnis zu Gott. Das Urteil im göttlichen Gericht erfolgt nicht nach der Gesinnung des Herzens, sondern nach dem Bekenntnis und der Beobachtung der Hauptgebote. Doch nicht ohne Opposition ist dieser Fatalismus des Islam zur Herrschaft gekommen.

Für Kultus und religiöses Leben sind die fünf Hauptgebote, die fünf Pfeiler, maßgebend: Glaubensbekenntnis, Gebet, Almosen, Fasten und Wallfahrt nach Mekka; der Islam ist ganz Gesetzesreligion.

1. Das Glaubensbekenntnis: „Es gibt keinen Gott außer Allah, und Mohammed ist der Gesandte Gottes," wird von dem Neubekehrten hergesagt, nachdem er sich durch eine umfassende rituelle Waschung vom Schmutz der Abgötterei gereinigt hat. Die Aufrichtigkeit der Bekehrung wird dabei vorausgesetzt. Ein Rücktritt ist nicht gestattet. Der Abtrünnige wird mit dem Tode bestraft, was heute noch in allen unter mohammedanischer Herrschaft stehenden Ländern gilt. Wer das Glaubensbekenntnis abgelegt hat, ist verpflichtet, das ganze Gesetz zu halten. Die Beschneidung kommt im Koran nicht vor, da sie in Arabien schon vor Mohammed üblich war, aber sie wird als Zeichen des Islam bei der Aufnahme fremder Volksgenossen für nötig erachtet und an den Knaben zwischen dem sechsten und zwölften Lebensjahr vollzogen.

2. Das Gebet ist fünfmal täglich zu verrichten: bald nach Sonnenuntergang (der Tag beginnt wie bei den Juden mit Sonnenuntergang), $1^1/_2$ Stunden nach Sonnenuntergang, bei Tagesanbruch, um Mittag und eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang. Der Mueddin ruft mit kantillierender Stimme vom Minaret die Stunde des Gebets mit Lobpreisung und Mahnung. In der Moschee ist die Kibla, die Richtung auf Mekka, durch eine Nische angegeben. Aber überall, wo er geht und steht, soll der Moslim die Stunden des Gebets einhalten. Vor dem Gebet müssen Waschungen vorgenommen werden am Gesicht, an den Händen und Füßen bis an die Knöchel. Wenn in der Wüste kein Wasser zu beschaffen

ist, genügt die Abreibung mit Sand. Das Gebet besteht aus mindestens zwei Rekas, und jede Reka umfaßt eine genau vorgeschriebene Reihe von Körperbewegungen (das Angesicht zur Erde, die Finger an die Ohrläppchen zum Aufmerken auf Gottes Stimme, Neigung des Kopfs nach rechts und nach links zur Begrüßung der seitwärts stehenden Schutzengel usw.) und ebenso genau festgestellten religiösen Formeln. Um keinen Fehler zu begehen, welcher das Gebet ungültig machte, setzt man sich in der Moschee hinter den Vorbeter, den Imâm, und ahmt alle seine Bewegungen nach. Das häufigste Gebet ist die erste Sure des Koran:

„Im Namen Gottes, des Barmherzigen, des Erbarmers, Preis sei Gott, dem Herrn der Weltgeschöpfe, dem Barmherzigen, dem Erbarmer, dem Gebieter des Gerichtstags! Dich verehren wir und dich rufen wir um Hilfe an. Führe uns auf geradem Pfade, dem Pfade derer, welchen du Geduld erwiesen, auf denen kein Zorn liegt, und nicht auf dem der Irrenden!“

3. Die Almosen sind nach Sure 9,60 eine Art Vermögenssteuer (zakât), welche in den Staatsschatz abgeführt und nicht nur für Arme, sondern auch zur Gewinnung von Proselyten verwendet werden soll. Daneben kam eine freiwillige Steuer für Arme (sadakât) auf, welche nach lokalen Verhältnissen fixiert und am Ende der Fastenzeit eingesammelt wurde.

4. Das Fasten hat Mohammed als „die Türe zur Religion“ hoch geschätzt und einen ganzen Monat, den Ramadhan, dazu ausersehen, so daß den Tag über nichts genossen werden darf. Man entschädigt sich zwar in der Nacht dafür, aber wenn der Ramadhan in den Sommer fällt (bei den mohammedanischen Mondsjahren kommt er in verschiedene Jahreszeiten), ist die Entbehrung aller Erfrischung bei Tag beschwerlich, und die religiöse Erregung wird oft durch besondere Übungen noch gesteigert. Kranke, Reisende und Kriegführende können das Versäumte nachholen oder für jeden Tag ein bestimmtes Lösegeld zahlen. Zum Schluß der Fastenzeit wird der kleine Bairam gefeiert. Verboten ist den Muslimen zu jeder Zeit das Fleisch von Schweinen,

Hunden, Katzen und nicht ordentlich geschlachteten Tieren. Diejenigen jüdischen Speiseverbote, welche die Mohammedaner nicht annehmen, sind nach der Darstellung des Korans (S. 6, 147) den Juden zur Strafe für ihre Frevel gegeben worden. Der Wein und das Hazardspiel (maisir) ist den Gläubigen verboten, weil es dem Satan dient und zu Streit und Vernachlässigung des Gebets führt.

5. Die Wallfahrt nach Mekka (hadsch) ist ebenfalls ein Gebot des Islam, welches jeder, der die Mittel dazu hat, wenigstens einmal in seinem Leben erfüllen soll. Das Zentralheiligtum hat eine ähnliche Bedeutung wie der Tempel in Jerusalem. Dort werden noch Opfertiere geschlachtet und am zehnten bis zwölften Tage des Wallfahrtsmonats geschieht dies auch anderswo in Erinnerung an Mekka. Das ist der große Bairam, der aber in der Entfernung von Mekka weniger zu bedeuten hat als der kleine. Die Pilger sollen sich Haare, Bart und Nägel nicht schneiden vom Antritt der Reise bis zur Ankunft in Mira, wo die Opfertiere geschlachtet und die Haare geschnitten werden. Die Zeremonien, welche Mohammed bei seiner letzten Wallfahrt verrichtet hat, gelten als obligatorisch. Der zurückkehrende Hadschi wird in seiner Heimat ehrenvoll empfangen, genießt eine hohe Stellung und ist ein Missionar für den Islam in den noch nicht ganz unterworfenen Gebieten.

Das sittlich-religiöse Leben im Islam ist „ein Kompromiß zwischen biblischen Maximen und der Landessitte. Es fehlt im Vergleich mit der biblischen Religion die tiefere Erkenntnis der Sündhaftigkeit und des Verderbens der menschlichen Natur. Vorgeschrieben ist eine gewisse Werkgerechtigkeit, welche Gottes Wohlgefallen erwirbt, während die Leidenschaften nicht durch ein heiliges Gesetz, wie das mosaische, gebrochen werden, oder gar die alte Natur neu geboren wird wie im Christentum. Der Islam gründet sich durchaus auf den natürlichen Menschen mit Tugenden und Fehlern. Die alten semitischen Tugenden wie Gastfreundschaft, Erbarmen mit den Schutzlosen, Armen, Schuldnern usf. werden neu gepriesen und strenger einge-

schärft; die altarabische Tapferkeit und Kampfeslust erhält ein würdigeres Ziel in der Ausbreitung des Islam und einen höheren Preis in der Verheißung des Paradieses. An die Stelle der Stammesbrüderschaft ist die Glaubensbrüderschaft getreten, und man muß anerkennen, daß es dem Islam wie schon seinem Stifter gelungen ist, die zerrissenen und stets entzweiten arabischen Stämme zusammenzukitten, ja auch mit fremden Nationen durch eine gewisse Brüderschaft zu verbinden. Alle Muslimen soll man nach Mohammeds Lehre als Brüder lieben. Weiter geht das Gebot der Nächstenliebe nicht. — „Der Islam ist seiner Natur nach intolerant. Die faktische Toleranz der heutigen Mohammedaner in zivilisierten Ländern geht aus Staatsraison oder Indifferentismus hervor.“[5]

Da ein tieferes Schuldgefühl im Islam fehlt, ist die Unterwürfigkeit unter Allah eine knechtische Furcht vor einem übermächtigen, oft willkürlichen Gott. — Die Verehrung Gottes ohne Bild ist allerdings ein Fortschritt in der religiösen Erkenntnis, den wir nicht unterschätzen dürfen; aber der Islam steht hier auf den Schultern des Judentums, ohne dessen Begriff von der Heiligkeit Gottes zu erfassen. Wenn vom Schlachten von Opfertieren am Bairamfest die Rede ist, dürfen wir nicht an alttestamentliche Sühnopfer und dgl. denken. Es ist eben der Aufwand für ein Festessen mit religiöser Bedeutung. Der mohammedanische Gottesdienst geschieht in der Moschee ohne blutige Opfer, wie der jüdische in der Synagoge.

Der Glaubensstolz, der allerdings eine große Tatkraft entflammte, der Fanatismus, der die Überzeugung festhielt: „ich kämpfe für Gottes Sache,“ kann unsere Bewunderung erregen, aber sittlich erneuernd kann er bei den mohammedanischen Völkern nicht wirken, denn der Kampf mit fleischlichen Waffen für den Glauben, ohne Rücksicht auf den persönlichen, sittlich-religiösen Stand des Kämpfenden, sichert das mit sinnlichen Farben ausgemalte Paradies.

Entsittlichend wirkt der Islam namentlich durch die Stellung des Weibes. Am deutlichsten tritt dies in Vor-

derindien zu Tage, wo erst durch die mohammedanische Sitte die Absperrung der Weiber in der Senana aufgekommen ist, während in den epischen Gedichten des älteren Brahmanismus die Frauen eine geachtete Stellung haben. Jedem Mohammedaner sind vier legitime Gattinnen und eine beliebige Zahl von leibeigenen Konkubinen erlaubt, und wenn viele mit einer Frau sich begnügen, so geschieht es gewöhnlich, weil die Vermögensverhältnisse keinen größeren Aufwand erlauben. Der Mohammedaner kann auch eine Frau nach Belieben verstoßen, wenn er auf den Brautschatz verzichten will, während er eine Sklavin, welche ihrem Herrn ein Kind geboren hat, nicht wieder verkaufen darf, und dieselbe mit dem Tode des Herrn frei wird.

Wenn Houtsma behauptet, der Islam habe auf das Institut der Sklaverei „erfreulich" eingewirkt, und dafür anführt, daß der Sklave mit seinem Herrn eine Übereinkunft für seinen Freikauf treffen könne, daß die Freigebung eines Sklaven als verdienstliches Werk betrachtet werde, und daß die Behandlung bei den Mohammedanern im allgemeinen eine humane sei, so steht dem doch gegenüber, daß die Sklavenjagd und der Sklavenhandel in Afrika nicht nur von Christen, sondern auch von Mohammedanern betrieben wurden, und daß dieses Gewerbe bei ihnen in Blüte stand, noch ehe christliche Völker diese Blutschuld auf sich geladen haben. Mit der Erneuerung der islamitischen Welt ist endlich auf Austilgung dieses Übels zu hoffen.

4. Die religiöse Entwicklung im Islam nach Mohammeds Tod

Die Geschichte der Kalifen, der Nachfolger Mohammeds, ist weit mehr politische als Religionsgeschichte. Sie ist voll von Blut, Meuchelmord und Intriguen. Wir heben daher nur die für die Entwicklung der Religion wichtigsten Punkte hervor.

Mohammed hatte vor seinem Tod keine Bestimmung über seinen Nachfolger gegeben. Abu Bekr, den er während

seiner Krankheit zu seinem Stellvertreter als Vorbeter in der Moschee (Imâm) gemacht hatte, durfte als der älteste und treueste Freund, der mit Mohammed von Mekka nach Medina geflohen war, erwarten, daß er nach des Stifters Tod als das Oberhaupt angesehen werde. Denn ein sichtbares Oberhaupt war für diese ein weltliches Reich bildende Religion nötig, anders als für Buddhismus und Christentum. Der Kalif ist Rechtsnachfolger Mohammeds. Aber damit ist nicht gesagt, daß er im Prophetenamt ihm folge. Nur wenn er in Übereinstimmung mit dem Koran handelt, darf er auf den Gehorsam der Gläubigen rechnen. Aber dann ist auch seine Gewalt eine unbegrenzte. Er ist oberster Imâm und Befehlshaber der Gläubigen (Emir al muminîna).

Abu Bekr hatte keine leichte Aufgabe, da die freiheitslustigen Beduinen die kultischen Satzungen und die Abgaben für den Islam als ein lästiges Joch abschütteln wollten, und in Südarabien der Gegenprophet Musailima seine Anhänger sammelte. Aber mit Waffengewalt wurden sie überwunden. Kaum war Arabien gewonnen, so drangen die Heere der Muslimen nach Norden vor, unter dem Kalifat des streitbaren Omar (634—644) und besiegten die Byzantiner in der Nähe des Sees von Tiberias und die Perser bei Kadesia. Ägypten, Syrien, Mesopotamien, Babylonien und der westliche Teil des Perserreichs wurde schon unter Omar erobert und den nichtmohammedanischen Bewohnern eine Kopfsteuer auferlegt, so daß große Summen in die Hauptkasse nach Medina wanderten. Nach dem Kalifat des schwachen Othman kam Ali, der Adoptivsohn und Schwiegersohn Mohammeds, zur höchsten Würde (656). Allein seine Herrschaft wurde von dem syrischen Statthalter Muawia, einem Omajaden, nicht anerkannt. Die Hauptschlacht hatte Ali schon so viel als gewonnen, da steckten die Soldaten Muawias Koranhandschriften auf die Speere und forderten statt der Waffen ein Schiedsgericht nach dem Koran zur Entscheidung über das Kalifat. Die schlauen Gegner gewannen den Sieg, und es folgte eine Reihe von religiös sehr indifferenten, aber kampflustigen und genußsüchtigen omajadischen Kalifen (661—750).

Aber nun war eine Spaltung innerhalb des Islam

entstanden. Zwar die Charidschiten, welche nach Othmans Ermordung gegenüber den Omajaden an der reinen Religion festhalten, aber nicht ganz mit Ali gehen wollten, weil er sich mehr auf die Perser stützte, konnten kein größeres Gebiet behaupten, obgleich sie den Kalifen noch lange zu schaffen machten. Aber gefährlicher wurde die Schia, d.h. die Partei des Ali, welche die Erbfolge im Kalifat in der Familie Mohammeds zum Grundsatz machte und zwar nicht in Arabien, wohl aber in Persien zur Herrschaft kam. Die drei ersten Kalifen wurden als unrechtmäßige Inhaber der Würde verworfen. Ali, der Gatte von Mohammeds Tochter Fatime, sollte vom Propheten selbst zu seinem Nachfolger bestimmt gewesen sein durch einen Spruch, der von der Gegenpartei der Sunniten verworfen worden sei. Alis Nachkommen sollten also die einzig rechtmäßigen Imâme sein. Sein älterer Sohn Hasan verzichtete jedoch auf die Herrschaft zugunsten des Omajaden Muawia, der jüngere, Husain, wurde 680 bei einem tollkühnen Zug nach Kusa ermordet. Das reizte die Anhänger Alis so, daß sie nicht nur in politischer, sondern auch in religiöser Beziehung von den Omajaden sich schieden.

Die Schiiten sahen in Mohammed, in Ali und den alidischen Kalifen nach arischen Religionsideen eine Inkarnation der Gottheit. Das Grab Alis und namentlich das des Husain in Kerbela wurde ein Wallfahrtsort für die Schiiten, durch welchen die Kaaba in den Schatten gestellt wurde. Selbst als im 19. Jahrhundert den Schiiten der Zutritt in Mekka wieder gestattet war, stellten sich wenige Perser ein. — Als die Omajaden mit Waffengewalt die Anhänger Alis unterdrückten, die er auch außerhalb Persiens hatte, bildete sich bei diesen die Vorstellung von einem unsichtbaren Imam aus Alis Haus, welcher irgendwo im Verborgenen lebe und einst zum Gericht über diese Welt hervortreten werde, die Vorstellung von dem Mahdi, welche an die jüdischen und christlichen Erwartungen von der Zukunft des Messias erinnert, und bis in unsere Tage auch bei sunnitischen Mohammedanern sich findet.

Die Schiiten trugen viel zum Sturz der Omajaden bei, aber

nicht sie gewannen das Kalifat für sich, sondern die schlauen Abbasiden, welche Bagdad zur Hauptstadt machten. Der Schiismus wurde jedoch die offizielle Religion in Persien und nahm dort, wie gesagt, arische Religionselemente auf. Die strengste Richtung, die Alianbeter, haben eine eigene imaginäre Reihe von zwölf Imamen, legen den Koran allegorisch aus, indem sie einen geheimen Sinn darin suchen, und haben zur Verherrlichung Alis eine weitere Sure hinzugefügt. Die Sunna, die Tradition, wird völlig verworfen. In der Prädestinations- und der Koranfrage, ob der Koran geschaffen sei oder von Ewigkeit her bestehe, stehen die Schiiten auf seiten der Mutaziliten, einer in Mesopotamien entstandenen theologischen Schule, welche den Attributen Gottes keine ewige Existenz zuschrieben, da dies die Einheit des göttlichen Wesens beeinträchtigte, den Koran für geschaffen erklärten und eine absolute Prädestination für unvereinbar hielten mit der Gerechtigkeit Gottes, auch einen Mittelzustand annahmen zwischen Paradies und Hölle für solche Gläubige, die in ihren Sünden sterben, eine Art Fegfeuer. Denn ihr Los werde immer noch besser sein als das der Ungläubigen. Eine Art von Seelenwanderung hatten ebenfalls einige Mutaziliten angenommen.

Auch unter den Schiiten gab es wieder Spaltungen: die Ismaeliten, welche im 9. Jahrhundert durch einen gewissen Freigeist Abdallah ibn Maimun zu einem staatsgefährlichen Orden mit neun verschiedenen Graden ausgestaltet wurden. Ihr Stifter gab sich für einen erleuchteten Propheten aus, und seine Sendlinge räumten, wo sie keinen Glauben fanden, die Feinde durch Meuchelmord aus dem Wege. Diese Sekte ging über in die der Karmaten, von welchen ein Abkömmling jenes Abdallah, Said, der sich für einen Nachkommen des Ali und der Fatime ausgab, 909 in Ägypten zum Kalifen ausgerufen wurde und die Dynastie der Fatimiden begründete. Unter dem fanatischen Fatimiden Hakim (996—1020), welcher Christen und Juden verfolgte, entstand die Sekte der Drusen im Libanon durch karmatische Sendlinge. Sie sind nicht als Mohammedaner anerkannt und nennen sich Unitarier. Sie betonen die Einheit Gottes,

glauben aber, daß er in zehn Propheten sich offenbare, unter welchen der letzte jener Sultan Hakim sei. Derselbe sei nicht gestorben, sondern werde wieder kommen, um ein Weltreich aufzurichten, dessen Mittelpunkt die Drusen seien. Sie haben ihre eigene religiöse Literatur. Ihren Namen haben die Drusen von einem Karmaten Darasi, der 1017 am ägyptischen Hof erschien, oberster Staatsbeamter Hakims wurde und in der Hauptrolle die Göttlichkeit desselben verkündigte. Das Volk hätte ihn darüber beinahe getötet, der Kalif aber schickte ihn in ein Bergtal am Hermon, um die dortigen Bewohner für die neue Lehre zu gewinnen. Sein Nachfolger am ägyptischen Hofe wurde ein anderer Perser Hamsi, dem es gelang, die Göttlichkeit seines Herrn auch in Ägypten zur Anerkennung zu bringen, jedoch nur bis zu dessen Tod. Er verfaßte die meisten heiligen Schriften der Drusen, und im südlichen Gebiet des Libanon breitete sich die Sekte aus. Ihre Lehre ist ein seltsames Gemisch von mohammedanischem Gnostizismus und allerlei aus den alten philosophischen Systemen, dem Christentum, dem Parsismus und vielleicht auch dem Buddhismus stammenden Ideen. Sie halten ihre Religion sehr geheim und zerfallen in Eingeweihte und Nichteingeweihte. Die Eingeweihten kommen jeden Donnerstagabend zusammen, um miteinander in ihren heiligen Schriften zu lesen und über Politik und sonstige Vorkommnisse zu reden, in schmucklosen Gebäuden auf den höchsten Hügeln, abseits von den Wohnstätten der Menschen.

Der schlimmste Auswuchs des Schiismus war der von Hasan es Sabbâh gegründete Orden der Assassinen. Derselbe wußte die persische Festung Alamut (Adlernest) in seine Gewalt zu bringen, wirkte zum Schein für den in Kairo residierenden fatimidischen Kalifen, herrschte aber als „der Scheich vom Berge" mit unumschränkter Gewalt. Die Glieder des fünften Grades in seinem Orden wurden namentlich zur Ermordung unbequemer Gewalthaber ausgesendet. Sie wurden mittelst des haschîsch (Hanf), wovon sie Körner und Blätter kauten oder den Saft tranken, in einen Rausch versetzt, in welchem ihnen die Freuden des Paradieses vorgegaukelt wurden, und zu ihren Mordtaten fanatisiert. Der

Meuchelmord war so sehr ihr Gewerbe, daß aus haschischim in der Zeit der Kreuzzüge das französische Wort für Meuchelmörder (assassin) entstand.

Die Sunniten, die orthodoxen Mohammedaner, welche auch die Tradition annahmen und viel weiter verbreitet sind als die Schiiten, unterscheiden sich nach vier theologischen Schulen (madschab): Hanefiten, Malekiten, Schafeiten und Hambaliten. Alle erkennen den el Ascharî († 945) als den normalen Dogmatiker an, und ihre Differenzen beziehen sich mehr auf das kanonische Recht und einzelne Satzungen als auf die Lehre.

5. Die mohammedanische Mystik

Während der orthodoxe Islam keinen Wert legt auf eine persönliche Lebensgemeinschaft mit Gott, hat es doch auch unter den Mohammedanern immer wieder Seelen gegeben, welche tiefere religiöse Bedürfnisse hatten und durch die Beschreibung des jüngsten Tages im Koran so erschüttert wurden, daß sie unter Gebet, Fasten und andern Religionsübungen ihr Leben verbrachten. Der Prophet selbst hatte sich ja zeitweilig solchen Übungen hingegeben, und von Anfang an waren seine Verehrer umgeben von zahlreichen christlichen Asketen, welche, tief durchdrungen von der Eitelkeit alles Irdischen, den Anhängern des Islam zum Vorbilde wurden, obwohl Mohammed späterhin davon nichts wissen wollte. Besonders aber in Persien, wo auch mystisch-pantheistische Einflüsse von Indien her wirkten, entstand eine mohammedanische Mystik.

Als die älteste Mystikerin wird eine Frau namens Râbia im ersten Jahrhundert der Hedschra genannt, die den Ausspruch getan: „Großer Gott, verzehre durch Feuer mein Herz, das nach dir schmachtet!“, und in einer Krankheit sprach sie: „Eine geheime Wunde meines Herzens verzehrt mich, und sie kann nicht heilen, bis ich mit meinem Freund vereinigt bin. Ich werde zu leiden fortfahren, bis ich mein Ziel erreiche am jüngsten Tage.“ Auch zwei große Lehrer, Hasan von Basra und Hakik von Balk, werden zu den Mystikern ge-

rechnet, welche mit tiefem Ernst gegen die Verweltlichung des Islam unter den Omajaden protestierten. Der starke Einfluß des Neuplatonismus ist nicht zu verkennen. — Der Koran redet Sure 10, 63 von Freunden Gottes, welche Gott nahe stehen und nichts zu fürchten haben. Das arabische Wort wali (Plur. awlija), welches solche Freunde bezeichnet, bekam die Bedeutung eines Heiligen, dem das Volk trotz der Verwerfung des Heiligendienstes im Koran große Verehrung erwies, und die Sufa, der grobwollene Kittel, wurde die Tracht der Frömmigkeit und Weltentsagung. Es erinnert an das gelbe Gewand der indischen Heiligen und die Yogameditation mit ihren Auditionen und Visionen fand Eingang bei den Heiligen des Islam.

Zu Anfang des 9. Jahrhunderts wird der Perser Abu Said ibn Abilkhair, der das erste mohammedanische Kloster gründete, als der eigentliche Stifter des Sufismus genannt. Eine Reihe von religiösen Verbänden, wie die „lauteren Brüder" von Basra, Wandermönche und Büßer beiderlei Geschlechts, die Gottvertrauer und die Leute des Tadels tauchen auf, und die Perlenschnur im Zusammenhang mit den 99 „schönen Namen" Allahs wird eifrig abgebetet. Das „innere Licht", das zur unmittelbaren Anschauung Gottes führt, spielt eine wichtige Rolle, und die Gottesliebe, dem Islam ursprünglich fremd, nimmt fortan in der islamitischen Mystik einen breiten Raum ein. „Die mystische Liebe nimmt auch im Islam nicht die uns vom Christentum her vertrauten Züge des Verhältnisses lieber Kinder zu ihrem himmlischen Vater an. Sie wird vielfach geradezu in herausfordernder Weise als Liebschaft ausgemalt, die Schönheit der Geliebten wird so sinnlich und anschaulich dargestellt, daß man manchmal nicht recht weiß, handelt es sich um einen schwärmerischen Erguß sinnlicher Verliebtheit oder um keusche Gottesminne. Derartige Gefühlssteigerungen gleichen einem süßen Rausch, und damit wird ein neues, reiches Register gezogen — von dem köstlichen Wein, den der Mystiker trinkt, von dem Wirtshaus, dem Wirte, dem schäumenden oder funkelnden Pokal." [6] Der Perser Bestâmi († 875) lehrte ganz pantheistisch: Ich bin der Ozean ohne Grund, ohne Anfang und ohne Ende. Wenn

die Menschen sich einbilden, Gott anzubeten, so betet Gott in ihnen sich selber an." Sein Zeitgenosse Dschunaid legte auf die Einheit Gottes großes Gewicht, aber sie ist ihm eine pantheistische Einheit, und der Mensch kommt zur Einheit mit Gott, wenn er sich durch Bezähmung der Sinne und Erkenntnis der Wahrheit frei macht und Gutes tut. Ein Sufi Hallâdsch wurde, weil er in seiner mystischen Sprache sich für Gott auszugeben schien, in Bagdad hingerichtet.

Ein Lied von ihm lautet:

Dein Geist ist vermischt mit meinem Geist,
Wie Wein vermischt ist mit reinem Wasser;
Was immer dich rührt, rührt mich;
Denn immer bist Du Ich.
Ich bin der, den ich liebe; und der, den ich liebe, bin ich —
Wir sind zwei Geister, wohnend in einem Körper.
Wenn du mich siehst, siehst du Ihn;
Wenn du Ihn siehst, siehst du uns beide.[7]

„Die Sufi betrachteten die Welt als von Ewigkeit bestehend. Sie Seelen sind von Gott ausgegangen, während die sinnliche Welt kein wahres Wesen hat. Die Aufgabe des Menschen ist, mit Gott wieder eins zu werden, was stufenweise geschieht. Auf der ersten Stufe, der des ‚Gesetzes', befleißigt sich der Sufi noch der koranischen Frömmigkeit. Auf der zweiten, der des ‚Wegs' oder der Methode, wird die Unbedeutendheit der äußeren Werke und des äußeren Gottesdienstes gelehrt; alles komme auf den inneren Zustand an; doch hat sich der Sufi um so mehr auch durch äußere Frömmigkeit auszuzeichnen. Er kommt in einen göttlichen Enthusiasmus (hâl), welcher, wenn er andauernd wird, makâm heißt. Der dritte Grad ist der der Gewißheit. Da hat der Sufi Gott in sich gefunden und ist sich bewußt geworden, ein Teil der Gottheit zu sein. Mag er auch noch der mohammedanischen Redeweise sich bedienen, so sind ihm doch die verschiedenen Religionen gleichwertig und gleichgültig."[8] — Einige persische Dichter, welche durch den Sufismus angeregt waren, sind in eine liederliche Erotik und Genußsucht verfallen. Andrerseits gab es auch unter den orthodoxen Mohammedanern einzelne, welche durch Mystik den Islam zu er-

wärmen suchten, so Ghazâli († 1111), der an den hohen Schulen zu Bagdad, Damaskus, Jerusalem und Alexandrien wirkte, dann aber sich in ein von ihm gestiftetes Kloster zurückzog, wo er sich der inneren Versenkung und dem Suchen Allahs hingab und eine vielgelesene Selbstbiographie „Befreier vom Irrtum" verfaßte. Darin sagt er: „Ich wußte ganz sicher, daß die Sufis im besonderen auf Gottes Wegen wandeln und daß ihr Lebenswandel am vollkommensten, ihr Weg am zutreffendsten ist. Ob sie in Tätigkeit oder Ruhe sind, nach innen wie nach außen sind sie erleuchtet von dem Licht, das von der Prophetie ausgeht." Auch er lehrt fortan das völlige Aufgehen in Allah. Sein großes Werk „Die Wiederbelebung der heiligen Wissenschaft" gilt als Klassiker der islamischen Theologie. „Al Ghazâli", sagt Richter, „hat die höhere Einheit der religiösen Wissenschaften, des Rechts, der Dogmatik und der Mystik im Islam hergestellt. Nach seinem Tode nahm die Mystik zwei große Entwicklungsreihen, die zum Teil verbunden, zum großen Teil aber gesondert sind. Auf der einen Seite nahm zumal bei den Persern die Mystik den höchsten Schwung einer ätherischen Poesie, die zu den feinsten Blüten der religiösen Poesie überhaupt gehört; auf der andern Seite organisierte sie die Derwischorden und prägte für ihr Leben feste Formen."[9]

Obgleich Mohammed gegen das Mönchtum polemisierte, hat dasselbe doch in seiner Religion Eingang gefunden, auch bei den orthodoxen Sunniten, allerdings nicht mit der starken Betonung des Cölibats wie im Katholizismus, aber die religiöse Gemeinschaft, das Zusammenleben und Zusammenwirken von eifrigen Vertretern der Religion, hat sich auch hier nicht nur als Mittel zur Beförderung des persönlichen religiösen Lebens bewährt, sondern hauptsächlich zur Beförderung des religiösen Fanatismus und zur Ausbreitung der Religion.

Schon Abu Bekr hatte den ersten Derwisch-Orden, die Sidikija, gegründet. Im 37. Jahr der Hedschra entstand der Uwaisija-Orden, der sich durch ausschweifende Verehrung Mohammeds hervortat. Wir haben bereits auf den ersten großen Dogmatiker des Islam, al Ghazâli, hingewiesen.

Er hat auch die Derwischorden in den Bestand des islamischen Glaubens und Lebens eingegliedert. Neben die Glaubenslehre und Gesetzeskunde stellte al Ghazâli als dritte große Disziplin die Mystik und bezeichnete sich als den Weg, um zur Lebensgemeinschaft mit Allah zu gelangen. Allerdings sollte nach orthodoxer Lehre der Weg der Mystik erst beschritten werden, wenn Gesetz und Dogmatik gründlich absolviert sind, allein in der Praxis gehen die mystischen Bestrebungen neben den wissenschaftlichen her, und die Macht der Orden beruht auf dem Einfluß, welchen sie auf das ungebildete Volk ausüben. Die eigentliche Mystik, die Versenkung in Allah, geht in den sunnitischen Derwischorden nicht so tief, wie im persischen Sufismus, aber im Glauben des Volks sind die Derwische besonders fromme Mohammedaner, und ihnen muß man folgen, wenn der Islam Weltreligion werden soll.

Es gehört seit Ghazâli zu den allgemein anerkannten Grundsätzen, daß man im Gebiet der Mystik einen speziellen geistlichen Führer, einen Murschid braucht. An der Spitze eines jeden Ordens steht ein Schech, dem alle Ordensglieder zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet sind. Die Derwische wohnen in Klöstern (sawija) mönchsartig beieinander. Jedoch manche Orden lassen auch Verheiratete zur Brüderschaft zu. Der Abt (mokaddim) des einzelnen Klosters hat dem Schech regelmäßig Bericht zu erstatten. Das Noviziat ist ein langer ermüdender Prozeß zu dem Zweck, die neu eintretenden Glieder zu gefügigen Werkzeugen in der Hand ihrer Vorgesetzten zu machen. Neben den eigentlichen Ordensbrüdern (khuan) stehen zahlreiche Laienbrüder, die ihrem gewöhnlichen Lebensberuf nachgehen, aber den Lebensunterhalt der Mönche sichern und in Zeiten der Gefahr sich um sie scharen. Das spezifische Merkmal eines jeden Ordens ist sein Dhikr, die meist äußerst umständliche Form, in welcher die fünf täglichen Gebetsübungen (ṣalât) vom Khuan abgehalten werden.[10]

Die Rufaija oder heulenden Derwische wurden 1182 von Ar Rufai in Bagdad gegründet. Im Kreise sich bei der Hand fassend, in wilde Körperbewegungen sich allmählich hinein-

steigernd bis zur Raserei rufen sie den Gottesnamen an, bis sie besinnungslos hinstürzen oder auf dem Höhepunkt ihres Wahnes rotglühendes Eisen lecken, brennende Kohlen, Glas, Schlangen und Skorpionen verschlingen, sich spitze Nägel in den Schädel treiben und was dergleichen Künststücke mehr sind.[11] Die Maulawijah oder tanzenden Derwische (1273 gegründet) wollen durch ihre mystischen Tänze die Bewegung der himmlischen Sphären oder das Jauchzen der frommen Seele beim Anschauen Allahs versinnbildlichen. Diese Tänze können, nur von kurzen Gebetspausen unterbrochen, über zwei Stunden dauern und versinnbildlichen die leidenschaftliche Liebe, mit der sich die Seele um Gott bewegt. Aber viel wichtiger sind die Missionsorden: die 1165 gegründeten Kadirijah, die ihr Feld hauptsächlich im westlichen Sudan haben und bis nach Sierra Leone sich finden, und die 1258 gegründeten Schadelijah. Fez, die Hauptstadt von Marokko, ist das theologische Zentrum des Islams im nordwestlichen Afrika. Von dort her stammen drei Derwischorden: Die Tijanijah, die Karsesijah und die Hausalijah. Aber der mächtigste Orden in Afrika ist der Senussi-Orden. Der Stifter desselben, Si Mohammed bin Si Ali bin Senussi war 1791 in der Gegend von Tlemsen geboren, hatte auf mehreren mohammedanischen Hochschulen studiert und war in verschiedene Derwischorden eingetreten, bis er 1835 seinen eigenen gründete und in der Nähe von Mekka sein erstes Kloster errichtete. Er siedelte jedoch 1843 nach Benghasi in Tripolis über und gewann einen solchen Einfluß in ganz Tripolis, daß die türkische Herrschaft in Schatten gestellt wurde. Um den ihm unbequemen europäischen Einflüssen zu entgehen, ließ er sich 1855 in der Oase Dschaghbub nieder und gestaltete sie mit großem praktischen Geschick zu einem Kulturzentrum mit einem vortrefflich funktionierenden Nachrichtendienst. 1859 starb der alte Senussi, aber sein Sohn Ali bin Senussi el Mahdi setzte das Werk in seinem Geiste fort und zog sich vor dem Einfluß der Engländer und Franzosen noch weiter nach Süden zurück, zunächst nach der Oase Kufra, dann nach Guro, wo er 1903 starb. Über ganz Nordafrika ist die Se-

nussia ausgebreitet und durch sie sind auch in Arabien einige Beduinenstämme erst gründlich islamisiert worden. Man berechnet ihre Ordensglieder auf 3 Millionen. — Im ganzen zählt man etwa 88 Derwischorden.

Durch die Derwische ist auch die Idee des Mahdi, die wir bei den Schiiten gefunden haben, von den Sunniten weiter ausgebildet worden. Sie wird begründet mit Sure 61,6 des Koran: „Gedenket, wie Jesus, Mariä Sohn, sagte: O Kinder Israel, in Wahrheit bin ich Gottes Gesandter unter euch, das Gesetz, welches von mir gegeben war, zu bestätigen, und einen Gesandten anzukündigen, welcher nach mir kommen wird, dessen Name Achmed heißen wird." Im ägyptischen Sudan suchte Mohammed Achmed dieselbe zu verwirklichen, bis seine Macht durch die Engländer gebrochen wurde. Aber auch nach seinem Tod ist der Einfluß der Derwische noch nicht erschüttert. Es werden in Nordafrika auch lebendige Heilige (Marabut) verehrt, und die Bekehrung der heidnischen Völker zum Islam geht besonders dadurch so rasch vor sich, daß die Übergetretenen nicht mehr als Sklaven verkauft werden dürfen.

Von zahlreichen Sekten und Reformbewegungen seien nur drei erwähnt: Die Wahhabiten, der Behaismus oder Babismus und die Chodschas in Indien. Die Gründer der Wahhabitensekte, besonders Mohammed Ibu Abd al Wahhab, forderten die Rückkehr zum alten unverfälschten Islam: Verboten waren Tabak und Alkohol, das Tragen von Gold und seidenen Gewändern. Alles sollte ein getreues Abbild der Zustände zur Zeit Mohammeds und seiner Genossen in Medina sein. Sie eroberten Kerbela und Mekka; aber ihre politische Macht wurde durch Ibrahim Pascha 1818 gebrochen, und sie konnten nur als Sekte ohne politische Bedeutung fortbestehen. Sie schließen sich streng gegen alles Abendländische ab und wollen die reinen Mohammedaner sein.

Unter den Schiiten in Persien stand in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts ein Reformator auf: Mirza Ali Mohammed, genannt Bab, d.h. die Pforte († 1850). Er trat gegen das Sittenverderben unter den Geistlichen auf, gab sich für einen Gesandten Gottes aus, für den verheißenen Imâm

Mahdi, er wollte die Frauen würdiger behandelt wissen, Ehescheidung und Vielweiberei einschränken, verbot das Rauchen und verlegte die Fastenzeit. In einer seiner Schriften nennt er sich „eine Fleischwerdung des Urwillens", wie er sich selbst neben Mohammed stellt als den großen Propheten seines Zeitalters und seine bedeutendste Schrift an die Stelle des Koran. Noch ein Jüngling, wurde der neue Prophet überfallen, nach Täbris geschleppt und, noch nicht dreißigjährig, grausam hingerichtet. Jetzt erst nahm der Babismus einen gewaltigen Aufschwung und hervorragende Männer und Frauen fielen ihm zu. Die persische Regierung konnte gegen ihn nicht aufkommen und er soll noch heute über eine Million Anhänger zählen. Im Jahre 1852 wurde jeder, der in die Hände der Regierung fiel, zum Tode verurteilt, aber in bewundernswerter Standhaftigkeit und Todesfreudigkeit, mit dem Ausruf: „Von Gott sind wir ausgegangen und zu Gott kehren wir zurück", ertrugen sie die größten Qualen und den schmachvollsten Tod. Mirza Hussein Ali, genannt Beha, wurde Führer der verfolgten Sekte. Er hielt sich für eine Manifestation des Weltgeistes und erklärte seine Anschauungen zu einer Weltreligion, die er auch in Europa und Amerika auszubreiten suchte. Ihm folgte sein Sohn Abdul Behâ, der kurz vor seinem Tode 1921 von den Engländern geadelt wurde. Nun führt ein Diwan oder Rat das Werk weiter und an Anhängern, auch in der Christenheit, fehlt es nicht.

Auch die Chodschas verwerfen den Koran und setzen an dessen Stelle ein persisches Religionsbuch, den Kalam i Pir, der hohe sittliche Grundsätze vertritt. Die Sekte zählt in Indien etwa 60000 Anhänger und ihr Führer, der bekannte Agha Khan ist zugleich Vorsitzender der „All India Moslem League". — Trotz zahlreicher Sekten ist doch der Islam in der heutigen Welt eine einheitliche einflußreiche Macht geworden. Sein Prinzip von der Übereinstimmung aller Gläubigen (Idschma) bildet ein starkes Einheitsband, das die 234814989 Mohammedaner eben doch innerlich zusammenschließt. Wie durch die ganze orientalische Welt geht auch durch die Länder des Islam eine die Völker bis in die Tiefen aufwühlende Bewegung nach Freiheit, Un-

abhängigkeit und Selbständigkeit im Rate der Weltmächte. So sind die Türken gleichsam über Nacht Herren ihres eigenen Hauses geworden und haben alte Traditionen über Bord geworfen. Ihr tatkräftiger Führer Mustapha Kemal Pascha richtete im Innern Kleinasiens seine unabhängige Herrschaft auf und wählte Angora zur Hauptstadt des neuen Türkenreiches. Die Reformen der Jungtürken sind radikal: Absetzung und Ausweisung des Kalifen, die Trennung von Kirche und Staat, die Aufhebung der religiösen Gerichtshöfe, die Einführung des Schweizer Zivilgesetzes, des italienischen Strafgesetzes und des deutschen Handelsgesetzes, dazu Religions- und Gewissensfreiheit, Übersetzung des Korans in die Umgangssprache, Aufhebung der Derwischorden und ihrer Klöster, Einführung des abendländischen Schulwesens, Gründung von Mädchenschulen, Verbot der Vielweiberei, Beseitigung des Schleiers und Zulassung der Frau im öffentlichen Leben.[12] Und die Mohammedaner des fernen Orients blicken mit Bewunderung und Anerkennung auf die von ihnen stets verehrten Türken. In Persien hielt die abendländische Kultur fast ohne Widerstand ihren Einzug und selbst Afghanistan scheint sich den Reformbestrebungen zu öffnen. Damit ist auch für die bisher verschlossenen Länder des Islam die große Missionszeit angebrochen und sie stehen der Botschaft des christlichen Glaubens offen. Wie lange wissen wir nicht. Es ist anzunehmen, daß die islamitische Welt sich früher oder später auf sich selbst besinnt und trotz einer durchgreifenden äußeren Wandlung zur alten Lehre zurückkehrt. Von der Treue und Opferwilligkeit der Christenheit wird es abhängen, ob Christus auch in der mohammedanischen Welt Gehör findet und die Seele der islamitischen Völker überwältigt, so wie „der Christus der indischen Landstraße“ die Volksseele Indiens für sich gewonnen hat. Er ist das Heil der Völker und es ist in keinem andern das Heil zu finden; denn es ist auch kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, durch den wir das Heil erlangen sollen.

Anmerkungen

Zu S. 17—26: Raoul Allier: „La Psychologie de la Conversion chez les Peuples noncivilisés“ (Payot, Paris). Ludwig Köhler: Religion und Menschheit (2. Aufl.). J. W. Hauer: Die Religionen, ihr Werden, ihr Sinn, ihre Wahrheit. (Erstes Buch): Das religiöse Erleben auf den untersten Stufen.

Zu S. 26—42: [1] J. W. Hauer: Die Religionen I. S. 299. [2] ebenda S. 303. [3] Epple: Ev. Miss. Mag. 1927 S. 236. [4] Spieth: Die Ewestämme 1906 S. 238. [5] Anna Rein-Wuhrmann: Mein Bamumvolk S. 56. [6] Christian Keysser: Ajo S. 112. [7] Hauer: S. 330. [8] Radloff: Das Schamanentum und sein Kultus S. 53, v. Orelli S. 95 f. [9] George Nioradze: Der Schamanismus bei den sibirischen Völkern S. 23. [10] Joh. Warneck: Die Lebenskräfte des Evangeliums (3. Aufl.) S. 42—63.

Zu S. 45—57: [1] In R. Neuhauß' Deutsch Neu-Guinea III. 112. [2] L. Frobenius: Und Afrika sprach, Berlin 1912 I, 233 ff. und Hauer S. 108. [3] nach einer Notiz von Livingstone, Hauer S. 110. [4] H. A. Junod: The Life of a South African Tribe S. 383 ff. [5] nach E. Nordenskiöld: [6] Spieth: Die Ewestämme 1906 u. a. a. O. [7] Söderblom: Das Werden des Gottesglaubens S. 141. [8] ebenda S. 142. [9] Merensky: Deutsche Arbeit am Njassa 1894 S. 115. [10] Livingstone: Missionsreisen I, 192. [11] Dr. Karl Beth: Religion und Magie bei den Naturvölkern S. 169. [12] E. Pechuël-Loesche: Die Loango-Expedition S. 276—280 u. 348 ff., siehe auch Beth S. 178. [13] W. Ellis: History of Madagascar I, 390 ff.

Zu S. 57—75: [1] Heiler: Das Gebet S. 119. [2] ebenda S. 119. [3] vgl. dazu Immanuel Bellon: Kultus und Kultur der Tschi-Neger S. 2. [4] Heiler: Das Gebet S. 121. [5] Dannholz: Im Banne des Geisterglaubens S. 15. [6] ebenda S. 15. [7] und [8] ebenda S. 54 f. [9] Endemann: E. M. M. 1924 S. 276. [10] ebenda S. 277. [11] Meinhof: Die Religionen der Afrikaner in ihrem Zusammenhang mit dem Wirtschaftsleben (1926) S. 63. [12] ebenda S. 66. [13] Junod: S. 396. [14] und [15] Tier- und Ahnenverehrung in Afrika (Westermann) A. M. Z. S. 273. [16] Dannholz S. 27. [17] Über Tierverehrung gibt Westermann zahlreiche Beispiele; siehe auch Meinhof a. a. O. [18] Hauer: S. 451. [19] E. M. M. 1881 S. 403. [20] Dannholz S. 74

Zu S. 76—86: [1] Georg Nioradze: Der Schamanismus bei den sibirischen Völkern S. 10 ff. [2] ebenda S. 39. [3] ebenda S. 59. [4] Hauer: S. 463. [5] v. Orelli: S. 92—94. [6] C. de Harlez: La Religion des Tatares Orientaux S. 178 f; v. Orelli S. 90 und Wurm S. 56. [7] Hauer S. 459.

Zu S. 87—102: [1] Warnecks Allg. Miss. Zeitschrift (1874) S. 25. [2] a. a. O. S. 30. [3] S. 33. [4] Allg. Miss. Zeitschrift (1879) S. 60. [5] a. a. O. S. 62. [6] Hauer S. 417. [7] Warneck: Die Lebenskräfte des Evangeliums S. 11. [8] Stosch: Im fernen Indien S. 147 ff. [9] Allg. Miss. Zeitschrift (1907) S. 34—38. [10] siehe Warneck, Lebenskräfte S. 15. [11] ebenda S. 18. [12] S. 24. [13] Epple: E. M. M. (1927) S. 228 ff. [14] ebenda S. 230. [15] Kühnle-Degeler: Die Starken zum Raube S. 14.

Zu S. 107—114: [1] Söderblom: Das Werden des Gottesglaubens S. 61. [2] ebenda S. 59. [3] Ohijesa S. 57 ff. [4] Waitz III. S. 178. [5] Söderblom S. 137. [6] ebenda S. 139. [7] Hauer S. 113, vgl. dazu Oesterreich, Einführung 122 ff. und W. Jones, The Algonkin Manitou. [8] Lüken: Die Traditionen des Menschengeschlechts S. 243 f. [9] ebenda S. 244 f. Hauer 132 (siehe auch K. Th. Preuss, Religion und Mythologie der Uitoto I, 166 ff.). [10] Hauer S. 243. [11] Réville, Les religions des Peuples non civilisés I, p. 244. [12] Hauer S. 246 und Stoll, Suggestion S. 169 f. [13] Vgl. Westermann: Tier- und Ahnenverehrung in Afrika A. M. Z. 1915 p. 273 f.

Zu S. 115—120: [1] v. Orelli S. 783—796 und Karl Woermann: Geschichte der Kunst, Mexiko a. v. O. [2] Chantepie de la Saussaye I., S. 31 frühere Aufl. [3] v. Orelli S. 803—813.

Zu S. 120—124: [1] Gerbing: Das Erdbild der Gegenwart: Australien und die Südsee, von Prof. Dr. Paul Hambruch 893 f. [2] Christian Keysser: Ajo S. 16. [3] Gerbing: ebenda 971.

Zu S. 125—130: [1] Religionsgeschichtl. Lesebuch (Nr. 8): Die Eingeborenen Australiens und der Südseeinseln, v. Richard Thurnwald a. v. O.; vgl. auch: Söderblom: Das Werden des Gottesglaubens S. 50 ff. und Hauer S. 156 ff. [2] ebenda; vgl. auch Wirz, Anthrop. und ethnolog. Ergebnisse der Zentral Neu-Guinea-Exped. dition 1921—1922. Nova Guinea 16/1, 1924 S. 64 ff. Keysser: Aus dem Leben der Kaileute, auch Ajo und Anutu a. v. O. [3] ebenda S. 23.

Zu S. 131—135: [1] Religionsgeschichtl. Lesebuch Nr. 8, S. 27; Chr. Keysser: Ajo und Anutu usw. und Aus dem Leben der Kaileute. [2] v. Orelli: S. 819 ff. [3] Lüken: Traditionen des Menschengeschlechts S. 262 f., nach Williams, Fiji and the Fijians. [4] Ajo S. 101 und 102.

Zu S. 135—140: [1] Thurnwald: Die Eingeborenen Australiens und der Südseeinseln S. 30 ff. [2] Waitz VI, S. 245 f. [3] nach Gerland: Wurm S. 92.

Zu S. 141—144: [1] Dr. Hofer: Weltanschauungen in Vergangenheit und Gegenwart S. 37.

Zu S. 155—178: [1] D. Fr. Jeremias: Semitische Völker in Vorderasien: Chant. d. l. S. S. 505. [2] ebenda S. 574 f. [3] Alfred Jeremias: Allgemeine Religionsgeschichte S. 36. [4] F. u. A. Jeremias, ebenda S. 558 ff. und S. 30 f. [5] Tiele-Söderblom S. 81. [6] A. Jeremias S. 33. [7] ebenda S. 32. [8] Hommel, Geschichte des alten Morgenlandes S. 44. [9] Chant. d. l. S. Fr. Jeremias S. 579. [10] Fr.

Jeremias (frühere Auflage) S. 336. [11] A. Jeremias, Das Alte Testament im Lichte des alten Orients S. 71—73. [12] Jeremias 598 ff. n. Orelli S. 220 f. [13] Orelli S. 222 ff.

Zu S. 179—196: [1] Kittel: Geschichte des Volkes Israel S. 172. [2] Fr. Jeremias, Chant. d. l. S. S. 619 ff. [3] Sellin, Die Ausgrabungen des alten Orients, Neue kirchl. Zeitschrift 1905 S. 125. [4] Kittel S. 246. [5] Alfr. Jeremias S. 91, ebenda S. 58.

Zu S. 197—220: [1] A. Jeremias S. 64. [2] Hommel: Geschichte des alten Morgenlandes S. 78. [3] Erman: Ägypten u. ägyptisches Leben im Altertum II, S. 352. [4] Chant. d. l. S. Die Ägypter v. Dr. H. O. Lange S. 449. [5] Religion und Mythologie der alten Ägypter S. 90 f. [6] a. a. O. S. 96—99, ebenda S. 99. [7] A. Jeremias: S. 66. [8] ebenda S. 74. [9] ebenda S. 75. [10] Chant. d. l. S: Lange: S. 482. [11] ebenda S. 483. [12] Lange S. 468. [13] Lange a. a. O. S. 467. [14] Söderblom: S. 19 ff.

Zu S. 224—260: [1] Dr. W. Öhler: China und die christliche Mission S. 1 ff. [2] ebenda S. 39. [3] Söderblom: Das Werden des Gottesglaubens S. 241. [4] vergl. dazu. Chant. d. l. S.: Otto Franke: Die Chinesen S. 199. [5] vergl.: Allg. Miss. Zeitschr. 1901 S. 221 und 339. [6] Dr. W. Öhler: China und die christliche Mission S. 69. [7] O. Franke: S. 195. [8] Dr. Krause: Ju-tao-fo S. 141. [9] ebenda S. 142. [10] ebenda 143 und O. Franke S. 205. [11] Dr. Krause: S. 142. [12] ebenda S. 141. [13] Dr. W. Öhler: S. 85. [14] O. Franke: S. 196 u. Miss. Magazin 1888 S. 117. [15] Zeitschrift für Missionskunde: Dr. E. Faber 1899. [16] Dr. Krause: S. 113 f. [17] Dr. W. Öhler: S. 77. [18] Dr. W. Öhler: S. 86 ff. [19] ebenda S. 87. [20] Ju-tao-fo: Dr. F. E. A. Krause: S. 72 und 73. [21] Hue: Das chinesische Reich II. S. 109. [22] Lechler: Miss. Mag. 1888 a. a. O. S. 116. [23] Heidenbote 1902 S. 41. [24] Öhler: S. 71. [25] Schultze: Miss. Mag. 1887 S. 28 f. [26] a. a. O. S. 82. [27] Prof. Dr. O. Franke: S. 215 (De Groot). [28] a. a. O. S. 216; vergl. auch De Groot S. 62.

Zu S. 261—277: [1] Munzinger: Die Japaner S. 191. [2] ebenda 180. [3] Chant. d. l. S.: Die Japaner von Prof. Dr. K. Florenz (Hamburg) S. 272. [4] ebenda S. 275. [5] ebenda § 7: S. 284 ff. [6] Munzinger: a. a. O. S. 198. [7] Florenz: S. 297. [8] Dr. K. Florenz S. 302. [9] ebenda S. 306. [10] ebenda S. 327. [11] Calwer Missionsblatt 1905 S. 59 u. 69. [12] Florenz S. 342 f. Korea Miss. Mag. 1904 S. 451.

Zu S. 277 u. 278: [1] Dr. A. H. Franke: Geistesleben in Tibet S. 44 f.

Zu S. 285—293: [1] Chantepie de la S.: Prof. Dr. Sten Konow (Kristiania II.) S. 16. [2] vergl. M. Winternitz: Geschichte der indischen Literatur S. 47 ff. [3] Hardy: Indische Religionsgeschichte S. 83. [4] Prof. Dr. Otto Strauß: Indische Philosophie S. 117.

Zu S. 294—318: [1] Otto Strauß: Indische Philosophie S. 17. [2] Oldenberg: Die Religion des Weda (Veda) S. 206. [3] Adolf Kaegi: Der Rigveda S. 82. [4] ebenda S. 83. [5] Oldenberg, a.

a. O. S. 230. [6] Oldenberg: Die Religion des Veda S. 216. [7] Rig-Veda I., 60, 1. [8] v. Schröder: Indiens Literatur und Kultur S. 118. 141. 137. [9] Happel: Die religiösen und philosophischen Grundanschauungen der Inder S. 28. [10] Oldenberg: R. d. R. V. S. 359 f. [11] Chant. d. l. S. (frühere Auflage) Lehmann: II. S. 41. [12] Sten Konow: S. 47. [13] Lehmann: II. S. 41. [14] Otto Strauß: S. 24. [15] ebenda S. 30. [16] Oldenberg: S. 275 f.

Zu S. 320—377: [1] Oldenberg: Buddha, sein Leben, seine Lehre, seine Gemeinde S. 12. [2] Otto Strauß: Indische Philosophie S. 31. [3] Oldenberg: Buddha S. 20, 22. [4] Otto Strauß: S. 34. [5] ebenda S. 39. [6] Dilger: a. a. O. S. 81. [7] Otto Strauß: S. 41. [8] ebenda S. 46. [9] und [10] und [11] ebenda S. 48 ff. [12] Mahâbhârata. [13] Frohnmeyer: Missionsarbeit in Indien; Basler Missionsstud. Heft 29, S. 18. [14] Strauß: S. 58. [15] ebenda S. 57. [16] Oldenberg: Buddha S. 47. [17] ebenda S. 48. [18] Otto Strauß: S. 65. [19] und [20] und [21] ebenda S. 66 f. [22] ebenda S. 179. [23] Otto Strauß: S. 172 f. [24] Oldenberg: Buddha S. 27; vgl. dazu auch Deußen: Das System des Vedânta a. a. O. und Strauß S. 240 f. [25] v. Schröder a. a. O. S. 322. [26] v. Schröder: S. 327. [27] ebenda S. 349. [28] Robson: Hinduism and its relations to Christianity, Edinb. 1875 p 121 f.

Zu S. 379—417: [1] M. Williams: Hinduism p 85. [2] v. Schröder a. a. O. S. 359. [3] ebenda S. 514. [4] Ward: Literature and Mythology of the Hindoos III, 107. [5] Garrett: A. classical Dictionary of India p. 305. [6] Richard Garbe: Indien und das Christentum S. 279 f. [7] ebenda S. 286. [8] Dr. H. W. Schomerus: Indien und das Abendland S. 138. [9] ebenda S. 140. [10] ebenda S. 141.

Zu S. 421—448. [1] Chantepie de la S.: Lehmann S. 211. [2] ebenda S. 204. [3] Spiegel, Awesta III. S. VIII. [4] Chant. d. l. S.: Lehmann S. 224. [5] Tiele-Söderblom S. 282. [6] Chant. d. l. S.: Lehmann S. 226 n. f. [7] Spiegel, Awesta III. S. XLVII f. [8] nach Lehmann, ebenda S. 238. [9] v. Orelli S. 553. [10] Monier Williams, Modern India p. 180. [11] v. Orelli S. 557. [12] Chant. d. l. S.: Lehmann S. 240. [13] a. a. O. S. 246. [14] Darmesteter S. B. of the East III, XLVII. [15] Lehmann S. 235.

Zu S. 450—482: [1] Rohde: Psyche, Vorwort zur 1. Aufl., in 3. Aufl. S. IX. [2] ebenda S. 31. [3] Welker: Griechische Götterlehre I, S. 142 u. a. a. O. [4] [5] [6] [7] [8] vgl. Welker: II, S. 6—15. [9] Chant. d. l. S. II, S. 340, 2. Aufl. [10] Nägelsbach: Homerische Theologie, 3. Aufl. S. 116—141. [11] Rohde: Psyche S. 347 ff. [12] ebenda S. 7. [13] Nägelsbach: S. 354. [14] Rohde: a. a. O. S. 259. [15] ebenda S. 147 [16] Dr. M. P. Nilsson in Chant. d. l. S. S. 365. [17] ebenda S. 371. [18] Chant. d. l. S.: Aufl. II. S. 293. [19] ebenda (neue Ausgabe), II. S. 339. [20] v. Orelli, a. a. O. S. 628. [21] Lübke: Grundriß der Kunstgeschichte, 10. Aufl. I. S. 107.

Zu S. 484—511: [1] v. Orelli S. 648. [2] Chant. d. l. S. II. S. 368. [3] v. Orelli S. 678. [4] Lübke, Grundriß der Kunstgeschichte I,

S. 212 bis 219. [5] a. a. O. S. 226. [6] Cumont, Franz, Textes et monuments figurés relatifs aux mystères de Mithra, T I. 1899. II. 1896. [7] vgl. Cumont. [8] a. a. O. I., S. 245, II., S. 472. [9] ebenda I., S. 245. [10] a. a. O. S. 294. [11] Chant. d. l. S.: Der Manichäismus II., S. 271. [12] ebenda S. 272. [13] und [14] ebenda S. 273.

Zu S. 512—514: [1] vgl. Chant. d. l. S. II., S. 601 ff. [2] Caesar, bell. Gall. 6, 16.

Zu S. 517—528: [1] Elard Hugo Meyer, Germanische Mythologie S. 133 ff. [2] ebenda S. 229. [3] v. Orelli S. 703. [4] Meyer, S. 217. [5] ebenda a. a. O. S. 217. [6] ebenda S. 269. [7] S. Bugge, Studie über die Entstehung der nordischen Götter- und Heldensage, übers. v. Brenner, München 1889. [8] H. Gering, die Edda, übersetzt und erläutert, 1893 Einl. S. 8. [9] Meyer, S. 221.

Zu S. 529—532: vgl. Chant. d. l. S., v. Prof. Dr. A. Brückner (Berlin) S. 506 ff. [1] S. 534, [2] S. 509, [3] S. 513. [4] Tiele Söderblom S. 303.

Zu S. 534—535: [1] v. Orelli S. 101. [2] ebenda S. 98—101.

Zu Seite 538—599: [1] Dr. F. E. Krause S. 300. [2] Jakobi: Der Buddhismus. [3] Dutoit: Leben des Buddha S. 1—5 [4] ebenda S. 4. [5] Oldenberg S. 147. [6] ebenda S. 151 und 195. [7] ebenda S. 202. [8] Sacr. B. of the East XI, p. 36—38. [9] ebenda XI, p. 115 f. [10] Krause S. 326. [11] ebenda S. 330. [12] Chant. d. l. S. (frühere) II. S. 92. [13] Oldenberg, a. a. O. S. 321. [14] v. Orelli S. 181. [15] Pischel S. 9. [16] Wassiljew, S. 128. [17] ebenda S. 133. [18] Sacr. B. XLIX p. VI: [19] Krause S. 388. [20] ebenda S. 390. [21] ebenda S. 391 f. [22] ebenda 404 ff. [23] Reichelt, Der chin. Buddhismus S. 20 f. [24] ebenda S. 86. [25] ebenda S. 89. [26] Krause S. 463. [27] Reichelt S. 122. [28] ebenda S. 131. [29] Krause S. 462. [30] Heiler: Die buddh. Versenkung S. 467. [31] und [32] Chant. d. l. S. II S. 113 ff. [33] Schwäb. Merkur 1903 Nr. 582.

Zu S. 600—638: [1] A. Jeremias: S. 88. [2] Zwemer, Raymundus Lullus S. 12. [3] ebenda nach Mayers. [4] Dr. Koelle S. 73; Miss-Mag. 1895 S. 309. [5] v. Orelli S. 370. [6] Richter: Der Islam als Religion S. 68. [7] ebenda S. 72. [8] v. Orelli S. 385. [9] Richter S. 77. [10] J. Richter, Die Islamisierung Afrikas, Allg. M. Z. 1905 S. 440. [11] vgl. Prof. D. Bertholet: „Die gegenw. Gestalt des Islams"; und auch: Richter; Goldzieher, Moh. Studien usw. und Becker, Islamstudien.

Berichtigung:

S. 56 Z. 3 v. o.: Fanti statt Janti.

S. 70 Z. 2 v. o.: Akem statt Akun.

Register

F

G

H

I

J

K

L

1268980

Wurm

...Handbuch der relig-

ionsgeschichte...

5-31-40



Wurm

...Handbuch der relig-
ionsgeschichte...

1268980

JUN 4 '40

5-31-40

